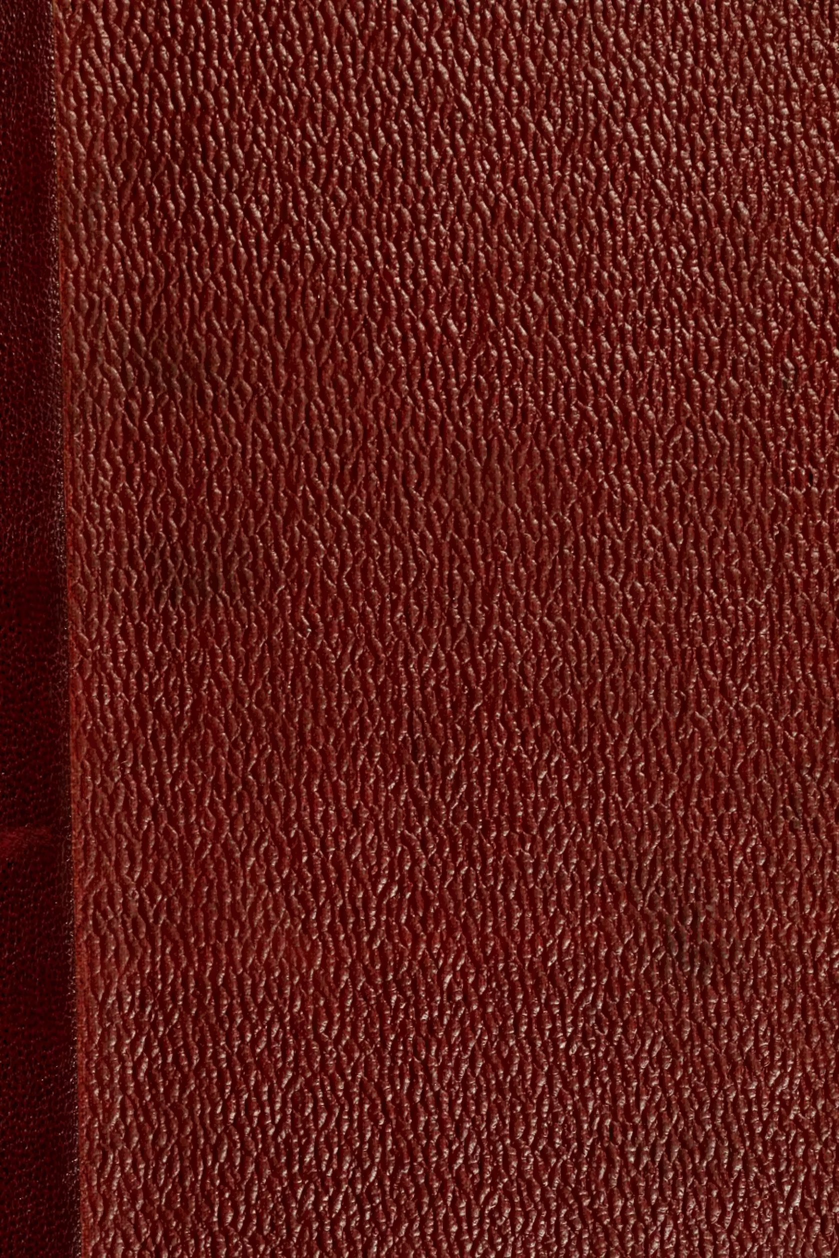


# ZEITSCHRIFT

FÜR

# DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET von JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

**Hugo Gering und Friedrich Kauffmann**

EINUNDVIERZIGSTER BAND



VERLAG VON W. KOHLHAMMER

BERLIN W 35
Derfflingerstrasse 16.

STUTTGART
Urbanstrasse 14.

LEIPZIG
Rossplatz 16.

1909.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

INHALT.



## Miszellen.



## Literatur.

# ÜBER DIE STELLUNG DES GATTUNGSNAMENS BEIM EIGENNAMEN IN DEN WERKEN HARTMANNS VON AUE.

**Ein beitrag zur lehre von der mittelhochdeutschen wortstellung.**

Die vorliegende untersuchung will zeigen, welchem einflusse die wortstellung Hartmanns von Aue in dem falle ausgesetzt ist. wenn zu einem eigennamen (*Britanje*, *Karidôl*, *Breziljân* usw.) ein entsprechender gattungsname tritt. Es handelt sich zumeist um präpositionalausdrücke. die aus zwei zueinander im appositionellen verhältnisse stehenden ausdrücken bestehen und einen vers füllen. z. b. Iw. 263 *daz ich nâch âventiure reit ze Breziljân in den walt*[1].

In Hartmanns epen finden wir eine reiche auslese solcher stellen; sie tragen zwar einerseits zur breite der darstellung bei, insofern der ort in zwei präpositionalausdrücken genannt wird, anderseits bietet die spitzenstellung *ze Breziljân in den walt* dem dichter ein mittel, um schwung in die diktion zu bringen.

Wie schon Grimm (Gr.[4] ndr. 1898, 1056) zu obiger Iweinstelle ausdrücklich bemerkt. gehört das verhältniswort *ze* nicht zum zeitwort der bewegung *rîten*, sondern zu *Breziljân; in den walt* ist kein zusatz, der von *ze Breziljân* abhängt, sondern der gattungsname[2].

1) Über die zu personennamen tretenden appositionen handelt Zwierzina in seinen Mhd. studien, bes. in nr. 11 Zfda. 45. 253—86; in den Beobachtungen zum reimgebrauch Hartmanns und Wolframs (Abhandlungen zur germ. philologie, festgabe für R. Heinzel s. 504 anm. 4) berührt dieser gelehrte unser problem, indem er auf die verwendung der bloss ein epitheton ornans vertretenden apposition beim eigennamen, vor allem beim namen des helden aufmerksam macht.

2) Für den Heliand hat E. Kock (Zum Heliand, Zfda. 48, 194) dieses verhältnis betont. indem er auf diese zwei stellen verweist: 358 *sohta im thia wanamon hem, the burg an Bethleem* und 5960 *weldun im te Emaus that kastel suokan*, wo *thea burg* und *that kastel* die gattungsnamen zu *Bethleem* bezw. *Emaus* sind.

Der eigenname steht bis auf wenige ausnahmen mit einem verhältnisworte im obliquen casus. Es soll nun gezeigt werden, was den dichter veranlassen konnte, in dem präpositionalausdrucke den gattungsnamen vor oder nach den eigennamen zu setzen, d. h. entweder den gattungsnamen vor den reimenden eigennamen in den versanfang zu setzen wie in der Iweinstelle 925 *in den walt ze Breziljân*, oder den gattungsnamen im reim zu gebrauchen und den eigennamen an die spitze des verses zu stellen wie im Iw. 263 *ze Breziljân in den walt*.

Die untersuchung, welche vollständigkeit in den belegen anstrebt, beschäftigt sich zunächst mit Hartmann von Aue; daneben wurden reichlich andere dichter herangezogen, insbesondere jene, in deren werken die in Hartmanns dichtungen genannten eigennamen vorkommen[1].

Freilich sind das vorkommen oder nichtvorkommen eines eigennamens oder seine verteilung innerhalb eines werkes nicht schlechthin als kriterien zu verwenden, da ja nicht immer gelegenheit war, einen bestimmten eigennamen zu nennen. Britanje kommt z. b. im Er. 12mal, im Iw. nur 1mal vor, und man kann nicht sagen, dass der dichter diesen eigennamen im späteren werke mied; es bot sich ihm keine gelegenheit, ihn zu nennen.

Für Hartmanns epen, für Gottfrieds und Heinr. v. Freibergs Tristan und für Wirnts Wigalois wurden eigene reimwörterbücher angelegt; die angaben der reimbindungen für Hartmann stimmten im allgemeinen mit den zahlenangaben bei Vos (The diction and rime-technic. New York u. Leipzig 1896, s. 46 ffg.) überein, verschiedenheit in den angaben wurde gegebenenfalls vermerkt. Für den Parz. wurde San-Martes Reimregister (1857) benützt; doch wurden San-Martes angaben durch Zwierzinas arbeiten und eigene reimverzeichnisse für einzelne wörter nachgeprüft und richtiggestellt.

1) Benutzte ausgaben: Hartmanns Erec nach Haupt[2], den a. Heinr. nach Bech (D. cl. d. m. 5. 1867), den Gregorius nach Pauls Altd. textbibl. 2. 1906, den Iwein nach Lachmann[4], Gottfrieds Tristan nach Bechstein (D. cl. d. m. 7—8, 1869), Freibergs Tristan nach Bechstein (D. d. d. m. 5. 1877; Bernts ausgabe (1906) wurde öfters zu rate gezogen), Wolframs Parzival nach Lachmann[5], den Wigalois nach Pfeiffer (D. d. d. m. 6. 1847) und Ulrich von Zetzikons Lanzelet nach Hahn 1845; im ganzen stützt sich die untersuchung einschliesslich der 9524 verse des Eilhartschen Tristan auf ungefähr 105000 mhd. verse.

## I. Die geringe möglichkeit, einen reim auf den eigennamen zu finden, kann bewirkt haben, dass dieser zugunsten des leicht reimbaren gattungsnamens aus der reimstelle tritt[1].

### 1. Zum eigennamen mit einer präposition tritt der mit einer anderen präposition versehene gattungsname.

a) *ze Britanje in daz lant (in dem lande).*

Im Er. finden wir 12 belege, im Iw. 1, in den übrigen werken Hartmanns kommt dieser eigenname nicht vor. Ohne gattungsnamen steht *Britanje* unter diesen fällen nur 3mal im Er., in den ersten beiden im reime auf ein fremdwort, bezw. einen eigennamen: 1915 *daz ist nâhen bî Britanje* (: *montanje*[2]). 2326 *des küneges von Britanje* (: *Spanje*) und 2760 *wan man saget, sîn gelîch ze Britanje enkæme nie.*

Mit dem gattungsnamen sind die folgenden stellen zu verzeichnen, zunächst aus dem Er.: 1132 *ich wil iu immer fremde sîn ze Britanje in dem lande* (: *schande*). 2347 *deheine tiuwerre vant ze Britanje über daz lant.* Mit verben der bewegung: 2030 *dô disiu schar reit ze Britanje in daz lant* (: *hant*), 2228 *sît sî durch fröude wæren komen ze Britanje in ir lant* (: *-hant*), 5650 *êr wolde varn von lande ze Britanje in daz lant* (: *-kant*), 5680 *ir enleistent iuwer vart — — ze Britanje in daz lant* (: *-want*). 7799 *si gedâhten reisen dâ zehant*

1) Dies gilt auch von eigennamen ohne gattungsnamen, z. b. *Lîmors*, das zwar 6mal im Er., jedoch nie im reime vorkommt: 6112 *von Limors geborn*, 6315 *ûf Limors fuorten si in dan*, 6663 *Limors liutlôs beleip*, 6815 *ûf Limors, nû seht hie*, 6976 *ûf Limors hie nâhen bî*, 7270 *ûf Limors und dô von dan.* Auffällig ist in diesen belegen die spitzenstellung, die so folgerichtig durchgeführt ist, dass wir die sonst bei Hartmann seltene wortstellung des prädikativen adjektivs vor dem zeitwort im hauptsatze finden (6663); vgl. Zwierzina, Zfda. 45, 274 anm. 2 und weiter unten. — Im Lanzelet kommt *Lîmors* 5mal ohne gattungsnamen vor, darunter 3mal (1842, 1983, 2048) in der typischen wendung *Liniers de Lîmors* im reime zu *ors.*

Gegenüber der grossen zahl der fälle, wo der eigenname von einem gattungsnamen begleitet ist, ist zu bemerken, dass *Salerne* im a. Heinr. stets ohne gattungsnamen vorkommt: im reime 5mal (180, 372, 436, 1028, 1059), im versinnern nur 860. Unter den möglichen gattungsnamen wäre zunächst an *stat* zu denken; doch kommt dieser nur 517 im reime vor. Auch in Gottfrieds Tristan wird *Salerne* 2mal (7334, 7385) ohne gattungsnamen im versinnern genannt.

2) Lachmann zeigt (Iw. 1182), dass diese Form seltsam ist, 2754 lesen wir *der ander Gaudîn de Montain* (: *Gawein*); doch weist Schröder (Zfda. 42, 261) darauf hin, dass Hartmann frz. *-aingne* sonst nicht durch *-ein* wiedergibt. Henrici setzt nach der Giessner hs. B *Britange* in seinen Iweintext. Doch spricht sich Zwierzina (Zfda. 45, 324 anm.) wegen des mangels an bindungen auf deutsch *-ange* dagegen aus.

*ze Britanje in daz lant*, 7814 *weder ze Britanje in daz lant gienge, daz was in unerkant;* dazu kommt noch aus dem Iw. 1182 *mîn vrouwe het mich gesant ze Britanje in daz lant.*

Erblicken wir nicht eine typische wortstellung in diesen 9 stellen? 7mal (Er. 2029, 2227, 5649, 5679, 7798, 7813, Iw. 1182) steht im ersten verse ein zeitwort der bewegung, im zweiten *ze Britanje* mit nachfolgendem gattungsnamen; ohne zeitwort der bewegung findet sich diese wortstellung im Er. 1131, 2346; auch bei anderen eigennamen können wir beobachten, dass kein unterschied in der wortstellung hervorgebracht wird, ob nun ein zeitwort der bewegung im satze vorkommt oder nicht.

Die reimnot, welche Hartmann hatte, wenn er *Britanje* in den reim setzen wollte, begründet diese wortstellung. Die zwei einzigen stellen, wo *Britanje* im reime steht (Er. 1915, 2326), wurden schon oben angeführt. Wie gross ist dagegen die reimgelegenheit auf *-ant!* Im Er. zählen wir 164, auf *-ande(n)* nur 41 reimbindungen (Vos, Diction s. 48 gibt nur 40 stellen an). Im Iw. beträgt die zahl der reimgelegenheiten auf *-ant* 119 (Vos, ebend. 120 stellen).

Eilhart von Oberge nennt *Britanje* nur 3mal in seinem Tristan, doch nie im reim: mit dem gattungsnamen 5020 *reit dô der èdele wîgant zû Britanja in daz lant*, ohne diesen 3878, 5021 [1].

In den 19552 versen des Gottfriedschen Tristan wird *Britanje* 11mal erwähnt, im reime nur 7584 *und wolten ze Britanje* (*: Ispanje*). Im vergleich mit dem Er. ist zu beobachten, dass *Britanje* in 8 fällen ohne gattungsnamen steht (150, 432, 3095, 3865, 5301, 5313, 5565, 18691). Mit dem gattungsnamen kommt *Britanje* nur 2mal vor: 3864 *er fuor ze Britanje in daz lant* (*: vant*) und 3832 *«nû wâ lît Kurnewâle hin?» «Ez stôzet» sprâchen jene zehant «jensît Britanje an daz lant»* (*: hant*) [2]. Die nachsetzung des gattungsnamens hinter den eigennamen erfolgt aus reimnot [3]. Auffällig ist die wortstellung in der zweiten stelle (3832) insofern, als der eigenname vor dem mit der präposition und dem artikel versehenen gattungsnamen (im reime) steht. Bei Hartmann ist eine derartige wortstellung nicht zu belegen.

1) Die stellen sind dem namenregister der Lichtensteinschen ausgabe (QF XIX) entnommen worden.

2) Über die seltenere konstruktion *stôzen an* vgl. das Mhd. wb. II² 661. 21 b.

3) Unter den ersten 6000 versen kommt *-ant* 77mal im reime in den üblichen bindungen vor. — *Almânje* finden wir ohne gattungsnamen im Trist. 3701, 18452, 18606, 18611, mit *lant* verbunden 18449 in der typischen wortfolge: *ze Almânje in dem lande* (*: Tristande*).

In Heinrich v. Freibergs Tristan kommt *Britanje* 9mal vor, darunter in keiner stelle im reim. Auf diesen umstand ist um so mehr aufmerksam zu machen, als die geringe reimgelegenheit den in bezug auf den reim nicht besonders sorgfältigen dichter veranlasste, diesen eigennamen ins versinnere zu setzen. In verbindung mit dem gattungsnamen finden wir *Britanje:* 1429 *die stuonden im ôt allez hin gein Britanje in daz lant* (: *cant*), 1471 *daz sînem herren was sîn muot gein Britanje in daz lant* (: *-hant*) und 1573 *zu Britanje in daz lant*[1] *quam der herre Tristant.* Ohne gattungsnamen im versinnern 1211, 2485, 2919, 6842; über *Britanjen lant* vgl. s. 10 fg.

Wolfram verwendete im reim im Parz. für *Britanje: Britâne, Bretâne,* am häufigsten aber *Bertâne*[2]. Unter den 12 stellen des Parz. steht *Bertâne* 3mal im reim, mit dem gattungsnamen verbunden nur 198, 24 *sô füer von disem plâne inz lant ze Bertâne;* 74, 8 und 383, 13 ohne den gattungsnamen.

Im versinnern findet sich *Bertâne* in folgenden beiden stellen: 145, 14 *ouch sprach der selbe Wigant erbeschaft ze Bertâne ûfez lant,* 206, 6 *Kingrun scheneschlant was kommen ze Bertâne in daz lant.* Die sehr grosse reimgelegenheit auf *-ant* (San-Marte verzeichnet s. 14—18 454 bindungen) erklärt, dass in diesen wie in den folgenden 2 stellen (735, 16; 761, 27) die leicht zu findende reimbindung dem dichter bequemer war als die seltenere auf *-âne* (bei San-Marte s. 30 nur 25 bindungen, zumeist auf eigennamen). Auch in einigen anderen stellen, wo *Bertâne* im versinnern ohne gattungsnamen vorkommt, scheint der reim die ursache der wortstellung zu sein: 419, 25; 455, 10; 586, 7; 701, 23[3].

1) A. Bernt (einl. zur Tristanausgabe s. 46) hat beobachtet, dass derartige präpositionalverbindungen (auch ohne eigennamen) ziemlich häufig in Heinr. v. Freibergs Tristan sind und dessen stil kennzeichnen.

2) W. Hoffmann behandelt in seiner diss. (Strassburg 1894) den einfluss des reims auf die sprache Wolframs; den einfluss des reims auf die wortstellung bespricht der vf. sehr kurz auf s. 60—61.

3) Für *Spanje* finden wir im Parz. *Spâne*, mit *lant* verbunden 2mal: 48, 8 *got weiz, hêr Kaylet, ob ich iu name Dôlet und iuwer lant ze Spâne* (: *Gascâne*) und 58, 27 *dâ ze Spâne im lande er den künec erkande.* Die ortsbestimmung, durch *dâ* verstärkt, steht wirkungsvoll an der spitze des satzes (doch fehlt *dâ* Ggg. und im Tübinger Parzivalbruchstück, Zfda. 49, 128); des reimes auf *-ande* wegen (San-Marte s. 12—13 gibt 41 bindungen an) musste *Spanje* ins versinnere treten. Ohne gattungsnamen steht *Spanje* 64, 13 und 400, 4.

Streng genommen gehören diese beiden stellen nicht hierher; doch kennzeichnen sie die reimtechnik Wolframs: Parz. 117, 9 *sich zôch diu frouwe jâmers balt ûz ir lande in einen walt zer waste in Soltâne* (: *plâne*), 118, 1 *der knappe alsus ver-*

Wie Wolfram verwendete auch Ulr. von Zetzikon formen auf *-âne* für *-anje* im reim. Mit einem gattungsnamen finden wir *Britâne* überhaupt nicht im reim. ohne diesen steht es 2370 und 9032 (*: plâne*), 6565 (*: montâne*) und 8715 (*: parâne*); im versinnern 2481, 2787, 8023 und 8816 (691 *von britânischen rîchen*).

Betrachten wir die verhältnisse im Wigalois! *Britanje* wird 11mal erwähnt. darunter 2mal im reim: 41, 19 *des küneges von Britanje* (*: Ispanje*) und 105, 36 *dem künege von Britanje* (*: gamanje*). In jenem falle ist *Britanje* auf einen eigennamen, der im Wig. nur noch 77, 5 vorkommt. gebunden: in diesem auf ein wort, welches das Mhd. wb. (I. 460. 19b) überhaupt nur an dieser stelle belegt. Die überwiegende zahl der stellen wird von den fällen gebildet. wo *Britanje* ohne gattungsnamen im versinnern steht (9, 8; 59, 32; 82, 32; 83, 29; 94, 37; 129, 29 und 233, 6).

Mit *lant* verbunden kommt *Britanje* in den 11 708 versen des Wig. nur 2 mal vor: 89, 16 *disiu maget wart gesant ze Britanje in daz lant*, 287. 29 *fuorter und die künegin in daz lant ze Britanje hin.*

In den 10 135 versen des Er., wo *Britanje* 12mal genannt wird, finden wir die wortstellung 'präp. Britanje + präp. art. gattungsname' 8mal, im Wig., wo *Br.* 11mal vorkommt, aber nur 89, 16; die grosse reimmöglichkeit auf *-ant* (208 bindungen!) begünstigte diese wortstellung. In 287. 29 tritt (wie in 82, 32) eine kleine änderung ein, indem Wirnt das adv. *hin* zu der konstruktion *füeren in* als flickwort in den reim setzte. für welches 61 bindungen zu belegen sind; dabei bindet der dichter *în : in*. Das ist eine im Wig. nicht gar so seltene erscheinung, z. b. 60, 24 *bräkelîn : sin*, 191, 6 *in : zobelîn* (*zöbelin C*), 158, 26 *wirtîn : hin*, 171, 19 *in : sîn*, oder 109, 27 *în : künegin*, 113, 33 *în : gewin*; vgl. dazu Zwierzina, Zfda. 45, 79.

b) *ze Karidôl in sîn* (*sîme*) *hûs.*

*Karidôl* kommt in Hartmanns werken nur 3mal vor: im Er. 7806 *wir vinden in ze Karidôl* (*: Tintajôl*[1]). Wie Lachmann zum

*borgen wart zer waste in Soltâne erzogn* (*: betrogn*). Wo dem dichter die möglichkeit gegeben war, den eigennamen auf *-âne* reimen zu lassen, da ergriff er auch die gelegenheit dazu. Was konnte Wolfram einen leichter findbaren reim auf *Soltâne* geben als *plâne*? Dafür spricht auch die verwendung von *plâne* im reime überhaupt. Nach San-Martes reimregister (s. 30) steht dieses wort 8mal im Parz. im reim, darunter 6mal mit einem land- bezw. personennamen reimend (67, 21; 74, 7; 198, 23; 383, 14; 541, 1; 544, 20); 378, 18 und 753, 24 ist es mit fremden gattungsnamen gebunden.

1) Eilhart v. Oberge nennt *Tintanjol* 16mal in seinem *Tristant:* 74, 1297, 2806, 4775, 5145, 5163, 5172, 5202, 5219, 6361, 7400, 8110, 9263; 8265, 8729, 8759;

Iw. 32 bemerkt, reimt Hartmann *Karidôl* nur auf *Tintajôl*. Die geringe reimmöglichkeit wird wohl den in bezug auf die reinheit des reimes so sorgfältigen dichter veranlasst haben, K. in den beiden Iweinstellen ins versinnere zu setzen: Iw. 32 *ez het der künec Artûs ze Karidol in sîn hûs zeinen pfingesten geleit* — — *ein alsô schœne hôchzît*, 3066 *nû was mit hôchzîten ir herre der künec Artûs ze Karidôl in sîme hûs*[1].

In Gottfrieds Tristan kommt *Karidôl* nicht vor, wohl aber bei seinem fortsetzer Heinrich v. Freiberg. Dieser beobachtet schon nicht mehr jene feinheit in bezug auf die quantität der selbstlaute (vgl. Bechstein, einleitung zu Heinrichs Tristan 1877, s. XV); wir finden deshalb mehrere bindungen von *ol : ôl*[2]. Unter den 13 stellen, wo *Karidôl* vorkommt, wird es 7mal im reime genannt: 1881 *riten sie gein Karidôl* (: *wol*), 1192 *sus quâmen sie zu Karidôl* (: *vol*), 2079 *sîn ros lief hin gein Karidôl* (: *wol*), 2128 *stige unde wege gein Karidôl* (: *wol*), 2429 *wie verre ist gein Karidôl* (: *wol*); 2363 und 2919 reimen *Karidôl : Tintejôl*. Diesen 7 stellen ohne gattungsnamen stehen zwei im reime mit gattungsnamen gegenüber: 1578 *glîch eine tageweide het er von der habe wol hin ûf die burc zu Karidôl* und 1594 *und umbe daz hûs zu Karidôl* (: *vol*) *dâ suochten ie besunder* . . . Im versinnern kommt dieser stadtname 4mal vor: 2139 *gein Karidôl reit er sân* (: *-tân*) und 1215 *zu Karidôl dâ hât er hûs* (: *Artûs*). In allen diesen stellen im versinnern ohne gattungsnamen; nur in 8759 *dô quâmen sie âne schaden kein Tintanjôl zu lande* steht *lant* im appositionellen verhältnisse zu *Tintanjôl*.

1) Es ist fraglich, ob in diesen 2 fällen ein rein appositionelles verhältnis vorliegt, da *hûs* nicht gut apposition zum stadtnamen *Karidôl* (Mhd. wb. I. 789, 49b) sein kann; doch haben wir sie trotzdem angeführt, weil Hartmann und die übrigen angeführten dichter *Karidôl* als apposition zu *hûs* auffassen. Einzelne herausgeber mhd. dichtungen bezeichnen *Karidôl* in ihren namensverzeichnissen bezw. wbb. geradezu als schloss (Bech, Erec 1867, 351), als burg (Benecke, anm. zum Wig. 1819, 630). Vgl. ferner Parz. 206, 8 *in Brizljân zem weidehûs*, wo der eigenname einen wald bezeichnet; auch bei *Kardigân* stossen wir auf widerspruch; wir fassen es als residenz des königs Artûs im Er. (1151, 2115) auf, doch steht dem v. 1101 entgegen: *nû was er ze sînem hûse wider entrichen in daz lant* (*daz was Kardigân genant*).

2) Bernt (einleitung zu Heinrichs Tristan s. 162 anm.) bestreitet das vorkommen der reime von *ol: ôl;* doch setzt er 2139 *Karidôle* an, trotzdem FO *Karidol* überliefern, und rechtfertigt dieses *ô* mit einem hinweise auf *Tintajôle* in 2477, 6353, 6797; doch vgl. *Karidol: Tintajol* 2363 und 2919. Im gegensatze zu Bernt nimmt v. Kraus (Zfda. 48, 102) *ol : ôl* für Heinr. v. Freiberg an, allerdings mit dem zusatze, dass derartige reime nur auf eigennamen vorkommen (es sind dies z. t. die von uns herangezogenen stellen).

diesem letzteren belege und in den 2 folgenden 1314 und 2372 lässt sich die wortstellung wegen des typischen reimes *hûs : Artûs* erklären: doch vgl. darüber weiter unten II. s. 12.

c) Streng genommen gehört die Erecstelle 9724 *von einer stat ze Lûte erborn* (: *-korn*) nicht hierher, da der gattungsname nicht in der reimstelle steht. Der grund, warum *Lûte*, das im Er. nur an dieser stelle vorkommt, im versinnern steht, ist leicht einzusehen. Der reimtypus *-ûte* findet sich nur 2938 (*trûte : lûte*) und 8800 (*lûte: -dûte*): selbst wenn Hartmann die apokopierte form *Lût* (wie Gottfried im Trist. 3679) in den reim gesetzt hätte, so wäre die reimgelegenheit nicht grösser gewesen, da *-ût* nur 6524 (*hût : lût*) belegt ist. Für *-orn* dagegen zählen wir 32 stellen.

In Gottfrieds Tristan wird *Lût* 2mal erwähnt, das eine mal in der schon bezeichneten stelle 3679 *die wâren ûz der stat von Lût* (: *sambiût*) und ferner im versinnern 8072 *in Lût noch in Thamîse.*

**2. Zum eigennamen ohne präposition tritt der mit einer präposition versehene gattungsname.**

a) Er. 5645 *Cadoc er sich nande von Cafrîol dem lande.*

*Cafrîol* wird nur an dieser stelle in Hartmanns dichtungen genannt; wir wissen nichts über die quantität des *-ol;* an der reimmöglichkeit auf *-ol* hätte es übrigens nicht gefehlt. Wenn wir trotz 62 reimbindungen auf *-ol* (auf *-ande* sind nur 41 zu verzeichnen) die obige wortstellung finden, so erblicken wir in ihr eine ähnliche bildung wie in den im Er. so zahlreichen stellen, wo der eigenname der schwierigkeit des reimes wegen im versinnern steht.

b) Greg. 3206 *die alten herren wurden dô ze boten beide gesant in Equitânjam daz lant.*

Diese stelle ist um so bemerkenswerter, als in 4 anderen fällen (abgesehen von 178) *Equitânja* im reim steht: 3855 *unz sî sich im genande und daz lant Equitânjam* (: *-nam*); ohne gattungsnamen: 3181 *ez wære gesezzen eine ûf einem wilden steine ein man in Equitânjâ* (: *dâ*), 3764 *si fuoren gegen im sâ engegen Equitânjâ*, 3833 *dô si in Equitânjam von dem bâbest vernam.* Es scheint, als hätte Hartmann diesen fremden eigennamen gern in der reimstelle verwendet: bot doch die lat. form des akkusativs wie in 3833 und 3855 einen leicht findbaren reim[1]: die reimbindungen auf *-â* sind weniger zahl-

1) *-am* ist im Greg. 18mal zu belegen.

reich, ausser 3181 und 3764 kommt sie nur noch 293. 631. 2097, 2777. 3289 vor; es sind dies verhältnismässig wenige stellen und dennoch werden 2 fälle davon von *Equitânja* in anspruch genommen [1]; es entspricht der Hartmannschen technik, vollwörter mit kleinen, bedeutungslosen wörtern im reim zu binden. Wenn nun in der obigen stelle (3206) der eigenname zwischen das verhältniswort und den mit dem artikel versehenen gattungsnamen tritt, so erklärt sich diese wortstellung aus der grossen reimmöglichkeit auf *-ant* (57 stellen), die den dichter veranlasst hat, das zeitwort *senden* mit einem zu *Equitanjâ* passenden gattungsnamen zu reimen, und das konnte am leichtesten mit *lant* geschehen.

### 3. Der eigenname steht ohne präposition beim präpositionslosen gattungsnamen.

a) Über Greg. 3855 *und daz lant Equitânjam* vgl. oben 2. b.

b) Er. 7907 *er sprach 'Britanje daz lant (: want) des endes verre hin lît'.*

*Britanje* wird hier im nominativ schlechthin genannt; in diesem falle wie auch in Gr. 3855 scheint *ze* eher zu fehlen, als wenn der eigenname im obliquen casus steht; doch kann auch in letzterem falle *ze* fehlen [2].

### 4. Der eigenname tritt in einen (abgekürzten) haupt- bezw. nebensatz:

a) Greg. 178 *ez ist ein wälhischez lant Equitânjâ genant.*

Dass der eigenname im versinnern eines (abgekürzten) haupt- bezw. nebensatzes steht, ist eine bei Hartmann nicht zu seltene er-

1) Zwierzina (Beobachtungen zum reimgebrauch s. 441 anm.) verzeichnet bei Hartmann ausser den genannten stellen überhaupt nur noch diese fremden namen im reime auf *-a*: *Golîâ* Er. 5564, *Trojâ* 7546, *elementâ* 7594 und *vitâ* a. H. 92.

2) Vgl. Parz. 18. 9 *und in ir lant ze Spâne*, *ze* fehlt Ggg. Grimm (Gr.[4] ndr. 1898, 1056) bemerkt, dass *ze* im mhd. nur selten fehlt. Auch A. Grienberger (Die anwendung der präpositionen im mittelhochdeutschen, gymn.progr. 1874 Nikolsburg) bestätigt dies; doch hätte es nicht geschadet, wenn er in seiner untersuchung die laa. berücksichtigt hätte; gleich im ersten belege, den er anführt (Nib. 20, 4 *diu was ze Santen genant*), zeigt es sich, dass D *ze* nicht überliefert. Dasselbe gilt von C. Knabes schrift Zur syntax der mhd. klassiker. A. Die präpositionen. 1. teil, progr. des domgymnasiums in Magdeburg 1874, s. 36—40.

scheinung[1]. *Equitânja* tritt in dieser stelle des nachdrucks wegen zugunsten des perf. part. *genant* aus dem reim. Übrigens ist auch die reimmöglichkeit auf *-â* geringer als auf *-ant*.

b) Er. 1819 *ze varne in sines vater lant: daz was Destregâles gnant.* 2865 *in sines vater lant: daz was Destregâles gnant.*

Auch hier wird der eigenname nachdrucksvoll, und zwar in einem vollsatze, der mit einem häufig belegten reimtypus schliesst, genannt. Womit sollte übrigens *Destregâles* reimen[2]?

**5. Der eigenname tritt in eine zusammensetzung mit einem leicht reimbaren gattungsnamen.**

a) Er. 9374 *min vater ist ein künec rich über Destrigâles lant* (: *-nant*). 10033 *sus enphiengen die von Karnant ûz Destrigâles lant*[3] *ir herren . . .*

Der dichter setzt den eigennamen in ein genetivisches verhältnis zu *lant* ins versinnere und bildet mit dem gattungsnamen (in der reimstelle) eine uneigentliche komposition[4]. Diese erscheinung ist übrigens gar nicht selten. in Gottfr. Trist. finden wir *Spanje* in der verbindung mit *lant:* 6664 *in Spanjenlant noch anderswâ* (: *dâ*). Heinr. v. Freiberg bietet *Britanjen lant* 2mal in seinem Tristan: 2029 *er hete grôze manheit zwar begangen in Britanjen*[5] *lant* (: *-nant*),

1) Bei personennamen sind z. b. zu nennen: Er. 1930, 2088, 2771, Greg. 3186, Iw. 1200. Daneben finden wir auch fälle, wo reimnot nicht vorhanden war, z. b. Er. 1101 *nû waser ze sin m hûse wider entrichen in daz lant* (*daz was Kardigân genant*).

2) Im Lanz. 8076 *von Destregals sim lande* (: *wigande*) finden wir die typische vorstellung.

3) Wolfram bildet aus *d'estre-Gales* 382, 16 *unt die soldier von Destrigleis*, das er bequem mit *Bertenois* reimen konnte. Auch Parzivals heimatland *Gâles*, beim deutschen dichter *Wâl(e)s*, kommt nur einmal (803, 5 im versinnern) in dieser form vor; sonst aber 38mal in der adjektivischen: *Wâleis*, darunter diese 7 stellen im reime: 59, 23; 60, 9; 77, 9 (*Kanvoleis*), 281, 11 (*: leis*), 327, 15 (*: Kurteis*), 329, 14 (*: franzeis*), 766, 29 (*: Panturteis*); wir sehen also, dass fremde namen und wörter den reim bilden. 59, 23 und 77, 9 *ime lande ze Wâleis* (*: Kanvoleis*) steht der gattungsname im versinnern.

4) Vgl. Grimm, Gr. 2, 606 a und W. Wagner, Über die stellung des attributiven genetivs im deutschen, diss. Erlangen 1905, s. 56, 79; leider beschränkt sich die untersuchung auf prosatexte.

5) Die Kölner hs. O überliefert 1573 auch diese form, wo sie aber nicht am platze ist. Bechstein, ausgabe 1877, s. 333 a, vermutet zusammensetzung: *Britanjenlant:* auf das schwanken zwischen loser und verbindender schreibung macht Grimm, Gr. 2, 603 (bes. f. an. denkmäler) aufmerksam.

3062 *er wolde in Britanjen lant* (: *-kant*). *Britanje*, das der dichter sonst noch 7mal nennt, steht nie im reim[1]!

b) Er. 2003 *über allez Connelant* (: *-cant*).

Diese wortzusammensetzung ist um so erklärlicher, wenn wir beobachten, wie Hartm. mit *Conne* allein verfährt: 2007 *Conne beslozzen lît*. Das ist einer jener fälle, in denen der dichter zwischen das subj. und das verbum finitum ein präd. part. prät. einschiebt; dass diese zu den seltenheiten gehören und für den Er. charakteristisch sind, hat Zwierzina (Zfda. 45, 274) gezeigt.

## II. Die unmittelbare nähe einer innerhalb einer dichtung typischen reimbindung hat den eigennamen

### 1. aus der reimstelle verdrängt.

a) Er. 2115 *nu enpfienc der künec Artûs ze Kardigân in sînem hûs dise rîchen geste . . .*

In allen anderen weiter unten bezeichneten belegstellen, in denen *Kardigân* genannt wird, kommt *Artûs* nicht in unmittelbarer nähe vor, ausser in dieser stelle. Nun reimt aber Hartmann *Artûs* im Er. nur auf *-ûs*[2], und diese reimbindung war so fest, dass selbst leichtreimbare eigennamen wie der vorliegende aus der reimstelle und vor den gattungsnamen treten mussten.

*Kardigân* wird ausserdem noch 7mal im Er. genannt, darunter 5mal im reim. Ohne gattungsnamen: 1197 *Iders ûf Kardigân* (: *tân*). 2853 *der künec reit ûf Kardigân* (: *-gân*, wegen des scheinbar rührenden reimes s. Zwierzina, Zfda. 45, 288), 5287 *er fuor gegen Kardigân* (: *-stân*): mit dem gattungsnamen: 1151 *ûf dem hûs ze Kardigân* (: *-tân*) und 1798. Hartmann scheint *Kardigân* offenbar wegen der grossen reimgelegenheit auf *-ân* in der reimstelle verwendet zu haben (201 fälle, Vos, Diction s. 49 zählt nur 199 stellen).

Im versinnern ist *Kardigân*, abgesehen von 2115, nur noch 2mal zu belegen: über 1101, wo *Kardigân* in einem vollsatze, der einen vers füllt, erklärend zu *lant* tritt, vgl. s. 10, anm. 1, ferner 1112 *dô er ze Kardigân was komen* (: *-nomen*).

1) In adjektivischer form steht es im Lanz. 691 von *britânischen rîchen*.

2) *Künec Artûs: hûs* 1202, 1810, 2064, 2114, 4629[9] (Heinemann, Zfda. 42, 263), 4781, 4948, 9910; *roy Artûs: Praucrâûs* 1664 und *Artûs: hûs* 1890.

Im Lanzelet kommt *Kardigân* 20mal vor: darunter 16mal im reim (2257, 4950. 5678. 5687, 6703, 6880. 7349. 7425. 7477, 7688. 7964. 8103. 8556. 8757. 8888. 8963), im versinnern nur 4983. 5162. 7035, 8466.

b) Wenngleich die geringe reimmöglichkeit in den beiden Iweinstellen (32, 3066. s. 7) die spitzenstellung des eigennamens im verse begründet (*ez het der künec Artûs ze Karidôl in sîn hûs . . .*). so ist doch nicht zu übersehen, dass Hartmann *Artûs* 17mal im Iw. im reime nennt (31. 2573. 2653. 2695. 2969, 2975. 3065. 3531, 4165. 4543, 4555. 4640. 5659, 5717, 5757. 6895, 7777). jedesmal auf *hûs* gebunden. In den obengenannten stellen (32. 3066) wird nun *Artûs: hûs* in unmittelbarer nähe von *Karidôl* genannt: es ist daher leicht einzusehen. dass *Karidôl* auch zugunsten seines auf *Artûs* reimenden gattungsnamens aus der reimstelle hätte treten müssen.

Derselbe grund ist auch für die schon auf s. 8 aus Heinr. v. Freibergs Tristan angeführten zwei stellen anzunehmen: 1314 *daz mîn herre hât zu Karidôl in sînem hûs* (: *Artûs*[1]) und 2372 *daz der künic Artûs von*[2] *Karidôl ûz sînem hûs reit jagen in den selben walt.*

Wolfram sprach im Parz. unter dem einflusse des französischen *Karidœl* und reimt es mit *Plimizœl* (281. 23: 336, 6). in beiden fällen ohne gattungsnamen. Von den zwei belegstellen im versinnern (280. 2 und 401, 8) steht nur 280, 2 *welt ir nu hœrn wie Artûs von*[3] *Karidœl ûz sîme hûs und ouch von sîme lande schiet* der gattungsname *hûs* im reime zu *Artûs*. Diese reimbindung ist im Parz. 20mal belegt[4].

In der reimstelle kommt *Karidôl* im Wigalois nicht vor; auch die bei Heinr. v. Freiberg (Trist. 1578. 1594) belegte reimbindung *ol : ôl* ist im Wig. nicht zu verzeichnen, obwohl es sonst nicht an reimen auf *-ôl* fehlt (67 stellen). Ja, wir wissen nicht einmal bestimmt.

1) *Artûs* kommt 16mal im reime, stets auf *hûs* gebunden. vor; 1213, 1313. 1584. 1970, 2371. 2434. 2441. 2458. 2485. 2532, 2555. 2615. 2737. 2902. 2987. 3063.

2) *von* bezeichnet neben *ûz* wie im Parz. 280. 2 den ausgangspunkt.

3) Nicht zu übersehen sind die laa. von Ggg. *ze Karidœl*, die wahrscheinlich *ze* in analogie zu solchen fällen setzen, wo dieses verhältniswort berechtigung hat. z. b. 401, 8 *arog nu wart dâ niht vermiten, ern wurde baz empfangen dan ze Karidœl wære ergangen Erekes enphâhen.* In der konstruktion *scheiden von* (Mhd. wb. II² 97 b und Wiessner. Ruhe- und richtungskonstruktionen. Beitr. 26. 389) drückt *von* den ausgangspunkt aus. während *ze* die ruhe angibt.

4) 123, 7; 135, 13; 143. 23; 147, 22; 152, 7; 161, 28; 206, 7; 220, 11; 221, 16; 280, 1; 310, 22; 449. 8; 524, 16; 548, 24; 654, 30; 667, 19; 674, 17; 699, 22; 700, 5; 759, 24.

ob nicht in *Karidôl* der diphthong *oe* wie im Parz. vorliegt, wo *Karidoel* mit *Plimizoel* reimt (281, 23; 336, 6).

Anderseits können wir unter den 11 belegen für *Karidôl* im versinnern 8mal die bei *Britanje* beobachtete spitzenstellung verzeichnen: 33, 28 *alsus kom er geriten dar ze Karidôl für daz hûs* (: *Artûs*), 41, 25; 42, 4; 57, 18 *si heten si gezückt dem milten künege Artûs ze Karidôl vor sînem hûs*; 58, 38 *brœhte dem künege Artûs ze Karidôl wider in sîn hûs*, 59, 36; 89, 18; 125, 18. Dass die reimbindung *Artûs: hûs* das typische in dieser wortstellung bewirkt hat, ist um so eher einzusehen, wenn in erwägung gezogen wird, dass die obigen 8 stellen zu den 20 reimbindungen auf *-ûs* im Wigalois gehören (9, 9; 33, 29; 35, 30; 41, 26; 42, 5; 47, 35; 57, 17; 58, 37; 59, 35; 82, 33; 89, 17; 94, 38; 104, 39; 105, 32; 106, 13; 125, 17; 213, 4; 290, 37; 291, 21; 292, 27). Dazu stimmt auch die beobachtung O. Jaenickes (De dicendi usu Wolframi de Eschenbach. Halle 1860. s. 26 anm. 4), dass Wirnt im Wig. das wort *burc* nicht verwendet. Im reime konnte es nicht stehen; womit hätte es auch reimen können? *hûs* lag dem dichter viel bequemer.

Ohne gattungsnamen finden wir *Karidôl* nur 3mal (9, 10; 150, 35; 163, 8).

Auch im Lanzelet bildet *Karidôl* nie den reim: es kommt zwar 4mal vor, doch ohne gattungsnamen und im versanfange (1265, 1322, 2730, 4973).

Der zusammengehörigkeit halber sei hier die Parzivalstelle 206, 8 *und vant den künec Artûs in*[1] *Brizljân zem weidehûs* angeführt. Unter den 25 stellen, wo Artûs im reime vorkommt, ist es 20mal auf *hûs* gebunden, s. s. 12 anm. 4.

**2. in die reimstelle verwiesen:**

Er. 7232 *ûf dem hûs ze Penefrec dâ entwelte der künec Êrec.*

Der eigenname *Êrec* wird im gleichnamigen epos 262mal genannt, darunter 37mal im reim auf *(-)wec*[2], nur in obiger stelle auf *Penefrec*. Hartmann hat wohl sicher des reimes wegen *Penefrec* in den versschluss

1) *ze* Gd. Lachmann und Bartsch setzen *in* in ihren text. Wolfram scheint diese beiden, die wohnstätte oder den aufenthaltsort bezeichnenden verhältniswörter frei verwendet zu haben: da sie dieselbe bedeutung haben, herrscht grosses schwanken in ihrem gebrauche wie z. b. in 129, 6 und 253, 1; vgl. darüber Lars Edman, Zur rection der deutschen präpositionen, Upsala universitets årsskrift 1879, 121.

2) 53, 73, 2784, 3112, 3286, 3476, 3507, 3634, 4028, 4056, 4197, 4230, 4587, 4629[28] (Zfda. 42, 263), 4835, 4995, 5007, 5023, 5116, 5288, 5312, 5489, 5712, 6135.

gesetzt. Ohne gattungsnamen im versinnern findet sich *Penefrec* nur 7188 *Penefrec was ditz hûs genant (: rant)* und 7434 *und als erz ûz dem walde dan ze Penefrec brâhte (: dâhte)*.

## III. Fallen die in I und II genannten umstände weg, so steht der leicht reimbare eigenname in der reimstelle.

### Zum eigennamen mit einer präposition tritt der mit einer anderen präposition versehene gattungsname.

a) Er. 8172 *alsô reit von in dan — — ûf daz hûs ze Brandigân (:-tân)*, 9840 *daz si ûf dem hûs ze Brandigân deheine freude möhten hân.*

Ohne gattungsnamen finden wir *Brandigân* noch 7mal: 7959. 8060. 8668. 9407. 9645. 9754. 9864; mit der wortstellung, wie sie in 8668 *der künec Ivreins von Brandigân*, 9407. 9645 und 9864 vorliegt, ist eine bequeme art der versfüllung gegeben.

Ist es zufall, dass *Brandigân* in 9 fällen nur im reime vorkommt?

In Wolframs Parzival finden wir diesen eigennamen ebenfalls vorwiegend in der reimstelle. 9 fällen ohne gattungsnamen im reim (*ân : ân* 206, 30; 210, 5; 215, 15; 220, 7; 279, 2; 332, 25; 336, 27; *an : ân* 184, 20; 220, 26 [1]) steht nur diese stelle im versinnern gegenüber: 178, 20 *gein Brandigân der houbetstat (: Ehkunat) kom er nâch Schoydelakurt geritn. Brandigân* erscheint im versinnern ohne verhältniswort (der einfachheit wegen sei dieser einzelne fall hier angegliedert, obwohl er zu I. 2. s. 5 gehört), sein gattungsname *houbetstat* reimt auf *Ehkunat*, das nur noch 413, 15 (*Ehcunat : phat*) und 503, 16 (*Ehcunat : maht*) vorkommt. Dem verhältnisse zwischen den stellen mit *Brandigân* im reim und den im versinnern (9 : 1) entspricht auch ungefähr das verhältnis der möglichen reimgelegenheiten beider wörter: nach San-Marte (s. 24, 28—30. 33—34) finden wir im Parzival 286 bindungen auf *ân : ân*, 248 auf *an : ân*, im ganzen 534, für *-at* dagegen nur 67 fälle: das ergibt das zahlenverhältnis 8 (7, 9) : 1.

6723. 6763, 6899, 7790. 7911. 8028, 8057, 8520, 8590. 8684. 8896. 9160, 9924. Singer (Zu Wolframs Parzival. Abhandlungen zur germ. phil., festgabe f. Heinzel s. 434) zählt 34 stellen (es fehlen 2784, 4056. 6723), Vos (Diction s. 51) 38 fälle.

1) Eine typische verwendung lässt sich auch hier beobachten; so finden wir 279, 2 *vor Clâmidê ze Brandigân*. 336, 27 *durch Clâmidên ze Brandigân*; in 184, 20; 210, 5; 215, 15; 220, 26; 332, 25 füllt die wendung *künec von Brandigân* den vers.

b) Er. 1298 *daz er Ídêrs betwanc ûf dem hûs ze Tulmein* (: *schein*).

Ausserdem kommt dieser eigenname noch 4mal ohne gattungsnamen in der reimstelle vor: 175 (*Tulmein : Îmâin*), 625 (*Tulmein : Îmâin*, über das schwanken der quantität des *i* in *Îmâin* vgl. Zwierzina, Zfda. 45, 322), 1407. 9720 *schein : Tulmein*[1].

Wolfram nennt *Tulmeyn* nur im versinnern im Parz. 401, 17.

c) Wenn ein eigenname nur 2mal in einem gedichte genannt wird und überdies 1mal im reime, das zweite mal im versinnern, dann scheinen bestimmte gründe den dichter zu dieser verschiedenen verwendung des eigennamens im verse veranlasst zu haben; dies gilt von *Breziljân*: Iw. 263 *daz ich nach âventiure reit — — ze Briziljân in den walt* (: *-valt*) und 925 *wan ich sol in disen drin tagen des endes varn, und niemen sagen, in den walt ze Breziljân* (: *hân*). Die grössere, bezw. geringere reimmöglichkeit von *Breziljân*, bezw. *walt* erklärt die verschiedene wortstellung nicht; im Iw. ist der reimtypus *-ân* 153mal, *-alt* 10mal zu belegen. Vielleicht hat das zahlreiche vorkommen des reimes auf *-ân* die reimstellung des eigennamens in 925 bewirkt. Wenn wir aber in 263 *ze Breziljân in den walt* finden, so ist wohl diese wortstellung eine nachbildung jener zahlreichen stellen, wo die nachsetzung des gattungsnamens hinter den eigennamen sich aus der schwierigkeit, einen reim zu finden, erklärt.

Noch eine andere deutung wäre möglich. Wollte Hartmann im Iwein eine abwechslung in der diktion hervorbringen, indem er die in 263 (und schon in 32 *ze Karidôl in sîn hûs*) verwendete spitzenstellung des eigennamens in 925 in reimstellung umwandelte? Im Er. nimmt er keinen anstoss, die geradezu typische stellung 'präp. eigenname + präp. art. gattungsnamen' 9mal zu bringen, ja 5650 und 5680, 7799 und 7814 nur durch wenige verszeilen getrennt[2].

Über Parz. 206, 8 *in Brizljân zem weidehûs* vgl. s. 13. Ausser an dieser stelle kommt dieser eigenname nur noch 3mal, und zwar im reim vor: 129, 6 *dô kêrt der knabe wol getân gein dem fôrest in*[3] *Brizljân*, 253, 1 *zem*[4] *fôrest in Brizljân* (: *-tân*), 271, 8 *fürz fôrest*

1) Auch sonst ist die zahl der reimbindungen auf *-ein* im Er. nicht groß: konsonantisch ungenau sind (wie 1407, 9720 oben) 434, 8018 und 9408 (Vos, Diction s. 68); ferner 1068, 2338, 2560, 2754, 3018, 4286, 4784, 5434, 6714, 7436, 7838, 8284, 9298, 9856.

2) Auch Heinr. v. Freiberg verwendet in seinem Tristan *Karidôl* zweimal hintereinander in derselben konstruktion (1578, 1594).

3) *ze* Ggg.

4) *In dem* Ggg.

*in Brizljân* (: *-tân*). Dass die reimbindung *-ân* (San-Marte verzeichnet s. 33—34 247 fälle) dem dichter gelegener war als der reim auf *-est* (bei San-Marte s. 42 2 fälle), liegt auf der hand. Hartmann setzt *walt* für *forest* im Iw. 263 und 925.

d) *Karnant* wird im Er. 4mal ohne gattungsnamen, stets aber in der reimstelle genannt: 2918 *er fuortes heim ze Karnant* (: *lant*), 10001 *Êrec gegen Karnant* (: *Irlant*), 10032 *sus enphiengen die von Karnant ûz Destrigâles lant*. Wie fest *Karnant* in der reimstelle steht, zeigt 2882 *ouch ranter dâ ze stunt hin gegen Karnant sô was ir houbetstat genant*[1]. Der bequeme reim auf *-ant* veranlasste wohl den dichter, *Karnant* im reim zu verwenden. Hartmann, der den rührenden reim noch nicht als solchen empfand (Zwierzina, Zfda. 45, 288), gebraucht ihn in obiger stelle und fügt den gattungsnamen *houbetstat* in einem vollsatze zum eigennamen. Zugunsten von *stat* hätte *Karnant* im versinnern stehen können; Zwierzina (Zfda. 45, 371) verzeichnet z. b. innerhalb der ersten 9000 verse des Er. 57 bindungen auf *-at*, welchen 136 auf *-ant* entsprechen.

Aus dem vorhergehenden ergibt sich für die dichtungen Hartmanns v. Aue diese übersicht über die stellung des eigennamens beim gattungsnamen. Wir unterscheiden

I. stellen, wo zum eigennamen mit einer präposition ein mit einem anderen verhältniswort versehener gattungsname tritt: dabei können wir die zwei arten der wortstellung verzeichnen:

1. präposition eigenname + präp. art. gattungsname im reim:
   a) *ze Britanje in daz lant* (*in dem lande*), Er. 1132, 2347; 2030, 2228, 5650, 5680, 7799, 7814, Iw. 1182 (s. 3),
   b) *ze Karidôl in sîn* (*sîme*) *hûs*, Iw. 32, 3066 (s. 6, 12),
   c) *ze Kardigân in sînem hûs*, Er. 2115 (s. 11),
   d) *ze Breziljân in den walt*, Iw. 263 (s. 15);
2. präposition art. gattungsname + präp. eigenname im reim:
   a) *ûf dem hûs ze Kardigân*, Er. 1151, 1798 (s. 11),
   b) *ûf dem hûs ze Penefrec*, Er. 7232 (s. 13),
   c) *ûf daz hûs ze Brandigân*, Er. 8172, 9840 (s. 14),
   d) *ûf dem hûs ze Tulmein*, Er. 1298 (s. 15).

1) Vgl. dagegen Er. 1101 *nû waser ze sînem hûse wider entwichen in daz lant daz was Kardigân genant.*

e) *in den walt ze Breziljân*, Iw. 925 (s. 15),

f) der eigenname steht nicht in der reimstelle: von *einer stat ze Lûte erborn*, Er. 9724 (s. 8);

II. stellen, wo zum eigennamen ohne verhältniswort ein gattungsname mit oder ohne präposition tritt. Der gattungsname steht

1. mit einer präposition:

a) präp. eigenname + art. gattungsname im reime:

α) *von Cafrîol dem lande*, Er. 5645 (s. 8),

β) *in Equitânjam daz lant*, Greg. 3206 (s. 8).

Die wortstellung, wie sie in Gottfrieds Tristanstelle 3832 *jensît Britanje an daz lant* vorliegt [eigenname + präp. art. gattungsname im reim], ist bei Hartmann nicht zu belegen;

2. ohne präposition:

a) art. gattungsname + eigenname im reim:

*und daz lant Equitânjam*, Greg. 3855 (s. 9),

b) eigenname + art. gattungsname im reim:

*er sprach 'Britanje daz lant'*, Er. 7907 (s. 9);

III. stellen, wo der eigenname in einen (abgekürzten) haupt- bezw. nebensatz tritt:

a) *ez ist ein wälhischez lant Equitânjâ genant*, Greg. 178 (s. 9),

b) *ze varne in sînes vater lant: daz was Destregâles gnant*, Er. 1819, 2865 (s. 10);

IV. fälle der uneigentlichen komposition, wo zum gattungsnamen im reim ein eigenname im genetivischen verhältnisse tritt:

a) *über Destrigâles lant*, Er. 9374, 10033 (s. 10),

b) *über allez Connelant*, Er. 2003 (s. 11).

Nachsetzung der präposition in der von Grimm (Gr.[1] ndr. 1898. 925 anm. 2) fürs mhd. angegebenen weise ist in unseren belegen aus Hartmanns dichtungen nicht zu verzeichnen.

Wir haben gesehen, dass die geringe reimmöglichkeit oder die unmittelbare nähe einer innerhalb einer dichtung typischen reimbindung bewirkt haben, dass der eigenname zugunsten des leicht reimbaren gattungsnamens aus der reimstelle tritt, d. h. dass der gattungsname hinter den eigennamen zu stehen kommt. Wenn wir die fälle mit

ausgesprochener spitzenstellung des fremden eigennamens mit denen vergleichen, wo reimstellung vorliegt, so ergeben sich für den Er., Greg. und Iw. die folgenden verhältnisse:

Im Er. ist die spitzenstellung 10 + 1mal belegt [1132, 2347; 2030, 2228, 5650, 5680, 7799, 7814 (7907); 2115, 5645], im Greg. 1mal (3206), im Iw. 4mal (1182; 32, 3066; 263); die zahl der reimstellungen beträgt im Er. 6 (1151, 1798; 7232; 8172, 9840; 1298), im Greg. 1 (3855), im Iw. 1 (925). Obwohl nun im Iw. die zahl der fremden eigennamen ungefähr 3mal kleiner ist als im Er., dieses gedicht dem umfange nach aber um 1969 verse grösser ist als der Iw. und die spitzenstellungen anderer art (Zwierzina, Zfda. 45, 275) zahlreicher sind als im Iw., so finden wir dennoch, dass sich die fälle mit spitzenstellung zu denen mit reimstellung im Er. wie (10 + 1) : 6, im Iw. wie 4 : 1 verhalten. Allerdings ist dabei zu beachten, dass *Britanje* allein im Er. (8 + 1) fälle [1132, 2347; 2030, 2228, 5650, 5680, 7799, 7814 (7907)] beansprucht, während im Iw. nur eine stelle (1182) zu verzeichnen ist. Ein anderes verhältnis ist auch nicht gut zu erwarten. Der technik des dichters des Er. entspricht es, wenn wir für den Er. 6mal die reimstellung des eigennamens belegen können: im Iw. dagegen steht eine einzige reimstellung vier spitzenstellungen gegenüber. Wie sollte der dichter, dessen reimtechnik im Iw. so entwickelt ist, den eigennamen in den reim stellen auf die gefahr hin, eine ungenauigkeit zu begehen?

WIEN. WILIBALD KAMMEL.

# ZUR GOTTESFREUND-FRAGE[1].

## II. Zu Merswins Bannerbüchlein.

Dass bei Merswins kompilierender arbeitsweise auch das Bannerbüchlein hiervon keine ausnahme machen würde, durfte von vornherein als wahrscheinlich angenommen werden, selbst wenn es bisher nicht gelingen wollte, die direkte quelle aufzudecken. Schon Denifle hat in der Zeitschrift für deutsches altertum 24, 524 hervorgehoben, dass Taulersche gedanken in Merswins traktat widerklingen. Aber nicht nur Taulersche gedanken: das ganze Bannerbüchlein findet sich, abgesehen

1) S. Zeitschr. 34, 235 ff.

vom schlusspassus (Jundt, Les amis de dieu s. 402 z. 8—21), als passionscollacie Taulers in der von Borchling (Mnd. hss. in Wolfenbüttel und einigen benachbarten bibliotheken. Nachr. von der königl. gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. klasse 1902. beiheft s. 211 f.) besprochenen hs. nr. 724[b] der Beverinschen bibl. zu Hildesheim (H). Diese aus den kreisen der Brüder vom gemeinsamen leben hervorgegangene, in nd. sprache abgefasste hs. enthält zunächst Merswins Neun felsen[1] in anfangs etwas gekürzter gestalt (auch sind Schmidt 56, 3—63, 25 bl. 29[a] ausgefallen, 147, 1—3 stehen erst nach dem *Amen* z. 20 und bilden den schluss, der satz 147, 21, 22 fehlt also), dann folgen von gleicher hand Taulers predigten. Da die kritik aus ihrer textgestalt nutzen ziehen kann, scheint eine inhaltsangabe am platze; diese verfolgt lediglich den zweck, die Taulerforschung nachdrücklich auf diese hs. hinzuweisen. Ihre benutzung hat mir in zuvorkommendster weise herr dombibliothekar und domvikar J. Waechter vermittelt, wofür ihm auch an dieser stelle dank gezollt sei.

Inhaltsangabe der predigten in H.

1 bl. 71[a]. *Des derden sondages in der advente. Sermoen* (Matth. 11, 7) = B(asler) Taulerdruck 1521, fol. 165[a].

2 bl. 73[b]. *Des iiij sondages in der advente* (Joh. 1, 19), von Denifle Tauler, gemeiniglich aber Seuse, wenn auch nicht mit sicherheit zugeschrieben, s. Bihlmeyer, Seuse s. 509 ff., 121* f., der mich noch auf cod. Berol. germ. oct. 329 bl. 274—281 (nd.) verweist; wegen sonstiger überlieferung s. noch diese Zeitschr. 36, 73 vgl. 58.

2[b] bl. 76[b]. *Des iiij sondages in der advent* (Joh. 1, 23) = B fol. 166[d], vgl. Bihlmeyer, Seuse s. 122* anm. 1.

3 bl. 78[b]. *In de hilige wynachten dage* (Esai. 9, 6) = L(eipziger) Taulerdruck 1498 nr. 1, B fol. 1[a].

4 bl. 81[a]. *Vp de wynachten dach* (Joh. 1, 1). Anfang: *In principio erat verbum etc. Van dussen worden so is summwilen wal gesproken sunder wise und sunder wege. dat verstaen vele lude mit den utwendigesten synnen und werden ver-*

1) Seit meinem s. 18 anm. 1 genannten aufsatz sind mir ausser der Hildesheimer noch folgende hss. des Neunfelsenbuches bekannt geworden. Prof. Bihlmeyer verdanke ich den hinweis auf zwei Mayhinger hss.: hs. III Deutsch 4° 4 vom j. 1434 enthält bl. 28[a]—81[a] die kürzere, ursprünglichere fassung, und zwar stellt sich der text näher zu W, s. Zeitschr. 34, 244 zu 346, 5; eingangs folgt er der sonstigen hslichen überlieferung (abgesehen von hs. m), vgl. a. a. o. s. 243 oben; 339, 30 ff. (s. 243) stellt er sich zu MPW. — Dagegen bietet die hs. III Deutsch 1 fol. 4 (15. jh.) bl. 133[a]—178[b] Merswins Neun felsen, und zwar Schmidt 1, 22—147, 2. Die hss. zu Freiburg i. Br. und Einsiedeln, die Rieder, Gottesfreund vom Oberland s. XVIII. XXI erwähnt, sowie eine Leipziger (Senatorische bibl.) konnte ich noch nicht einsehen.

*giftige menschen. — Unse here heft sunte Johannes getogen mit drew wisen und mit den trecket he oec alle menschen, de tot der negesten warheit sullen comen.* — Schluss: bl. 82$^{a}$ *kinder, dit enwil nicht in enen dage noch in enen iare to gaen, und ververt iu nicht: et nemet tijt. und hir to horet eenvoldicheit und lutterheit of renicheit und gelatenheit. dit is de alre vollencomenste wech. den geve my unde iu god. Amen.*

5 bl. 82$^{a}$. *Van der gebort Christi* (Matth. 2. 20) = L nr. 3, B fol. 5$^{c}$.

6 bl. 84$^{a}$. *In der hilliger drien koninck dach* (Esai. 60, 1) = L nr. 7, B fol. 11$^{b}$.

7 bl. 85$^{a}$. *In der drier koninch dage* (Matth. 2, 2). H bietet als eine predigt, was in L und B auf zwei predigten verteilt ist. und zwar in der reihenfolge L nr. 5. 4. B fol. 8$^{d}$—9$^{c}$. 7$^{c}$—8$^{d}$ = Taulers predigten hg. von Kuntze und Biesenthal 1 (1841), 112—114, 18. 105, 6 v. u. — 111 schluss, worauf sich in H noch jener abschnitt anschliesst, der bei Kuntze-Biesenthal s. 114, 21—115 steht.

8 bl. 88$^{b}$. *In dem* (*grote vastel* ausgestrichen) *sondage sexagesima* (2. Cor. 12, 9). Anfang: *Libenter gloriabor in infirmitatibus meis ut inhabitet in me virtus Christi. Paulus secht hir, gerne wil ic vrolick wesen in mynen kranckheiden up dat de dogede Christi in my wone. Cristus doget ist otmodicheit.* — Schluss: *und hir ut komet bekantnisse der selen elendicheit und bekantnisse eres scheppers und enē underworpen wille under gode nicht om sick sulven sunder om de ere godes. Dat wi ons aldus mogen leren to verotmodigen, des help uns god. Amen.*

9 bl. 89$^{a}$. *Des irsten sondages in der vasten* (Ps. 90, 13) = B fol. 181$^{b}$.

10 bl. 95$^{a}$. *Up den sulven dach eyne gude lere* (Ps. 90, 3) = B fol. 185$^{c}$.

11 bl. 95$^{b}$. *Van der bycht. Confitemini domino quoniam bonus* (anfang mehrerer psalmen) = L nr. 68, B fol. 163$^{bc}$.

12 bl. 96$^{b}$. *Von den* (4) *becoringen* (Matth. 13, 9) = B fol. 177$^{d}$, vgl. (v. Arnswaldt-) Ullmann, Vier schriften von Joh. Rusbroek in nd. sprache s. 207—219, Denifle, Buch von geistlicher armut s. VII f.: für Taulers autorschaft spricht manches.

13 bl. 101$^{a}$. *Eyne beslutinge aller ofeningen* (Ps. 36. 5. 6), nicht identisch mit L nr. 84, B fol. 161$^{a}$. Anfang: *Revela domino viam tuam* usw. *Lere kinder, ick wil nu iu leren enen kortten slechten wech, dar nement sick in verargen mach, und dit is oec de beslutinge und dat ende van al des ofeninge, de ic iu gesecht hebbe dusser tijt.* — Schluss: bl. 103$^{a}$ *Dar om leret dusse wege wanderen alle de wile dat et dach is, dat se iu nicht werden undergaen. des en wart nye also groet noet als et nu is. Dat wi dusse wege also vervolgen in dusser tijt und dat verkrigen, dar uns god to vercoren heft in ewicheit, des help uns god. Amen.*

14 bl. 103$^{a}$. *Eyne gude lere* = B fol. 181$^{a}$.

14$^{b}$ bl. 103$^{b}$. *Des donredages vor Reminiscere eyn sermoen* = B fol. 187$^{d}$.

15 bl. 105$^{a}$. *Des vridages vor Reminiscere* (Joh. 5, 1) = L nr. 12, B fol. 22$^{a}$.

16 bl. 108$^{a}$. *Des anderen sondages in der vasten* = L nr. 13, B fol. 24$^{a}$.

17 bl. 110$^{b}$. *In der passien weken. Vexilla regis prodeunt.* Vorlage für Merswins Bannerbüchlein.

18 bl. 115$^{a}$. *Des maendages in der passien weken. Ultimo festivitatis die clamabat Jhesus* usw. (Joh. 7, 37) = L nr. 15, B fol. 28$^{c}$.

19 bl. 117$^{b}$. *Des dinxdages in der passien weken. Vos ascendite ad diem festum hunc* usw. (Joh. 7, 8) = L nr. 16, B fol. 30$^{d}$.

20 bl. 119$^{b}$. *Des vridages vor palmen* = L nr. 18, B fol. 33$^{c}$.
21 bl. 121$^{b}$. *Des sonavendes vor palmen* (Joh. 17, 23). S. anhang.
21$^{b}$ bl. 122$^{b}$. *O lere kint, woltu ummer to dynem besten komen, so salstu dusse dri punten gewar nemen mit vlite* —.
21$^{c}$ bl. 123$^{a}$. *O lere kint, holt dusse twe punten, so vervolgestu und kriges grote dingen* —.
21$^{d}$ bl. 123$^{a}$. *Mensche, dar om salstu bloet syn alles ynmerkens und provinge alre sinlicheit* —. Vielleicht zu 21$^{b}$, 21$^{c}$ zu ziehen.
21$^{e}$ bl. 123$^{a}$. *Dusse worde sprac broder Hinrick van Loeven. De mensche de godes wil syn, deme behoren to holden ses stucken, der syn dri van buten und dri van bynnen* — B fol. 317$^{d}$, vgl. Schmidt, Tauler s. 76. Preger, Mystik 3, 85; auch sonst mehrfach hslich überliefert.

22 bl. 123$^{b}$. *Des vridages vor palmen* (Joh. 11, 50). Anfang: *Et is noet dat eyn mensche sterve, op dat al dat volk nicht en verderve. Dan so is de mensche eyn, als de inwendige mensche steit gekeert in gode und de utwendige mensche volget den inwendigen menschen nac.* — Schluss: *Aldus is et noet, dat de mensche stervet. isset dat he eyn wil wesen, so isset noet, dat he sterve in eyneme van dussen veeren vorgesacht maneren* — es sind im texte verschiedene arten des sterbens an Paulus, Jairi töchterlein, jüngling von Nain, Lazarus veranschaulicht —. *god geve uns den saligen doet, de uns brenge in de ewige glorie mit Christo to leven. Amen.* Die predigt hat schwerlich Tauler zum verfasser.
23 bl. 125$^{a}$. *Up deme paesche dage* (Joh. 20, 16) = B fol. 196$^{a}$.
24 bl. 127$^{a}$. *Des mandages na paeschen* = B fol. 191$^{d}$.
25 bl. 130$^{a}$. *Des mandages na paschen* = B fol. 194$^{b}$.
26 bl. 132$^{a}$. *In der letanien af alse men de hilgen draget* = L nr. 21, B fol. 37$^{d}$.
27 bl. 135$^{a}$. *Up deme hemelvart* = L nr. 22, B fol. 39$^{d}$.
28 bl. 137$^{b}$. *Up deme pinxtdage* = L nr. 27, B fol. 49$^{c}$.
29 bl. 140$^{a}$. *Des sondages* = L nr. 28, B fol. 47$^{d}$.
30 bl. 142$^{a}$. *Van den hilligen geiste* = L nr. 29, B fol. 51$^{c}$.
31 bl. 146$^{a}$. *To pinxten* = L nr. 30, B fol. 53$^{c}$.
32 bl. 149$^{a}$. *To pinxten van der leve* = B fol. 198$^{d}$.
33 bl. 152$^{a}$. *In den pinxten* = B fol. 200$^{d}$.
34 bl. 153$^{b}$. *In der drivoldicheit. Audi Israhel dominus deus tuus deus unus est* (Marc. 12, 29). Anfang: *O Israel hoer, god dyn god is eyn eynvoldich god. So mogen wi doch also groten vortganc nemen an dē sunderlingen namen, de wi gode to leggen und dem wi unse nichtwesen entegen setten sullen.* Schluss: *dat meret meer dyne sele dan al dat se bekennen mach in der ewigen salicheit sunder dat godlike wesen.*
35 bl. 154$^{a}$. *Van deme hilgen sacrament(e)* = L nr. 36, B fol. 66$^{a}$.
36 bl. 157$^{b}$. desgl. = L nr. 37, B fol. 68$^{b}$.
37 bl. 160$^{b}$. desgl. = B fol. 204$^{c}$.
38 bl. 162$^{a}$. desgl. = B fol. 202$^{a}$.
39 bl. 165$^{b}$. *Van der hilgen drivoldicheit* = L nr. 33, B fol. 59$^{b}$.
40 bl. 167$^{b}$. *Van deme hilgen sacramente* = L nr. 34, B fol. 61$^{a}$.
41 bl. 171$^{a}$. desgl. = L nr. 35, B fol. 63$^{a}$.
42 bl. 174$^{b}$. *Des anderen sondages na pinxten* = L nr. 38, B fol. 70$^{c}$; der text in H ist vollständiger! auch die dritte *wirtschaft* wird behandelt.

43 bl. 177$^{b}$. *Des dridden sondages* = L nr. 39, B fol. 71$^{d}$.

44 bl. 180$^{b}$. *Des verden sondages* = L nr. 42, B fol. 80$^{a}$.

45 bl. 183$^{b}$. *Des veften sondages* = L nr. 46, B fol 89$^{c}$, jedoch 6. sonntag Trinitatis.

46 bl. 186$^{a}$. *Des achten sondages* = L nr. 47, B fol. 92$^{a}$.

47 bl. 190$^{a}$. *Des teynden sondages na pinxten* = L nr. 49, B fol. 96$^{a}$.

48 bl. 192$^{b}$. *In dem XI sondage* = L nr. 50, B fol. 97$^{c}$.

49 bl. 195$^{b}$. *In den twelften sondage na pinxten* = L nr. 51, B fol. 99$^{d}$.

50 bl. 196$^{b}$. *In den derteynden sondage* = L nr. 54, B fol. 104$^{a}$, darin bl. 196$^{b}$ *biscop Albrecht, meister Diric, meister Eggart* genannt.

51 bl. 199$^{b}$. desgl. = L nr. 53, B fol. 102$^{a}$.

52 bl. 202$^{a}$. *In den vefteynden sondage na pinxten* = L nr. 56, B fol. 108$^{c}$.

53 bl. 205$^{a}$. *In den vefteynden sondage* = L nr. 57, B fol. 110$^{c}$.

54 bl. 208$^{a}$. *In dē sesteynden sondage* = L nr. 58, B fol. 113$^{a}$.

55 bl. 211$^{b}$. *In dē seventeynden sondage* = L nr. 60, B fol. 118$^{a}$.

56 bl. 213$^{a}$. *In dē achteynden sondage* (Luc. 10, 27) = L nr. 55, B fol. 106$^{b}$, in beiden drucken jedoch als 3. predigt für Dom. XIII; bei Surius dagegen in übereinstimmung mit H.

57 bl. 216$^{b}$. *In den XIX sondage* = L nr. 61, B fol. 119$^{c}$.

58 bl. 221$^{a}$. *In den twyntigesten sondage* (Matth. 22, 4) = L nr. 82, B fol. 121$^{d}$ (s. Cordula).

59 bl. 223$^{b}$. *Op de XX sondage* (Matth. 22, 4) = L nr. 62, B fol. 123$^{a}$; H ausführlicher.

60 bl. 228$^{b}$. *Eyn gude lere* (Ps. 132, 1) = B fol. 241$^{a}$, B überschreibt: *für recht geistlich leut* und bestimmt die predigt für den 23. sonntag Trinitatis oder an der kirchweihe in einem kloster; im index: *Sunderliche leer für klosterleut.* Nr. 60 figuriert auch als 1. sendbrief im Kölner druck von 1543.

61 bl. 230$^{a}$. *Eyn sermoen van den becorungen* (Job 7, 1) = B fol. 225$^{c}$. *Vff eins heyligen marterers tag.* H beginnt: *Job de secht: des menschen leyven op der eerden is eyn ridderscop of eyn strijt. Al unse leyven so lange als wi leyven is also vol temptacien und becoringen, dat unse leyven neyn leyven alleyn wert geheten.*

62 bl. 233$^{a}$. *In der kerckwyyngen. Domus mea domus orationis vocabitur* (Matth. 21, 13). Anfang: *Et is huden de kerckwigynge in der hogen moder der hilgen kerken in de grote dome und oec in velen anderen kerken to Collen und als ic eer gesproken hebbe* usw. = L nr. 66, B fol. 131$^{d}$, in beiden drucken jedoch mit der textstelle: *In domo tuo oportet me manere* (Luc. 19, 5) in übereinstimmung mit Ms. Berol. germ. quarto 165 bl. 155$^{b}$—159$^{b}$, wo aber der eingang gleichfalls vollständiger lautet und wie H Köln erwähnt. L und B zeigen gegenüber H einen stark gekürzten text, namentlich gegen schluss hin.

63 bl. 235$^{b}$. *In der kerckwyyngen* (Matth. 21, 13) = L nr. 67, Basel fol. 133$^{b}$.

64 bl. 237$^{b}$. *Up sunte Thimotheus dach* = B fol. 212$^{a}$.

65 bl. 239$^{a}$. *Up sunte Johannes baptisten borten dach* (Luc. 1, 5) = L nr. 70, B fol. 136$^{d}$, jedoch mit Luc. 1, 63 als textstelle.

66 bl. 243$^{a}$. *In sunte Laurentius dage* = B fol. 213$^{b}$.

67 bl. 248$^{a}$. *In der hilligen (Crutwyginge unser leren vrowen)* = L nr. 76, B fol. 148$^{c}$, in den drucken jedoch auf die octav von Mariä geburt.

68 bl. 251$^{b}$. *In der onthovynge* (ausgestrichen) *sunte Johannes* = B fol. 139$^{a}$.

69 bl. $255^{a}$. *Van de hilgen cruce* = L nr. 78, B fol. $151^{d}$.

$69^{b}$ bl. $257^{b}$. desgl. = L nr. 79, B fol. $153^{c}$.

70 bl. $260^{a}$ (sant Michels und aller h. engel tag). *Angeli eorum semper vident faciem patris mei qui in celis est* (Matth. 18. 10) = L nr. 81, B fol. $157^{a}$.

71 bl. $262^{a}$ (auf den tag der h. apostel). *Qui diligit me mandata mea servat* (vgl. Joh. 14. 15. 21) = B fol. $222^{a}$.

72 bl. $263^{a}$. *Op alre hilgen dach* = L nr. 83, B fol. $158^{c}$.

73 bl. $267^{a}$. *Van allen hilgen* = B fol. $219^{a}$.

74 bl. $269^{b}$. *Op alre hilgen dach* = B fol. $220^{d}$.

75 bl. $270^{b}$. *Van den waren iuncfrowen* = B fol. $234^{d}$.

76 bl. $272^{b}$. *Van den iuncfrouwen* = B fol. $236^{c}$.

77 bl. $274^{a}$. desgl. = B fol. $231^{c}$.

78 bl. $276^{a}$ (desgl.). *Inventa una preciosa margarita* (Matth. 13, 46) = B fol. $233^{b}$.

79 bl. $278^{a}$. *Van dren bekeringen. Converte nos deus salutaris noster* (Ps. 84, 5) = B fol. $172^{b}$ auf aschermittwoch oder s. Pauli bekehrung.

80 bl. $281^{b}$. *Van der warer bekeringen. Si con*(lies re-)*verteris, Israel, ad me convertere* (Jerem. 4, 1) = B fol. $175^{b}$.

81 bl. $285^{a}$ (sonntag vor Septuagesima). *Jugum meum suave et onus meum leve* (Matth. 11, 30) = L nr. 10, B fol. $17^{d}$.

82 bl. $286^{a}$. *In lege eius meditabitur die ac nocte* (Ps. 1. 2). *Nacht und dach sal he dencken in der ee godes. Dit behort den leifhebber Cristi to, dat he altijt god vor syn inwendigen verstant sal dragen, on nicht to vertornen in synen geboden of in syne vermanynge.* Schluss: *Dat ander is eyn gekert andacht to hebben to gode und on to meynen und leif to hebben in allen dingen in alre otmodicheit, und hirto hulpet seer gude ofinge in der stilheit des nachtes. Op dat wi also mochten medeformich werden de scrift godes to ofen, de dar secht: nachtes und dages is syn gedechtnisse in der ee godes, dar to help ons god. Amen.*

83 bl. $286^{b}$. *Van den kinderen godes. Ego dixi: dii estis et filii excelsi omnes* (Ps. 81, 6). *Ic heb gesproken, gi sijt gode und kinder des hogesten coninges. De de wil syn eyn soen des hemelschen vaders, de sal den luden vremet syn und sic sulven vern und inwendich und lutter.* Schluss: *Dat syn de geware rechte menschen, de de gode betruwen und anhangen in den geiste und in der warheit. Dat wi aldus sone godes werden, des help ons god. Amen.* ($287^{b}$ wird *meister Egghert* zitiert.)

84 bl. $288^{b}$. *Van den bichtigers unde lerers. Quis putas, est fidelis servus et prudens quem constituit dominus supra familiam suam, ut det illis tritici me(n)suram* (Luc. 12, 42). *Wen, meynt gi, is eyn truwe und wijs knecht, den de here heft gesat op syn husgesynne, dat he on sulde geven de mate des weites. Dit wort lert wo de predikers sic sullen hebben in den worden godes und sullen den gesynne godes geven weite, dat is de alre beste lere.* Schluss: *Dat wi aldus simpel werden und ons sulves sterven van buten und van binnen und dan vruchtbar moten werden to godes eren, des help ons god. Amen.*

85 bl. $292^{a}$. *Van den apostelen und dem stervende leyven. Calicem domini biberunt et amici dei facti sunt* = B fol. $223^{b}$. *Von den martern,* jedoch nur bis fol. $224^{d}$ *dess helf uns got;* auch sonst gelegentlich abweichend.

86 bl. 293[b]. *Van eynem groten name to scriven. Et exaltatum est nomen eius solius* (Ps. 148, 13). *David spreket: syn name is alleyn verhoget. Neyn dinc en is gode meer entegen dan eynen groten namen willen to hebben.* Schluss: *Dat wi nu godes naem alleyn verhogen und eren und nicht unsen name, sunder dat wi ons to rechte hir mogen vercleynen mit warer gelatenheit, des help ons god. Amen.*

87 bl. 296[b]. *Van dem reynen oge of warer andacht* (Luc. 11, 34) = B fol. 230[c]. *Von den heyligen beichtigern.*

H nr. 17 (bl. 110[b]—115[a]) deckt sich mit Merswins Bannerbüchlein. Da das stück im text (Jundt 400, 7. 401, 11, s. unten die lesarten) neben *rede* (396, 25. 26) als *buoch* bezeichnet ist, wird es zugleich auch zum vorlesen bestimmt gewesen sein. Diente doch auch das Neunfelsenbuch zur tischlectüre (Zeitschr. 34, 239). Die geistliche andacht, so dürfen wir das stück vielleicht am passendsten benennen. wird eröffnet mit dem hymnus *Vexilla regis prodeunt,* der in der passionszeit an gewissen tagen zur vesper gesungen wurde. vgl. Chevalier, Repertorium hymnologicum 2 (1897), 734, meine anm. zu M. Ebner 46, 13. 50, 15. Seuse ed. Bihlmeyer s. 35, 29 anm. Dann folgt bl. 111[a]: *Al de gene, de gerne dat beide Christi navolgen mit enē gansen vasten kersten gelove, den isset* usw. = Jundt a. a. o. s. 393, 6 ff. bis 402, 7: an stelle von Jundt 402, 8—21 schliesst H bl. 115[a]: *Nu de lere sole here de behode alle gudhertigen menschen vor alle valsche lere und vor des duvels bedregenisse. Amen,* korrespondierend mit dem schlusssatz des ersten teils, Jundt 396, 23 f. Es herrscht also identität zwischen Merswins Bannerbüchlein und dem nd. text von H, abgesehen von der überschrift im Grossen memorial (Jundt 393, 3—5) und Merswins schlusspassus, und Merswins text kann im grossen ganzen uns die oberdeutsche fassung des Taulerschen originals ersetzen, bis in der Tauleriüberlieferung einmal ein oberdeutscher paralleltext zu H auftaucht. Einer vollständigen mitteilung von H bedarf es deshalb nicht, denn änderungen, bedingt durch das nd. idiom, berühren das abhängigkeitsverhältnis nicht; bemerkenswert aber ist, dass die in den Merswin-Gottesfreundschriften so beliebte häufung von adjektiven sich auch in H findet. Darf man annehmen, dass Merswin an stücken, wie dem vorliegenden, seinen stil gebildet, später überbildet hat? Auch Jundt, Amis 147 und Preger, Mystik 3, 340 setzen das Bannerbüchlein in den anfang der literarischen tätigkeit Merswins. Die unten folgende lesartenkollation, die mit wenigen ausnahmen nur das sachliche berücksichtigt, bringt bei 398, 15 ff.; 400, 3 ff.; 401, 17 den nachweis, dass für H nicht Merswins text vorlage gewesen sein kann: andererseits wird die vorlage von H noch nicht bei 396, 31; 397, 30; 399, 36;

401, 8f. jene lückenhafte überlieferung gehabt haben, die sich aus Merswins text ergänzen lässt: dieser aber muss an jenen stellen doch wohl ursprünglich, d. h. seiner vorlage entnommen sein: dagegen sind die verwendung von *geräten* 395, 12. 33, wiederholungen wie *wer der mensche ist* 396, 31f., sowie die in H fehlende phrase 397, 33f. vermutlich auf Merswins eigene rechnung zu setzen.

Es ist aber noch jenes textes (T) zu gedenken, auf den schon Schmidt, Tauler s. 75, 179 anm. 4 und 187 und Preger, Mystik 3, 85 hingewiesen haben und der sich zuerst in der Kölner Taulerausgabe von 1543 bl. 323[a]—324[c], danach in lat. übersetzung bei Surius, sowie mehrfach in nhd. übertragung (Passau 1838, Würzburg 1840) gedruckt findet. Es handelt sich um die zweite hälfte unseres traktates, Jundt 396, 27—402, 10, um einen text, der als zweites stück der Epistolen und sendbrieff in T (cap. 41) erscheint und den man bisher einer näheren prüfung zu würdigen nicht für nötig hielt, da man darin nur eine abschrift des Merswinschen Bannerbüchleins sah. Dem aber ist nicht so, vielmehr weist T 400, 3ff., 401, 17 das gleiche plus wie H gegenüber Merswins text auf und für 398, 15ff., wo T scheinbar zu Merswin sich stellt, ergibt nähere betrachtung, dass auch hier T eine H verwandte vorlage voraussetzt: nach 398, 17 *was ist diner uebunge* folgt in H ein Merswin abgehender satz, beginnend *so spreket de mensche seer groetlick:* ihm entspricht in T *so spricht der mensch gar geschwinde,* nicht aber Merswins *so sprichet aber der mensche wider umbe* (398, 17), das mit *so secht echter de mensche* in H übereinstimmt. Der ausfall des plus von H in T oder seiner vorlage findet seine erklärung im homöoteleuton *liden* oder *üeben.* Da, wo sonst T die Merswinsche lesart unterstützt, erweist sich ein minus in H als ausfall in dieser hs. (s. oben). Eine besondere besprechung erheischt allein der schluss in T: er lautet gegenüber 401, 31ff.: *Es ist gross not allen Christen mēschen, das sie sich gar nauwe heuten vnd flien, Wan vill verfürer sein ess gegangen in der welt, dye mitt schonen vernufftigen reden vill menschen betriegenn, also das man kaum eynen erleuchten waren gotz frunt findē kan, dem man secherlich das hertz offenen müge. Darūb ist zů raden allen gůthertzigen mēschen, dass sie flyen zů dem gecreutzsten Christū, der niemāt verleest in der not, d' jn recht sůchen wil. Dyse warnende lere hat ein arm mensch geschreben, der von got dar zů getzwungen wart.* Man wird zunächst geneigt sein, neben verallgemeinerungen resp. kürzungen des Merswinschen textes insbesondere in dem schlusssatz ein excerpt von Merswins worten: *gedencke durch got dis armen*

*menschen durch den got het geschriben dise warnende lere! ir süllent wissen das dirre mensche betwungen wart von gotte das er dis muoste schriben* (402. 8 ff.) zu erblicken, um so mehr, als der gleiche wortlaut auch in Merswins Neun felsen begegnet, vgl. Schmidt 1, 22 *Die erste rede ist, wie ein mensche betwungen wart von gotte das er dis bůch schriben müste* und den schlusssatz 147, 20 *Gedenkent durch got des armen menschen durch den got dise warnende lere geschribben het*, wozu übrigens bemerkt sei, dass letzterer, der sich als zusatz Merswins schon deshalb erweist, da er nicht in dem kürzeren Neunfelsenbuch steht, in das Grosse johannitermemorial bl. 192a nicht mit aufgenommen ist (Rieder, Gottesfreund 39*, 35). Da es nach meinen früheren ausführungen ausgeschlossen ist, dass die uns allein im johannitermemorial vorliegende gestalt von Merswins Bannerbüchlein vorlage für HT gewesen sein kann, muss man wohl die möglichkeit zugeben, dass schon in Merswins vorlage am schluss dieser gleichzeitig für die lektüre bestimmten geistlichen ansprache der verfasser sich als sündiges menschenkind bekannt habe, das, nur von gott getrieben, seine ermahnungen auszusprechen und niederzuschreiben wage. Das hat kaum etwas auffallendes, und wir begegnen auch sonst ähnlichen auslassungen. Merswin, der immer übertreibt, würde dann gerade die bescheidene äusserung der vorlage am schluss des Bannerbüchleins (Jundt 402, 10—21) weiter ausgesponnen und sie in seinen Neun felsen sogar zum inhalt seiner *ersten rede* (Schmidt 1, 22 f., 2, 4—10, 20) gemacht haben. Zuzutrauen wäre es ihm schon. Auch aus diesem grunde erwächst die nötigung, die handschriftliche überlieferung der in der Kölner ausgabe von 1543 abgedruckten Epistolen und sendbrieff einmal kritisch zu würdigen: auf der königl. bibliothek zu Berlin befindet sich manches einschlägige. Dass der ganze oben ausgehobene schlusssatz in T nicht ohne weiteres als kürzung des Merswinschen textes angesehen werden darf, verbietet schon der abweichende text *wan vill verfürer sein ess gegangen in der welt, dye mit schonen vernufftigen reden vill menschen betriegenn* an stelle der aus Tauler bekannten und gewiss den ursprünglichen text bietenden 'säulen der kristenheit' (Jundt 401, 33—35).

Ich lasse nun die kollation von H unter berücksichtigung von T folgen und lege Jundts ausgabe des Bannerbüchleins zugrunde.

**394.** 16 abe das liden] oec van dem l. *H;* 20 dar über meister] de ouermeister *H;* **395.** 1 gerwe] gentzliken *H;* 3 gewerliche] behodeliken *H;* 6 wenig lebendiger gottes fründe] wenig gudes levents der

vrunden g. *H;* 7 dise vrie v. m. *H, vgl.* 394, 16: 12 gerotent] begint *H, ebenso* 33: 16 warnen of verschüwen *H;* 22 vor hin vermegen] to voren wapenen *H;* 24 leren *fehlt H;* 31 f. dir — du gesigest] ome — he — gesiget *H;* **396,** 15 und unllot *fehlt H;* 29 creatüren die im zu got hinderen *T;* 31 wer *bis* 32 alse *fehlt T;* 31 wer *bis* 33 worheit *fehlt H;* **397,** 9 *nach* jubilierende: dat si sie nicht ontholden en konnen, se br. *H,* das sy sich nit enthalten kunnen, sie br. *T;* 13 *nach* entgont: dat is de untrucket werden *H;* 17 so es zit w.] der freunde gots *T;* 27 nicht en wanen of meynen *H;* enen engel *HT;* 28 f. Dusse m. syn vluchtes of alto hant also godlich und also stolt, dat si nicht en meynen *H;* 30 aber wie guot *bis* 31 nehesten *fehlt H;* 33 Und wil *bis* 34 das in] want *HT;* 34 morwachtich *H,* weichhertzig *T;* 38 morwachtich *H,* [zart] mürhertzich *T;* **398,** 4 múrwe *fehlt H,* weiche *T;* 10 got hat im dis ingesprochen *T;* 12 vil mee *T;* 15 ff. Ic neme (nemen *T*) alle dinc van gode vor guet. Dan spreket echter de godes vrunt: leve mensche, wat is dyn oefninge? so spreket de mensche seer groetlick, dat he nicht meer heft to liden noch to ofenen (gar geschwinde, er habe nit mee zů üben noch zů lyden *T*). So spreket de godes vrunt: leve mensche, wo menestu dat of wat reden is dat? so secht echter de mensche: ic meynet also dat ic nicht meer en hebbe to liden noch to ofenen noch to sterven. Ic en hebbet al ut geleden. Van dussen reden so verscricket de godes vrunt to mael, sunder he spreket noch seer guetliken to dussen menschen: och leve mensche, wilstu dick nicht tornen, dat ic en luttel tegen di spreke? *H;* 22 So *bis* 24 mensche *fehlt T, auch im folgenden wird T gekürzt haben: es fehlen die wendungen* 26 du solt ouch wissen, lieber mensche, 27 f. lieber mensche, 29 du solt wissen, 30 ich wil dir sagen lieber mensche, 33 Hier sprichet der gottes frúnt aber zu dem menschen, 37 Nuo sprichet aber der g. f. zuo diesem menschen, 399, 1 f. 3. 15 lieber mensche; — 398, 32 kommen wil *T;* **399,** 1 seyn liebe frunde jhm naegefolgt *T;* 3 gedencke das alle die *T;* 4 die helffent *fehlt T;* 6 ff. naefolger und sorgen, das Chr. spricht: Vill ist jrer geladenn, aber wenich vsserwelt *T;* 10 sehen] staen *H;* 14 do] vollkommen *T;* 22 harde kranck und unrecht *T;* 29 ellendich *T;* 36 wie sanct Paulus *bis* 37 mensche *ausgefallen durch homöoteleuton H;* 37 edelheit dyser goben *T; nach* gobe: als elendich armoet van bynnen *H;* **400,** 1 f. nút — strite] neyn gewar recht strider *H,* nit ein war vaste ritter für got zů striden *T;* 3 ff. *zur besseren veranschaulichung stelle ich die texte von HTM einander gegenüber:*

| *H* | *T* | *M* |
|---|---|---|
| Alle menschen. de gerne wolden komen to der negester warheit, dar uns god to hevet geropen, und oren willen ome gerne wolden opgeven und ome gehorsam syn, den is et noet, dat se sick mit groten ernste gewar nemen, of sy sic iergent vinden in ienigen van dussen vorscreven wisen, de in dussen boken staen. | Alle menschen die gerne willen komen vff das nächste dar vns Got zu geladen hat, die jhren willen Got vff geben vnd willen jhm gehorsam sein, deñ thůt not, das sie warnemen mit rechtem ernst, ob sie sich ergent finden in eyniger diser für geschreben wysen. die in disem bůch steet, | Allen den menschen die gerne werent kummen uf das neheste do uns got zuo geladen het, ob wir unsern willen woltent uf geben und woltent ime gehorsam sin, den tuot not das sú war nemment mit rehteme erneste ebe sú sich iergent in deheiner dirre vorgeschribener wisen die an disem buoche stont |
| want hir op steit et, | | untze her uf dise stat, |
| dat se dar den olden menschen leren underdrucken und doden und dat si sick weder umme leren gode geven. Want gi sult weten, dat de mensche de sick noch vindet in ienigen dusser vorscreven wisen, | das sie jhre vnordeliche vnnd sorchliche weysen leren drucken vnnd toden, vnnd sich Got wederūb gefangen geben, wan die sich in eyniger diser fürschreben weysen noch finden, wyssent, | |
| noch alre irst berort is in den nedersten crachten, und gi sult weten, dat sy noch vernen wech to oren negesten hebben. | das die noch all erst in den nedersten krefften berürt seyn und haben noch gar ferre zu jhrem nächsten. | das die. erst berüret sint an den nidern kreften und söllent ouch wissen, das sú noch verre zuo irme nehesten hant. |

*Merswins vorlage dürfte z. 15 ff. etwa folgenden text geboten haben:* want ez hier uf stat (*in* untze her uf dise stat *Jundt* 400, 7 *wird kaum die echte lesart vorliegen*). [daz si da den alten menschen lernen underdrücken und töten und daz si sich wider umbe lernen gote geben. Want ir sult wizzen.] daz si erst berüret sint an den nidern kreften *usw.*; 400, 12 f. wan d. m. ergeben sich got und willen sich selber nit meynen noch suchen *T*; 32 welre *bis* 33 sol] der mag *T*; **401**, 4 anstette] to hantes *H*, zuhantz *T*; 7 f. und ist über alle bilde

und forme *fehlt H, ist eine in den Gottesfreundschriften häufig begegnende wendung, doch bietet sie an unserer stelle auch T;* 8 der *bis* getueret *fehlt T;* 8 f. dirre mensche *bis* oebern kreften *fehlt H, ausfall durch abirren des auges bei gleichen satzeingängen?* 9 zuhantz *T;* 9 f. d u s s e r m e n s c h e n e y n hevet meer gewaer lichtes und (*so auch T*) underscheides *H, vgl. Neun felsen* 127, 20 f.; 11 die an d. buoche stont *fehlt T,* in dussen boken staen *H;* 17 *nach* kyrchen: dussen menschen geschuet seer wee, als si mit den luden moten spreken, de also vele kloke behende worden hebben, de men nicht wal bewaren en mach mit der hilgen scrift *HT, der ausfall bei Merswin oder schon in dessen vorlage erklärt sich leicht auch hier durch abirren des auges: in der umgebung beginnen mehrere sätze mit* dirre mensche(n); 17 f. der dis *bis* het *fehlt T;* 31 erwúrdigen *fehlt H,* werdigen *T;* 37 gerne mit den er. vermaken of verlusten eyn luttek *H;* **402**, 4 after wege] achter lande *H;* 5 ff. So welk mensche hir van wil spreken horen, de hore de openbare predicacie und hodet iu vor de phariseen. want dat is eyn unkruyt dat seer wasset in dussen sorchliken tiden *H;* 8—21 *fehlt H, dafür der oben s. 24 ausgehobene schlusssatz.*

## Anhang.

### Die 21. predigt der Hildesheimer Taulerhandschrift.

(121 b) Des sonavendes vor palmen.

Pater, ego in eis et tu in me ut sint consummati in unum. Dat men sic mit gode verenige und god verkrige, dar to hoert eyn gans war afkeer van al den dat nicht lutter god en is und eyn gans war vol tokeer und inkeer in god mit eynē vrien willigen vereninge aller crachten und des gemodes und der synnen. Und al isset nu dat dusse gantze geware tokeer genoch sy, al so vern als et an dē mensche is, nochtan en isset nicht genoch, et en si dat dat werck godes dar to kome und van synre genaden und van synre hulpe vollenbringe dussen kere in der warheit und invlete in den gront und verheve also den mensche over syn naturlike cracht und dat al so de mensche werde in gode gesat. ℂ Wat is nu de negeste und beste bereidinge hir to, dat de mensche aldus werde verheven van gode und werde eyn gotlic mensche? De negeste bereidinge hir to is, dat de mensche si eyn inwoner in sic sulven und leer eynen saligen inkeer in sic sulven, wante al dar vint men warlicken dat licht luchtende und dar hort men dat inspreken und de vermanynge und dat driven des hilgen geistes und deme sal oec de mensche mit allen vlite volgen. De hilge geist de trecket und tuet und drivet de syne sunder underlaet, sunder des en versteit de utwendige mensche nicht, he radet und trecket al op leidicheit, lutterheit, eynvoldicheit und op stillheit. Des gelikes drivet

de nature, de synne, de viant und de werlt al op mannichvoldicheit und utwendicheit und onruste. Dit sal de ynnige mensche mit vlijte gewar nemen, dat he godes in sic gewar werde und so moet he bi sic sulven bliven und gode stede geven, dat he synes werkes in ome becomen moge. De stede godes is alleyn inwendich, want dat rike godes is in iu. De dar nicht in en komet, dar de stat is, de en darf nicht clagen, dat he arm si und ome de stat nicht en werde, (122ᵃ) als vele lude doen und clagen, dat god on nicht en deit und si en gevolen synre nicht noch he en trecket se nicht. Wat darf he der sonnen verwiten, dat se in syn hus nicht en schinet, de syne vinsteren to deit, dar de sonne ingaen sulde? Sunte Augustinus spreket: O du alre leveste god, ic sochte di und vant dic nicht. wes schult was dat? vorwar! ic en quam nye dar du werest. Du werst ynne und ic was buten. Du weerst na und ic was vern. were ic dar gekomen dar du werest, ic hedde die altohantes gevonden. und sprak oec: Och och du alde warheit, wo heb ic di also lancsem und so spaede leider gevonden! So we wil vinden allen troest und alle warheit, de moet dat inwendich soken und doen den inwendigen gront op und holden sic gelijck under god noch he en see achter sic noch vor sic noch beneven sic sunder al boven sic. so mogen de gotlike utvloden, de eidele sweyme of seyme der godheit, de sunder underlaet vleten und nummer meer vletens op en holden, in om vletende (werden). we wolde dem vleten des waters verwiten, dat et nicht in syn vat en vlote, isset dat syn vat under dem vlote nicht en is? Als de inwendicheit wert ondergeholden und to gevoget, so komet de godlike sonne, de nummer verdonckert en wert, und vort oren claren glans in den togekeerden gront und deit als de lijflike sonne, de oren schijn werpet des somers bloetliken op dat ertrike, dat gelijck under or is, und dar se neyn middel noch hindernisse en vint, dar trecket se to dem irsten alle de vuchticheit, den swadem ut der erden und trecket se op to seck went an de spere der sonnen und maket de erde droge und warm. dar wert de groue swaden also lutter und also claer, dat se rechte luchtet als de sternen. Recht aldus geschuet dem inwendigen menschen, de gelijck ome und under ome und onvermiddelt is. Dar komet de godlike sonne und schynet in den eidelen gront sunder underlaet und mit oren alre sotesten und edelsten glanse so trecket se al to mael ut alle de onlutterheit und den swaden erdescher genochten und trecket den geist allentelen op und went an den lutteren speren der gotlicheit und maket on altomal goddancksam. so geschuet dat de mensche ducke in sic gevolet und vindet, dat ome god meer in is dan he sic sulven of ienich dinck, und luchtet in synē gront veel clarliker dan de lijflike sonne synen utwendigen ogen und gevolet sic eyn mit deme lichte. Van dussē opseen sprack Ysaias: do ic in my was, do wart myn geist gevort over my tuschen hemel und erde to Jherusalem in dat bekennisse godes. Dit opseen wert geboren ut eynē craftigen inseen unde dar to behort eyne vergaderinge der utwendigen synnē, unde (122ᵇ) ut vereniegeden crachten so komet de geist in de inwendicheit und geberet enicheit. ¶ Van dussen beden de unse here hir sprack: vader, ic bidde di, dat si eyn werden als du und ic eyn syn und dat si werden vollenbracht in eyn. wo mochte ommer wonnentliker dinck gesyn dan eyn to syn als de hemelsche vader und syn alre leifste naturlikeste son eyn syn. Dusse enicheit overtret alle eynicheit, de ienige vernunft begripen

mach. Hir om sprac Moyses: O Israel. dyn god is eyn god. We dusse eynicheit konde geraken, de verloer alle mannichvoldicheit und alle mannichvoldicheit worde ome eynvoldicheit. Ut der eynvoldicheit godes vletet alle mannichvoldicheit. Dusse eynvoldicheit und enicheit wert vervolget und gekregen mit inwendicheit, de unbecant blijft und verborgen allen utwendigen menschen in tijt und in ewicheit. Eyn groet lerer sprac, dat veel lude solen comen in dat ewige leven. den de heimelicheit und nacheit godes also onbecant sal syn recht of eyn grof buer queme mit synen groten groven leymschoven vor eynes koninges tafel und nicht en wuste, wo he geberen sulde. und dat en is neyn wonder. want men vynt lude. de oec lange eynen geistliken schijn gedragen hebben und gude lude wille syn und heiten also al ore dagen und laten sic also genogen. dat si van der enicheit und van der heimelicheit godes also wenich sic angripen to vragen. to vorderen of to smaken als van deme soldane over meyr. Si en dencken noch en quellen nicht meer dar na dan recht of et on nicht an en ga. Horen si van godliken dingen, dat verstaen se also veel als de Waelen dat Dudesch versteit. Dat si or pater noster, oren salter veel lesen und or dorre werck gehorsam mit den utersten menschen und synnen doen. dar an genoget on harde wal. God verenige sic mit wen he wil. wat geit di dat an. Sunder wer dar eyn utwendich vordel in nütte of in eren of in genochliken dingen, dat iemant hijr vor hadde, men sulde wal seen, wo on dat an ginge. Wat wonder is dan, dat, wanneer si to gode komen, si oec den ynnigen vrunden godes also ungelijck sullen ummer meer syn sunder ende. Nu helpe uns de leiflike god to gewarer enicheit. Amen.

HALLE A. S. PHILIPP STRAUCH.

# FLOOVANT UND NIBELUNGENSAGE.

Wer sich mit der in letzter zeit so viel umstrittenen afr. chanson Floovant eingehender beschäftigt, dem muss geradezu auffallen, wie manche situation in dieser dichtung an germanische sage oder dichtung und speziell an das Nibelungenlied erinnert. Ich habe in meiner abhandlung über die 'Entstehung und entwicklung der Floovantsage'[1] in dem einleitenden kapitel über die 'composition des Floovant' die 'germanischen elemente im Floovant'[2] zusammengestellt. wie sie sich mir während der vorarbeiten zu der genannten abhandlung schon vor jahren ergaben. Sie seien hier in kürze wiederholt.

1) 1907 als Tübinger dissert. eingereicht.

2) S. 77–82.

Die eigenheit des Nibelungenlieds, dass gewöhnlich in der vierten langzeile der strophe später eintretende schlimme folgen voraus angedeutet werden, befolgt auch der dichter des Floovant[1]. Doch findet sich ähnliches auch in anderen afr. epen[2].

Emelons gebaren an der leiche seines erschlagenen sohnes könnte in der ganzen situation mit dem schmerzensausbruch Siegmunds an der bahre des ermordeten Siegfried verglichen werden.

Der waffenlose Richier bittet Emelon, den er zu bekämpfen gezwungen ist, um waffen:

> '*Mas faites une chose, si feroiz que cortois;*
> *por plus prou vos tanront chevalier et borgois:*
> *or me randez mes armes et trestot mon conroi,*
> *si venez lai defors conbatre ancontre moi*'[3].

Richiers bitte wird erhört:

> '*ses armes li ai fait aporter devant soi*'[4].

Ähnlich bittet Hagen, bevor ihn Rüdeger und seine mannen angreifen, um einen schild; und der edle Rüdeger gibt ihm '*die leste gâbe*'[5].

Bevor es zum kampf zwischen Richier und Emelon kommt, erinnert Richier diesen an die ihm gewährte gastfreundschaft:

> *Her soir me habergastes, por l'amours. Deu le voir,*
> *trestot aseürestes mon cors et mon avoir*[6];

und er warnt ihn vor der sünde, die gastfreundschaft zu verletzen:

> *Sire, ce dit Richiers, mout granz pechiez saroit;*
> *en aucune saison demande vos saroit*[7].

Genau so erinnern Gunther, Gernot und Giselher den markgrafen Rüdeger, der ihnen kampf ansagt, an die gastfreundschaft, die sie in seinem hause genossen[8].

Beidemal kommt es trotz dieser vorstellungen zum kampf, und wie Emelon dem Richier, so kündigt Rüdeger den Burgunden die freundschaft:

1) Floovant 178, 210, 229 ff., 310 ff., 347 usw.
2) Coronement Looïs 240 ff.
3) Floov. 1071 ff.
4) Floov. 1095.
5) Nib.lied str. 2193 ff. (Bartsch).
6) Floov. 1081 ff.
7) Floov. 1079 ff.
8) Avent. XXXVII, str. 2176 ff.

*Versauz, dit Emelons, prouz estes et cortois,*
*tu ne doignas foïr por autre ne por moi;*
*torne çai cel escu, si te conbat a moi:*
*des or te rous tes trives, je nes quier plus avoir*[1].

und: *Der edel marcgrâve rief in den sal:*
*'ir küenen Nibelunge, nu wert iuch über al;*
*ir soldet mîn geniezen, nu engeldet ir mîn;*
*ê dô wâren wir friunde: der triuwen wil ich ledec sîn'*[2].

Floovant steht könig Flore, wie Siegfried dem könig Gunther im kampf gegen die Sachsen bei[3].

König Flore, an dessen hof Floovant weilt, besitzt eine schöne tochter Florete, die den helden liebt, wie Gunther eine schwester hat, die Siegfrieds liebe erwidert. Ausserdem wird Floovant wie Siegfried noch von einer andern königin geliebt: Floovant von der schönen Sarazenenprinzessin Maugalie, Siegfried von Brünhilde. Das veranlasst im Floovant wie im Nibelungenlied ähnliche eifersuchts- und streitszenen, wenn auch die streitszene im Floovant, wo die erhitzten jungfrauen aneinandergeraten, nicht die tragische höhe jener stelle im Nibelungenliede erreicht, wo erzählt wird, *'wie die küniginne einander schulten'*[4].

Floovant und Siegfried werden beide schmählich verraten. In beiden dichtungen findet, allerdings unter ganz anderen verhältnissen, eine doppelhochzeit am hof des gastfreundlichen königs statt: zwischen Floovant und Maugalie, Richier und Florete im Floovant, zwischen Gunther und Brünhilde, Siegfried und Kriemhilde im Nibelungenlied.

An die Siegfriedsage überhaupt erinnert das motiv der schwertprobe, das zwar im texte von M[5], der einzigen erhaltenen handschrift des afr. Floovant, fehlt — vielleicht stand es in der lücke, welche diese handschrift aufweist —, das aber in den Tennenbacher fragmenten, welche die lücke des textes von M zum grössten teil ausfüllen, erscheint. Hier findet sich die geschichte von Floovants schwert Joyeuse, das dieser von Florete erhalten hat:

*'Ysares la forgait, qui fut vraie porfee,*
*la non nostre signor ot acrite au l'apée.*

1) Floov. 1144 ff.
2) Avent. XXXVII; str. 2175.
3) Avent. XV; Entstehung u. entw. d. Floov.sage, kpt. II. § 2.
4) Avent. XIV.
5) Montpellier.

*Quant elle l'ait forgiee, si fut apermetee.*
*Sor l'anclune farit de grande randone.*
*Que tote la tranche de ci au l'antiree'*[1].

In Floovants, Maugaliens und Richiers flucht vom hof des Sarazenenfürsten Galien könnte man eine analogie zu Walthers und Hildes flucht vom Hunnenhofe Etzels erblicken.

Der in seine heimat zurückgekehrte Floovant stösst vor Laon mit seinem eigenen vater zusammen und bekämpft ihn, ohne dass sich beide gegenseitig erkennen; das ist ganz unverkennbar das alte Hildebrandsmotiv[2].

Diese mannigfachen äusseren übereinstimmungen des Floovant mit germanischer sage und dichtung könnten den gedanken an einen engeren zusammenhang zwischen beiden nahelegen. Bei näherer prüfung verblasst dieser gedanke, so bestechend er anfangs scheint, immer mehr; es bleibt schliesslich nur eine ganz vage äusserliche ähnlichkeit der situation, die zu keinen schlüssen auf ein abhängigkeitsverhältnis berechtigt.

Es fallen zunächst alle die motive weg, die im zusammenhang mit der person des herzogs Emelon auftreten, da sich erweisen lässt, dass die Emelonepisoden für die älteste gestalt des Floovant, den Urfloovant, nicht ursprünglich sind[3].

Es scheiden sodann alle die motive aus, die sich an die gestalt der Sarazenenprinzessin Maugalie knüpfen: denn wieder lässt sich zeigen, dass die gefangennahme des helden, seine liebe zu der schönen heidenprinzessin und seine befreiung ein späterer einschub unter literarischem einfluss, vor allem des Fierabras, ist. Die streitszenen der beiden königstöchter, das motiv der flucht, das der doppelhochzeit haben also ihr vorbild nicht im Nibelungenlied, sondern in anderen afr. chansons[4].

Die vermählung des helden mit der tochter des gastfreundlichen königs, wie sie der Urfloovant kennt[5], ist ein charakteristischer bestandteil der verbannungssage überhaupt, wie er sich z. b. in der Childerichsage und in der kurdischen sage von Färhat-Aga findet und

1) Tennenb.fragm. 65–69.

2) Vgl. Busse, Sagengeschichtliches zum Hildebrandslied. Beiträge XXVI, 1 bis 92.

3) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, kpt. III, § 2.

4) Ebendas. kpt. III, § 2.

5) Ebendas. kpt. III, § 1.

wie ihn andere afr. epen wie der Mainet oder die afr. vorlage des Loher und Maller enthalten[1].

Die motive vom kampf Floovants gegen die Sachsen[2] und vom verrat an Floovant[2] lassen sich auf geschichtliche ereignisse zurückführen, die Gregor in seiner chronik berichtet.

So bleiben schliesslich noch das Hildebrandsmotiv und das von der schwertprobe, worin direkt germanischer einfluss erblickt werden könnte. Vom ersteren meint Busse, der sich eingehend damit beschäftigt hat[3], dass es nicht notwendig durch entlehnung in die afr. epik eingedrungen sein müsse, sondern sich dort wie anderswo selbständig entwickeln konnte.

Das schwertprobemotiv endlich lässt sich für den Floovant gar nicht mit sicherheit als ursprünglich nachweisen[4]. Es findet sich aber auch in anderen afr. epen, so im Ogier; und da gerade dieses epos dem Floovantdichter in anderen punkten ebenfalls zum vorbild diente[5], so wäre eher an eine entlehnung aus dieser chanson als aus der Siegfriedsage zu denken.

So bleibt von dem anfänglichen gedanken eines inneren zusammenhangs zwischen Floovant und Nibelungensage so gut wie nichts mehr übrig, und die ganze frage schien mir damit erledigt, bis Brockstedt im zweiten teil seiner Floovantstudien[6] den gedanken aufs neue aufnahm und so weit gieng, dass er der gesamten Floovantsage ihren Merowingerursprung abspricht und sie vollständig aus der Nibelungenbezw. Siegfriedsage herleitet.

Dadurch fühlte ich mich veranlasst, nach abschluss meiner arbeit über die Entstehung und entwicklung der Floovantsage zu den interessanten ausführungen Brockstedts, die sowohl germanisten wie romanisten beschäftigen werden, noch nachträglich stellung zu nehmen.

So günstig die resultate des ersten teils von Brockstedts Flooventstudien von der kritik aufgenommen wurden, so sehr erregten die kühnen folgerungen des zweiten teils bedenken oder widerspruch[7].

1) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, kpt. III, § 1.

2) Ebendas. kpt. II, § 2.

3) S. 34, anm. 2.

4) S. 44.

5) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, kpt. I.

6) G. Brockstedt, Flooventstudien, I. u. II. teil. Kiel 1907.

7) Becker, Lit.bl. f. germ. u. rom. ph. 1908, nr. 1; Voretzsch, Deutsch. lit.ztg. 1908. Nr. 6; Stimming, Zeitschr. f. rom. phil. 32 (1908) s. 110 ff.; Settegast, Antike elemente im afr. Merow.cyclus (Leipzig 1907) s. 55 ff.

Man durfte nach der ersten arbeit auf alles andere gefasst sein als auf diese lösung der Floovantfrage, die den verfasser in gegensatz nicht nur zu anderen forschern, sondern zu sich selbst und den von ihm früher vertretenen ansichten bringt. Weit entfernt, im Floovant den spärlichen rest einer Merowingerepik zu erblicken — wie man seit Darmesteters untersuchung annahm —, erklärt Brockstedt jetzt dieses afr. epos als eine erst im 12. jahrhundert entstandene bearbeitung der Siegfriedsage, und zwar genauer der Sigurdsage.

Wenn nun aber Brockstedt die Floovantsage auf die Sigurdsage als ihre 'entscheidende quelle' zurückführen will, so kommt er mit dieser sage als alleiniger quelle doch nicht aus: bei genauerem zusehen zeigt es sich, dass er trotz dieser hauptquelle seine zuflucht zu einer reihe anderer quellen nehmen muss, nämlich zu drei lateinischen chroniken: den Gesta Dagoberti[1], 9. jahrhundert, dem Chronicon Salernitanum[2], 10. jahrhundert, und den Annales historiae illustrium principum Hanoniae des Hugo von Toul[3], 14. jahrhundert; ferner zu zwei afr. chansons de geste: dem Rolandslied[4] und dem Boeve de Hanstone[5]; und endlich im zusammenhang mit der Sigurdsage zum Nibelungenlied[6], zum Siegfriedlied[7], zum Brüdermärchen[8] und zum Bärensohnmärchen[9]; und bei der Sigurdsage selbst wendet er sich an die verschiedenen zweige der nordischen quellen: nordische, besonders dänische und färöische volkslieder Eddalieder, Vǫlsungasaga, Skáldskaparmál, Nornagest[10].

Es empfiehlt sich vielleicht der übersicht wegen, eine zusammenstellung der von Brockstedt angeführten quellen und der davon abgeleiteten Floovantmotive zu geben.

Einleitungsperiode: Bartgeschichte (ausgenommen
vier einzelmotive) . . . . . . . . . . = *Gesta Dagoberti.*
Vier einzelmotive der bartepisode . . . . . = *nordische volkslieder.*

1) Brockstedt, s. 71 ff.

2) Ebendas. s. 152 ff.

3) Ebendas. s. 157 ff.

4) Ebendas. s. 137, aber einer älteren fassung des Rolandsliedes als die uns erhaltene chanson, welche Brockstedt für jünger als den Floovant erklärt. S. 137, a. 1.

5) Ebendas. s. 145 ff.

6) Ebendas. s. 138.

7) Ebendas. s. 93.

8) Ebendas. s. 103, 142 ff., 151.

9) Ebendas. s. 103.

10) Ebendas. s. 75 ff.

| | |
|---|---|
| Ausrüstungsmotiv (Joyeuse, schwertprobe) . . . . | = *nordische volkslieder.* |
| Abenteuer auf dem weg nach Ausai (befreiung der Florete, kampf mit Fernagu, pilger- und landstreicherszenen des Fioravanti, Mambrinoepisode der Reali) . . . . . . . . | = *Brudermärchen* und *Bärensohnmärchen.* |
| Floovent hierin quelle für das Siegfriedlied. | |
| Ereignisse an Flores hof (reihenfolge der ereignisse; lage und ausdehnung von Flores reich; erste und zweite begegnung Floovents mit Maugalie; streit der zwei prinzessinnen) . | = *Sigurdsage* (Edda, Volsungasaga, Skáldskaparmál, Nornagest). Zum teil *Nibelungenlied.* |
| Verrat an Floovent durch Maudaire und Maudaranz | = *Sigurdsage.* |
| Gedungener bote im Fioravanti . . . . . . | = *Nibelungenlied.* |
| Mitwirkung des Sarazenenfürsten . . . . . | = *Rolandslied.* |
| Befreiung Floovents in aufbau der handlung und lokalisierung . . . . . . . . . . . . | = *Sigurdsage.* |
| Befreiungsmotiv . . . . . . . . . . . . | = *Siegfriedmärchen.* |
| Befreiung der 12 pairs . . . . . . . . . . | = *Siegfriedmärchen.* |
| Emelonepisode . . . . . . . . . . . . . | = *Sigurdsage.* |
| Flucht des helden, Estorgis- und Corpionepisode, Maugalie als spielmann . . . . . . . . | = *Boeve de Hanstone.* |
| Vermählung Floovents . . . . . . . . . . | = *Sigurdsage.* |
| Zweite Emelonepisode . . . . . . . . . . . | = *Sigurdsage* und *Brüdermärchen.* |
| Laonepisode . . . . . . . . . . . . . . . | = *Salerner chronik.* |
| Wächter- (bezw. Rigant-) episode . . . . . | = *Hugo von Toul.* |

Könnte schon die bunte reihe der zur erklärung der Floovantmotive nötigen quellen einigen zweifel an der bedeutung der Sigurdsage als der wichtigsten quelle erregen, so geschieht dies noch mehr, wenn man die Sigurdsage selbst in ihren hauptpunkten mit der Floovantfabel vergleicht. Zug für zug soll die erste hälfte des Floovant (bis zu seinem verrat durch Flores söhne) der Sigurdsage entsprechen [1]. Ich brauche den inhalt der zwei sagen hier wohl nicht mehr zu wiederholen. Gewiss lassen sich einige ähnlichkeiten in der situation herausfinden; aber was bedeuten sie neben den vielen fundamentalen unterschieden der beiden versionen?

Sigurd verlässt freiwillig die heimat, um erst seines vaters tod an den Hundingsöhnen zu rächen und dann Fafnir zu töten und den hort zu gewinnen. Floovant dagegen wird wegen eines *mesfait* vom

1) Brockstedt, s. 75.

eigenen vater aus der heimat verbannt. Die abenteuer, die er nach seinem weggang zu bestehen hat, vergleicht auch Brockstedt nicht mit denjenigen Sigurds (rache an den Hundingsöhnen, Fafnirs und Regins tod).

Nach der darstellung der meisten nordischen quellen[1] erweckt Sigurd zunächst Brynhild, bevor er zu den söhnen Gjukis gelangt und sich mit ihrer schwester Gudrun vermählt[2]. Floovant kommt umgekehrt zuerst zu Flore (Gjuki) und seiner tochter Florete (Gudrun) und erst später zu Maugalie (Brynhild), die er heiratet. Das ist schon ein wesentlicher unterschied.

Entsprechen sich ferner die personen der beiden sagen und, was noch wichtiger ist, die ihnen zugeteilten rollen?

Gjuki wäre natürlich dem könig Flore gleichzustellen. Was wird aber aus Grimhild? was aus dem dritten sohne Gjukis, Gutthorm? Die beiden anderen söhne Gjukis und Grimhilds, Gunnar und Hegni, würden dann den beiden söhnen Flores, Maudaire und Maudaranz, entsprechen, zwei blosse schattenfiguren im vergleich mit den nordischen kraftgestalten!

Gjuki tritt in der handlung der Sigurdsage weiterhin nicht mehr hervor; Gunnar nimmt seinen platz ein, während doch Flore bis zum

1) Volsungasaga, Nornagest, Skáldskaparmál.

2) Brockstedt sieht allerdings in der reihenfolge: fahrt zu Gjuki, erste und zweite begegnung mit Brynhild die ursprüngliche fassung auch der nordischen quellen (Br. 122); ich kann ihm indes darin nicht beipflichten. Die germanisten haben sich darüber noch nicht definitiv ausgesprochen; aber eine vergleichende zusammenstellung der einzelnen in betracht kommenden quellen nötigt zur gegenteiligen ansicht. Nur Fáfnismǫl und die davon abhängige weissagung des Gripir vertreten die obengenannte reihenfolge der ereignisse (fahrt Sigurds zu Gjuki; begegnungen mit Brynhild); alle anderen quellen (Volsungasaga, Nornagest, Skáldskaparmál) erzählen so: erste begegnung Sigurds mit Brynhild, fahrt zu Gjuki, zweite begegnung mit Brynhild. Auch das Nibelungenlied schliesst sich dieser gruppe an. Es berichtet zwar nur von einer fahrt Siegfrieds zu Brünhild nach seiner verlobung mit Kriemhild; aber es sind mehrere spuren im Nibelungenlied, die deutlich beweisen, daß Siegfried schon vorher einmal bei Brünhild war, und das kann dann nur vor seiner ankunft am Gibichungenhof gewesen sein. Brockstedt führt das auch an s. 160, abs. 2. Der Floovant weicht also hier, wie Fáfnismǫl, von der durch die mehrzahl der quellen vertretenen fassung ab. Es gruppieren sich also einerseits Fáfnismǫl und Floovant (woraus ich jedoch keine verwandtschaft dieser zwei versionen abstrahiere!), auf der anderen seite alle übrigen nordischen quellen + Nibelungenlied. Die nordischen quellen bilden demnach nicht einen „kompromiss zwischen Floovant und Nibelungenlied“, und von einem einfluss des Nibelungenliedes auf die nordischen quellen kann in diesem punkte wenigstens nicht die rede sein.

schluss seine rolle weiterspielt. Für Gunnar zieht Sigurd zu Brynhild und erhält zum dank seine schwester Gudrun zur frau. Für Flore zieht Floovant gegen die Sachsen und soll zum dank dessen tochter erhalten. Also entspricht Flore, wie anfangs Gjuki, so jetzt Gunnar, also vater und sohn zugleich! Grimhild, die mutter, fehlt ganz, und doch ist sie es, die den helden liebgewinnt und zum eidam erwählt und die ihm den zaubertrunk braut, der ihn Brynhild vergessen lässt. Und wohin ist das motiv von der blutbrüderschaft gekommen?

Sigurd vermählt sich mit Gudrun, aber Floovant doch nicht mit der ihr entsprechenden Florete, wenigstens in M nicht, und Brockstedt hält ja hier den text von M für ursprünglich.

Sigurd zieht aus, um für Gunnar Brynhild zu erwerben. Dementsprechend müsste ja Floovant für Flore, bezw. für Maudaire oder Maudaranz Maugalie als braut erkämpfen. Davon ist aber auch keine spur im Floovant zu finden. Beim ersten kampf um Avenant erblickt die Sarazenenprinzessin Maugalie den schönen und tapferen christenhelden und verliebt sich in ihn. Das ist ein beliebtes motiv des afr. epos; dazu brauchte der Floovantdichter die Sigurdsage nicht. Wie kann man hier an die erste begegnung zwischen Sigurd und Brynhild denken! Floovant kommt ja gar nicht ins innere der burg zu Maugalie wie Sigurd zu Brynhild. Und wo ist das motiv vom zauberschlaf? oder der erweckung Brynhilds? Schliesslich gewinnt ja Floovant die Sarazenenprinzessin, wie Sigurd die Brynhild erringt. Aber wenn sich diese szenen entsprechen sollen, wo bleibt das motiv von der werbungsfahrt? vom gestaltentausch? vom keuschen beilager? von der abtretung der jungfrau? Sigurd erkämpft Brynhild für Gunnar, Floovant behält doch Maugalie für sich! Es findet sich auch nichts von der schuld, die Sigurd und die Gjukungen durch den an Brynhild geübten betrug auf sich laden, und die schliesslich Sigurds tod und weiterhin den untergang der Gjukungen herbeiführt. Floovant wird zwar wie Sigurd verraten. Aber stehen dieser vagen ähnlichkeit nicht trennende unterschiede gegenüber? In der Sigurdsage ist doch Brynhild im letzten grunde die urheberin des an Sigurd begangenen verrats, während Maugalie im Floovant ja gerade zugunsten des helden eingreift. Sigurd büsst seine schuld durch den tod; aber Floovant wird ja gar nicht ermordet, sondern gerät nur durch missgünstige neider in gefangenschaft, aus der ihn eben Maugalie befreien hilft. Das bedingt auch den prinzipiellen unterschied zwischen dem zweiten teil des Floovant und der Sigurdsage, wo Brockstedt ebenfalls noch übereinstimmungen

findet (Br. s. 76). Aber nach Brockstedts eigenen worten ist der zweite teil der Sigurdsage ein sang der rache, der zweite teil des Floovant ein lied der befreiung (Br. 77).

So zeigen sich schon bei einem allgemeinen vergleich der beiden sagen tiefgehende unterschiede, die eine entlehnung der einen sage aus der anderen undenkbar erscheinen lassen. Dasselbe resultat ergibt sich bei der betrachtung der einzelnen motive beider sagen.

Charakteristisch ist dabei schon der beweisgang. Gewöhnlich stellt Brockstedt die übereinstimmung des motivs fest. Dann sieht er sich meistens genötigt, die übereinstimmung sofort einzuschränken. Es gibt kaum ein motiv, bei dem es nicht etwa heisst,

dass dasselbe nur in abgeschwächter form auftritt (Br. 104),
dass zwischen den beiden fabeln gewiss ein schwerwiegender unterschied ist (Br. 76),
dass das motiv nur als torso erscheint (Br. 94),
dass die reduzierung des motivs so weit geht, dass... (Br. 104),
dass das markanteste requisit des Sigurdmotivs im Floovant fehlt (Br. 93),
dass trotz der übereinstimmungen der zweite teil des Floovant, als ganzes genommen, ein so völlig anderes gepräge zeigt als der entsprechende abschnitt der Sigurdsage (Br. 77) usw.

Um deshalb trotzdem die übereinstimmung zweier motive aufrecht erhalten zu können, sieht sich Brockstedt genötigt, ausser den eben erwähnten einschränkungen fortwährend ersatz der personen oder situationen eintreten zu lassen. Es werden ersetzt:

die alte hexe, die den helden verzaubert, durch den Sarazenen Fernagu (Br. 109),
der drache des Siegfriedmärchens, der für dieses doch ein unentbehrliches charakteristicum bildet, durch vier *felons paiens* (Br. 93),
die mutter Sigurds durch einen Pariser bürger, bezw. den eremiten und Florete (Br. 85 ff.),
der tod des helden durch seine befreiung (Br. 76),
das freiwillige fortziehen durch die verbannung des helden (Br. 78) usw.

Es wundert mich nur, dass sich Brockstedt weitere schöne ersatzgelegenheiten entgehen liess. Wenn er den drachen der Sigurdsage durch vier *felons paiens*, die eine jungfrau misshandeln, ersetzt,

warum sieht er dann nicht in dem einen Sarazenen, der immer entkommt, um nachher einem helden auskunft zu geben, den sprechenden vogel der Sigurdsage, der dort den helden belehrt? Oder liesse sich denn nicht, um die übereinstimmung zu vervollständigen, im funkensprühen der schwerthiebe beim kampf vor Maugaliens burg ein ersatz für die waberlohe herauslesen?

Doch zur betrachtung der einzelnen motive. Die einleitung des Floovant, die **bartepisode**, führt Brockstedt direkt auf die Gesta Dagoberti zurück[1]. Er kennt natürlich auch den unterschied der beiden versionen und findet ihn in folgenden vier punkten: der beschimpfte grosse ist lehrer Floovants im waffenhandwerk, in den Gesta Dagoberti nicht; die beschimpfung ist in den Gesta Dagoberti motiviert, im Floovant ist sie ein akt des reinen mutwillens; im Floovant greift die mutter helfend ein, in den Gesta Dagoberti sind es drei heilige: Floovant wird verbannt, Dagobert erlangt verzeihung.

Brockstedt erklärt nun diese abweichungen des Floovant von den Gesta mit hilfe der Sigurdsage, und zwar der nordischen volkslieder. 'Jede abweichung des Floovant von dem bericht der Gesta Dagoberti bedeutet eine berührung mit der erzählung der nordischen Sigurdlieder' (Br. 78).

Nachdem wir die übereinstimmung der beiden sagen im allgemeinen verneint haben, werden wir von diesem versuch Brockstedts nicht viel mehr erwarten.

In den nordischen Sigurdliedern übt sich der junge held mit seinen altersgenossen auf einem anger in den waffen. Der 'lehrer' des Floovant ist also durch die nordische 'quelle' auch nicht erklärt. Der junge Sigurd ist zwar sehr reizbar und schlägt leicht zu — aber nur unter seinen spielgenossen, während Floovant seinen alten lehrer schändet! Zudem kennen vier nordische quellen dieses 'streitmotiv' überhaupt nicht (Br. 79 a. 1). Wie kann der Floovant hier dann seine quelle haben? Im Floovant rettet das flehen der mutter dem

1) Der Unterschied, den Brockstedt zwischen den Gesta Dagoberti und den Grans croniques herauslesen will (Br. s. 71–73), kann für den Floovant nicht in betracht kommen. Gewiss berichten die Gesta nur: '*post vero barbae rasione deturpat*', und der verfasser der Grans croniques bringt das neue 'detail':

'*dou coutel ai la barbe a son maitre copé.*'

Aber, um zu behaupten, dass man zum bartabschneiden ein messer verwendet, braucht man doch nicht erst eine neue literarische quelle, die dieses geheimnis enthält! Die Grans croniques sind trotz dieser 'details' nichts anderes als eine übertragung der Gesta Dagoberti und können bei der untersuchung des abhängigkeitsverhältnisses zwischen Gesta und Floovant ganz ausgeschaltet werden.

sohne das leben. In den nordischen liedern wird Sigurd durch die altersgenossen verhöhnt, weil er den vater noch nicht gerächt hat. Er geht zur mutter und erfährt von ihr, dass die Hundingssöhne den vater erschlugen; darauf reitet er fort, um den vater zu rächen. Wie kann man hierin eine parallele zu der rettenden tat der mutterliebe im Floovant sehen?! Damit ist auch schon der letzte punkt berührt: Sigurd zieht freiwillig fort, nach den mördern des vaters zu suchen: Floovant wird vom eigenen vater aus dem lande verbannt, ein gegensatz der versionen, der jede verwandtschaft ausschliesst.

Die vier genannten punkte können also ihre quelle unmöglich in der Sigurdsage haben. Damit bleibt der gegensatz zwischen Gesta und Floovant in vollem umfang bestehen, und ich kann auf meine ausführungen [kpt. II, § 3, Entst. u. entw. d. Floovantsage, s. 151—158] verweisen, wo ich auf grund dieses gegensatzes die unabhängigkeit des Floovant von den Gesta nachzuweisen versuchte.

Brockstedt empfindet übrigens selbst den schwachen punkt seiner argumentation; er gibt zu, dass es mit der abhängigkeit von den Gesta nichts wäre, sobald der Floovant sich als echtes Merowingerepos erweisen liesse. Das aber ist eben der zweck meiner arbeit.

Auch der name Floovant selbst bringt Brockstedt in einige verlegenheit, da er trotz 'der vollkommenen inhaltlichen übereinstimmung der vorlage der Floovanteinleitung mit dem bericht der lateinischen quelle' in den Gesta nicht vorkommt. Die von G. Paris aufgestellte und von Darmesteter, Stengel, Pio Rajna und den meisten forschern, die sich mit dieser frage befassten, angenommene etymologie des wortes Floovant verwirft Brockstedt, d. h. neuerdings, seit er nicht mehr mit der möglichkeit rechnet, der Floovant sei ein echtes Merowingerepos. Aber die etymologie hängt doch von lautgesetzlichen entwicklungen und nicht von derartigen 'erwägungen' ab: und dass Floovent lautgesetzlich richtig sich aus *Hlupwing* entwickelte, wurde wiederholt, zuletzt von Mackel, gezeigt[1].

Die heranziehung des italienischen Buovo könnte ruhig übergangen werden; aber sie beleuchtet die eigenart der Brockstedtschen argumentation. Im ersten färöischen Sigurdlied[2] heisst es vom jungen Sigurd u. a.:

1) E. Mackel, Die german. elemente in der franz. und provenz. sprache (Heilbronn 1887), bes. s. 134 ff.

2) Raszmann, Deutsche heldensage I, 206 ff.

. . . 'Er machte sich tüchtig in hieben, er schlug des königs kämpen.
Er war auf dem kampffeld unter dem roten schilde
und lernte alle die künste, die der kämpe kiesen wollte.
Er war auf dem kampffeld stark gegen andere knaben:
Zu jeder zeit, da sie zornig wurden, erhob sich ein streit vom übel.
Er war auf dem kampffeld, er schlug sich inmitten der männer.
Da riss er grosse eichstämme aus und prügelte manche zu tode . . .' [1].

Brockstedt nennt dies ein 'streitmotiv' und findet nun dasselbe motiv im italienischen Buovo. Der junge, flüchtige Buovo wird auf der seefahrt nach Armenien von verschiedenen fahrgästen zugleich als diener verlangt, weil er so gut aufzuwarten versteht. Darüber bricht nun ein streit aus; man kämpft mit schwert und mit messer, und der junge Buovo wehrt sich mit einer ruderstange. Also auch ein 'streitmotiv'! Aber wie verschieden! und wegen dieser vagen ähnlichkeit in einer für beide sagen nebensächlichen szene ist für Brockstedt die unmittelbare berührung des Buovo mit der Sigurdsage erwiesen, ja er schliesst daraus sogar, dass der dichter des Buovo mit dem des Floovant identisch sei (Br. s. 81). Dabei erzählt der Buovo die geschichte des vor der treulosen mutter, der mörderin ihres gatten, fliehenden guten sohnes. Was hat dies mit der Sigurdsage gemeinsam?!

Auf grund der gleichen verfasserschaft des Floovant und des Buovo (s. oben) stellt Brockstedt fest, dass der Floovant ein werk des 12. jahrhunderts ist, was man schon vorher wusste und was noch gar nichts gegen Merowingerabstammung des Floovant beweist.

Weder die Gesta noch die Sigurdsage können also als quelle der einleitung des Floovant angesehen werden.

Um das nächste motiv des Floovant, das der 'wehrhaftmachung', auch von der Sigurdsage herleiten zu können, muss Brockstedt zunächst veränderungen vornehmen. Im ersten färöischen Sigurdlied gibt die mutter selbst ihrem sohn, der den vater rächen will, ein ross und die stücke des väterlichen schwertes. Im Floovant muss der verbannte held waffenlos die heimat verlassen; heimlich rüstet ihn ein 'Pariser bürger' aus. Also ist die mutter eben durch den Pariser bürger ersetzt. Später erhält Floovant von der königstochter Florete das schwert Joyeuse: also entspricht auch Florete der mutter Sigurds. Aber wo bleibt das charakteristische motiv der schwerttrümmer? wo das des zusammenschmiedens? wo der zwerg Regin? Was wird aus

1) Raszmann, Deutsche heldensage I, 308.

der vorgeschichte des Sigurdschwertes, das Odin einst für den stärksten helden in den eichenstamm stiess?

Nur eines liesse sich für Brockstedts ansicht geltend machen: die **schwertprobe**. Ich habe bei den *germanischen elementen im Floovant* dieses motiv auch aufgezählt[1]. Da es sich aber nur in den Tennenbacher fragmenten findet[2], während der text von M an dieser stelle leider eine lücke aufweist, und da auch die niederländischen fragmente hierüber keine auskunft geben, so lässt sich für den Floovant nicht einmal mit sicherheit behaupten, er habe dieses motiv gekannt; ja man muss dies stark bezweifeln, insofern der sonst altertümliche Loher und Maller die schwertprobe nicht enthält. Man brauchte sich eigentlich über die herkunft eines motivs den kopf nicht zu zerbrechen, solange das auftreten desselben nicht einmal gesichert ist. Falls man es aber als sicher annimmt, so folgt noch nicht daraus, dass gerade die Sigurdsage die direkte quelle für den Floovant bildet. Variiert kommt es auch in Siegfriedmärchen vor[3] und — was mir noch wichtiger erscheint — in anderen afr. chansons de geste, vor allem in der Chevalerie Ogier[4], die auch in anderen punkten zu unserem Floovant in beziehung steht[5]. Brockstedt nimmt nun allerdings eine abhängigkeit des Ogier vom Floovant an, während Gehrt das umgekehrte für richtig hält[6]. Wenn die aus dem ende des 12. jahrhunderts stammende Chevalerie Ogier zweifellos jünger ist als die urform des Floovant, so kann die Chevalerie Ogier doch die quelle für einzelne Floovantmotive bilden, wenn diese sekundär sind, d. h. erst später unter literarischem einfluss eingefügt wurden. Und dass es sich hier, wie nachher bei den abenteuern Floovants auf dem weg nach Ausai[7] um sekundäre motive handelt, ist zweifellos. Speziell für die *schwertprobe* weist der name des schwertes, Joyeuse, direkt auf literarische entlehnung hin[8].

Brockstedt sucht seine ansicht durch eine parallele zwischen Fioravanti und Sigurdsage zu stützen. Er sieht in dem eremiten der

1) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, kpt. I, s. 81.

2) Aber auch hier nicht in völliger übereinstimmung: das einemal wird die probe durch den schmied selbst, das anderemal durch den helden ausgeführt.

3) Vgl. Raszmann, Deutsche heldensage I, 360 und I, 391 = märchen vom jungen riesen oder vom starken Hans.

4) Ogier 1647—63.

5) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, s. 194—197.

6) Brockstedt II, 89, a. 2.

7) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, s. 193—207.

8) Ebendas. s. 265—267.

italienischen redaktion den Gripir der nordischen quelle, einmal weil Gripir dem helden die zukunft vorhersagt und weil er zweitens der mutterbruder des helden ist, wie der eremit der mutterbruder Fioravantis. Aber der vergleich hinkt. Gripir ist der zukunft kundig, der eremit nicht: er selbst muss ja durch einen engel belehrt werden, und das verwandtschaftsverhältnis beweist erst recht nichts. Im ersten teil s. 39 redet Brockstedt ganz richtig von einer auf italienischem boden zur manie gewordenen genealogischen verknüpfung. Darin und nicht in der nordischen Sigurdsage wurzelt der 'oheim' des italienischen Fioravanti. Eine abhängigkeit des Floovant von der Sigurdsage kann nach allem auch für das motiv der wehrhaftmachung nicht als erwiesen gelten.

Für den nächsten abschnitt, die **abenteuer Floovants auf dem weg nach Ausai**, fürchtet Brockstedt selbst — und nicht mit unrecht —, dass das verhältnis zwischen Floovant und Sigurdsage einen stoss erhalten und dass man schwerlich eine allzugrosse ähnlichkeit mit der Sigurdsage entdecken könnte (Br. 92).

Dafür konstatiert er, dass der afr. Floovant so sehr mit dem deutschen Siegfriedlied — allerdings nur mit der version des 18. jahrhunderts! — übereinstimmt, dass der zusammenhang der beiden dichtungen gar nicht in frage gestellt werden kann[1]. Dabei fehlt aber 'das markanteste requisit der entführungs- und befreiungsgeschichte des Siegfriedliedes, der drache, im Floovant' (Br. 93). Andererseits hat der Floovant ein charakteristisches merkmal, das dem Siegfriedlied ganz unbekannt ist: die drei *felons paiens*, welche die jungfrau entführen, misshandeln sie, und einer sucht sie zu vergewaltigen, was durch das eingreifen des helden verhütet wird[2]. Von diesem motiv, das der Floovant mit anderen afr. geschichten gemein hat, ist im Siegfriedlied auch keine spur! Ein weiteres motiv, auf das Br. grossen wert zu legen scheint (die schonung eines feindes, der nachher auskunft geben muss[3], kommt im Siegfriedlied nur als 'torso' vor und hat so gar keinen zweck[4]. Es fehlen also gerade die wesentlichen merkmale für eine übereinstimmung zwischen Floovant und Siegfriedlied. Indes wird Brockstedts kühne folgerung vor allem die germanisten beschäftigen müssen: hier ist sie von geringerer bedeutung, da

1) Brockstedt, s. 93. Brockstedt erklärt infolge dieser 'übereinstimmung' den verfasser des Floovant mit dem des Siegfriedliedes für identisch. Br., s. 95.

2) Entstehung u. entw. d. Floov.sage, s. 193 ff.

3) Brockstedt, s. 49–50.

4) Ebendas. s. 94.

er wenigstens das Siegfriedlied nicht als quelle des Floovant, sondern das umgekehrte verhältnis dekretiert.

Aber welches ist dann die quelle für die erstlingsabenteuer Floovants, die befreiung einer entführten jungfrau? Brockstedt findet sie im Brüder- oder Siegfriedmärchen [1] (Br. 95 ff.) und seinen varianten, dem märchen von der 'treulosen schwester' (Br. 100), dem 'Bärensohnmärchen'. Der gedanke hat zunächst etwas bestechendes, und er scheint seine bestätigung zu finden in der formel, auf welche Brockstedt das Brüdermärchen bringt [2]. Aber diese formel scheint für den zweck zugespitzt und entbehrt der charakteristischen merkmale!

Charakteristisch für das Siegfriedmärchen sind folgende punkte:

Ein held zieht in die welt hinaus, aufs geratewohl oder um etwas zu suchen.
Er trifft unterwegs leute und schliesst freundschaft mit ihnen.
Er kommt entweder in eine stadt, wo trauer herrscht, weil die königstochter einem drachen ausgeliefert werden muss,
oder er gelangt — gewöhnlich mit fremder hilfe — in ein verzaubertes schloss, wo eine prinzess von einem drachen gehütet wird.
Der held gewinnt die zur besiegung des drachen nötigen dinge: ein schwert oder auch einen stärkenden schluck aus einem glas usw.
Er besiegt den drachen und nimmt die nötigen ausweise für seine tat an sich (drachenzungen usw.).
Ein verräter bringt den helden um seinen lohn und gewinnt die hand der prinzessin; doch wird die hochzeit aufgeschoben.
Der wahre held entlarvt im letzten augenblick den betrüger.
Der betrüger wird mit dem tode bestraft.
Der held vermählt sich mit der prinzessin.
[Verzauberung des helden.
Endgiltige erlösung durch seinen bruder.]

Und nun vergleiche man damit die abenteaer Floovants auf dem weg nach Ausai. Der verbannte held reitet betrübt seines wegs. Da hört er die hilferufe einer von drei Sarazenen fortgeschleppten und misshandelten jungfrau. Er nimmt den kampf gegen die *felons paiens* auf, erschlägt zwei davon: einer entkommt. Jetzt naht ein neuer feind, Fernagu, der sohn des Sarazenenadmirals Galien; so grimmig er gegen christen gesinnt ist, Floovant würde er das leben schenken, wenn er ihm die jungfrau überliesse. Darüber kommt es zum kampf

1) Über den zusammenhang der Siegfriedmärchen mit der Siegfriedsage vgl. Boer, Untersuchungen über d. ursprung u. d. entw. d. Nib.sage. Zeitschr. 37, s. 495.
2) Brockstedt, s. 103—104.

zwischen Floovant und Fernagu, dessen ausgang in die lücke des textes von M fällt.

Wo ist hier der drache? wo der betrüger? wo die geplante hochzeit mit demselben? wo das aufschieben derselben? wo die entlarvung des verräters? wo seine bestrafung?

Es fehlen so ziemlich alle charakteristika des Brüdermärchens. Wenn möglich noch hinfälliger ist die 'übereinstimmung zwischen Fioravanti und Siegfriedmärchen' (Br. 106/109) in bezug auf die Fernaguepisode. Im Siegfriedmärchen wird der held nach seiner vermählung mit der prinzessin durch den zauberschlag einer alten hexe in stein verwandelt. Floovant wird von sarazenischen räubern überwältigt und, damit sie ihn bequemer misshandeln können, an eine säule gebunden, und diese säule ist von stein! Darum die beziehung zum Siegfriedmärchen!

Interessant ist auch zu hören, warum der Floovantdichter den drachen des märchens weglässt: weil der drache nicht zu dem charakter der afr. dichtung gepasst hätte, weil der dichter alles direkt wunderbare und märchenhafte vermeidet (Br. 104). Ja, wenn er das will, warum wählt er dann gerade ein märchen als vorlage? Das motiv von der befreiung einer geraubten und misshandelten jungfrau ohne märchenhafte zutaten konnte er anderswoher beziehen, ohne dass er weglassungen und veränderungen wesentlicher art hätte anbringen müssen, nämlich in anderen afr. gedichten. Es wurde früher schon gezeigt, dass hier ein aus dem höfischen roman entlehntes motiv von der befreiung einer geraubten jungfrau vorliegt, und zwar die variation von der jungfrau, die von ihren peinigern mit vergewaltigung bedroht wird[1].

Die pilger- und landstreicherszenen, die im zusammenhang mit den ebenbesprochenen abenteuern im italienischen Fioravanti eingeschoben sind, fehlen im Floovant vollständig. Wir könnten sie also, wie die folgende Mambrinoepisode ganz übergehen, wenn nicht Brockstedt auch hierfür das Brüdermärchen verantwortlich machen wollte. Die analogie ist indessen wieder recht zweifelhafter natur, indem eben das charakteristische fehlt: auch das zur hilfe herangezogene Siegfriedlied bringt keine stütze für Brockstedts ansicht. Jedesfalls hat Brockstedt in seinem ersten teil s. 41/42 ganz überzeugend nachgewiesen, dass diese szenen im Buovo ihre quelle haben, und Brockstedt wird sich daher nicht wundern, wenn man seiner

1) Entstehung u. entw., s. 193 ff.

besser begründeten ansicht glauben schenkt und diese szenen als nicht ursprünglich betrachtet.

Auch die nur in den Reali enthaltene **Mambrinoepisode**[1] will Brockstedt auf das Siegfriedmärchen zurückführen. Und wieder ist es kein anderer als Brockstedt selbst, der mit viel mehr glück und überzeugungskraft diese szene im ersten teil s. 42/43 vom Beuve herleitet und für *rf* als unursprünglich erweist. Ich kam auf anderem wege, durch heranziehung des Ogier, der eine ganz ähnliche situation schildert, zum gleichen resultat der nichtursprünglichkeit des motivs[2].

In bezug auf die **Emelonepisode** setzt sich Brockstedt in schroffsten gegensatz zu sich selbst, d. h. zu seiner im ersten teil s. 48 ff. ausgesprochenen vermutung, dass diese episode nur eine parallelkomposition zu der schilderung der abenteuer Floovants auf dem weg nach Ausai sei.

Brockstedt sieht jetzt in der Emelonepisode eine direkte spur der Sigurdfabel (Br. 118/119).

Richier trifft auf dem weg nach Basme einen unbekannten stolzen ritter, der ihn angreift. Richier erschlägt in ehrlichem kampf, eigentlich in notwehr, den unbekannten und kommt dann als gast zum vater des erschlagenen. Hier wird seine tat bekannt; es kommt zum kampf zwischen ihm und dem vater; der besiegte Emelon verzeiht dem grossmütigen Richier.

In der Sigurdsage tötet einer der asen, Loki, im glauben, einen guten fang für die mahlzeit zu tun, einen an einem wasserfall sitzenden otter. Mit ihrer beute kommen die asen nachher zum riesen Hreidmar: dieser erkennt am balg den getöteten sohn, der die ottergestalt angenommen hatte, und verlangt nun mit seinen anderen söhnen von den mördern busse; als solche erhält er den hort mit dem ring Andvaranaut.

Es lässt sich nicht leugnen, dass eine gewisse ähnlichkeit zwischen den beiden darstellungen besteht. Die mörder des sohnes sind beim vater zu gast. Dieser übereinstimmung im allgemeinen stehen aber wesentliche unterschiede gegenüber, wie schon die kurze inhaltsangabe oben zeigt. Es fehlt namentlich im Floovant der ganze hintergrund der sage vom hort und ring und das verwandlungsmotiv. Ich halte deshalb direkte beziehungen nicht für erwiesen und gebe der früheren ansicht Brockstedts den vorzug.

1) Brockstedt, s. 115 ff.

2) Ogier 11980 ff.

Auf s. 1 ff. habe ich im zusammenhang mit der Emelonepisode auf das Nibelungenlied hingewiesen. Aber auch hier lässt sich, wie an den eben dort angeführten stellen, nicht viel mehr als eine allgemeine ähnlichkeit der situation, keineswegs aber direkte entlehnung feststellen.

Es folgen die **erlebnisse Floovents am hofe Flores** (Br. 119—126). Von der reihenfolge der ereignisse war schon weiter oben (s. 38) die rede. Der Floovant stellt sich in diesem punkte in gegensatz zu der mehrzahl der nordischen quellen und zum Nibelungenlied. Wenn man also auf diesen punkt so viel wert legt, wie dies Brockstedt zu tun scheint, so könnte danach der Floovant seine quelle gerade nicht in der Sigurdsage haben, denn nur die Fáfnismǫl haben dieselbe reihenfolge[1]. Da ich aber die beziehungen des Floovant zur Sigurdsage bis jetzt nicht für erwiesen erachte, so halte ich einen rückschluss vom verhalten des Floovant auf die ursprüngliche reihenfolge in den nordischen quellen nicht für berechtigt; und es wird rein sache der germanisten sein, die ursprüngliche reihenfolge zu bestimmen, ebenso, den einfluss des Nibelungenliedes auf die nordischen quellen in bezug auf die Sigrdrifaepisode und das Heimirmotiv festzustellen. Brockstedt glaubt, mit hilfe des Floovant licht in das 'dunkelste gebiet der nordischen Sigfriedüberlieferungen, das gewirr ihrer äusserungen über die erlebnisse des helden nach der horterwerbung, insbesondere über die art seiner beziehungen zu Brynhild', gebracht zu haben[2]. Wenn nur erst die beziehungen des Floovant zur Sigurdsage gesichert wären!

Brockstedt findet weiterhin in einigen detailmotiven dieses abschnitts des Floovant anlehnungen an die Sigurdsage. So in bezug auf die **lage von Flores reich**[3] in der Rheingegend. Die tatsache, dass auch Sigurd an den Rhein zieht, ist doch an sich noch kein beweis für eine entlehnung. Ich habe gezeigt, dass dem zweiten teil des Floovant ein Sachsenkrieg zugrunde liegt. Wenn Franken und Sachsen sich bekriegen, so muss die Rheingegend dabei eine rolle spielen. Im ersten teil des Floovant, der verbannungssage, geht der held eben

1) Floovant äussert doch die bestimmte absicht, 1. zu Flore zu gehen und ihm 2. gegen die Sarazenen kämpfen zu helfen. Die reihenfolge: fahrt zu Flore und dann erst zusammentreffen mit Maugalie ist im gedicht selbst begründet; und wenn nun droben im norden ein gedicht (Fáfnismǫl) auch eine gleiche reihenfolge ähnlicher ereignisse kennt, 1. fahrt zu einem gastfreundlichen könig und seiner tochter, 2. begegnung mit einer anderen fürstin —, so kann das zufällig sein.

2) Brockstedt, s. 125, a. 2.

3) Ebendas. s. 126.

dorthin in die verbannung, wo er im zweiten teil mitkämpft, d. h. in die Rheingegend. Und wenn nun eine andere sage dieselbe lokalisierung kennt, so braucht doch deshalb der verfasser des Floovant den schauplatz nicht zu ändern, nur damit er nicht in den verdacht kommt, von dieser anderen sage entlehnt zu haben.

Auch die **ausdehnung von Flores reich**[1] soll nur von der Sigurdsage aus verständlich sein: Bayern und Österreich liegen allerdings zwischen Burgund und dem Hunnenland. Aber einmal sind das begriffe des Nibelungenliedes, und dann wird das Lothringen des Floovant erst nicht verständlich. Dass es dem namen Elsass zulieb hinzugefügt wurde, ist für jene zeit ausgeschlossen: ein zusammengehöriger begriff 'Elsass-Lothringen' ist neueren, ja neuesten datums. Das gebiet 'Ausai, Loheraine, Bauviaire und Osteriche' entspricht ganz einfach dem reich Karls des grossen[2].

Von den **Maugalieszenen** und ihrem verhältnis zu den Brynhildszenen war weiter oben ausführlich die rede[3]. Es mag hier nur noch angefügt werden, dass Brockstedt, der selbst die lücken in seiner beweisführung empfindet, die italienischen versionen des Fioravanti und des Buovo heranzieht, um wenigstens mit ihrer hilfe 'den einen oder anderen nachklang der eigenartigen motive der Brynhildsage in der afr. überlieferung zu vernehmen'. Selbst wenn die abstrahierungen Brockstedts weniger phantastisch wären (vgl. bronzefigurszene des Fioravanti, schlafmotiv und sprung Pulicanes im Buovo)[4], so hätte der Floovant wenig nutzen von der sache, da er die 'eigenartigen motive der Brynhildsage' eben einmal gar nicht kennt: mit anderen worten: die Maugalieszenen haben ihr vorbild n i c h t in der Brynhildsage.

Das bestätigt ein anderes motiv: **der streit der beiden prinzessinnen**[5]. Diese benennung legt es nahe, an den streit der beiden königinnen in der Sigurdsage oder an die XIV. aventiure des Nibelungenliedes: *'wie die küniginne einander schulten'* zu denken. Es wurde indes schon gezeigt, wie wenig die episode im Nibelungenlied mit der Floovantszene verwandt ist[6], und dasselbe resultat ergibt ein vergleich mit der Sigurdsage. Schon die lokalisierung der szenen ist

1) Brockstedt, s. 127.
2) Entstehung u. entw., s. 191–192.
3) S. 33 ff.
4) Brockstedt, s. 128–131.
5) Ebendas. s. 131–133.
6) Entstehung u. entw., s. 3–4.

verschieden[1]. Aber welcher kontrast herrscht erst im grundton beider szenen! Hier eifersüchtiges gezeter zweier verliebten jungfrauen, die schliesslich handgemein werden: dort ein kampf zweier in ihrer ehre tödlich verletzten frauen. Hier ein starker zug ins komische, und die wirkung? gelächter beim publikum; dort höchste tragik und die erschütternde notwendigkeit einer sühne durch den tod. Man könnte den Floovant allenfalls als parodie der Sigurdsage auffassen — aber eine andere beziehung ist hier ausgeschlossen.

Vom **verrat am helden**[2] war ebenfalls schon die rede[3]. Brockstedt klassifiziert die nordischen quellen ganz richtig in drei gruppen, je nachdem Sigurd im bett oder im wald oder im thing, in der ratsversammlung, ermordet wird. Aber was geht das alles unseren Floovant an, der doch gar nicht ermordet wird? Brockstedt lässt nun wieder einmal ersatz eintreten: Urbain l'allemand stirbt für Floovant. Ja, wenn in der nordischen sage Sigurd nicht selbst ermordet würde, wenn er andere für sich sterben liesse und selbst fröhlich bis zum schluss weiterlebte, wie Floovant, dann wäre es eben keine Sigurdsage mehr!

Im zusammenhang mit dem motiv vom verrat am helden weist Brockstedt auf eine parallele mit dem Rolandslied hin. Die beiden verräter Maudaire und Maudaranz setzen sich mit dem Sarazenenadmiral Galien in verbindung; Floovant wird ahnungslos von einem feindlichen heer überfallen. Eine ähnlichkeit mit Ganelons verrat an Roland ist nicht zu leugnen, obwohl der verschiedene ausgang (Rolands tod — Floovants gefangennahme und spätere befreiung) wieder zweifel erwecken könnte. Die gepflogenheit des Floovantdichters, literarische entlehnungen zu machen (Fierabras, Couronement, Ogier), würde übrigens eine entlehnung aus dem Rolandslied nicht unmöglich erscheinen lassen, wenn man die übereinstimmung nicht als zufällig oder das ganze motiv nicht als historische reminiszenz betrachten will[4].

Die aus dem Fioravanti, erster und zweiter teil, beigebrachten parallelen zum Nibelungenlied und zur Sigurdsage[5] sind nicht überzeugend; den Floovant berühren sie direkt nicht.

1) Brockstedt, s. 132.

2) Ebendas., 134—142.

3) Entstehung u. entw., s. 6 und s. 13—14.

4) Ebendas. kpt. III, § 2.

5) Der bote, den Lione und Lionelle an den Sarazenenkönig senden, und die gedungenen boten des Nib.liedes.

Für das motiv der **befreiung des helden**[1] fällt die Sigurdsage, die nur den tod des helden kennt, als quelle doch eigentlich weg. Immerhin findet Brockstedt auch hier beziehungen zu ihr, und zwar in bezug auf den aufbau der handlung, die verwandtschaftsverhältnisse und die lokalisierung. Nirgends aber zeigt sich wirkliche übereinstimmung, die eine gegenseitige beziehung bestätigen würde. So stellt Brockstedt das land Galiens in parallele zu dem gebiet, das Atli beherrscht. Aber wenn unter Galiens reich je Böhmen zu verstehen wäre — was übrigens nicht erwiesen ist —, so sind Böhmen und das Hunnenland (Ungarn) immer noch zwei sehr verschiedene begriffe.

Eine beziehung zur Sigurdsage soll ferner die episode erweisen, die den gefangenen Floovant in einem mit schlangen und kröten erfüllten kerker zeigt. Auch Gunnar wird von Atli in die schlangengrube geworfen, weil er den hort nicht verrät. Der held schlägt die harfe und schläfert die schlangen ein, bis ihn eine natter ins herz sticht[2]. Gunnar findet hier einen poesieumwobenen heldentod! und Floovant? Hier handelt es sich nicht um einen wesentlichen teil, um den erhabenen abschluss eines heldenlebens, sondern um einen gemeinplatz der afr. epik[3], um einen nebensächlichen, vorübergehenden zug, der wie andere züge (der held wird z. B. geschlagen, dass er laut schreit etc.) eben die leiden Floovants drastisch schildern soll.

Das eigentliche befreiungsmotiv leitet Brockstedt aus dem Brüdermärchen her. Ich verweise hier auf meine ausführungen (Entstehung und entwicklung s. 236 ff.). Interessant ist es übrigens, wie Brockstedt hier wieder parallelen zwischen Floovant und Brüdermärchen entdeckt.

Eine der köstlichsten szenen des Floovant, die sicher beim publikum schallendes gelächter hervorrief, ist die, wo der pechschwarz gefärbte Richier an Galiens hof den verwandten spielt und die Sarazenen nun herzueilen, um den lieben *cosin* zu küssen. Richier kommt in die grösste not, die farbe könnte weggeküsst werden, und dann ist er entlarvt und verloren. Darum sträubt er sich vor den küssen der Sarazenen. Seine vorsicht ist doch gewiss aus der situation heraus verständlich und braucht zur erklärung nicht erst das Brüdermärchen, das zudem hier einen ganz anderen charakter aufweist. Wo handelt es sich denn im Floovant um das motiv vom keuschen beilager, wie

1) Brockstedt, s. 142—147.

2) Atlamǫl.

3) Brockstedt führt dies selbst an, s. 144, a. 1; Entstehung u. entw., kpt. I.

im märchen, wo der treue bruder zwischen sich und die gattin seines bruders das gezückte schwert legt, um diesem die treue zu wahren?

Ebenso hinfällig erscheint mir die parallele, die Brockstedt zwischen der befreiung der mit Floovant gefangenen *12 pers de la terre de France* und der erlösung der ausser dem helden versteinerten personen des märchens findet (Br. 145). Die ähnlichkeit ist doch zu allgemein: einerseits fehlt die charakteristische zwölfzahl und die namengebung, andererseits alles märchenhafte. Die 12 pairs sind eigentum der Karolingerepik, und die verwendung des motivs in einem Merowingerepos kennzeichnet sich so von selbst als spätere zutat, als literarische entlehnung, was schon durch das unmotivierte auftreten der 12 barone nahegelegt wird. Ich habe an anderer stelle auf das wahrscheinliche literarische vorbild für dieses motiv hingewiesen [1].

Speziell für den text von M stellt Brockstedt anklänge an den Boeve, und zwar entlehnungen aus demselben, fest, so in bezug auf die flucht des helden, auf die Estorgis- und Corpionepisoden und auf die szene, in der Maugalie als spielmann verkleidet auftritt. Ein zusammenhang zwischen Floovant und Boeve ist hier nicht unmöglich. Doch erfolgt die flucht Boeves aus dem kerker in Damaskus unter anderen umständen als die Floovants. Durch ein himmlisches wunder werden Boeves fesseln gesprengt; dann flieht er und findet in einem hause der stadt die zur flucht nötigen dinge [2]. Das ist doch wesentlich anders als im Floovant.

Die Estorgis- und Corpionepisoden sind einfach wiederholungen des in der afr. epik allgemein verbreiteten motivs, dass dem helfer in der not die hand der tochter des bedrängten fürsten in aussicht gestellt wird, verbunden mit dem üblichen bramarbasieren sarazenischer helden.

Eher möglich ist die beziehung zwischen Floovant und Boeve in bezug auf den dritten punkt. Maugalie färbt sich, um von den sie verfolgenden Sarazenen nicht erkannt zu werden, mittels eines krautes schwarz und gibt sich in männerkleidern als spielmann aus: ähnlich

1) Entstehung u. entw., s. 240–242.

2) Dies erinnert auffallend an einen bericht des Neuen testaments, Apostelgeschichte kpt. 12. Petrus wird auf befehl des Herodes in den kerker geworfen; durch ein himmlisches wunder — ein engel erscheint — wird er von seinen fesseln befreit, entflieht und findet in einem hause der stadt aufnahme. Geistlicher einfluss auf den Boeve scheint mir hier um so wahrscheinlicher, als sich in dieser dichtung das sicher auf geistlichen einfluss zurückgehende motiv vom Uriasbrief, allerdings variiert, findet! Vgl. Zenker, Boeve-Amlethus, s. 14.

tritt Josienne im Boeve schwarz gefärbt und in männerkleidern als spielmann auf. Freilich ist die übereinstimmung auch hier keine völlige: Maugalie flieht mit dem geliebten vor dem erzürnten vater und rettet durch ihre list ihr leben: Josienne sucht nach dem verlorenen gemahl. Die Sarazenenprinzessin gibt sich nur als juglaour aus. Josienne übt die künste eines juglaour tatsächlich. Gesichert ist also eine beziehung nicht, und vielleicht kommt man bei der erklärung des motivs auch ohne jede entlehnung aus. Die list Maugaliens, sich durch schwarzfärben unkenntlich zu machen, wurde im Floovant schon einmal von Richier angewendet, ist also nur wiederholung eines der dichtung eigenen motivs: und die aufzählung der juglaourkunststücke braucht auch nicht wunderzunehmen, wenn man als verfasser oder überarbeiter des epos einen spielmann annimmt[1].

Das motiv von der **vermählung des helden**[2] leitet Brockstedt trotz der von ihm erwähnten abweichungen[3] wieder aus der Siegfriedsage her. Es wurde schon weiter oben[4] gezeigt, dass Brockstedt, solange er den text von M an dieser stelle für ursprünglich hält, zu diesem schluss nicht berechtigt ist, denn danach müsste sich, wie Sigurd mit Gudrun, so Floovent mit Florete und nicht mit Maugalie vermählen. Ich habe nachzuweisen versucht[5], dass im Urfloovant der held tatsächlich Florete und nicht Maugalie heimführt, aber mit der Sigurdsage hat das absolut nichts zu tun.

Und selbst diese urform des Floovant vorausgesetzt, so stimmt die sache erst wieder nicht. Wer erhält dann Maugalie? Sie entspricht der Brynhild, die von Sigurd an Gunnar abgetreten wird. Gunnar hat aber im Floovant niemand, dem er völlig entspräche, zum teil muss er Flore, zum teil Maudaire oder Maudaranz gleichgestellt werden[6]. Flore kommt nun als gatte Maugaliens nicht in betracht: von Maudaire ist im Floovant auch nichts derartiges erwähnt: dagegen glaubt Brockstedt im text von M noch eine spur davon zu finden, dass Maugalie dem Maudaranz wie Brynhild dem Gunnar zugedacht war. Vers 1627 ff. wird allerdings berichtet, dass Galien seiner tochter Maugalie Mandaranz als gatten zudiktiert und auf ihre weigerung hin sie kurzerhand in die mahomerie schleppen und nach Sarazenenbrauch

1) Entstehung u. entw., s. 32 ff., bes. 34.
2) Brockstedt, s. 147—152.
3) Ebendas., s. 147—148.
4) Entstehung u. entw., (s. 281) s. 12.
5) Entstehung u. entw. s. 212 ff.
6) Ebendas., (s. 280 ff.) s. 11.

mit Maudaranz vermählen lässt. Aber das kann schon deshalb nicht ursprünglich sein, weil derselbe Galien dieselbe tochter kurz vorher Richier zur frau versprochen und schon den ort der hochzeit in Laon bestimmt hat[1]. Der plötzliche entschluss Galiens, Maugalie mit Maudaranz zu vermählen, ist sicher eine erfindung des dichters, der damit Maugaliens parteinahme gegen den eigenen vater erklären will. Interessant ist bei den ausführungen Brockstedts nur, dass auch er spuren der ursprünglichen fassung (vermählung Floovants mit Florete) noch im text von M erkennt.

Die beziehungen, die Brockstedt zwischen den italienischen redaktionen und der Sigurdsage herauszulesen glaubt[2], sind für den Floovant selbst von keiner bedeutung.

Für die **Laonepisode**, die den abschluss des Floovant bildet, versagen nun alle von Brockstedt seither benötigten quellen, was dieselben eigentlich ein wenig diskreditiert, da die durch diese episode herbeigeführte aussöhnung zwischen Floovant und dem vater doch einen wesentlichen bestandteil der ganzen fabel bildet. Eine 'entscheidende quelle', wie sie die Sigurdsage nach Brockstedts ansicht bildet, dürfte hier nicht versagen, oder sie ist eben keine hauptquelle.

Eine quelle muss aber die episode haben; Brockstedt sucht und findet sie in einer lateinischen chronik des 10. jahrhunderts, dem Chronikon Salernitanum.

Es ist richtig, dass diese chronik für einige andere afr. epen als quelle mit in betracht kommt, für die zweite branche des Coronement Loois[3] und für Gormont et Isembard[4]. Aber diese beiden gedichte haben ausser der allgemeinen ähnlichkeit der situation noch einzelne personen mit dem chronikbericht gemeinsam: Gormont und Isembart die figur des schildknappen Guntier, den Cuntart oder Contar der chronik, das Coronement den roi Guaifier, den gleichnamigen fürsten von Salerno des lateinischen berichtes. Der Floovant kennt nur die vage ähnlichkeit der situation: belagerung einer stadt durch Sarazenen und schliessliche errettung der bedrängten. Wenn aus diesem grunde der Floovant von der chronik abhängig sein soll, für wie viele afr.

1) Floovant 1389 ff.

2) Brockstedt, s. 150–152.

3) Langlois, Le couronnement de Loois (Soc. des anc. textes fr. 1888). Introduction s. XXXV ff. und Becker, Die afr. Wilhelmsage (Halle 1896) s. 16 ff.

4) Rud. Zenker, Das epos von Isembard und Gormund (Halle 1896) s. 145 ff.

chansons de geste müsste dann diese chronik nicht ebenfalls als quelle angesetzt werden? Aber es zeigen sich bei genauer prüfung so viele und zum teil wesentliche verschiedenheiten in den zwei darstellungen, dass an eine abhängigkeit der einen von der anderen nicht gedacht werden kann. Die monatelange belagerung von Salerno hat eine hungersnot im gefolge, so dass sich die einwohner von hunden und mäusen nähren müssen. Während der bedrängnis zeichnet sich die gattin Guaifiers durch edlen mut aus. Diese einzelheiten kennt der Floovant nicht. Doch das gienge noch an; schlimmer schon ist es, wenn in der chronik der bischof einer nachbarstadt (Capua) aus freien stücken beim könig Ludwig in Pavia für die bedrängten um hilfe fleht, während im Floovant Chlodwig selbst einen boten zum sohn um unterstützung sendet. Zu der trauer Chlodwigs und seiner gemahlin fehlt wieder in der chronik eine parallele, ebenso kennt der lateinische bericht keine person, die dem wächter von Laon entspräche. Der wesentlichste unterschied aber ist das verhältnis zwischen vater und sohn, wie es nur der Floovant kennt: der vater, der den sohn aus dem lande verbannt hat, muss in seiner not bei diesem sohne hilfe erflehen, und der verbannte erlangt durch seinen dem vater gewährten beistand dessen verzeihung. Dieses charakteristische moment und das damit im zusammenhang stehende Hildebrandsmotiv (kampf zwischen vater und sohn, die sich nicht gleich erkennen) konnte der Floovantdichter der chronik nicht entlehnen. Wenn aber das wesentlichste ganz fehlt, in den begleitenden details nichts als abweichungen zu konstatieren sind und nur die allgemeinste ähnlichkeit der situation (belagerung einer stadt durch Sarazenen) besteht, dann kann von einer abhängigkeit schlechterdings nicht mehr geredet werden. Man benützt doch nicht eine quelle, nur um sie vollständig abzuändern.

Dass ein neapolitanischer text des Fioravanti in einer einzelheit (rolle der stadt Capua) mit der chronik von Salerno übereinstimmt [1], kann doch bei der herkunft dieses textes nicht wundernehmen, beweist aber auch gar nichts für den Floovant, der, wie die übrigen Fioravantiredaktionen, diese lokalisierung nicht kennt. Die hauptstütze für seine ansicht sieht Brockstedt in der figur des diakonus Petrus, der nach dem chronikbericht am kampf gegen die Sarazenen teilnehmen will und vom bischof von Capua auch die erlaubnis dazu erhält: der bischof sagt ihm dabei seinen tod voraus, und die prophezeiung trifft ein.

1) Brockstedt, s. 154.

Nun erzählen die niederländischen fragmente von dem guten eremiten Lucari, der im kampf vor Laon fällt. der Fioravante von einem 160 jahre alten greis Ansoige. die Reali von einem '*santo romito*', der in der schlacht vor Mongirfalco den tod findet. Ob Lucari und Ansoiga in beziehung stehen. ist höchst unsicher. da Ansoigi erst im zweiten teil des Fioravanti. der nach Brockstedt durch den Buovo beeinflusst ist, und an ganz anderer stelle vorkommt. Und zwischen Lucari und dem diakonus Petrus ist die übereinstimmung auch keine grosse; das prophezeiungsmotiv fehlt z. b. ganz. Aber die ganze figur ist sicher nicht ursprünglich. Nicht einmal der text von M kennt sie: der text von M hat also hierfür die chronik als quelle gar nicht nötig, und noch weniger der Urfloovant.

Brockstedt sieht sich — bei dieser so geringen übereinstimmung des Floovant mit der lateinischen quelle — wieder einmal in die zwangslage versetzt. die fehlenden einzelmotive anderswoher zu beziehen.

In der sicher sekundären figur des Bayernherzogs Emelon[1] glaubte Brockstedt ja den Hreidmar der Sigurdsage zu erkennen[2]. Emelon tritt nun am schluss der Floovantdichtung noch einmal und noch unmotivierter und in fast unmöglicher situation auf. Wieder sieht Brockstedt in ihm Hreidmar, der von seinen eigenen söhnen aus goldgier erschlagen wird. Aber Emelon wird gar nicht erschlagen. noch weniger von seinen söhnen — er hat den einzigen längst verloren —, sondern er wird von Sarazenen, die ihn gefangen haben, in üblicher weise bedroht und von Richier noch rechtzeitig gerettet. Wo ist da eine übereinstimmung? Brockstedt greift in seiner not zum Brüdermärchen, um die rettung Emelons zu erklären. Wozu dann vorher die Sigurdsage, die doch nicht herpasst?

Weiter braucht der wächter von Laon noch seine erklärung. Diese figur ist im Floovant so nebensächlich als nur möglich behandelt. ohne jedes charakteristische moment. Richier kommt vor das tor von Laon angesprengt. Er ruft dem wächter um einlass: der fragt ihn nach dem namen. und als sich Richier zu erkennen gibt, öffnet er ihm das tor. Nicht einmal ein schmückendes beiwort — *vaillanz* usw. — gibt ihm der dichter; und weiterhin ist auch mit keiner silbe mehr von ihm die rede. Man sollte meinen. ein dichter könnte ohne besondere quelle einen stadtwächter das tor auf- und zuriegeln lassen. Aber Brockstedt denkt auch nicht an die version des Floovant, sondern an die nieder-

1) s. 32 ff.
2) s. 48 ff.

ländischen fragmente, wo dem wächter Rigant eine wichtigere rolle zugeteilt ist. Rigant kämpft hier mit seinen von Chlodwig zu rittern geschlagenen söhnen treu und mutig für seinen herrn und opfert schliesslich sein leben für Chlodwigs sohn. Für diese dem Merowingergeschlecht bis in den tod getreue gestalt findet Brockstedt das vorbild in der person des Albericus, von dem nach einem sonst nicht weiter bekannten historiker, Hugo von Toul, aus der zweiten hälfte des 11. jahrhunderts, der franziskaner Jakob von Guise näheres berichtet[1]. Danach erscheint dieser Albericus als erbittertster feind der Merowinger, die er zusammen mit seinen söhnen bis auf den tod bekämpft, weil ein Merowinger ihn einst um sein erbteil gebracht und aus dem lande verjagt hat. Das ist so ziemlich das gegenteil vom bericht der fragmente! Wie können diese in der chronik dann ihre quelle haben! Und nun soll die Albericusüberlieferung uns erst verständlich machen, weshalb in der schlussepisode des Floovant nicht Paris, sondern Laon den schauplatz der handlung bildet. Laon sei deshalb im Floovant als residenz Chlodwigs genannt, weil sich Albericus in dem gebiet zwischen Strassburg und Tournay, worin allerdings auch Laon läge, aufhält. Man muss hier Brockstedt gegen ihn selbst in schutz nehmen: im ersten teil hat Brockstedt ganz richtig erkannt, dass Laon als residenz auf eine ältere zeit zurückweist als Paris.

Damit sind sämtliche motive erledigt. Die versuchte herleitung der einzelnen motive von den verschiedenen quellen muss in den meisten fällen als nicht genügend begründet zurückgewiesen werden. Es bleiben im grunde nur drei nebenmotive, für welche Brockstedts ansicht als möglichkeit in betracht kommen kann: das motiv der schwertprobe kann, muss aber nicht aus der Sigurdsage stammen; das Rolandslied hat sehr wahrscheinlich auf die darstellung vom verrat an Floovant eingewirkt; möglich, aber zweifelhaft ist ein einfluss des Boeve auf die episode, in der Maugalie als spielmann auftritt. In allen übrigen fällen kann man eine beziehung in form von entlehnung nicht erblicken, und jedenfalls muss der an sich interessante versuch, den Floovant auf die Sigurdsage zurückzuführen, als verfehlt bezeichnet werden. Der beweis für diese herkunft lässt sich aus bloss äusserlichen allgemeinen ähnlichkeiten in der situation nicht erbringen.

1) Brockstedt, s. 157 ff.

STUTTGART. EUGEN STRICKER.

# MISZELLE.

## Zu den Hölty-handschriften.

Seit längerer zeit arbeite ich über Hölty und bin jetzt mit dem gesamten nachlass (München, Eutin) beschäftigt. Da erschien die abhandlung dr. Otmar Schissels von Fleschenberg: 'Hölty-handschriften'.[1] Sie stellt die grundlage einer kritischen ausgabe der gedichte Höltys dar. Ich gebe aus dem nachlass eine auswahl von berichtigungen.

Gleich am eingang finden wir eine unrichtigkeit, im namen Höltys. In zwei albumblättern hat der dichter beidemal seinen vollen namen geschrieben: 'L. C. H. Hölty' = Ludwig Christoph Heinrich Hölty. So hat sich auch Hölty selbst in das probeheft an Kästner eingetragen, das im C. germ. 5194$^b$ die blätter 34—47 umfasst. Diese eintragung auf der innenseite des deckblattes hat Schissel in L. L. H. Hölty verlesen. Die Geislersche raubausgabe (Halle 1782/83) hat die vornamen in der ordnung, wie sie das taufregister der Ägidienkirche zu Hannover aufweist: Christian Ludwig Heinrich. Für uns jedesfalls sind die eigenen niederschriften des dichters und sein siegel massgebend. Die alte form: L. H. C. Hölty steht in den ausgaben von Voss 1783, 1795, 1804, 1814, die nun durch die ganze reihe der herausgeber: Voigts, Halm, Redlich (artikel im Grundriss), Sauer bis auf Schissel geht.

Das hauptergebnis der Schisselschen untersuchungen ist die herausarbeitung von vier 'liederbüchern'. Diese bezeichnung ist wenig glücklich. In den schriftbündeln stehen lieder, romanzen, hymnen neben epigrammen, rhythmischen und prosaischen übersetzungen aus dem Anakreon. Das alles lässt sich nicht wohl unter den begriff 'liederbücher' fassen! Aber diese schriftbündel sind auch nicht, wie Schissel s. 7 hervorhebt, 'von jeher in sich geschlossene und miteinander verwandte gedichtkomplexe originaler anordnung'. Es sind arbeitshefte, die aus dem ehemals 'starken konvolut' herausgeschält sind. Glaubte Hölty ein leidlich gutes gedicht verfasst zu haben, so trug er es säuberlich in ein solches heft ein. Hatte er an einer solchen reinschrift wieder etwas gebessert, dann entstanden neue, sorgfältige abschriften. Diese schriftbündel, zu denen wir jetzt die prosasachen hinzunehmen, sind früher mit diesen vermischt gewesen, bis ein redaktor die schriftbündel herausstellte und die prosaschriften nebst minderwertigem in den anhang gewissermassen verwies. So hat Halm die handschriftenmasse überkommen, in der sich *nur mit tinte geschriebene ziffern* fanden. Denn die ganze bleistiftzählung stammt von Halm und einer späteren hand, hat also nichts mit der überlieferung zu tun. Durch dieses nicht eben kritische verfahren sind die manuskripte arg entstellt; die ballade (Halm nr. 7) hat nicht weniger als sechs zahlen, von denen vier auf Halms rechnung zu setzen sind.

Wie viel im C. germ. 5194$^b$ nach bl. 17 ausgefallen ist, entzieht sich bei diesem stande der überlieferung unserer kenntnis. Schissel (s. 10) hat den beweis nicht erbracht, dass uns nur der grössere teil der 'elegie auf einen stadtkirchhof' fehlt. Er stützt sich auf die 'planvolle komposition'. Diese elegie muss ja nicht dieselbe länge wie später bei der veröffentlichung 1772 gehabt haben, wenn sie auch noch mehr strophen aufwies als das uns erhaltene bruchstück.

1) Mitteilungen des österr. vereins für bibliothekswesen, XII. jahrgang (1908), 2. u. 3. heft. Wien 1908. Auch als sonderabdruck erschienen.

Die darstellung des schriftbündels 34–47 [= Schissels H¹] ist bei Schissel weder klar noch genau. Er berichtet nicht darüber, dass bl. 45ª ebenfalls die bogenzählung 'd' trägt, er verliest, wie schon erwähnt, L. C. H. Hölty in L. L. H. Hölty, und weist die aufzeichnung des namens ‚Georg Wilhelm Hölty' als 'gedankenlose spielerei' unserm dichter zu. Diese hand schreibt schräg, Hölty aber setzt steil an. Ich glaube, dass es nicht von Hölty herrührt. Als chronologische ordnung sei vorläufig hingestellt:

1. Bll. 20–47 [= H³]; 2. 18–19 [= H²]; 3. 34–47 [= H¹]; 4. 7–17 [= H¹].

Im folgenden noch einzelne berichtigungen.

Seite 9 anm.: 'Mit hohn im blick u[*nd* auf radiertem] hohnlächelte' ist unmöglich. Es sind deutlich noch vier h-striche zu erkennen.

Seite 16 bl. 36: Stav. (Corinnen denkt herr Stav, Corinnen). Die handschrift hat natürlich 'Stax'. Hölty macht beim 'x' zunächst ein regelrechtes 'v'; nach einem zwischenraum setzt er einen haken darunter, der die form eines umgekehrten grossen lateinischen 'S' hat. Im verzeichnis findet sich der fehler noch einmal. — Zu bl. 49ª—49ᵇ: Das fragment der Tassobiographie stammt nicht von Hölty.

Seite 22 mitte: 'A (Bll. 72–79) ist älter als B (80–85)' urteilt Schissel auf ein schreibversehen hin. Das umgekehrte verhältnis ist das richtige. Bll. 80–85 sind vorlage gewesen, A = 72—79 ist eine reinschrift. Durch einen genauen vergleich mit dem griechischen original hoffe ich den beweis zu erbringen.

Zu seite 23: Schissel liest den brief: hofmedecus et beider königligen hoffeet höfe. Die handschrift hat aber: hofmedecus et beiden königligen hoffert hofe = hofmedikus und hofrath bei dem königlichen hofe. — Die blätter 90, 91, 92, 93 sind nicht von Hölty geschrieben worden.

Zu seite 24: Von dem verwischten bleistifttext verzeichnet Schissel als leserlich: ... Durch die sterbenden [?] A [... die tapeten ... nicht prunken. Ich habe entziffert:

Führt mich ländliche muse
durch die sterbenden auen wo
die tapeten des frühlings
nicht mehr prangen.

Zu seite 29: Auf dem ausleihschein steht nicht: 'fvi', sondern 'fol', von Kästners hand, eine abkürzung für 'folio'. Eine folioausgabe des Polybius ex recensione Casauboni ist Paris 1609 erschienen.

Zu seite 30 bl. 33: Es fehlt die angabe, dass auf dem blatt eine rote '96' steht.

Zu seite 32 bl. 53: Weder titel noch die signierung und die seitenzahlen sind später von Hölty beigesetzt worden. Diese schriftzeichen stammen alle von Voss, auch das 'T' auf bl. 55.

Zu seite 34: Fragment: 'Stern der seelen' hat nach 'funkelst' keinen punkt.

Zu seite 35 bl. 7ª: Die idylle: 'Das feuer im walde' stammt nicht von derselben frauenhand, die f. 16 der 'abschriften' geschrieben hat.

Zu seite 37 bl. 16ᵇ: Die bemerkung: 'Halm s. 100 schreibt falsch: in einer abschrift von Vossens hand, aber mit der unterschrift 'Hölty' in den cahiers enthalten' ist selbst falsch. Halm wollte nur andeuten, dass das lied durch die Vossische unterschrift 'Hölty' als echtes gut angesehen werden muss.

Zu seite 40 $h^{1-4}$: Schissel meint: 'rechts oben Höltys pagination '14''. Die ziffer stammt nicht von ihm. Das lied ist auf einem quartblatt, oktav gefaltet, aufgezeichnet. Schissel gibt nicht an, dass sich auf dem zweiten oktavblatt die ziffer '15' befindet. Nach Schissel s. 5 (mitte) bediente sich Hölty aber der bogenzählung! Die zahlen stammen von Voss.

Schliesslich gebe ich meine messungen an:

Codex germ. 5194 a

| | | |
|---|---|---|
| bl. 1 20,7 × 8,3 | bl. 26 26,8 × 9,7 | bl. 48 — 21,9 × 8,5 |
| „ 14 — 20,5 × 14 | „ 30—31 — 27 × 18,7 | „ 54 23,1 × 9,5 |
| „ 18 — 26,9 × 9,7 | „ 36 — 18,7 × 13,7 | „ 64 — 18,8 × 13,5 |
| „ 21 — 20,8 × 13,3 | „ 42 — 18,7 × 13,8 | „ 78 — 23,4 × 18,8. |
| „ 22 — 26,7 × 9,6 | | |

Schissel (s. 7) setzt die arbeitshefte in die zeit zwischen spätsommer 1770 und sommer 1771. Aber die aufzeichnung des letzten schriftbündels (= Schissels H[1]) fällt in das ende von 1770, höchstens anfang 1771.

Die früheste niederschrift im Münchner nachlass reicht bis ins jahr 1769 hinauf. Der beweis verlangt einen grösseren raum, als er mir hier zur verfügung gestellt ist. Im übrigen sei auf meine arbeit verwiesen, die hoffentlich bald erscheinen wird.

HALLE A. S. WILHELM MICHAEL.

# LITERATUR.

Hrotsvithae opera ed. **Carolus Strecker.** Leipzig, Teubner 1906. VII, 272 s. 4 m.

Die gründe, welche Strecker bewogen, nachdem erst 4 jahre seit dem erscheinen der vortrefflichen, gross angelegten edition Paul von Winterfelds (Weidmann, Berlin 1902) vergangen sind, bereits jetzt eine neue ausgabe der werke der Hrotsvit zu veranstalten, werden von ihm selbst in dem schulprogramm des gymnasiums zu Dortmund vom jahre 1906 ausführlich dargelegt. Strecker erklärt dort, dass die ausgabe Winterfelds, weil sie als erste kritische bearbeitung mit grossen schwierigkeiten zu kämpfen hatte, trotz aller sorgfalt des herausgebers nicht frei von irrtümern geblieben sei; und so habe Winterfeld, der dies selbst wohl empfand, ihm, Strecker, eine neue kollation der handschrift (Codex Monacensis Lat. 14485, durch den allein uns die hauptmasse der dichtungen Hrotsvits überliefert ist) dringend ans herz gelegt.

Streckers ausgabe will also in erster linie einen besseren text bieten. Und zwar hat der herausgeber dies einmal dadurch zu erreichen geglaubt, dass er die überlieferung etwas anders wertete, als Winterfeld getan hatte.

Der Codex Monacensis (M) ist von zwei händen korrigiert, zuerst von der hand, die ihn schrieb (nach Winterfeld $M_1$, nach Strecker $m_1$), sodann von einer zweiten (nach Wint. $M_2$, nach Str. $m_2$). Bevor diese verbesserte, hat noch der rubrikator seine tätigkeit, die initialen einzusetzen, ausgeübt, wobei er auch gelegentlich im text änderte.

Alle drei korrektoren haben fehler begangen: am seltensten natürlich die erste hand; der rubrikator verschiedentlich: seine initialen erklärt Str. daher für vogelfrei und gewinnt so für die in betracht kommenden stellen einige glaubliche konjekturen. Am meisten hat die zweite hand gesündigt, und zwar ist diese zweite korrektur um so willkürlicher gewesen, als der korrektor überhaupt keine vorlage zu seiner arbeit gehabt hat, wie Strecker nachweist, sondern das nach Regensburg gesandte exemplar nach gutdünken verbesserte. Daher sind nach Str. die varianten der zweiten hand nur als konjekturen zu werten, und man muss ihnen wie den initialen des rubrikators kritischer gegenüber stehn, als Winterfeld im ganzen getan hatte.

Abgesehen von diesem abweichenden verhalten gegenüber der autorität des rubrikators und des korrektors m. wodurch im ganzen wenige neue ergebnisse für den text gewonnen werden, hat dann Str. mit der fassung des textes im Codex M überhaupt viel freier geschaltet als Winterfeld, der sich in zweifelhaften fällen lieber der überlieferung anschloss. Strecker konnte dies darum mit gutem grunde wagen, weil M trotz der erwähnten korrekturen eine fülle von fehlern aufweist, die von grosser nachlässigkeit des schreibers zeugen. So ist es dem herausgeber gelungen, eine reihe schöner konjekturen zu bringen, die in vielen fällen als zuverlässige textverbesserungen anzusehen sind. Allerdings erscheinen daneben auch manche, deren richtigkeit oder notwendigkeit zweifelhaft sein kann.

Da Strecker a. a. o. das ergebnis seiner kollation veröffentlicht, so sollen im folgenden nur kurz die stellen angegeben werden, an denen er von Winterfeld abweicht. Str. hat verschiedentlich konjekturen der früheren herausgeber aufgenommen oder als mögliche lesarten in den variantenapparat gesetzt; ferner hat er lesarten, die von W. mit einem 'fortasse' unter den text gesetzt waren, vereinzelt in seinen text eingefügt. Ich werde das bei den einzelnen stellen vermerken und dort, wo Str. im text mit W. übereinstimmt, jedoch unter dem strich eine andere lesart vorsschlägt, ein f. vor Streckers lesart setzen.

Maria, v. 15 M W. *parens*, Str. *pariens*; M W. *pia*, Str. *pia*, f. *nora*; 21 M W. *attingere*, Str. *attingere*, f. *contingere*; 63 M W. *sibi*, Str. *pie*; 98 M W. *magistris*, Str. *magistris*, f. *ministris*; 191 M W. *non*, Str. *nec*; 214 M W. *Adam*, Str. *Adae*; 218 M W. *supremo*, Str. *superno*; 288 M W. *limite*, Str. *limine*; 307 M W. *noti*, f. *voti*, Str. *voti*; 328 M W. *famam*, Str. *formam*; 369 M W. *escam*, Str. *et quam*; 379 M W. *parci*, Str. *pauci*; 389 M W. *nec*, Str. *nec*, f. *non*; 399 M W. *mansit quia virgo potenter*, Str. *mansit quia ... virgo*; 402 M W. *sedula fixo*, Str. *sedulo fixa*; 403 M W. *nori*, f. *cori*, Str. *voci*; 408 M W. + *decreverunt*, Str. < *hinc* > *decreverunt*; 412 M W. *superbum*, Str. *supinum*; 426 M W. *nunc*, Str. *hinc*; 445 M W. *indiciis*, Str. *indiciis*, f. *versus corruptus*; 498 M W. *Sephiphona*, Str. *Sephiphora*; 501 M W. *purpura*, Str. *coccus*; 518 M W. *residebat*, Str. *sedebat*; 588 M W. *et*, Str. *at*; 618 M W. *cunctis*, Str. *cunctis*, f. *cuncti*; 670 W. *mandamine*, Str. M *mandamina*; 704 M W. *sanctam*, Str. *sancta*; 736 M W. *non*, Str. *non*, f. *si*; 755 M W. *rursus*, Str. *sursum*; 774 M W. *serena*, Str. *sereno*; 825 M W. *Soniten*, Str. *Sotinen*; 842 M W. *illic*, Str. *illo*; 847 M W. *volitare*, Str. *volutare*.

Ascensio, v. 100 Str. beginnt mit *exaltare* die rede Davids; 129 M W. < *cantavit* > vg., Str. < *psallebat* >.

Gongolfus, v. 74 M W. *obposito*, Str. *obpositi*; 75 M W. *offert*, Str. *offers*, f. *offert* (Celtes, Barack); 108 M W. *ut*, Str. *et*; 130 M W. *sequitur*, Str. *loqui-*

*tur*: 177 M W. *admonitis*, Str. *admotis*, f. *attonitis*: 178 M W. *desinerat*, Str. *desinerat*, f. *desierat* (Celtes); 185 M W. *lacum*, Str. *locum*: M W. *siti reprobaret*, Str. *sitire probaret*: 197 M W. *hanc*, Str. *hanc*: 200 M W. *meritis*, Str. *meriti*. 202 M W. *in*, Str. *se*: 207 W. *et baculum, tractis gessit quem denique nerris*, Str. *et baculum tractis, gessit quem denique, nerris*: 211 M W. *ipso*, Str. *ipsi*: 213 M W. *tempore*, Str. *tempore*, f. *torpore*: 246 M W. *fieret*, Str. *fieret*, f. *faceret* (Celtes): 247 M W. *certo*, Str. *certe*; 265 M W. *serena*, Str. *sereno*; 291 M W. *alme, tonantis*, Str. *agne tonantis*: 324 M W. *modicam*, Str. *modicum*: 331 W. *atque*, Str. *aeque*: 335 M W. *relatur*, Str. *relitur*: 337 M W. *tractando*, Str. *tractanda*: 416 M W. *exuritur*, Str. *eruitur*: 467 M W. *ut nescivit*, Str. *ceu nescit*; 483 M W. *vegiturque*, Str. *rehiturque*: 489 M W. *parati*, Str. *parata*: 501 M W. *ast*, Str. *at*; 503 M W. *almi*, Str. *almis*: 506 M W. *loquor*, Str. *loquar*; nach 514 setzt Str. eine lücke an; 560 M W. *credere*, Str. *credere*, f. *cedere* (Celtes): 574 W. *proprie*, Str. M *propiae*, f. *proprie*.

Pelagius, v. 5 W. *promo*, Str. M *prono*: 22 W. *mutarit, sacrae fidei*, Str. *mutarit sacrae fidei, . . .*: 162 W. M *et*, Str. *at*: 184 M W. *quod*, Str. *quo*; 281 M W. *casto*, Str. *casta*: 293 M W. *hic*, Str. *hinc*; 311 M W. *receptus*, Str. *receptis*: 370 M W. *nam*, Str. *nam*: 403 M W. *caloris*, Str. *caloris*, f. *coloris*: 412 M W. *merito*, Str. *meriti*.

Theophilus, v. 27 M W. *consors*, Str. *concors*: 32 M W. *clamabat*, Str. *clamat*; 47 M W. *turbis*, Str. *turmis*: 51 M W. *non*, Str. *nec*; 118 M W. *patenter*, Str. *patenter*, f. *potenter*: 211 M W. *corda pacentis*, Str. *corda parentis*, f. *cor pavitantis*: 403 M W. *tristia*, Str. *tristia*, f. *tristis*: 432 M W. *nisus*, Str. *nisus*, f. *nisu* (Celtes).

Basilius, v. 33 W. *doctor*, Str. *auctor*; die folge nach 60 ff. ordnet W. 60. 63. 64. 61. 62. 66. 68. 65. 69, Str. 60. 63. 64. 61. 62 . . . 65 . . . 66. 68. 69; 83 W. M *christicolae*, Str. *christicolae*, f. *christicoli*: 86 W. *desistendo*, Str. *detestando* (Celtes), f. *desistendo*; 95 $M_2$ W. *ostendam*, Str. *ostendamque*: M W. *citius*, Str. *citus*; 111 M W. *veluti*, Str. *vetuli*: 123 M W. *incepto*, Str. *in coepto*: 134 M W. *tu decus*, Str. *dedecus*: 137 M W. *et*, f. *at*, Str. *at*: 237 M W. *sursum*, Str. *rursum*: 248 M W. *rursus*, Str. *rursum* (Celtes); 262 M *quo*, W. *qui*, Str. *qui*, f. *quod*.

Dionysius, v. 15 M W. *almum*, Str. *almis*; 158 M W. *mala*, Str. *mala*, f. *male*; 246 W. *nam visus* <*usus*> *caecis* . . ., Str. *nam visus caecis*, <*usus*> . . .

Agnes, v. 42 M W. *transiit*, Str. *transigit*; 136 M W. *Agnen*, Str. *Agnem*: 193 M W. *nimium*, Str. *nimium*, f. *minime*; 240 M W. *incepto*, Str. *in coepto*; 274 M W. *mala, crudelis*, f. *male crudelis*, Str. *male crudelis*; 284 M W. *valuisti*, Str. *voluisti*; 309 M W. *iocundo*, Str. *iocunda*: 429 M W. *rutilat*, Str. *rutilat*, f. *rutilant* (Celtes): 441 M W. *celeri*, Str. *celeri*, f. *stabili*; 443 M W. *Agnen*, Str. *Agnem*.

Liber secundus. Ich zitiere hier nach Winterfelds ausgabe.

Praefatio, s. $106_{20}$ M W. *amentium*, Str. *amentium*, f. *amantium* (Celtes); $_{23}$ M W. *virilis*, Str. *virilis*, f. *virile* (Celtes); $107_{10}$ M W *dirito*, Str. *devito*.

Epistola, s. $108_{11}$ M W. *magistrorum*, Str. *magistrarum*: $_{21}$ M W. *attactu*, Str. *attactu*, f. *afflatu*.

Gallicanus, s. $109_{27}$ $M_2$ W. *geres*, Str. *gereres*; $112_{30}$ M W. *morear*, Str. *moreor*: $114_{12}$ M W. *patri*, Str. *patris*: $_{32}$ M W. *testes*, Str. *tuis*, f. *tis*: $115_{19}$ W. *nec*, Str. *si*;

$_{20}$ M W. *sit*, Str. *sit*, f. *fit* (Celtes); 116$_{2}$ M W. *obriam*, Str. *obrios*; 119$_{38}$ M W. *abrenuntiarem*, Str. *abrenuntiari*: 120$_{28}$ M W. *promissioni*, Str. *professioni*: 121$_{5}$ M W. *largius*, Str. *largus*.

Dulcitius. s. 127: M W. *iussu perpuniendas*, Str. *ius super puniendas* (Traube); 128$_{16}$ M W. *dominorum*. Str. *dominos*: $_{31}$ M W. *perfecte*. Str. *perfecte*, f. *percerte*: 130$_{3}$ M W. *exprimat*. Str. *exprimit*: $_{25}$ W. *quid actum sit*. Str. *quid erga me actum sit*: 131$_{5}$ W *ipsique* <*seriem*> *rerum, qu. g., pr.*, Str. *i. rerum, qu. g.,* <*seriem*> *pr.*: 131$_{6}$ M W. *iactant*, Str. *iactent*: 132$_{12}$ M W. *plaudent*. Str. *plaudant*: 133$_{5}$ M W. *parit*. Str. *parat*: 134$_{4}$ M W. *producerent*. Str. *perducerent*.

Calimachus, s. 135$_{2}$. M W. *revocari*. Str. *revocare* (Celtes); 137$_{17}$ M W. *commiscere*. Str. *miscere*: 138$_{6}$ M W. *inprovise*. Str. *ex inproviso* (Barack); 139$_{28}$ M W. *Deus: expavete*, f. <*ne*> *expavete*, Str. *Andronichus: expaveo*, f. *Deus:* <*ne*> *expavete*; $_{33}$ M W. *gloriari*, Str. *glorificari*: 140$_{28}$ W. *obrium*. Str. *obrium est*: 141$_{17}$ M W. *habeat*, Str. *habeant*: $_{20}$ M W. *accesserim*. f. *accesseram*, Str. *accesseram*: 142$_{20}$ M W. *poenitet me: deliqui*. Str. *poenitet me delicti*: 143$_{17}$ M W. *Calimachus*, Str. *Andronichus*: $_{30}$ M W. *perditioni*, Str. *perditionis*: 145$_{9}$ M W. *amaros*, Str. *malos*; 146$_{1}$ M W. *suscitatione*, Str. *resuscitatione*.

Abraham. s. 147$_{11}$. M W. *nostrorum*, Str. *nostrum*: $_{20}$ M W. *affectui*, Str. *affatui*; 148$_{12}$ W. *disponsare*, Str. *disponsari*: 149$_{12}$ M W. *abiecta*, Str. *abiecto* (Celtes); $_{16}$ M W. *pendet*, f. *pendit*, Str. *pendit*; $_{26}$ M W. *ab*, Str. *absque*; 150$_{8}$ W. M *optiva*, Str. *adoptiva* (Freytag); $_{19}$ M W. *inflexit*, Str. *inflexit*, f. *illexit*; 151$_{16}$ M W. *foras*. Str. *fores*; $_{23}$ M W. *meis vestigiis*. Str. *meis vestigiis*, f. *meis* <*coram*> *vestigiis*; 154$_{16}$ M W. *praeparatur*, Str. *praeparetur*; 156$_{6}$ M W. *hebriati*, f. *inebriati*. Str. *inebriati*: $_{13}$ M W. *ut te comitante non exirem*, Str. *ut te non comitante exirem* (Celtes); $_{17}$ M W. *discalciendo*, Str. *discalciando* (Celtes); 157$_{29}$ M W. *paene*, Str. *plene*; $_{32}$ M W. *dimisso*. Str. *demisso*; 158$_{6}$ M W *superhabundavit*, Str. *habundavit*: 160$_{1}$ M W. *accedam*, Str. *adeam*; 161$_{1}$ M W. *delectatur*, Str. *delectatur*, f. *delectantur*.

Pafnutius, s. 162$_{15}$ M W. *ipsam*. Str. *ipsa*; $_{19}$ M W. *suum*. f. *usum*, Str. *usum*; 162$_{3}$ M W. *votum*, Str. *nutum*: $_{10}$ M W. *spiritalis*, Str. *spiritalis*, f. *spiritale*; $_{26}$ M W. *rationis proportione*. Str. *ratione proportionis*: 165$_{11}$ M W. *siquitertiam*, Str. *sesquitertiam*: 166$_{14}$ M W. *plane*, Str. *plene*; $_{22}$ M W. *gratulamur*, Str. *congratulamur*; 168$_{11}$ M W. *vitiosi*, Str. *vitiosi*, f. *vetusti*; 169$_{8}$ W. *mulierem*, Str. M *mulierum*; 171$_{19}$ M W. *sollicitaris*, Str. *solliciteris*; 172$_{32}$ M W. *posthac*, Str. *posthaec*: $_{34}$ M W. *delicias*. Str. *deliciae*: M W. *effluere*. Str. *affluere*: 173$_{21}$ M W. *Pafnutius: ecce* — *retulerit. Thais: fama — mora*, Str. ebenso, f. *Pafnutius: ecce — occurrit.* <*Thais*>: *admiror* — *retulerit.* <*Pafnutius*>: *fama — mora*: 174$_{10}$ M *exprimere enucleatius*, W. *exprime rem enucleatius*, Str. *expone enucleatius*; 175$_{19}$ M W. *importunitas*. Str. *inoportunitas*; $_{32}$ M W. *habitum ire*, Str. *habitatum ire* (Celtes): $_{33}$ M W. *et*, Str. *at*: 176$_{8}$ M W. *frangor*. Str. *frangar*: $_{30}$ W. *salvete*. Str. M *avete*: 177$_{34}$ M W. *exiliant*. Str. *exiliunt*; 178$_{16}$ W. *adhuc indulgentiam molita est*, Str. *ad indulgentiam adhuc mollita est*.

Sapientia. s. 182$_{21}$ M W. *consequens*. Str. *consequens* <*est*>; $_{30}$ M W. *effluentiam*, Str. *affluentiam*: 183$_{5}$ M W. *promittens*, Str. *promittentis*; 184$_{25}$ M W. *specie*, f. *species*: Str. *species*: 190$_{22}$ M W. *dehonestare*, f. *dehonestasse*, Str. *dehonestasse*; $_{38}$ W. *erumpit*, Str. *prorumpit*: 193$_{17}$ M W. *dant*, Str. *dant*, f. <*huius*> *dent*: 198$_{33}$ M W. *amen*, Str. *amen*. f. *animam*.

Liber tertius. Prologus, s. 201$_{7}$ M W. *perlucetis*, Str. *praelucetis;* $_{9}$ W. *imposuistis*, Str. M *mihi imposuistis;* $_{26}$ M W. *lacessita*, Str. *lassata;* 30 M W. *ocius*, Str. *ocius*, f. *potius*.

Gesta Ottonis. Prologus I, vers $_{2}$ M W. *forente*, Str. *farente;* $_{3}$ W. *ceptris*, Str. M *sceptris*.

Gesta Ottonis, v. 130 M W. *respondente*, Str. *respondendo;* 135 M W. *iam*, Str. *nam;* 147 M W. *fuit*, Str. *fuerat;* 188 M W. *socio*, Str. *servo;* 207 M W. *remeabat*, Str. *repedabat;* 249 W. *patris;* Str. M *mentis*, f. *patris;* 266 *at*, Str. *et;* 406 M W. *retro reparatam*, Str. *retro reparatam*, f. *retro saecla paratam;* 466 M W. *regni*, f. *regi*, Str. *regi;* 488 M W. *invidiae*, Str. *invidii;* 509 M W. *carcereis*, Str. *carcerei;* 545 M W. *proserperet*, Str. *perserperet* (Pertz); 617 M W. *iam*, Str. *nam*, 625 M W. *non*, Str. *non*, f. *nec;* 679 M W. *benigni*, Str. *benigno;* 710 W. + *corripuit*, f. *compescit*, Str. + *corripuit*, f. *confregit;* 716 M W. *facta*, Str. *facto;* 1510 M W. *in cepto*, f. *in coepto*, Str. *in coepto*.

Primordia, v. 53 hl W. *trepidas*, Str. *trepides* (Leibniz); 91 hl W. *monitum*, Str. *monitum*, f. *votum;* 130 l W. *affectu*, Str. *affatu;* 156 hl W. *et*, Str. *at;* 178 hl W. *sicut et*, Str. *sicut et*, f. *sicut;* 206 hl W. *rursus*, Str. *rursum;* 236 W. *secundo*, Str. *secundo*, f. *sacranda;* 252 W. *< iussu compellitur ire >*, Str. *< monitis compellitur ire >;* 283 W. *studiosum*, Str. *studiosum*, f. *memoratum;* 296 hl W. *adhuc*, Str. *ad hoc* (Leibniz); 297 W. *febres*, Str. *febres*, f. *fines* (Leibniz); 314 hl W. *promisit*, f. *permisit*, Str. *permisit;* 322 W. *fervens*, Str. *fera*, f. *fervens;* 359 W. *ac*, Str. *ac*, f. *at;* 396 W. *hoc*, Str. *hoc*, f. *haec;* 488 hl W. *forma*, Str. *fama;* 594 hl W. *dulces*, Str. *dulci*.

Die herstellung des textes ist jedoch nur das eine, was Strecker mit seiner ausgabe bezweckt; in zweiter linie will er seine abweichende auffassung von der reimprosa Hrotsvits, wie diese in ihren vorreden und dramen zutage tritt, zum ausdruck bringen. Diese reimprosa hatte Winterfeld in seiner edition wohl berücksichtigt und durch den druck gekennzeichnet (wo er reimstellen zu erkennen glaubte); aber wie er selbst in seiner abhandlung über Hrotsvits literarische stellung (Herrigs Archiv f. d. stud. d. n. spr. u. lit., bd. 114, s. 320) zugibt, ist er bei ihrer aufspürung noch zu ängstlich gewesen und hat oft nicht gewagt, der autorität der regensburger handschrift zu widersprechen. Er bekennt, dass Strecker hierin mit glücklichstem erfolge weitergegangen sei.

Die grundsätze, nach denen dieser bei seinen untersuchungen verfuhr, finden wir in demselben schulprogramm (Dortmund 1906) dargelegt. Er bekämpft dort zunächst Winterfelds ansicht, Hrotsvit hätte die regeln des rhythmischen satzschlusses gekannt und in ihrer reimprosa befolgt. Durch eine statistische berechnung erhält Strecker das ergebnis, dass man nicht das recht habe, eine änderung vorzunehmen, um einen rhythmischen schluss, etwa den *cursus velox*, herzustellen.

Bei der auffindung des reims ist nun Strecker weit über Winterfeld hinausgegangen und hat in seiner ausgabe eine viel grössere zahl von reimstellen bezeichnet. Die erkenntnis auf diesem gebiet verdankt er nicht der entdeckung eines durchgehenden prinzips, das die dichterin etwa befolgte — denn ein solches hat, wie er bekennt, bisher noch keiner gefunden und wird wohl auch keiner finden —, sondern einer sorgfältigen beobachtung ihres verfahrens im einzelnen. Da Hrotsvit in den leoninischen hexametern der legenden *-a* auf *-o* reimt, so wird sie sich, argumentiert Strecker, auch in den dramen diese freiheit gestattet haben, was durchaus plausibel erscheint und sich in den einzelnen fällen als berechtigte annahme

erweist. Dementsprechend hält Strecker auch *-ar : -or* für reimfähige silben und weiterhin *-u : -o, -em : -am, -em : -um, -es : -is.* Daraus gewinnt er eine ganze reihe neuer reimstellen für den text. Ob er immer das richtige getroffen, ist, wie er selbst erklärt, im einzelnen schwer zu entscheiden. Jedenfalls hat Strecker das verdienst, dem reimbestreben der dichterin viel energischer nachgeforscht zu haben. Ihre reimprosa erhält dadurch eine neue beleuchtung: an dem reichtum der aufgedeckten reime erkennen wir die kunstfertigkeit der Hrotsvit auch in dieser beziehung: neben den gewöhnlichen formen aa bb usw., aaaa haben wir jetzt zahlreiche fälle ab ab, ab ba und oft künstlichere bildungen, wie aab ccb, abcde abcde, abac abac, vielleicht sogar noch kompliziertere gebilde!

Strecker muss allerdings oft, um reime zu erhalten, umstellungen vornehmen, und er spricht sich selbst über die anfechtbarkeit dieses verfahrens aus: aber man wird ihm zugeben müssen, dass die fehler der handschrift, die ja oft sehr grober art sind, derartige änderungen einigermassen rechtfertigen: der schreiber vereinfachte oft ohne berücksichtigung der reime die wortstellung des originals! Die umstellungen, die Strecker vornimmt, sind folgende:

Prolog zum ersten buch, s. $3_{2}$ MW. *neglegentiae exterminaretur*, f. *exterminaretur neglegentiae*, Str. *exterminaretur neglegentiae.*

Prolog zum zweiten buch, s. $106_{11}$ MW. *detestabilem inlicite amantium dementiam*, Str. ebenso, f. *detestabilem dementiam inlicite amantium* / . . . *eorum* : $_{20}$ MW *ad illiciendum promptiores*, Str. *promptiores ad illiciendum.*

Gallicanus, s. $121_{8}$ MW. *habes quadruplicatum exercitum*, Str. ebenso, f. *quadruplicatum* / *habes exercitum* /; $123_{25}$ MW. *ornabant et beatificabant . . . sanctitatis*, Str. ebenso, f. *ornabant* / . . . *sanctitatis beatificabant.*

Dulcitius, s. $127_{3}$ MW. *Dulcitius praesens clam adiit cupiens . . . saturari*, Str. ebenso, f. *clam adiit pr. Dulcitius cupiens earum saturari amplexibus*: $132_{26}$ MW. *praestabo exitum*, Str. *exitum praestabo* / . . . *multiplicabo*: $133_{30}$ MW. *locum turpidinis*, Str. *turbidinis locum.*

Calimachus, s. $139_{1}$ MW. *integrum manet*, Str. ebenso, f. *manet integrum* /. $140_{12}$ MW. *tabescebat animo*, Str. *animo tabescebat* . . . *aestuabat*, f. *t. animo . . . aest. desiderio* /; $141_{38}$ MW. *scintillae transiebant*, Str. *transiliebant scintillae*: $142_{25}$ MW. *superna gratia in te appareat*, Str. *superna in te appar. gratia*; $145_{5}$ MW. *o malitia serpentis antiqui*, Str. *o serp. ant. malitia*; $153_{25}$ MW. *nam omni die non modica illi pecunia ab eius amatoribus adducitur*, Str. ebenso, f. *n. o. d. n. m. illi ab e. a. a. pecunia.*

Abraham $153_{3}$ MW. *praevaricationis habetur*, Str. *habetur praevaricationis*.

Sapientia, s. $183_{32}$ MW. *natalibus orta . . . plenius . . . ediscere*, Str. ebenso, f. *orta natalibus* / . . . *ediscere plenius* /; $190_{3}$ MW. *insipientius videri potest*, Str. *videri potest insipientius* /.

Streckers ausgabe bietet also einen besseren text und eine eingehendere würdigung der reimprosa; ausserdem stellt sie eine bequeme textausgabe dar, die nicht mit entbehrlichem material belastet ist. Für intimeres studium der schriften Hrotsvits, sei es in sprachlicher, metrischer, inhaltlicher oder quellenkritischer hinsicht, wird allerdings die gross angelegte edition Winterfelds mit ihrem kommentar, ihrem index verborum, grammaticus und metricus, sowie ihrem reichen quellenverzeichnis unentbehrlich bleiben.

HAMBURG. B. LUNDIUS.

**Ernst Schmidt,** Zur entstehungsgeschichte und verfasserfrage der Virginal. Prager deutsche studien, herausgegeben von Karl v. Kraus und August Sauer. Zweites heft. Prag 1906. IV. 63 s.

Dass die sogenannte *Virginal* auch in der gestalt, in welcher sie Zupitza im 5. bande des Heldenbuches herausgegeben hat, keine einheitliche dichtung ist, sondern aus einem alten ersten teil und einer langen, zum teil wiederholenden fortsetzung besteht, hat seinerzeit Wilmanns erwiesen (Zfda. 15, 294 ff.), Lunzer, Zfda. 43, 193 ff. durch eingehende kritik der beiden verwandten gedichte Dietrich und seine gesellen im Dresdner Heldenbuche (v. d. Hagen und Primisser 2, 143 ff.) und Dietrichs erste ausfahrt (hg. v. Fr. Stark, Stuttgart, lit. ver., bd. 52) bestätigt. Diese studien werden in der vorliegenden abhandlung durch eine untersuchung der sprach- und versformen der bestandteile ergänzt. Es ist schon wertvoll genug, dass auch so der erste teil des Virginaltextes (bei Zupitza), d. h. gerade derjenige, in dem weder dieser name der königin, noch der ihres gegners Orkise vorkommt, sich deutlich von der übrigen masse abtrennt, und auch die von den vorgängern vermuteten einschiebsel formal als solche erkannt werden. Aber unsere kenntnis des gedichtes wird dadurch wesentlich erweitert, dass auch in dem zweiten teil nach str. 770 ein einschnitt festgestellt wird, der die arbeit zweier verschiedenen 'schreiber' trennt. So unterscheidet der verfasser die drei bestandteile: A, enthaltend den auszug Dietrichs zur befreiung der königin, die kämpfe mit heiden und drachen, die befreiung Rentwins, des sohnes des Helferich und die einladung zur königin durch den zwerg Bibung; $B_1$: Dietrichs gefangenschaft beim riesen Wikram zu Müter und seine befreiung; $B_2$ den schluss: Dietrich und Hildebrand folgen der einladung der königin, deren wohnsitz sie nach manchen kämpfen mit riesen und drachen erreichen; während der feste kommt ein bote aus Bern, der Dietrich heimruft.

Die formalen eigentümlichkeiten von $B_2$ finden sich auch in den interpolationen des ersten teiles und in einem längeren stücke innerhalb von $B_1$ (str. 410 bis 500); dieses dient augenscheinlich dazu, die episode von Dietrichs gefangenschaft mit dem letzten teil inhaltlich zu verbinden. Darum denkt sich der verfasser, und zwar mit recht, den gang der entstehung unserer Virginal folgendermassen: zwei selbständige stücke, A und $B_1$, hat der verfasser von $B_2$ verbunden und mit einer kurzen einleitung und einer langen fortsetzung versehen. Ausserdem hat er den anfang von A durch eine reihe von interpolationen erweitert und $B_1$ durch ein längeres einschiebsel mit der fortsetzung verknüpft.

Von diesen einschiebseln war schon die mehrzahl durch Wilmanns und Lunzer teils festgestellt, teils vermutet; ihre zahl ist jetzt grösser und ihr jüngerer ursprung sicherer geworden. Auch wird die grenze des alten 'kernes' A anders bestimmt: hinter str. 246, gegen str. 239 (Lunzer) oder 254 (Wilmanns). Die heimat von A sucht der verfasser auf alemannischem, die von $B_1$ und $B_2$ auf mitteldeutschem gebiet, beides mit recht.

Der wert der arbeit liegt weniger in der neuheit der ergebnisse als in der sicherheit, welche eine gute methodische schulung gewährt. Neben seinem lehrer v. Kraus nennt der verfasser die Mhd. studien Zwierzinas; die umfassendere sammlung, die verfeinerte beobachtung und die umsichtigere abschätzung der reime, wie sie dort angewandt worden sind, werden hier zum muster genommen, besonders darin, dass den gründen nachgegangen wird, weshalb diese oder jene naheliegenden reime fehlen. Damit hängen auch zusammen die gut verwerteten beobachtungen über

ienzelne charakteristische wörter des epischen stils, wie *megetin*, *plân*, *dëgen*, *klâr*, *kluoc*, *fîn*, auf die zuerst Steinmeyers Rektoratsrede (Erlangen 1889) hingewiesen hat. Alles das ist sorgfältig durchgearbeitet und übersichtlich dargestellt. Nur einige bemerkungen wären zu machen. In den reimen *i : î* überwiegen die mit *hin* (15 von 20) so sehr, dass es zu notieren ist, auch wenn man noch keine schlüsse daraus ziehen mag. Jedesfalls ist *niht : zît* neben jenen 20 dialektischen reimen ein ungenauer reim; darum muss es § 2 heissen: in $B_2$ reimt *i : î* im stumpfen reim vor *n*. Etwas anderes sind reime wie *wisen : prîsen*, was auch schon im § 2 ausgesprochen werden musste, während es erst im § 11 im zusammenhang mit den anderen dehnungsreimen behandelt wird. Überhaupt muss auf den unterschied der ein- und zweisilbigen reime mehr gewicht gelegt werden. Trotz der geringen zahl der beispiele scheint es von bedeutung, dass die reime *o : ô*, *u : û* (§ 4) in $B_2$ klingende sind: *geschozzen : genôzen*, *rotten : geschrôten*, *kumet : versûmet* fällt unter die dehnungsreime, was ebenfalls auch an dieser stelle angemerkt werden musste. Etwas schief ist die bemerkung, A scheine es viele mühe bereitet zu haben, das wort *rürste* in den reim zu bringen, wie $97_3$ und $183_3$ zeigen (anm. auf s. 5). Es gab allerdings für A, wie für alle mhd. dichter, kaum einen reim auf *rürste*, der sich in dem üblichen allgemeinen vorstellungskreise der mhd. epen bequem einstellte. Aber man muss darum gerade anerkennen, dass der dichter von A seine sprachgewandtheit darin zeigt, dass er die etwas beiseite liegenden reimwörter *hürste* und *dürsten* so ungezwungen herbeiführt. Das erste der beiden kann vielleicht als alemannisches dialektwort bezeichnet werden; es ist auch bekannt aus Peter Hebels Gedichten (vgl. Elsäss. wb. I, 376; Schweizer. idiotikon II, 1640; H. Fischer. Schwäb. wb. I, 288). Oft ist es gewiss schwierig zu sagen, ob eine erscheinung als lautgesetzlich oder als folge ungenauer reimtechnik oder als besondere form aufzufassen und danach anzuführen ist. Das gilt besonders von der apokope des *-e* (§ 12, schluss). Aber es muss irgendein grundsatz darin erkennbar sein. § 12 werden eine reihe von formen mit angabe der zahl der belege genannt, in denen das auslautende *-e* im reime fehlt, darunter der dativ sing. der masc. und neutra und auch das flexionslose adjektiv der *j*-klasse. Das ist im 1. abschnitt: 'lautbestand'. Im abschnitt 'formenbestand' wird dann erwähnt 'apokope im genetiv plur.' (*getwerc*) und abfall des *e* der *j*-stämme (*mær*) (§§ 22, 23). Diese fälle gehören doch mit den zuerstgenannten zusammen, einerlei, wo man sie hintut. Eine ungenauigkeit ist auch: '$B_2$ zeigt das adverb doppelt so oft auf *-lichen*'; es muss, wie die angeführten reime zeigen, *-liche* heissen. Die strophen 988—991 geben übrigens besonders deutliche beispiele für die reimschwäche des verfassers von $B_2$ (vgl. § 70), die von der reichen und ungewöhnlichen wortwahl in A scharf absticht. Der 4. abschnitt ist 'satzbau' überschrieben, wahrscheinlich, um das wort 'syntax' zu vermeiden, damit nicht jemand kommt und fragt, was das ist. Es werden aber hierin behandelt die stellung des adjektivs zum substantiv, die flexion des prädikativen adjektivs, *bi* mit dem akkusativ, der übergang von der indirekten zur direkten rede und die fälle der von Zupitza zu str. $3_9$ behandelten konstruktion: *mördeclichen daz er streit* aufgezählt. Da kann man fragen: ist das satzbau? Das ist kaum noch grammatik, sondern zum grössten teil stilistik. Denn wenn die verschiedenen verfasser die adjektive vor- oder nachstellen, wenn sie in die direkte rede übergehen oder nicht, selbst wenn sie das flektierte adjektiv oder das unflektierte brauchen, so folgen sie nicht dem zwange ihres sprachgebrauches, nach dem für sie das eine richtig, das andere falsch wäre, sondern sie nehmen

den ausdruck, der ihnen bequem liegt, meist aus der von ihren literarischen vorbildern empfangenen gewohnheit, gelegentlich auch, wenigstens in A, mit bewusster auswahl.

Doch ist es nicht angebracht, bei dieser arbeit über derartige systematische fragen zu rechten. Denn sie will gar nicht eine vollständige beschreibung der sprache und des stils der einzelnen bestandteile der Virginal geben, sondern nur diejenigen eigenheiten hervorsuchen und ordnen, welche der trennenden kritik als zuverlässige beweisstücke dienen können. Das ist geschehen, und die probe auf ihre brauchbarkeit wird an den vorhin erwähnten interpolationsstrophen im ersten teile geliefert. Die aufgabe, die sich der verfasser gestellt hat, ist also gelöst. Es darf aber ausgesprochen werden, was nun noch zu tun übrigbleibt. Nach der stilistischen seite, besonders was die wortwahl und den formelschatz angeht, sind die angaben des verfassers unvollständig, wohl mit absicht. Er nimmt die worte heraus, welche zur unterscheidung des sprachgebrauchs verschiedener dichter bisher mit erfolg gebraucht worden sind. Das reicht für seinen zweck auch aus. Aber es bleibt noch darzustellen, was der autor $B_2$ geleistet hat, der uns als beispiel einer weitverbreiteten gattung schreibtätiger leute des mittelalters interessiert, es bleibt auch noch festzustellen, welches die besondere art der beiden gedichte war, die er zusammengearbeitet hat. Vor allem verdient A berücksichtigung. Er hat die eigenschaft, welche bei mhd. gedichten nachahmender art selten genug ist, besondere, bezeichnende ausdrücke anstatt der herkömmlichen, abgeschlissenen, abgereimten wörter zu verwenden, vgl. z. b. jene stelle mit dem reim auf *vürste:* (Dietrich wird von allen seiten angegriffen) $97_{5}$: *er wart ir allenshalb gewar. durch maneger leige hürste, durch wilden varn, durch stoc und stein begundens ûf in wisen: schefte gróz, dürr als ein bein, dar an vil scharpfe isen nâmen ûf dem vürsten haft.* Man bemerke: durch wilden 'farren', anstatt etwa durch wilden tann, und dann der unbehagliche vergleich „dürr wie ein bein". Ausführliche vergleiche dagegen, durch *als* eingeführt, sind in A äusserst selten, so voll es von metaphorischen ausdrücken ist. Die vorkommenden sind aber eigenartig und selbständig angeschaut, am besten der, den Hildebrant von Dietrich braucht, zugleich der leitgedanke des alten gedichts: *er tuot rehte als ein edel hunt, dem daz wazzer in den munt gêt, und er danne swimmet,* $105_{4-6}$. Der unterschied gegen den fortsetzer zeigt sich z. b. in den vergleichen mit *bolz* (vgl. Zupitza s. XIX). *Als ein bolz* heisst bei diesem nur 'schnell', ohne besondere anschauung des geschossenen pfeils: *ez ilte balder denne ein bolz* ($677_{9}$) gegen: *si kómen ûf zwei rossen stolz, als von der senwen tuot ein bolz* ($77_{4,5}$). Das gilt auch für die fälle, wo es bei dem intr. *schiezen* oder *kam geschozzen* steht, denn im mhd. wird nur das trans. *schiezen* von fernwaffen gebraucht, während jene intr. ausdrücke nur eine schnelle bewegung, wie noch heute, bezeichnen. Eigentümlich ist A auch die verbindung d r e i e r nomina anstatt der herkömmlichen paare, um eine gesamtheit auszudrücken, z. b. *ûf burgn, in steten, in dorfen* $162_{10}$; *ûf burgn, in owen, in telern tief* $180_{4}$, ähnlich $140_{4}$, $140_{6}$, $200_{4}$ [1].

Diese andeutungen mögen dafür genügen, dass sich A an der hand des gegebenen materials genauer beschreiben lässt. Nun hätte man aber gern erfahren, wie sich der verfasser den ursprünglichen umfang und abschluss von A vorstellt. Hält er mit Lunzer (Zfda. 43, 247) das gedicht für ein unvollendetes werk, oder scheint ihm die skizze, welche Wilmanns davon entworfen hat

1) Darum ist auch *schilt* in $142_{6}$ zu streichen.

(Zfda. 15, 309), richtig, wonach es mit der heirat zwischen Dietrich und der königin geendet hätte? Jedesfalls muss die sache noch einmal nachgeprüft werden. Lunzers auffassung ist zwar bequem, um die verschiedenen erweiterungen und umarbeitungen des alten gedichtes zu erklären. Aber die einzige erklärung dafür, weshalb jener alte dichter seine arbeit abgebrochen hätte (ausser dass man ihn zur rechten zeit sterben lässt), dass ihm nämlich bedenken gekommen wären, Dietrich gegen die tradition mit einer fabelhaften königin zu verheiraten, bewährt sich nicht. Denn das musste er sich überlegt haben, bevor er eine zeile schrieb, weil auf dies ziel das ganze gedicht angelegt war. Wenn er in der erfindung der fabel dem beispiel der abenteuerromane französischer herkunft oder art folgte — und darüber ist man sich doch einig —, dann war ihm anfang und ende von vornherein klar. Solche nachträglichen bedenken konnten ihm nur bei den abbiegenden episoden kommen. Ausserdem ist Herrat als gattin Dietrichs eine junge sagenfigur (vgl. Jiriczek, Die deutschen heldensagen I, 164), aus einer zeit, wo die sagen schon schriftlich fixiert wurden; jedesfalls spielt sie eine nebenrolle und kommt für die entscheidenden handlungen und charakterzüge Dietrichs nicht in betracht. Es ist wenigstens nicht bewiesen, dass jeder, der im 13. jahrhundert Dietrich zum helden eines gedichtes machte, an seine ehe mit Herrat denken musste.

Bewiesen ist aber aufs neue durch diese arbeit, wenn sie es auch nicht ausspricht, dass die Virginal als quelle für die Heldensage keine grosse bedeutung hat. Es ist daher auch sehr zweifelhaft, ob der name *Virginal*, trotz der ansprechenden deutung, welche dafür gefunden ist, der sage angehört. Möglich ist es ja zur not, dass auch der spätere überarbeiter, der ihn erst in das gedicht eingeführt hat, ihn aus sagenreiner quelle nahm. Aber man muss daran denken, wie dieser mann gearbeitet hat: am schreibtisch, die aufgeschlagenen pergamenthefte vor sich. So ein schreiber-schriftsteller des 13. jahrhunderts ist nicht zu denken, ohne dass er ein wenig latein gekonnt hätte: das wort *virgo, virginis* kann ihm nicht fremd gewesen sein.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

**R. Brill**, Die schule Neidharts. Eine stiluntersuchung. Berlin 1908. Mayer & Müller (Palaestra hrg. von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt XXXVII). VIII, 251 s. 7,50 m.

Es ist gerade etwa ein vierteljahrhundert her, dass ich an die nachgeschichte Neidharts zu gehen hoffte; und indem ich meine vorarbeiten (einschliesslich der im manuskript vielleicht umfangreichsten aller Berliner dissertationen!) wieder in die hand nahm, war es mir doch, als hätte ich die arbeit lieber ausführen sollen. Denn nachher schrieb Bielschowsky seine 'Geschichte der höfischen dorfpoesie'; er benutzte dabei meine manuskripte, die ich ihm zur verfügung stellte, und entnahm ihnen (wie ich gleich in meiner recension bemerkte) unbewusst wohl mehr, als aus seinem buch zu ersehen ist, aber nicht diejenigen gesichtspunkte, die mir noch heut die wichtigsten scheinen. Gerade das buch Brills (dem ich ebenfalls mein material gern zur hilfe gegeben hätte) macht mir wieder den eindruck, als hätte Bielschowskys keineswegs verdienstloses, aber den tiefsten problemen ausweichendes werk die Neidhartforschung dauernd auf falsche bahnen gelenkt — Seemüller mit seiner ebenso umsichtigen als einsichtigen, aber doch nach der natur des ortes nur knappen darstellung natürlich ausgenommen!

Jene ungesunde tendenz auf die isolierung eines einzelnen literarhistorischen phänomens, die die bei weitem meisten neueren arbeiten aus mhd. literaturgeschichte von denen der schüler Scherers und ihrer altersgenossen unterscheidet, ist bei dem „fall Neidhart“ besonders gefährlich. Der von Reuental selbst ist nur im zusammenhang mit verwandten und entgegengesetzten dichterischen bewegungen seiner zeit verständlich, gerade wie Burdachs älterer oder Roethes jüngerer Reinmar es waren; und seine nachfolge hat auch nicht aus dichtern oder dichterlingen bestanden, die *lectores unius libri*, etwa der Riedegger handschrift, gewesen wären. Bei Brill aber erleben wir das merkwürdige, dass eine über „die schule Neidharts“ handelnde, sehr fleissige untersuchung diejenigen minnesinger, die seine gelehrigen schüler waren, wie Neifen, Wintersteten, ja sogar Steinmar ausser betracht lässt!

Die gleiche einseitigkeit wie in bezug auf den stoff findet man in der behandlung. Eine arbeit über den grössten lyrischen virtuosen des deutschen mittelalters — und vielleicht des mittelalters überhaupt! so viele Provenzalen ihn, gleich Walther und Wolfram, an dichtergrösse übertreffen, kommt ihm an melodischer vielseitigkeit doch keiner gleich — hat für die metrik (abgesehen von textkritischen bemerkungen auf s. 232) überhaupt kein auge oder ohr! Und doch gehört das engstens zu dem thema, auch wie B. es sich gestellt hat. So die behandlung des auftakts, den C 4,18; 5,32; 7,10; 16,17 f.; 24,24; Cc 5,33; 21,16; c 17,1; 17,27; 21,37 beseitigt, B 12,26; 20,11; Cc 11,36; 13,24 eingeführt haben; der verfasser aber legt sich niemals auch nur die frage vor, ob eine änderung in den hss. nicht metrische ursachen haben kann.

Überhaupt ist die arbeit im allerengsten sinn 'philologisch'; für literarhistorische probleme, die über die unmittelbare textgeschichte herausgehen, fehlt B. augenscheinlich alles interesse. Nicht nur die auch nach Seemüller (s. 144 f.) keineswegs völlig aufgeklärte Neidhartlegende wird im handumdrehen abgetan, nicht nur aus wenig beweisenden übereinstimmungen in den überschriften (s. 69) pfeilschnell ein 'zweifelloser' zusammenhang — den ich an sich nicht bestreite — ermittelt; auch die gerade für die nachgeschichte Neidharts fundamentale frage nach seinem urpublikum wird ganz oberflächlich behandelt. Was soll man von einem argument sagen wie (s. 5): 'wenn Walther 64,31 '*owê' hovelîchez singen . . .*' Neidhart meint, wie hätte Walther so einen dichter bekämpfen sollen, der den bauern sang? Aber Walther — wenn eben jene annahme zutrifft, was ich auch glaube — klagt ja (65,31) gerade, dass eine poesie, die ursprünglich nur den bauern gehöre, nun (64,33) auch bei hof eindringe!

Zu der wichtigen trutzstrophe s. 231 nimmt der verfasser in dieser frage gar nicht stellung. Von wem sie auch gedichtet sei (vgl. s. 41 f.), sie gibt eine unschätzbare literarhistorische angabe. 'Sonst sangt ihr für jedermann, jetzt wollt ihr nur noch den vornehmen herren gefallen.' Wie genau stimmt das zu Walthers klage! und welches licht wirft es auf die der Neidhartischen poesie sozusagen eingeborene tendenz, aus harmlosem anschluss an die volkspoesie zu grobem bauernspott im interesse höfischen amüsements überzugehen!

Auch meinen hinweis auf Villon hat B. (s. 151) falsch aufgefasst. Es kommt nicht darauf an, ob inhaltlich die schwänke des deutschen und des französischen liederdichters sich decken, sondern darauf, dass in beiden fällen andeutungen der authentischen gedichte und wirkliche erlebnisse aus der volkssage im anschluss an echte textstellen zu einer legendarischen vita (vgl. Brill zum Neidhartdruck s. 221 f.) fortgeführt sind.

Aus dieser beengten auffassung der arbeit entsteht denn auch der ermüdende eindruck. Beständig die gleichen kategorien wie natureingang, trachtschilderung, schlachtschilderung. schimpfnamen mit immer dem gleichen resultat der 'vergröberung'. Dass diese vergröberung auch in ihrer art fortschritte bringt. nämlich in der differenzierung einzelner gestalten, wird nicht beachtet. Und doch ist die frage, wie Engelmar oder der ungenannte, Friderun und Elsemut individualisiert werden, prinzipiell von problemen der heldensage nicht unterschieden und führt unmittelbar in deren wichtigste entstehungsrätsel hinein. Hagen von Tronje hat schwerlich anderen ursprung als der nachneidhartische 'Engelmair': eine kontrastfigur. die aus dem technischen bedürfnis der erzähler heraus von kleinen ansätzen zu typischer bedeutung erwuchs; und Volker von Alzeie ist innerhalb seines kreises so wenig von vornherein eine runde figur wie Ber. Ähnliches gilt von den ortsnamen im Nibelungenlied oder der Neidhartlegende (Brill s. 148 u. ö.).

Wir können also in des verfassers gründlichen studien nur erst eine vorarbeit sehen, die für eine wirkliche literarhistorische darstellung der schule Neidharts die textgeschichte der ihm selbst zugeschriebenen lieder und der sie unmittelbar fortsetzenden dichtungen (Heselloher. Wittenweiler fastnachtsspiele, volksbuch s. 192 f.) bringt. Der anhang (s. 235 f.) bringt dankenswerte bereicherung des materials aus zwei durch Seemüller zugänglich gemachten sammelbandschriften.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**Walther Ziesemer.** Nicolaus von Jeroschin und seine quelle. [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie. veröffentlicht von Emil Ebering. XXXI. Germanische abteilung nr. 18.] Berlin, E. Ebering, 1907. VI, 158 s. 4,50 m.

In dieser schönen und ergebnisreichen arbeit wird die skizze, die Pfeiffer (Die Deutschordenschronik des Nikolaus von Jeroschin s. XXXVI) und Strehlke (Die Kronike von Pruzinlant des Nicolaus von Jeroschin s. 4) von Jeroschins dichterischer persönlichkeit entworfen haben, auf grund einer eingehenden untersuchung zu einem lebensvollen bilde ergänzt und erweitert. Jeroschin erscheint uns in dieser darstellung als ein im allgemeinen geschmackvoller. warm empfindender und selbständiger schriftsteller, dem auch historische glaubwürdigkeit zukommt. und dies bild ist im ganzen genommen durchaus treffend, mag auch da und dort die beleuchtung, in die Jeroschin gestellt ist, etwas zu günstig ausgefallen sein.

Die würdigung von Jeroschins werk und persönlichkeit hat sich naturgemäss aufzubauen auf einer vergleichung seiner chronik mit der von ihm bearbeiteten quelle, der *Chronica terrae Prussie* von Peter von Dusburg. Ziesemer betrachtet zu diesem zweck zunächst die bei Jeroschin begegnenden umstellungen und auslassungen. Am wichtigsten ist unter diesen die sehr verständige teilung des buches IV in verschiedene abschnitte und die einfügung dieser teile an passenden stellen der gesamtdarstellung. Die übrigen fälle von umstellung sind weniger belangreich. aber auch sie zeigen in ihrer gesamtheit. dass Jeroschin weit entfernt ist, sklavisch an seiner quelle zu hängen, sondern sich die nötige selbständigkeit zu wahren weiss. Als die gründe. die ihn zu umstellungen geführt haben. hat Ziesemer richtig die rücksicht auf den chronologischen zusammenhang und die logische und künstlerische gliederung erkannt. Ich glaube. auch die s. 11 anm. 20 genannten umstellungen

können leicht aus denselben gründen ihre erklärung finden. III, 213 u. 214 sind deutlich der chronologischen ordnung wegen umgestellt worden; denn in III, 214 wird der tod Manegolts erwähnt, der noch in das jahr 1282 fällt; III, 213 aber schliesst mit der erbauung der burg Mêwe, die bereits in das jahr 1283 gehört, und mit diesem jahr fährt auch III, 215 fort. III, 263 und 264 sind zweifellos umgestellt worden, weil sich III, 264 trefflich an III, 262 anschliesst; dort war von den unruhen die rede, welche die Samen und Nattangen erregten, und darauf wird im anfang von III, 264 (vgl. v. 20688—94) direkt bezug genommen. Supplement 1 und 2 sind offenbar aus gründen der chronologischen ordnung umgestellt worden, wobei allerdings ein versehen untergelaufen ist, so dass die ordnung nun tatsächlich falsch geworden ist. Im anfang von suppl. 1 wird das jahr 1326 genannt, in suppl. 2 das jahr 1327; die letztgenannte zahl ist aber auseinandergerissen worden derart, dass in v. 26689 nur 1320 genannt wird und die zahl 7 erst in v. 26691 nachhinkt, getrennt von der hauptzahl durch den vers *daz Cristum ein mait gebar.* Deshalb konnte bei oberflächlichem lesen der anfangsverse der eindruck erweckt werden, in suppl. 2 sei tatsächlich von ereignissen aus dem jahre 1320 die rede. Es muss daraus nun allerdings gefolgert werden, dass die umstellung nachträglich stattgefunden hat.

Unter den auslassungen Jeroschins sind diejenigen für die beurteilung seiner persönlichkeit von besonderer bedeutung, die uns zeigen, dass er, obwohl geistlicher von beruf, jedem religiösen überschwall abhold war.

Das zweite kapitel beschäftigt sich mit Jeroschins zusätzen. Es ergibt sich daraus in erster linie eine gute bibelkenntnis, während kenntnis gelehrter theologischer literatur nicht nachweisbar ist. Bei der geschichte von der gründung des ordens hat er die deutsche fassung des prologs der ordensstatuten benutzt; das beweisen, wie Ziesemer zeigt, aufs deutlichste die wörtlichen anklänge. Diese bringen uns aber auch zum bewusstsein, wie nahe Jeroschins ausdrucksweise oft der prosaischen diktion bleibt, und enthalten eine mahnung, Jeroschins künstlerisches gefühl, das gewiss an anderen stellen hervortritt, nicht zu überschätzen. Wir verdanken dieser starken anlehnung an die prosa übrigens einen der seltenen reimbelege für das flektierte possessivpronomen *ir* (v. 649). Von der deutschordensdichtung kennt Jeroschin selbstverständlich die drei von ihm selbst genannten werke: Luders Barbara, Gerstenbergs Otter und das Passional, ausserdem stellt Ziesemer bekanntschaft mit Heslers werken fest; kenntnis der Judith hat Hering neuerdings nachgewiesen. Zur Livländischen chronik, dem Buch der Makkabäer und dem Daniel sind beziehungen nicht nachweisbar. Es wäre natürlich vorschnell, deshalb anzunehmen, dass er diese werke nicht gekannt hat; ich glaube vielmehr, dass ein mann wie Jeroschin so ziemlich die ganze damals im ordensland verbreitete literatur kannte, wenn er ihr auch einen einfluss auf seine eigene schreibweise nicht zugestand. Sein verhältnis zum Passional ist kaum ein anderes. Er kennt und nennt es, aber das einzige, das er sicher daher hat, ist der dreireim und eine oder die andere ausdrucksweise, wie etwa Pass. 1, 33 = Jeroschin 12. Die anderen von Ziesemer aufgeführten parallelen sind, wie verfasser selbst sieht, ziemlich allgemeiner art, und auch der reim *swengel : engel* (21910 f.), auf den Ziesemer mehr gewicht legt, ist belanglos; denn er steht auch in Heslers Apokalypse v. 14247 f. Dass Jeroschin lyrisches einfügt, muss auch nicht direkt unter dem einfluss des Passionals geschehen sein; ein fall derselben art findet sich z. b. auch in den Makkabäern v. 4091—4129. In diesem zusammenhang hätte wohl aber auch

noch ausdrücklich darauf hingewiesen werden dürfen, dass Jeroschin ältere höfische erzählungsliteratur gekannt hat. Er nennt freilich keines dieser werke, und auch direkte beziehung zu irgendeinem derselben dürfte kaum vorhanden sein; aber die ziemlich oft hervortretende höfische ausdrucksweise, die Ziesemer im kap. III an verschiedenen stellen (s. 81, 89 ff., 99 f., 115) bespricht, zwingt aufs bestimmteste zu der annahme einer ziemlichen vertrautheit mit jener literatur.

Von besonderer bedeutung ist der in kap. 2 noch im einzelnen geführte nachweis, dass Jeroschin von 1311 ab auf grund eigener kenntnis der historischen ereignisse die angaben Dusburgs ergänzt und verbessert. Die bei Jeroschin begegnenden lokalschilderungen von einzelnen burgen und städten erlauben uns, für sein leben einiges detail festzustellen: Ziesemer hat dies auf s. 78 f. mit dem bisher schon bekannten[1] zusammengestellt. Am wichtigsten ist dabei, dass sich aus Jeroschins angaben über Marienburg ein terminus post quem für seinen tod gewinnen lässt (v. 27 667 ff.). Ziesemer schwankt, ob aus den versen nur zu schliessen sei, dass Jeroschin die äussere vollendung des haupthauses (etwa im jahr 1342) oder auch die innere vollendung und einweihung desselben (1. mai 1344) erlebt habe. Ich entscheide mich unbedenklich für den zweiten termin: denn ich glaube, dass Jeroschin sich anders ausgedrückt hätte, wenn das haus nicht bereits völlig fertig gewesen wäre. Insbesondere setzen die worte *di nu in schoner zirde stat* doch wohl die ausschmückung der kapelle voraus, und in den worten *in aller heiligen lobe* darf man wohl ein zeugnis erblicken, dass sie bereits geweiht worden ist.

Das dritte kapitel bringt wertvolle erörterungen über Jeroschins auffassung und stil, seine stellung in religiösen dingen, sein verhältnis zum orden, zu den heiden, den pilgern, den frauen, über ernst und feierlichkeit, humor und ironie in seiner darstellung und namentlich über die anschaulichkeit seiner ausdrucksweise und den bilderschatz, über den er gebietet. Durch diese ausführungen, die natürlich hier nicht reproduziert werden können, gewinnt vollends Jeroschins persönlichkeit für uns leben und farbe.

In der zusammenstellung der vergleiche s. 104 ff. ist zwar ab und zu eine parallele aus anderen werken gegeben, im allgemeinen ist aber darauf verzichtet. Es hätte sich aber doch empfohlen, auf diese parallelen näher einzugehen, namentlich auf solche, die sich in der sonstigen ordensliteratur finden. Ich gebe nur wenige beispiele, die leicht vermehrt werden können. Zu *als ein mist* (s. 105) vgl. man Ev. Nic. v. 4255, zu *briuwen* (s. 106) Apok. 6748. 10 654. 22 846, zu dem übrigens weit verbreiteten bild, dass der teufel den sünder an sein *seil* nimmt, vgl. auch Apok. 11 493. 16 150. zu *spor treten* Apok. 15 079; *versteinen* und *verharten* sind ausserordentlich häufig bei Hesler, namentlich in der Apokalypse; zu *brunst* vgl. das wortverzeichnis der Apokalypse. Zu *der êren rister* (v. 21 994; s. 106 anm. 33) eine vermutung: sollte hier nicht *riester* 'fackel' vorliegen, das für die ordensdichtung durch Apok. 9870 und besonders 12 118 gesichert ist? Will man mit Ziesemer *reister* lesen, so müsste man annehmen, dass hier nach der analogie echt deutscher worte nd. *ê* für *ei* eingetreten sei, und ebenso müsste man dann *prêster* lesen, wozu Apok. 9833. 12 937 zu vergleichen ist. Der von Ziesemer zugefügte

1) Dabei ist ein kleiner rechenfehler untergelaufen, wenn Ziesemer sagt, Jeroschin habe zu Luders lebzeiten schon 80 blätter der Chronik geschrieben. Jeroschin spricht von vier quinternen, das sind aber nur 40 blätter (= 80 seiten, wie auch bei Strehlke, s. 4 zu lesen ist). Danach ist auch die angabe auf s. 7 richtigzustellen.

satz, 'dem reime zuliebe nimmt er manche änderungen in den vokalen vor', ist zu streichen; denn es handelt sich doch bei den überhaupt in frage kommenden fällen nicht um willkürliche änderungen, sondern um heranziehen mundartlicher formen, wo mit den literarischen formen nicht auszukommen war.

Im anhang erhalten wir ausgedehnte zusammenstellungen über die sprache in Jeroschins reimen. Man sollte in derartigen sammlungen doch zu jeder erscheinung nun ganz summarisch angeben, wie sich dieselbe in den anderen gedruckten deutschordensdichtungen präsentiert. Dies würde deutlich hervortreten lassen, was in diesem lande, dessen bevölkerung so bunt zusammengesetzt ist, damals schon einheitlich gebraucht wurde, was nicht; und ich glaube, abgesehen von den allgemein md. erscheinungen, dürften sich die verschiedenheiten grösser herausstellen, als man oft annimmt. In der bindung verschiedener vokalquantität im klingenden reim geht Jeroschin z. b. sehr weit, ebenso Hiob und das buch der Makkabäer, während Hesler darin sehr sparsam ist. Die form *sal* meidet Jeroschin, ebenso wie sie auch Hiob, die Makkabäer und Hesler zurücktreten lassen; dagegen hat Jeroschin mit Hesler gemeinsam die form *vîant* (neben *vîent*), die in den Makkabäern trotz des kriegerischen inhalts nur einmal (v. 14270) aus not verwendet wird. Reime von *e* und *i* kommen vor, sind aber im verhältnis seltener als bei Hesler, dagegen sind die reime von *o* und *u* häufiger. Bindung von auslautendem *g* und *ch* findet sich bei Jeroschin und einmal im Hiob. Dass die form *gesat*, die Hesler meidet, bei Jeroschin häufig ist, verzeichnet auch Ziesemer, auch die Makkabäer verwenden sie unbedenklich. Das niederdeutsche element tritt bei Jeroschin nicht so deutlich zutage wie bei Hesler; unter den von Ziesemer s. 155 aufgezählten formen ist überdies *is* (3. pers.), das allgemein md. ist, zu streichen. Wir werden deshalb nicht mit derselben sicherheit, wie für Hesler, für Jeroschin niederdeutsche herkunft annehmen dürfen; möglicherweise hat er erst im Ordensland in niederdeutscher umgebung sich niederdeutsches zugeeignet. Doch diese frage ist noch nicht spruchreif.

GIESSEN. KARL HELM.

---

Johannes Rothes Passion, mit einer einleitung und einem anhange herausgegeben von **Alfred Heinrich.** [Germanistische abhandlungen. 26. heft.] Breslau, M. & H. Marcus, 1906. 174 s. 5,60 m.

Johannes Rothes Passion ist uns nur in einem auszug von 2051 versen überliefert, und zwar in der Dresdener hs. M 199, die von drei thüringischen schreibern, wohl nach der mitte des 15. jahrhunderts, abgefasst ist (abschnitt I und II der einleitung, s. 1—11). Da das original von den abschreibern ziemlich getreu wiedergegeben ist, so war die textkritische aufgabe nicht gerade schwierig, und der verfasser hat den richtigen grundsatz durchgeführt, die überlieferung möglichst zu belassen. (V. 8 s. 104 ist *rolichin* der Hs. richtig, aber *rulichin* zu schreiben, vgl. *Der lebite rulichin hen* 8 und *Welta andirs geruwig lebin han* 44). Stärker dagegen sind die orthographischen änderungen, denn an stelle des mehrere jahrzehnte jüngeren schreibgebrauchs der handschrift hat der verfasser mit recht den des dichters selbst wieder herzustellen unternommen. Zu diesem zwecke hat er die sprache Rothes eingehend untersucht, und wir bekommen hier zum ersten male eine vollständige darstellung von dem Eisenacher dialekt dieses schriftstellers. Als quellen hierfür sind in erster linie die reime seiner dichtungen, dann die von ihm

eigenhändig geschriebene urkunde (Zs. d. ver. für thüring. gesch. u. altertumsk. 3, 36 f.) und die beiden akrosticha (Bech, Germ. 6, 46 f. und 52), sowie der stand der heutigen Eisenacher mundart benutzt (abschnitt III, Rothes sprache, s. 11—59). Aber über manche orthographische fragen geben die genannten hilfsmittel keine auskunft, ja die schreibweise des grösseren akrostichons (das kleinere kommt nicht in betracht) deckt sich nicht einmal ganz mit derjenigen der urkunde. So hat das akrostichon acht *vnde* (v. 2. 3. 6. 9. 11. 22. 25. 28), vier *vnd* (5. 12. 14. 16), drei *deme* (v. 10. 23. 26), aber kein *dem*, die urkunde kein *vnde* gegen siebzehn *vnd*, ein *deme* und sechs *dem*; das akrostichon *feir* v. 22, die urkunde *fier* 36, 5; jenes enthält selbstverständlich niemals ein *y*, in dieser dagegen kommen solche vor in *eyn eynen eyme* (zusammen zehnmal), *myn myne* (je einmal) und in den eigennamen *Hillefoyil*, *Steynich*, *Weylangin*, *Reynber*. Diesem gegenüber trägt die von dem verfasser gegebene schreibweise nicht ganz den charakter von Rothes gebrauch, indem er die *y* für *i*, der um ein ziemliches späteren handschrift folgend, in reichlichem masse anbringt, so z. b. in *dy sy by syn myt*, während die urkunde *di si bi sime mit* hat. Ferner wären die *sz* nicht als *ss* zu schreiben, da die urkunde, ja die handschrift selbst — wenn Bechs abdruck der ausgezogenen stellen Germ. 9, 172 f. das richtige bietet — *sz* (*ssz*) anwendet (so *vsz sesze grosz vormessze* usw. gegen *vss sesse gross vormesse* verfasser s. 6. 101 und fast immer im text, v. 5 usw.). Statt des häufigen *alzo* wäre *also* zu setzen und statt *korschin* 83 '*korssin*' nach dem '*korssener*' der urkunde 36, 10.

Johannes Rothe folgt, wie aus dem akrostichon und der urkunde zu ersehen ist, noch einigermassen dem älteren, einfachen schreibgebrauch: die *y* für *i* werden nur mit mass verwendet, *th* für *t*, *ie* für *i* finden sich gar nicht. Er, der gelehrte kaplan und stadtschreiber, ist also ein vertreter der guten kanzleisprache. Und in diesem sinne ist auch die schreibweise in den kritischen ausgaben seiner werke einzurichten. Als muster können ausser dem akrostichon und seiner urkunde die einfachen, von jüngeren graphischen überwucherungen freigehaltenen urkunden von Eisenach und den benachbarten kanzleien um das jahr 1400 dienen. Zweifel werden freilich auch dann noch zur genüge bleiben, weil der literarische wortschatz sich nicht mit dem geschäftlichen deckt und darum manche formen in der urkundensprache kein vorbild haben; und weil die kanzleiorthographie selbst nicht einheitlich ist, wie, um nur häufig begegnende beispiele anzuführen, die typen *sulche* — *solche*, *wulde* — *wolde*, *sulde* — *solde* dort nebeneinander begegnen, die der verfasser einheitlich mit *o* geschrieben hat. Nach dem angeführten wäre die schreibweise, die der verfasser eingehalten hat, mannigfach zu ändern, aber es ist anzuerkennen, dass er auf grund seiner untersuchungsmittel (s. oben) ein sorgfältiges verfahren beobachtet hat.

Im abschnitt IV (s. 59—100) behandelt der verfasser die „Quellen der passion“ und untersucht darin an der hand der literarischen überlieferung die geschichte der drei sagenstoffe, welche den inhalt des gedichtes bilden, der Pilatussage, der Judassage und der sage von den dreissig silberlingen. Der stammbaum der Pilatusdarstellungen erfährt dabei eine erweiterung, und als anhang zur Judassage ist, die fleissige arbeit beschliessend, eine bis jetzt noch unveröffentlichte version derselben, ein lateinisches gedicht in gereimten hexametern, aus einer Helmstedter handschrift abgedruckt (s. 165—172).

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Clári saga. Herausgegeben von **Gustaf Cederschiöld.** [Altnordische sagabibliothek, herausgegeben von Gustav Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk, heft 12]. Halle, Max Niemeyer, 1907. XXXVIII, 74 s. 3 m.

Darüber, dass diese auf märchenmotiven beruhende ausländische novelle in die altnordische sagabibliothek aufgenommen worden ist, kann man sich nur freuen. Sie gehört zu der geistigen einfuhr, die im 13. jahrhundert unter der förderung der norwegischen könige nach Norwegen und weiterhin nach Island kam. Die glänzende hofhaltung, die regeren beziehungen zu den grossen kulturnationen des festländischen Europa erweckten die freude an dessen literatur. So kamen nicht nur die höfischen ritterromane nach dem norden, sondern auch zahlreiche novellen und schwänke, die teils auf gelehrter, teils auf volksmässiger grundlage beruhten. Die Clári saga nimmt durch ihren umfang und durch das höfische gepräge, das diese volksmässige motive mit moralisierender tendenz vereinende erzählung trägt, unter ihnen eine eigene stellung ein.

Drei märchenmotive sind ihr vereint: die bändigung und zähmung der übermütigen prinzessin, die gefährliche ehe, der treue reisegefährte. Über ihr vorkommen in der literatur werden wir kurz in § 2 der einleitung unterrichtet.

Die ersten worte der saga erzählen, woher die quelle der nordischen erzählung stammt und wer der vermittler war. Jón Halldórsson, ein Norweger von geburt, erst kanonikus an der Trinitatiskirche in Bergen, später bischof auf Island, hatte das lateinische original in Frankreich gefunden, und zwar in der form, die die Franzosen '*rithmis*' nennen, die Nordländer aber '*hendingar*'. Es war die quelle also ein lateinisches gedicht. Die anfangsworte sind nun verschieden übersetzt und ausgelegt worden. Sie lauten: *þar byrjum vér upp þessa frásogn, sem sagði virðuligr herra Jón byskup Halldórsson, ágætrar áminningar* . . . Finnur Jónsson (Litt.-hist. III, 101) übersetzt oder umschreibt sie: ‚Hier beginnen wir diese erzählung, wie der herr bischof J. H. sie erzählte.' C. weist das mit recht als ungenau zurück und übersetzt seinerseits: 'Damit beginnen wir (oder ich, der schreiber) diese saga, die der hochwürdige herr bischof Jón Halldórsson, ehrenvollen gedächtnisses, erzählte (oder: zu erzählen pflegte)'. Wir entnehmen also daraus: J. H. erzählte (ein oder mehrere male) diese saga, denn dass *segja* hier weder von schriftlicher darstellung noch vom diktieren gemeint sein kann, bemerkt C. mit recht (s. XXVII, anm. 1). Die notiz über die quelle will nun natürlich mehr in sich fassen, als der wortlaut sagt: 'von dem bischof soll natürlich nicht nur berichtet werden, dass ihm das original bekannt ward, man muss sich dazu denken, er habe die saga (oder den sagastoff) seinen land(s)leuten auf irgendeine weise übermittelt, er hat also entweder das lateinische original oder eine übersetzung desselben nach dem norden gebracht oder bringen lassen, (s. XXVII). Nach C. gibt es nun vier mögliche fälle:

1. Jón Halldórsson hat in Frankreich (Paris) die übersetzung selber verfertigt und diese dann nach seiner heimat mitgenommen;

2. er hat in Frankreich die übersetzung durch irgendeinen anderen anfertigen lassen und sie nach dem norden mitgenommen;

3. er hat das lateinische original nach dem norden mitgebracht und entweder selber oder

4. durch irgendeinen anderen die übersetzung besorgt.

Stärkere gründe scheinen C. für die erste möglichkeit zu sprechen[1], wiewohl er sich dessen bewusst ist, dass man nicht mit voller bestimmtheit eine als die wahrscheinlichste bezeichnen kann. Handschriften waren teuer, so hat, meint C., der junge student vielleicht den codex geliehen erhalten und einige tage benutzt und dann schnell und, wovon er spuren zu entdecken glaubt, etwas flüchtig übersetzt.

Wäre dem so, müssten wir also folgenden hergang annehmen: J. H. übersetzt in Frankreich das lateinische original ins norwegische und erzählt dann die geschichte, denn anders ist das *sagði* des ersten satzes nicht zu verstehen. Der erste satz rührt ja nun von dem schreiber her und ist nach dem tode des bischofs geschrieben, worauf der zusatz *ágætrar áminningar* hinweist; erst mit dem zweiten satz hebt die geschichte an, die nach C. schriftliche übersetzung der quelle sein soll. Es scheint mir da ein unlösbarer widerspruch zu sein zu der *frásǫgn . . . sem sagði . . . J. H.*: *frásǫgn* kann nur entweder 'die handlung des erzählers' sein oder 'eine erzählung', vgl. Fritzner, Ordb.² I, 482. Neckel in seiner besprechung der ausgabe, Deutsche literaturz., 1908, 482 hebt, wie ich glaube, ganz richtig hervor, dass an sich das, was C. an beweisgründen für das übersetzen aus einer schriftlichen quelle anführt, eine anzahl phrasen, die aufs lateinische zurückgehen, das häufige vorkommen des abl. absol. u. a. syntaktische eigentümlichkeiten, das vorkommen lateinischer wörter, nicht zwingend für C.s annahme, sondern allgemeine eigentümlichkeit des gelehrtenstils jener zeit ist. Zu den von C. angeführten phrasen gehören z. b. *þarf þar* (oder: *hér*) *eigi langt um*: *nú þarf þar eigi langt um*. So steht ganz ähnlich, Mǫttulssaga s. 26₁₀, *nú þarf þetta eigi lengra at góra*, was dem franz. *que vós iroie je disant* entspricht, also keinem lat. *quid opus est plura*. Oder in der Magnúsar saga góða s. 84₂₀ (Fornm. sǫg. VI): *þat er skjótast at segja*, wie es fast wörtlich auch in der Clárisaga heißt; wie auch die folgende phrase aus der Magnúss saga Erlingssonar s. 295₂₁ (Fornm. sǫg. VII) *sem seint er at telja* sich unter den von C. zum beweis angeführten findet.

Schon Finnur Jónsson hatte (a. a. o.), sich stützend auf den umstand, dass, wie wir wissen, zahlreiche schwänke und novellen von J. H. erzählt und dann später aufgeschrieben worden sind, die ansicht geäussert, dass eben das gleiche hier der fall sei, und dass gar nicht die rede davon sein könne, dass J. H. eine schriftliche übersetzung angefertigt habe. Neckel meint nun, die stilgewohnheiten seien eigentum des schriftstellers gewesen, der eben ein geistlicher war, der latinisierte. Ich glaube aber, es gibt noch eine andere möglichkeit, und diese scheint mir als die wahrscheinlichste. Erst nachdem ich zu dieser ansicht gekommen war, habe ich die bemerkungen Mogks in seiner Norweg.-isländ. literaturg., Pauls Grdr.² 2, 879 nachgelesen und freue mich nun der übereinstimmung: 'Auf Island hat er sie erzählt, wahrscheinlich den klerikern in lateinischer sprache, und nach dieser erzählung hat sie einer der zuhörer isländisch aufgezeichnet wie die erzählungen im Jónsþátt'. Dort wird uns nämlich erzählt (Ísl. æventyri, herausg. von Gering I. nr. 23), wie leute auf Island seine erzählungen aufschrieben (*samsettu*). Wenn nun C. als stütze für seine behauptung, dass die saga von J. H. herrühre, anführt, auch die sprache beweise, dass sie ursprünglich norwegisch abgefasst sei, so weist Neckel mit recht darauf hin, dass norvagismen in der sprache eines Isländers des 14. jahrhunderts nicht befremden können. Wie wenig man aus den angeführten latinismen

1) So schon in seiner ersten ausgabe, und Gering, Ísl. æventýri 2, XXIII hatte sich dem angeschlossen.

auf eine direkte übersetzung des lateinischen originals schliessen kann. wie gut sich diese auch erklären lassen, wenn J. H. die geschichte lateinisch erzählt hat, geht gerade aus dem Jónsþáttr klar hervor. Ja man könnte sogar auch annehmen, dass J. H. schon norwegisch erzählt hat, und dass die lateinischen redewendungen und wörter sich schon in seinem vortrag gefunden haben, unwillkürlich aus dem lateinischen original einfliessend. In den beiden abenteuern, die auf seiner erzählung beruhen, finden wir die lateinischen worte *capitulum*, z. 47 f.; *Johannes Nordmannus* und *Johannes Anglicus*, z. 55, der später *enski*, z. 61, genannt wird; die schlange *aspis*, z. 79; das lehnwort *form*, das hauptsächlich in geistlichen, auf lateinischer quelle beruhenden schriften vorkommt.

In der novelle, die J. H. als *dæmi* in einer predigt erzählte, zeigen sich auch spuren des lateinischen, so die partizipalkonstruktionen: *meðr svá föllnum ok öðrum atlögum*, z. 157; *fallna útlegðarsök*, z. 162 f.; die lateinischen, teilweise flektierten wörter *absolutionem*, z. 201; *propitiatorium* z. 230; *oblationem*, z. 233. Auch diese dæmisaga wird der bischof wohl lateinisch erzählt haben; als wahrscheinliche quelle weist Gering Cäsarius von Heisterbach nach. Die latinismen werden aber wohl reminiszenzen an den vortrag sein, können aber auch eigentum des gelehrten schreibers sein als eigentümlichkeiten des gelehrten stils. Ähnlich wird es sich mit dem traum verhalten, der dem bischof sein ende voraussagte. Er hatte ihn kurz vor seiner letzten ausfahrt aus Island. Er glaubte, heisst es da, er sollte einen *sermonem* (z. 104; vgl. 110) halten, dessen *thema* (z. 105) war: *beati mortui qui in domino moriuntur*. Offenbar hat er diesen traum lateinisch oder doch in stark lateinisch gefärbter sprache erzählt.

Mit ziemlicher sicherheit kann man noch zwei erzählungen auf J. H. zurückführen (Ísl. ævent. 2, XXIII), nr. LXXXV A und LXXXIII. Von diesen weist die erste keine weiteren spuren lateinischen ursprungs auf, desto mehr aber die zweite. Es mag also die erste von J. H. in der muttersprache, die zweite aber auch wohl lateinisch erzählt sein. Die frage, wie LXXXV A in die von Gering dem bearbeiter B zugewiesenen stücke hineingeraten ist, berührt uns hier nicht. In der zweiten erzählung, LXXXIII, findet sich die phrase *hvat lengra*, z. 38; die lateinischen, zum teil flektierten wörter: *Graecia*, z. 10; *í Graeciam*, z. 20 f.; *Graecus*, z. 70. 73. 76. 123; *Romae*, z. 32; *Romam*, z. 43; *Romania*, z. 46; *Romani*, z. 46; *Romanos*, z. 19 f.; *Romanis*, z. 126; *Romanus*, z. 74; *personam*, z. 87.

Ich meine also, wie es mit den zahlreichen schwänken und novellen des J. H. ergangen ist, dass er sie nämlich zum grossen teil lateinisch oder doch in einer mit lateinischen brocken stark durchsetzten sprache erzählt hat, so ist es auch mit der Clári saga der fall gewesen. An der länge der erzählung braucht man sich bei den bekannten beispielen von dem gedächtnis und der erzählungskunst der isländischen sagnamenn nicht zu stossen. Es konnte ja auch einmal ein Norweger diese fähigkeit besitzen.

Nach dem plan der Sagabibliothek werden wir im übrigen durch die einleitung in kurzer, ausreichender weise über den inhalt und stoff der saga, ihre komposition, stil und sprache, die handschriften, frühere ausgaben und übersetzungen unterrichtet.

Die einzige in betracht kommende frühere ausgabe ist die von C. selbst veranstaltete: *Clarus saga. Clari fabella. Islandice et latine*, in '*Festskrift till kgl. universitetet i Köpenhamn vid dess fyrahundra års jubileum i juni 1879 från kgl. Carolinska universitetet i Lund*' (Sa. *Clarus saga*, Lund 1879, C. W. K. Gleerup).

Über den namen der saga bemerkt C. (s. XXXVII f.) etwa folgendes: In den handschriften findet sich kein name. Die neueren schreiben bald *Clarus saga, Klárússaga*, nach modernem skandinavischen oder neuisländischem brauch. Der übersetzer selbst hat aber die lateinische flexion seiner helden durchaus bewahrt. Die quantität der vokale steht freilich nicht fest.

Auf eine erneute revision der handschriften hat C. mit rücksicht auf den zustand seiner augen verzichten müssen. Eine kollation der hs. B hat E. Kölbing in den '*Publications of the Modern language association of Amerika*', vol. XIII nr. 41 (pag. 555 ff.) mitgeteilt. C. bemerkt dazu, dass er unter den varianten, die K. aus B seinem variantenapparat hinzugefügt hat, keine gefunden habe, die ihn zu einer änderung seines textes hätte veranlassen können (s. XXIII). Ich kann das nicht kontrollieren, da mir die Kölbingsche veröffentlichung nicht zu gebote steht.

Bei der herstellung des textes ist nun aber C. anders vorgegangen wie in seiner früheren ausgabe (s. XXV f.) Dort hat er die jedesmal zugrunde gelegte redaktion (A oder B) nach möglichkeit respektiert.

Wo also die älteste membrane (A) nur durch abschriften repräsentiert war, wurde die zweitälteste (B) zugrunde gelegt und diese nur da aus den papierhandschriften der klasse A berichtigt, wo offenbare fehler waren. In der neuen ausgabe aber, die sich an ein grösseres publikum wendet, macht C. den versuch, den ursprünglichen text nach möglichkeit wieder herzustellen. Er tut dies, indem er da, wo die hs. A verloren ist, in den text die lesarten des aus dem noch vollständigen A abgeschriebenen Stockholmer chartaceus c aufnimmt, anstatt, wie in seiner früheren ausgabe, einfach den text der hier stark gekürzten hs. B einzusetzen. Man wird diesem verfahren nur zustimmen können.

Über die handschriften selbst äussert sich C. nur sehr kurz und verweist auf seine beschreibung derselben in seiner früheren ausgabe. Aber diese ausgabe dürfte nicht allzu verbreitet sein, so dass der herausgeber hier schon hätte etwas mehr sagen können, zum mindesten erwähnen, dass in A der anfang fehlt und dass dieser ganz nach B wiedergegeben ist.

Eine kleine inkonsequenz bei herstellung des textes findet sich in folgendem. In c. II, 2, dem B zugrunde liegt, hat die handschrift *svá langan veg lands og sjófar*. C. setzt hier, einem vorschlage Gerings folgend, da in diesem zusammenhang die alliteration sehr beliebt ist, auch die verbindung *lands eða lagar* auch sonst in der saga vorkommt, *lagar* statt *sjófar* in den text ein. Zu dem *en* nach *hvat meira?* in c. II, 3 bemerkt er in der anmerkung, dass es ungewöhnlich nach solchen verbindungen sei und vielleicht gestrichen werden müsse. Ich meine, es wäre richtiger, entweder in beiden fällen die konjektur in den text zu setzen und dann in der anmerkung auf die handschriftliche lesart aufmerksam zu machen, oder diese beidemal im text stehen zu lassen und den verbesserungsvorschlag der anmerkung zuzuweisen, als das eine mal, so das andere mal so zu handeln.

Auch sonst wird man hier und da über die textgestaltung anderer meinung sein, oder man wüsste wenigstens gern, welche gründe C. bestimmten, etwa eine lesung von B. aufzunehmen. Das würde sich freilich im rahmen der vorliegenden ausgabe schwer haben machen lassen; es ist daher zu bedauern, dass C. dies nicht an anderer stelle getan hat. Die hs. B ist die kürzere und steht gewiss vom original weiter ab als A. In einer anzahl von fällen aber ist sie doch ausführlicher als diese. Hier hat C. augenscheinlich angenommen, dass A gekürzt hat, und hat die lesungen von B. in den text aufgenommen, auch wo A einen guten sinn gibt,

wie z. b. c. VII, 10: *ok hafði hann rið lagt dauðasǫk hverjum þeira, ef nǫkkurr segði frá.* So liest A, und das gibt einen guten sinn, ist kurz und anschaulich. Hier, meine ich, hat C. ohne not die lesart B aufgenommen: *ef nǫkkut brygði af eða segði frá.* Ich meine, es hätte ohne zwingende notwendigkeit, also besonders da, wo B und e gegenüber A übereinstimmen, nicht von dem texte, den A bietet, abgewichen werden sollen. Doch wird man im grossen und ganzen sich mit der textgestaltung einverstanden erklären können.

Die anmerkungen bringen reichliches und gutes zum verständnis der saga bei, insbesondere sind die zahlreichen syntaktischen verweise von wert. Die anmerkung zu s. 5, z. 1, 2 hat versehentlich *ferr* statt *berr* des textes. Bei *fótr* auf s. 28, z. 12 braucht man sich gar nicht zwischen den bedeutungen 'fuss' oder 'bein' zu entscheiden, sondern *fótr* kann 'bein mit fuss' bedeuten, wie *hǫnd* 'arm mit hand'. Die erklärung der herausgeber am schluss, die sich gegen den rezensenten aus der Deutschen literaturzeitung (1904 sp. 1819) richtet, der sein missfallen darüber geäussert hatte, dass in der sagabibliothek 'der text durch ungefüge zahlen zerhackt und dadurch der unlesbarkeit nahegebracht werde', scheint mir zu scharf ausgefallen zu sein. Denn wenn auch jener zu weit geht, wird man ihm doch zugeben müssen, dass der ästhetische genuss der lektüre durch die paragrapheneinteilung — die doch auch recht oft ziemlich willkürlich ist — gestört wird, andererseits aber wird man doch wiederum um des grossen praktischen nutzens willen — und darin haben die herausgeber recht — diese nicht aufgeben wollen.

HEIDELBERG. B. KAHLE.

**Dr. Max Deutschbein,** Studien zur sagengeschichte Englands. I. teil. Die Wikingersagen. Cöthen, O. Schulze 1906. XII, 264 s. 7 m.

Deutschbein hat uns mit diesem ersten ansehnlichen bande eine reihe von studien über *Horn, Havelok, Tristan, Boeve, Guy of Warwick* gegeben, die durch neue ideen erfreuen und im allgemeinen auch als zuverlässige einführungen in die sagenhistorischen fragen der angeführten kapitel betrachtet werden können.

In einem vorwort entwickelt der verfasser verständige prinzipien, die eine vorsichtige, auf analyse beruhende methode versprechen, die sich in der synthese auf das erreichbare beschränken will. 'Manche meiner lieblingsideen . . .', schreibt er, 'habe ich . . . absichtlich unterdrückt', und man gewinnt beim studium des buchs den eindruck, dass er solche prinzipien auch durchgeführt hat. Dass das nicht gerade leicht ist, wird jeder erfahrene zugeben.

Die sage vom wackeren ritter Horn eröffnet den reigen. Sie besteht in der überlieferten englischen (*King Horn*) und französischen fassung aus der juxtaposition zweier versionen derselben sage.

Horns schicksale in der Bretagne (A) und eine wiederholung derselben in Irland (B). — A ist romanhaft (verfasser sagt 'novellistisch', s. 5) aufgeputzt, B mehr den waffentaten gewidmet, also episch: Die frau bildet lediglich den lohn des siegers. — Die namen von A sind englischen ursprungs, aber französisch der form nach, die von B durchweg nordisch. Ein interessanteres sachverhältnis ist kaum denkbar; wir haben eine fast geologisch durchsichtige struktur vor uns: die nordische sage von *Horn*, 'bei den Skandinaviern der britischen

inseln entstanden' (s. 9), erfährt eine umbildung bei den Normannen. Sie werden (m. a. nach erst in literarischer version) vereint in einer verlorenen gestaltung, *Urhorn und aus diesem flossen die erhaltenen.

Das historische urbild Horns, in B noch ziemlich getreu bewahrt, ist der Däne Horm, der, von Norwegern vertrieben, bei einem irischen könig aufnahme fand (s. 17). Überhaupt hat dieser teil der Hornsage namen, ereignisse und kolorit des wikingerzeitalters (9. und 10. jh.) besonders gut bewahrt (s. 23).

Dagegen beruht A auf der novellistisch-märchenhaften literatur der zeit; die gewohnten motive der Salomosage (eine gute und knappe darstellung dieser s. 47—49) und des Apollonius finden sich auch hier. Besonders nahe stehen unserer version die gestaltungen der Salomosage im Rother II und in der Gudrun (s. 52).

Übergehen wir die nun folgende diskussion über fragen von sekundärer bedeutung, und kommen wir zur darstellung der Haveloksage (s. 96 ff.). Sie ist in England, speziell in Lincolnshire, bodenständig, tritt schon seit mitte des 12. jahrhunderts in literarischer form auf. Der grundstock der namen ist cymrisch (Havelok = cymrisch *Abloec*), eine gruppe keltisch-germanisch. Der held Havelok-Cuaran entspricht dem wiking Anlaf Cuaran († 981), der eine verbannung hat durchmachen müssen. Doch entsprechen Haveloks schicksale (hier beginnen die selbständigen untersuchungen des verfassers), soweit sie nicht aus märchentypen bestehen, denen des oheims dieses Anlaf, des wikingers Reginwald († 921), der seinen väterlichen thron zurückeroberte. Von diesem ging also die sage von dem verbannten, in niedrigkeit aufwachsenden königssohn aus. Sie wurde dann durch die persönlichkeit des neffen jenes, Anlaf Cuaran, beeinflusst, dessen name denjenigen des Reginwald verdrängte (s. 115).

Die für den Havelok anzusetzende cymrische quelle ist nicht rein hypothetisch. Zimmer hat nachgewiesen, dass der name Haveloks den Cymren im 10. jahrhundert bekannt war und sie sich einer wikingerfigur dieses namens erinnerten. Deutschbein hält seinerseits die sage von Meriaduc (Publ. of the mod. lang. assoc. XV [1900], s. 326 ff.) für ein derivat der cymrischen Haveloksage. Jedesfalls ist diese ein beweis, dass die Cymren (vgl. die namensformen dieser sage) das märchen vom verbannten, sein königreich aber wiedererobernden prinzen ebenfalls kannten (vgl. s. 133, 135). — Die sage von Havelok wurde dann von den Dänen übernommen, wohl zur zeit Knuts des grossen, denn am schlusse erscheint Havelok 'als herrscher von Dänemark und England zugleich', was auf dessen zeit passt (s. 137). Die literarische gestaltung blieb den Anglonormannen vorbehalten. Die märchenhaften elemente der sage behandelt der verfasser s. 149 ff., tritt dann der theorie Havelok = Olaf Tryggvason entgegen. Das leben des Norwegerkönigs ist nicht das vorbild der Haveloksage die sich von der geschichte nicht ablösen lässt. Eine besprechung des englischen Havelok beschliesst.

Die wenigen 40 seiten über die Tristansage sind nicht ohne gewicht: Tristan besteht aus einem historischen teil (*Tristan = Drest-Drostan*, piktischer königsname, cymrisch *Drystan*), um einen romanhaften vermehrt, der die ehebrecherische liebe des helden zu Isolde darstellt. Der verfasser ist der ansicht, dass das gedicht mit drachenkampf und gewinnung der Isolde einst abschloss (s. 173): „Diese ältere sagengestalt hat offenbar mit der heirat der irischen königstochter mit Tristan geendet und so die sage ein abgeschlossenes ganzes gebildet. Denn

die ganze brautwerbungsgeschichte, wie Tristan für Marke um Isolde wirbt, ist offenbar erst eine jüngere zutat."

Ich teile diese anschauung. Die verherrlichung des ehebruchs hat erst um die wende des 11. in das 12. jahrhundert — aber frühestens — entstehen können, als die kultur der troubadours sich verbreitete, und das ist doch in grösserem massstabe erst im 12. jahrhundert (Eleonore von Aquitanien!) geschehen. Wogegen die sage von könig Drest-Tristan durch den historischen namen als weit früher entstanden gekennzeichnet ist[1].

Auch für diesen jüngeren romantischen teil bringt der verfasser parallelen: Tristan gewinnt die prinzessin, die er sich durch einen drachenkampf eigentlich selber gewonnen, für seinen könig Marke. Aber die liebe zwischen ihnen besteht weiter, nun ehebrecherisch, bis sie der tod vereint. — Ich frage, ist das nicht der konflikt der Nibelungen? Siegfried hat Brunhilt gewonnen und gewinnt sie nun, nachdem er sie durch Kriemhilt vergessen, für seinen herrn Gunther. (Auch Tristan vergisst Isolde über eine andere Isolde, jene 'mit den weissen händen'.) Es wäre denkbar, dass der fortsetzer der Tristansage den konflikt der Nibelungen übernahm und ihn auf seine weise fortsetzte. Oder spielten ältere traditionen mit hinein? Vielleicht kommt Deutschbein auf den Tristan noch einmal ausführlicher zu sprechen.

Zum vierten bringt verfasser eine studie über die Boevesage (s. 181), die in den letzten jahren nun zum dritten male eine sagengeschichtliche behandlung erfährt. Die bibliographie und das nachwort nennt die schriften; ich vermisse dabei den namen Pio Rajna.

Der verfasser geht davon aus, dass Suchier im Boeve eine wikingersage hat sehen wollen, bringt eine vergleichende inhaltsangabe des Boeve mit Karl Mainet und Horn, die als verbannungssagen sich sehr nahe berühren. Führt der agln. Boeve auch nur bis ins jahr 1200 zurück, so verwendet das mhd. gedicht Herzog Rudolf schon um 1170 abenteuer unseres Boeve. Der vergleich mit Herzog Ernst dagegen führt zur annahme, dass hier das deutsche epos vorbildlich gewesen sein kann. —

Der Boeve zeichnet sich dadurch aus, dass er aus der juxtaposition zweier verbannungen besteht. Die zweite wird dadurch eingeleitet, dass ein prinz Boeves ross stehlen will und dabei umkommt; ihre abenteuer finden entsprechendes in Kristian von Troyes Wilhelmsleben. Die 'pferdediebstahlepisode' mit folgender verbannung erzählt schon Regino zum jahre 870. 'Die Boevesage ist also eine zusammenhäufung verschiedenartigster elemente, eine zusammenhäufung, die sich wohl am ehesten in Nordfrankreich vollzogen hat. Als wikingersage können wir also die Boevesage streng genommen nicht bezeichnen.'

Das resultat wird allgemein unterschrieben werden können. Im material ist vielerlei neues, aber der hauptfehler aller Boeveforscher der letzten jahre ist wiederholt: Es ist, als ob eine italienische version nicht existierte.

Der held der pferdediebstahlepisode ist bei Regino: Albuin, der bruder des Bivinus und Betto. 'Bivinus, wofür andere hss. Buvinus, Buvvinus haben, deckt sich offenbar mit unserem Boeve ... Damit haben wir endlich einen wirklichen historischen ausgangspunkt für die Boevesage gewonnen.'

1) Wagner hätte also gerade den alten volkstümlichen teil zugunsten des überkultiviert-erotischen abgetrennt.

Als ich diese anschauung äusserte, kannte ich ebenfalls den Buovo d'Antona noch nicht. Seit der zeit habe ich meine ansicht darüber ändern müssen. Eine fertige arbeit über diese dinge liegt im schreibkasten, musste aber bei den immer neu erscheinenden arbeiten über das gleiche thema verschoben werden.

Wer an der nichtachtung des franko-venezianischen gedichts schuld ist, bleibe dahingestellt. Ich glaube, man hat Stimming missverstanden, der diese dichtung aus seiner untersuchung ausschloss, nicht weil sie ihm kein material liefern konnte, sondern weil er sich auf die nordfranzösischen versionen vorab beschränkte, wie ich aus brieflicher mitteilung weiss. — Settegast verwendet die italienischen versionen, so weit ich sehe, nicht, wenigstens nicht kritisch. Zenker schreibt: Es 'gehen die italienische und die russische [bearbeitung] auf die jüngeren festländischen bearbeitungen zurück.' Und dabei hatte Pio Rajna vor über dreissig jahren in seinen Ricerche intorno ai reali di Francia (Bologna 1872) behauptet und die behauptung begründet: die italienischen bearbeitungen stehen für den sagenforscher obenan an wichtigkeit. Darauf hätte schon der name Antona führen müssen, denn auch die troubadours (Peire Cardenal) nennen Bovo d'Antona. Es führen diese italienischen bearbeitungen auf ein französisches original zurück, das aus einer langen *é* (aus lat. *a*)-tirade bestand mit unterbrechung durch nasalierte *ant*-tiraden (*ant* und *ent* gemischt). Die jüngeren kontinentalen versionen zeigen nichts ähnliches. Diese französische version, die hier zu erschliessen ist, scheint weit älter als der anglonormanische Boeve, mit dem sie im wortlaut nie übereinstimmt, ebensowenig wie mit den jüngeren französischen redaktionen; sie kennt keine zweite verbannung: die ganze Civile-episode (= Wilhelmsleben) fehlt ihr; die 'pferdediebstahlepisode' hat sie sicher nicht gehabt. Hiervon ist natürlich sagengeschichtlich auszugehen. Ich habe das versucht und hoffe mit meiner arbeit demnächst vortreten zu können[1].

Mit Guy of Warwick s. 214 ff. beschliesst der verfasser seine monographien. In diesem romane, der aus einer höfischen liebesgeschichte im stile des 12. jahrhunderts und einem *moniage* besteht, in welchem der einsiedler Guy gleich Belisar, Ogier, Wilhelm, aus seiner einsiedelei hervorkommend, das vaterland rettet, finden sich keinerlei sagenhafte motive. Der verfasser zeigt dies in überzeugender weise: es ist ein roman mit einem historisch-epischen mäntelchen, oder wie verfasser (s. 220) in hübscher weise generalisiert: 'Häufig geschieht es, dass eine junge sage äusserlich durch eine einführung von namen aus der geschichte in ältere zeiten zurückversetzt wird, also gewissermassen auf den neuen wein eine alte marke geklebt wird.' Ich habe für diese literaturgattung, die ihre elemente überall herholt, aus novelle, märchen, sogar aus schwänken (Karlsreise) den namen „nachepos" vorgeschlagen. Ein gleiches gilt von der fortsetzung des Guy, der geschichte seines sohnes Reynbrun. Die Colbrandepisode ist ein 'sekundäres gelehrtes produkt'.

In schlussbetrachtungen (s. 235) werden die resultate zusammengefasst. Der anteil der Angelsachsen an der sagenbildung Englands 'ist sehr gering gewesen'. Einen bedeutenderen anteil an der sagenbildung haben die Skandinavier (s. 242 ff.). Ihnen lässt sich eine reihe von sagen zuschieben: die sage von dem nordischen heerführer Siward, die sage von dem historischen wikinger

1) Die arbeit erschien nunmehr als heft 14 der beihefte zur Zeitschrift für roman. philologie (Halle 1908). Doch ist noch eine weitere arbeit über Boeve von Boye (Hamburg) für dieselben beihefte bereits im druck.

Guthrum (Gormund und Isembart) u. a. m. Eine darstellung der literarischen beziehungen Deutschlands und Englands im 11. bis 13. jahrhundert beschliesst.

Im vorwort und im laufe der darstellung verspricht Deutschbein, in einem II. teil seiner studien sich den *outlaw*-sagen zu widmen. Er verrät bereits, dass diese für spezifisch englisch gehaltenen geschichten entlehnungen vom kontinent sind. Ich brauche nicht zu sagen, dass ich diesem II. teile mit besonderer spannung entgegensehe.

MÜNCHEN. LEO JORDAN.

**Emil Ermatinger,** Die weltanschauung des jungen Wieland. Ein beitrag zur geschichte der aufklärung. Frauenfeld, Huber 1907. VI, 175 s. 3,30 m.

Das psychologische problem, wie der pietist Wieland sich zum aufklärer entwickelte, ist auch hier nicht gelöst; aber für die äussere geschichte seiner ‚bekehrung von der bekehrung' sind die linien mit sorgsamer hand gezogen. An Leibniz hat Wieland philosophieren gelernt, wie an den pietisten 'schwärmen'; und so sind seine abenteuerlichen sinnlich-übersinnlichen blicke ins jenseits (s. 91) denen Lavaters, die mystische vergötterung seiner Sophie ist der des Novalis (s. 97) ähnlich geraten; aber die 'sympathetischen seelen' (s. 101) schweben ihm andererseits fast wie eine Leibnizische akademie vor.

Sokrates und Shaftesbury befreien ihn dann (s. 108) aus dem bann angelernter vorstellungen. An die stelle der 'kalokagathie' tritt der 'virtuoso' (s. 122) — ein begriff, der wie für ihn gemünzt war. Aber in seiner stellung zur wissenschaft (s. 123) hat er doch nie die naive vernunftgläubigkeit anderer aufklärer erreicht.

In den anmerkungen ist über den sonderbaren v. Bar (s. 56), über Elisabeth Rowe (s. 80), über Shaftesbury und Wieland (anm. 49) das wichtigste zusammengestellt. Ein gutes register vervollständigt die dankenswerte arbeit.

Wer aber wird uns die innere geschichte des Peregrinus Proteus von Biberach schreiben? Wir hoffen und horchen nach Graz; aber noch immer wird die seelenmesse nicht gelesen, die diese merkwürdige gestalt aus dem fegefeuer undeutlicher anschauungen erlöst!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**Hans Gerhard Graef,** Goethe über seine dichtungen. Versuch einer sammlung aller äusserungen des dichters über seine poetischen werke. (Zweiter teil: Die dramatischen dichtungen, III. band. Des ganzen werkes V. band.) Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1906. VIII, 597 s. 16 m.

Nach der alphabetischen reihenfolge, die das ganze werk innehält, beginnt der vorliegende band mit den selbstäusserungen Goethes über 'Götter, helden und Wieland' und 'Götz von Berlichingen'. Im weiteren verlauf folgen 'Die laune des verliebten' und 'Die mitschuldigen'. Gerade die vereinigung dieser vier werke in einem bande darf ein ganz besonderes interesse beanspruchen: ist es doch von eigenartigstem reiz, neben ihrer entstehung auch zu beobachten, wie der grosse dichter in den verschiedenen epochen seines lebens, vor allem nachher im alter, über diese frühesten kinder seiner dramatischen muse gedacht hat. Dass er sich

im jahre 1824 über seine jugendlich-lustige verspottung Wielands kein eigentliches urteil mehr zutraute, dass er gleichwohl über diese seine dunkeln anfänge auch nicht schelten mochte (Eckermann 1, 92) — wer wird ihm beides verargen? Und nach vollen 30 jahren ein feurig-ungebundenes werk wie den 'Götz' zu einem schmackhaften theaterbissen für das liebe deutsche publikum zusammenkneten zu sollen, ist eine aufgabe, die einem dichter, der während jenes zeitraumes in seinem innern die grundstürzendsten wandlungen durchgemacht hatte, in der tat unsäglich schwer fallen musste. Eigenartig ist seine spätere stellung zu den 'Mitschuldigen'. Im jahre 1805 sollten sie zuerst im hoftheater zu Weimar aufgeführt werden, und von da ab wurden sie, wie aus Graefs dankenswerter übersicht hervorgeht, an derselben stätte unter Goethes leitung noch mehr als ein viertelhundertmal gegeben. Goethe rechtfertigt am 17. januar 1805 in einem brief an Schiller die erste dieser aufführungen mit den worten: '. . . ein stück mehr auf dem repertorium zu haben, ist von grösserer bedeutung, als man glaubt'. Darf man aber nicht auch trotz seiner bekannten herben selbstkritik in 'Dichtung und wahrheit' annehmen, dass ihm dieses stück selbst noch an der schwelle des alters und im alter selbst ziemlich nahe war? Interessant wäre es, nach den gründen zu forschen.

Einen besonderen wert erhält der vorliegende band des Graefschen werkes auch durch die sammlung aller selbstzeugnisse Goethes über die beiden 'Iphigenien' und den 'Nausikaa'-entwurf. In bezug auf die 'Iphigenie auf Tauris' bildet Graefs zusammenstellung fortan die willkommenste ergänzung zu der Weimarer ausgabe und zu der bekannten vergleichenden gegenüberstellung der verschiedenen fassungen durch Jakob Baechtold. Manche frage bleibt dabei auch heute noch ungelöst. Wo ist G. v. Loepers abschrift der ersten umarbeitung von 1780? Und um was handelte es sich, wenn Goethe am 23. november 1810 die schauspielerin Anna Amalie Wolff, die zwei tage zuvor die Iphigenie gespielt hatte und sich offenbar durch ihn gekränkt fühlte, zu beruhigen suchte und dabei die merkwürdigen worte schrieb: 'Wenn ich aber an jenem abend, indem ich Sie bewunderte, zugleich mit horchenden, die mir schon einigen verdruss gemacht hatten, mein spiel trieb, so war sicherlich Mephisto nicht weit'? Dass Goethe sich mit dem Nausikaaplane schon vor der abreise nach Sizilien beschäftigt habe, ist eine schon von Bielschowsky I, 401 ausgesprochene vermutung. Um so interessanter wäre es, wenn sich einmal genau die zeit nachweisen liesse, in welche dieser plan zurückreicht. Der ausdruck, den Goethe später in bezug auf das Nausikaadrama benutzt, er habe 'einem nach und nach auflebenden drange' nachgegeben, scheint darauf hinzudeuten, dass auch hier die erste konzeption, ähnlich wie bei der 'Iphigenie', schon einer ziemlich frühen zeit angehört. Genaueres haben bisher weder Graef noch Morris (Goethejahrb. XXV, 90) beizubringen vermocht.

Eine fülle von anregungen bieten auch die in diesem bande gesammelten äusserungen Goethes über einige kleinere dramatische arbeiten bezw. pläne, wie den 'Grosskophta' und den 'Löwenstuhl'. Beide waren zuerst als opern gedacht, und über Goethe als operndichter liesse sich, unter anderem auch im hinblick auf seine singspiele, manches sagen. Der 'Löwenstuhl' oder besser: die ihm zugrunde liegende ballade mit dem refrain: 'Die kinder, sie hören es gerne' ist erst neuerdings durch Albert Kösters schönen vortrag über 'Goethe und sein publikum' wieder in den vordergrund des interesses gerückt. Schliesslich ist der band auch von grossem wert für die entstehung der 'Natürlichen tochter' und Goethes führende tätigkeit bei den zum geburtstag der herzogin Luise oder bei der an-

wesenheit hoher gäste veranstalteten maskenzügen. Es ist mir hocherfreulich, dass in dem augenblick, wo ich dieses schreibe, die kunde von dem glücklichen erscheinen des VI. bandes des Graefschen werkes, der den abschluss der dramatischen arbeiten bringt, eintrifft, und es wäre höchst zu wünschen, dass herausgeber und verleger, die dem werke manches harte opfer gebracht haben, sich allen schwierigkeiten zum trotz doch noch einmal entschliessen möchten, uns auch den band über Goethes lyrische dichtungen zu bescheren. Er würde sicherlich manch wichtigen aufschluss enthalten.

ALTONA. RUDOLF SOKOLOWSKY.

**Eugen Wolff,** Der junge Goethe. Goethes gedichte in ihrer geschichtlichen entwicklung. Oldenburg und Leipzig, Schulzsche hofbuchhandlung 1907. XII, 671 s. 7,50 m.

Wenn Eugen Wolff mit diesem buche ein werk beginnt, das uns allmählich die gedichte Goethes in ihrer historischen entwicklung aufzeigen soll, so ist schon diese absicht auf das freudigste zu begrüssen. Man kann sagen, dass dieses unternehmen in der luft lag, — so notwendig ist es. Es hat sich nun einmal der brauch gebildet, die gedichte Goethes immer wieder in der vom dichter hergestellten ordnung abzudrucken, eine folge, die zu verteidigen wohl nur noch die pietät wagen dürfte; denn das streben des epikers, die einzelnen lyrischen produkte an einem faden enger aneinanderzureihen, ist um so weniger ästhetisch, je ausgeprägter der lyrische charakter der gedichte ist. Ohne zwang geht es ja auch so nicht ab; aber gerade je deutlicher der zusammenhang, dieser epische faden, ersichtlich wird, um so bedenklicher. Etwas unorganisches zwängt sich hier ein, drängt sich hier auf, etwas herangedachtes, das nicht etwa gleichgesetzt werden kann mit der einheit Goethischen erlebens. Das lyrische gedicht ist ein einzelnes und trägt in seiner wesenheit seinen abschluss. In ihm und in ihm allein steckt sein wert, und der tritt um so deutlicher hervor, je weniger von aussen herangetragen wird, je mehr es auf sich selbst gestellt ist.

Ein anderes aber will noch mehr besagen gegen die herkömmliche anordnung: sie ist nicht geeignet, das eindringen in das verständnis des dichters zu erleichtern, weil die verschiedensten stilperioden gemischt sind, um nicht geradezu zu sagen — unvermittelt nebeneinanderstehen. Dagegen hat das recht der generationenlangen gewöhnung an diese folge keinen bestand. Jeder, der zu tieferem verständnis des einzelnen vordringen will, hat die schwere arbeit der scheidung, der sonderung zu verrichten, hat die linie der entwicklung des ganzen zu bestimmen; und von dort aus ist erst das einzelne ganz zu erfassen. Dieser arbeit, die überhaupt dem verständnis Goethes zugute kommt, enthebt uns das werk Eugen Wolffs.

In dem dreibändigen „Jungen Goethe“ von Bernays trat diese erkenntnis schon vor langer zeit erfreulich zutage, aber das buch ist doch inzwischen weit überholt und bedürfte heute für den gebrauch einer gründlichen bearbeitung, ausschaltung des überflüssigen und ergänzung. Eugen Wolff nimmt die gedichte für sich und fasst in dem vorliegenden ersten bande den jungen Goethe zusammen, will dann vorläufig in einem zweiten bande Goethe in Weimar und Italien (1775 bis 1788) bringen.

Die allzugrosse sorgfalt, mit welcher er vereinzelte zeilen, übertragungen aus der Bibel und Ossian einbezieht, dürfte kaum zu tadeln sein. Es kommt nicht darauf an, dass einzelnes kaum hineingehört, sondern es muss hervorgehoben werden, dass das ganze eine äusserst wichtige aufgabe in vorbildlicher weise löst. Ohne irgendwie ins ästhetisieren zu verfallen, ohne aufwand von rhetorik, ohne unnötig parallelen zu häufen, ist in grossen und klaren zügen die hauptlinie der entwicklung herausgehoben. Deutlicher, als sich theoretisch über die anordnung von Goethes lyrik sprechen lässt, spricht diese ausführung Eugen Wolffs. Durch das werden Goethes wird das sein erst so recht verständlich. Die historische anordnung begegnet ja, was das einzelne gedicht betrifft, der grossen schwierigkeit, in fällen mehrfacher bearbeitung einen mehrfachen abdruck vorzunehmen. Bei Goethe aber ergeben sich aus diesem umstande gerade wichtige einzelbelege sowohl für die gesamtentwicklung als auch für das verständnis des einzelnen. Es zeigt sich hie und da, dass die endgiltige fassung eines gedichtes eine verbesserung, eine läuterung genannt zu werden verdient. Ebenso häufig aber sind auch die fälle, in denen man von einer abschwächung, von verblassung, ja geradezu von verkennung des ursinnes sprechen muss. In meiner Schillerausgabe — Hempel-Bong — habe ich auf die bedeutung dieser dinge für Schiller hingewiesen, bei welchem auch der mangel einer historischen anordnung im interesse des verständnisses sehr zu beklagen ist.

Die arbeit Eugen Wolffs zeigt, dass die grosse Weimarer ausgabe, wie auf anderen gebieten, so auch, was die gedichte im besonderen betrifft, die textgeschichte keineswegs schon abschliesst. Wolff bringt da mancherlei ergänzung und berichtigung. Besonders macht Wolff sich um die textreinigung und datierung der Sesenheimer lieder verdient. In dem gedichte: „Dieses ist das bild der welt" dürfte aber die lesart 'abgesetztes geld', also ausser kurs gesetztes geld, wie Düntzer schrieb, nicht mehr giltig sein: es heisst 'abgehatztes geld', abgejagtes, umgetriebenes, verbrauchtes geld.

Die einteilung des stoffes muss noch als besonders vorteilhaft hervorgehoben werden. Eugen Wolff druckt zuerst die gedichte hintereinander ab mit wenigen zeitangaben und varianten am fusse der seite, und der zweite teil des buches erst befasst sich mit der ausführlichen erläuterung. So lassen die gedichte selbst in ihrer art und folge eigenen eindruck und eigenes urteil aufkommen, ehe der text des herausgebers uns bestimmt.

MÜNCHEN. ARTUR KUTSCHER.

**Dr. E. Sulger-Gebing**, Goethe und Dante, studie zur vergleichenden literaturgeschichte. [Forschungen zur neueren literaturgeschichte, herausgegeben von dr. Fr. Muncker XXXII.] Berlin, A. Duncker 1907. (VIII), 121 s. 3 m.

'Es erschien mir wünschenswert und nutzbringend, einmal ganz nüchtern auf grund aller uns überlieferten eigenen äusserungen Goethes über Dante dessen verhältnis zum dichter der Divina commedia . . . klarzulegen und erst von der so geschaffenen festen grundlage aus die weitere und heiklere frage nach den von Dante empfangenen anregungen im eigenen schaffen Goethes, insbesondere auch im Faust, zu verfolgen. So ergab sich mir ganz von selbst ein dreiteiliger aufbau meiner

arbeit: das erste kapitel stellt alle mir bekannt gewordenen äusserungen Goethes über Dante in chronologischer folge zusammen und fügt, was zum näheren verständnis wünschenswert erschien, in knappen erläuterungen bei; das zweite kapitel gibt, auf der zusammenstellung des ersten fussend, eine übersichtliche darstellung der so nachweisbaren Dantekenntnis Goethes, und das dritte verfolgt die spuren Dantes in Goethes eigenen werken.'

'Völlig heimisch ist Goethe in diesem reiche (der Divina commedia) überhaupt nie geworden.' „Dante mag ihn vielleicht in Rom schon beschäftigt haben; sicher bezeugt ist dies jedoch erst in späterer zeit, und ein eingehenderes studium ist doch erst nachzuweisen für die jahre des beginnenden greisenalters. Michelangelo und Dante, die titanen bildender und dichtender kunst, hätten in der zeit des jugendlich titanischen ringens Goethes ihre volle wirkung ausgeübt; dem gereiften klassischen dichter vermochten sie wohl interesse, bewunderung und verehrung, aber keine liebe mehr abzugewinnen.“

Was nun die spuren Dantes in Goethes eigener dichtung betrifft — und der gewissenhafte verfasser zieht auch die entferntesten, schwächsten und unwahrscheinlichsten anklänge in betracht —, so sind sie an zahl und bedeutung gering. Die tiefen beziehungen, die Paul Pochhammer zwischen der komödie und dem Faust, im prolog im himmel und in der eingangsszene des zweiten teiles, entdeckt haben will, werden mit eingehender und siegreicher kritik als nichtig erwiesen. Einige danteske reminiszenzen in der klassischen walpurgisnacht, in der ersten scene des vierten aktes (Faust II), in der schilderung des höllenrachens und in dem rosenstreuenden engelchor (grablegungszene) werden mit halber überzeugung und mit gründen, die der verfasser selbst wieder entkräftet, befürwortet. Man weiss nicht recht, handelt es sich um reminiszenzen eines lesers oder unseres dichters. — Greifbar wird der Dantische einfluss überhaupt erst in der schlussscene. Doch sind auch hier die himmlischen gestalten eher nach gemeinkatholischen als nach Dantischen formen gestaltet. Einen wahren und echt Dantischen zug hat nur die mystische verklärung Gretchens in den schlussworten des zweiten teiles.

Dies die hauptergebnisse. Sie waren schon längst gesichert, im allgemeinen anerkannt, nur von wenigen schwärmern noch in zweifel gezogen und vor sieben jahren schon in einem trefflichen vortrag von Arturo Farinelli dargestellt worden. Ich selbst habe sie — was den Faust betrifft — zusammengefasst in die worte: 'Nicht dass die Göttliche komödie eine entscheidende oder befruchtende wirkung auf die gestaltung des Faust jemals geübt hätte. Vergeblich hat man sich bemüht, den „Dante im Faust“ [1] zu finden. Die sogenannten literarhistorischen einflüsse sind geringfügig und äusserlich [2]. An einem einzigen punkte nur (eben in den schlussversen des Faust) schlägt die innere verwandtschaft, welche alle grossen werke des menschlichen geistes vereinigt, heraus in die dichtung [3].'

Um an diesen zeilen, die einen grossen teil des tatsächlichen ergebnisses des vorliegenden büchleins, etwa ein jahr bevor es veröffentlicht wurde, formuliert haben, seine kritik zu üben, hat der verfasser nötig, sie misszudeuten. 'Nur in der symbolischen bedeutung Gretchens und Beatricens als erfüllerinnen des wortes 'das

1) Pochhammer, Beilage zur Allgem. zeitung, München, 11.—12. Mai 1898.
2) Am vollständigsten dargelegt von A. Farinelli, Dante e Goethe, Florenz 1900.
3) Die göttliche komödie, entwicklungsgeschichte und erklärung von K. V. Heidelberg 1907, s. 1 f.

ewig-weibliche zieht uns hinan' erkennt Vossler eine tatsächliche berührung der beiden dichter, was doch wohl, wie aus meinen ausführungen hervorgehen dürfte, nicht aufrechtzuerhalten ist' (s. 79, anm. 1). Dass ich auch andere 'litterarhistorische', also doch wohl 'tatsächliche' einflüsse mit ausdrücklichem hinweis auf Farinelli anerkannt, aber als geringfügig und äusserlich bezeichnet habe, muss verschwiegen werden. Der verfasser muss sich scheuen, sein eigenes resultat in meinen worten wiederzuerkennen, denn über geringfügige und äusserliche, überdies mehrfach erforschte beziehungen schreibt ein reifer gelehrter wie er höchstens noch eine miszelle, aber kein buch mehr. In der tat hat der Verfasser, ähnlich wie Erich Schmidt, nur 'Danteskes im Faust', aber — abgesehen von den schlussversen — nirgends den 'Dante im Faust' gefunden oder anerkannt. Der wert seiner arbeit liegt darum weniger in der ermittlung neuer tatsachen oder gesichtspunkte als in der ausführlichkeit, in der umsichtigen zusammenfassung des vorhandenen und im fleissigen sachkundigen nachtragen mancher einzelheiten.

Dass in Goethes gedichtchen über die naturphilosophie (W. A. XLII², s. 85) ein missverständnis der Dantestelle Inferno XI, s. 97—105 vorliege, ist zum wenigsten unwahrscheinlich. Ich bin überzeugt, dass Goethe mit klarem bewusstsein und guter absicht, das was Dante, der intellektualist, von der kunst behauptete, auf die naturphilosophie übertrug. Die lehre von der kunst als nachahmung der natur hatte Goethe im jahr 1826, da er das verslein schrieb, meilenweit hinter sich. Offenbar hat er die Dantestelle überhaupt nicht übersetzen, sondern vertiefen und nach seiner eigenen weise deuten wollen. Und im tieferen, d. h. Goethischen verstand des wortes ist es sogar richtig, dass die symbolische kunst des mittelalters eine art naturphilosophie bedeutet oder jedenfalls enthält.

HEIDELBERG. KARL VOSSLER.

**Ernst Dessauer**, Wackenroders 'Herzensergiessungen eines kunstliebenden klosterbruders' in ihrem verhältnis zu Vasari. Berlin, Alex. Dunker, 1907. Separatabdruck aus 'Studien z. vergl. liter.geschichte' VI u. VII. 60 s. 1 m.

Die kleine schrift Wackenroders, einst das literarische programm des entstehenden nazarenertums in der bildenden kunst und von Weimar aus mit dem bann belegt, ist weit über diese zeitlichen zusammenhänge hinaus zu dauerndem ansehen gekommen, weil hier zum erstenmal wieder mit neugewonnener überzeugung gegen routine, überlieferung und technische virtuosität einer akademischen kunst der anteil des genius, des irrationalen und sozusagen übernatürlichen im künstlerischen schaffen in helles licht gerückt worden ist. Aus diesem grund habe ich im schlusskapitel meiner Rembrandtbiographie, wo ich veranlassung fand, den geniebegriff zu analysieren und auf seine entstehung einzugehen, Wackenroder seine besondere stelle angewiesen. Die vorliegende studie, bereits 1903 verfasst und von professor Minor angeregt, gibt einen nicht zu unterschätzenden beitrag zu dem bezeichneten charakter von Wackenroders überzeugungen. Da ausser 'Herzensergiessungen' auch historische belege jene auffassung unterstützen sollen, sind von Wackenroder Vasaris künstlerbiographien herangezogen worden, um das gesuchte material zu gewinnen, und der verfasser hat sich die aufgabe gestellt, zu prüfen, wie Wackenroder seinen Vasari gelesen, benutzt, korrigiert und seinen zwecken dienstbar gemacht hat. Hierbei ergibt sich punkt für punkt, wie schriftstellerisch bewusst im sinne seines

künstlerischen ideals Wackenroder seine quelle gefasst und auf seine eigenen röhren geleitet hat. Besonders charakteristisch ist die angabe über die entstehung des Raphaelischen madonnentypus, die auf eine vision der gottesmutter selber zurückgeführt wird, wofür bei Vasari keine andeutung und auch sonst nur unsichere anhaltspunkte vorliegen. Bei Michelangelo hat Wackenroder die Vasarischen wendungen des entzückens über die technischen virtuositäten auf sich beruhen lassen und das wesentliche in der unnachahmlichen originalität des grossen künstlergenius gefunden. Und so findet man sich an die grosse wahrheit des Goethischen ausspruchs erinnert: 'Was ein buch sei, bekümmert mich immer weniger. Was es in mir aufregt, ist die hauptsache'.

KIEL. CARL NEUMANN.

**Immermanns** werke. Herausgegeben von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. 5 bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut 1906. 50 + 479, 495, 491, 498, 496 s. Geb. 10 m.

Wenigen deutschen dichtern hat die forschende nachwelt so erfolgreich wie Immermann zu vergüten gesucht, was die prüfende mitwelt ihnen schuldig blieb. Besonders aus Erich Schmidts schule sind fördernde untersuchungen zu seiner entwicklung und bedeutung hervorgegangen; ihrem kreis gehört auch diese vorzügliche ausgabe an, die alle früheren zu verdrängen geeignet ist.

Zum verständnis der schwierigen persönlichkeit des dichters von 'Merlin' und 'Münchhausen' gehört mehr als literarhistorische belesenheit und kritische aufmerksamkeit: es bedarf einer eindringenden psychologischen mitempfindung und einer fähigkeit dichterischen mitfühlens. Beides hat Maync schon in seiner ausgezeichneten biographie Ed. Mörikes bewährt. Und es ist besonders anzuerkennen, dass die liebevolle beschäftigung mit dem reinen naturgenie ihn gegen den leidenschaftlich mit den pumpen der kritik und den hebeln der adaptation arbeitenden schriftsteller nicht ungerecht gemacht hat. Seine einleitung ist durchaus objektiv gehalten; freilich ist Immermann seiner ganzen natur nach (wie allerdings Mörike auch) kaum geeignet, so heftige kontroversen zu entfachen wie sein freund Heine oder sein feind Platen — zufallsfreund und zufallsfeind vielleicht, aber die doch seine historische stellung mitbestimmt haben. Wohl hebt Maync (1, 4) mit recht den kampf gegen den zeitgeist als kern des 'Münchhausen' hervor; aber wie fern liegt uns heutigen der zeitgeist gerade dieser epoche! mit einer fast beleidigenden neutralität stehen wir ihm gegenüber.

Für den 'Münchhausen' war natürlich trotz aller dankenswerten vorarbeiten am meisten zu tun. Gleich am anfang hat er den 'alten lehrer' Münchhausens (1, 440) sicher richtig statt auf Varnhagen auf Fr. v. Raumer gedeutet, und so fehlt es dem kommentar nirgends an neuen erkenntnissen. Sehr erfolgreich sind die niederschriften der frau v. Sybel (zur bauernhochzeit 1, 464) ausgebeutet: es ist interessant zu beobachten, wie rasch die von Goethe mit der weberbeschreibung der 'Wanderjahre' eingeführte dokumentarische methode wurzel gefasst hat. Ebenso hat Maync zum 'Tulifäntchen' meine zu weit gehenden ausdeutungen glücklich berichtigt. Zu tun bleibt natürlich überall noch; Hamann und Immermann sind eigentlich nur in kollektiver arbeit zu kommentieren, weil ihre umfangreiche belesenheit sich in so wunderlicher weise in neue form umgesetzt hat.

Indes ist es die interpretierende tätigkeit Maynes keineswegs allein, was das verdienst seiner arbeit ausmacht. In sorgfältiger textvergleichung hat er für die in seiner ausgabe enthaltenen schriften Immermanns wirklich zum erstenmal einen kritischen text gegeben; zahlreiche mitteilungen aus briefen und handschriften geben für die entwicklungsgeschichte der werke wertvolle beiträge. Was die auswahl selbst angeht, so vermisse ich vor allem den so charakteristischen und autobiographisch so wertvollen 'Petrarca' und hätte auch aus dem schwanengesang des dichters gern wenigstens proben gesehen. Dagegen wäre einige kürzung der 'Epigonen' vielleicht zu erwägen gewesen; und ich meinesteils hätte den 'Andreas Hofer' ruhig in den limbus der ungeborenen kinder herabsinken lassen, denn lebendig ist er ja doch — trotz Heines panegyrikus! — niemals gewesen!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**Isolde Kurz,** Hermann Kurz. Ein beitrag zu seiner lebensgeschichte. Mit 9 bildbeilagen und einem gedichtfaksimile. München und Leipzig, G. Müller 1906. XI. 346 s. 6 m.

Die berühmte dichterin, deren ruhm den ihres vaters längst überwachsen hat, stellt pietätvoll ihre ganze kraft in den dienst seines namens. Die literarhistorische auffassung zu geben, lehnt sie ab; sie will ein biographisches bild geben, vor allem von Kurz' jugendjahren. Dass sie hier auch mehr noch als dichterin auftritt denn als geschichtschreiberin, ist begreiflich; aber das anschauliche bild altwürttembergischer zustände, das sie zeichnet, ist auch für die kultur- und literaturgeschichte von höchster bedeutung. Die berührungen der sozialen schichten — die gattin des demokratischen poeten gehörte dem adel an —, die konflikte zwischen ästhetischem und politischem interesse, zwischen dem 'weltbürgertum der Schwaben' und ihrem innigen heimatsgefühl — sie alle sind für Kurz' leben und entwicklung bedeutungsvoll, zum teil verhängnisvoll. Freilich steht die biographin selbst hierbei so entschieden auf der einen seite — derjenigen des ästhetisch-aristokratischen weltbürgertums —, dass wir von ihres vaters stellung zu diesen dingen wohl schwerlich ein objektives bild erhalten. Aber die persönlichkeiten, stark und kräftig gezeichnet, ergeben an sich ein wichtiges kulturbild aus Schwabens silberner literaturperiode. Schon der kräftig betonte gegensatz des tatenfreudigen Kurz zu dem weltfremden 'was der' Mörike offenbart zwei grosse tendenzen, die nur die grössten, Schiller, Hegel, in sich zu vereinen wussten.

Die entstehungs- und leidensgeschichte von Kurz' hauptwerken fällt ganz in die schilderung; hier wie sonst hatte fast nur Hermann Fischer, den Isolde Kurz auch mit lebhaftem dank nennt, vorgearbeitet. Es geht doch wohl nicht an, für diese trübe geschichte die ganze schuld den unglückseligen gestirnen und den bösen menschen zuzuschieben; es ist wunderlich, wie die meisterin des psychologischen realismus vor jeder seelenanalyse des dichters zurückscheut. Freilich überschätzt sie wohl wie seine literarische bedeutung überhaupt, so auch den 'von jedem runzelchen im gesicht freien glanz' des antlitzes seiner muse; aus ihrer eigenen schilderung sogar hat man mehr den eindruck eines hochbegabten mannes als eines eigentlichen genies. Doch wozu solche scheidungen? die bedeutung seiner dichtungen ist gross genug, die verkennung hat lange genug gedauert, um auch etwas überschwang zu vertragen!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**Paul Merker**, Studien zur neuhochdeutschen legendendichtung. Ein beitrag zur geschichte des deutschen geisteslebens. Leipzig, Voigtländer 1906. [Probefahrten. erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig. Herausgegeben von Alb. Köster IX.] VI, 153 s. 4.50 m.

Die fleissige, in eine lehrreiche übersicht der besungenen heiligen (s. 131 f., leider ohne genauere quellenangaben) ausmündende arbeit verfolgt den jeweiligen typus der legendendichtung von ihren deutschen anfängen bis an die schwelle ihres neuen klassizismus bei G. Keller. Auch auf grenzerscheinungen wird rücksicht genommen, in fruchtbarer weise besonders auf die romantische bildende kunst (s. 70 f.). Die zentrale stellung von Herder und Goethe (s. 29 f.), die sonderbare, schillernde erscheinung Kosegartens (s. 40 f.), die berührung der trivialromantiker mit den aufklärern in der verflüchtigung des zeitkolorits (s. 109), die tendenz zum zyklus (s. 128) werden gut aufgezeigt. Bei Kleist wird (s. 101) wohl, wie es der einfluss Steigs vielfach bewirkt, das politisch-aktuelle moment überschätzt. — Einen brauchbaren leitfaden durch die kalenderwelt hätte vielleicht ein hinweis auf die jeweils bevorzugten heiligentypen geben können.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Handbuch des deutschen unterrichts an höheren schulen herausgegeben von dr. Adolf Matthias. III, 3: Deutsche verslehre von **Franz Saran.** München, Beck 1907. XV, 355 s. 7 m.

Verslehre ist nach Sarans § 1 'ästhetik der kunstformen der gebundenen rede, sofern die letztere wesentlich als schallmasse betrachtet wird'. Er behandelt sie in drei teilen: auf einem kolossalen unterbau, A 'Die schallform der prosaischen rede' s. 5—131, B 'Die schallform der metrischen rede' s. 131—221, erhebt sich ein schmächtiges haus oder gerüst, C 'Zur geschichte der deutschen verskunst' s. 222 bis 341: und dies verhältnis ist für Saran bezeichnend.

Wir hören — ab ovo —, dass die schallform der prosa diese bestandteile hat: akzent, melos, sprachklang, tempo. Akzent ist gliederung der rede; seine bestandteile wiederum: eine gewisse schwereverschiedenheit, eine gewisse dauerverschiedenheit, eine gewisse zusammenfassung der sprachelemente. Melos ist die komplexion der akzentuell gegliederten tonalen beziehungen der stimmtöne. Der sprachklang beruht auf tonlage (hoch, mittel, tief), stimmart (vollstimme, murmelstimme usw.), klangfarbe, lautcharakter, volumen und art der silbenbildung (legato, staccato, portato). Was tempo ist, braucht nicht erklärt zu werden. Der untersuchung ist die 'reine', nicht durch irgendeinen denkbaren affekt ethisch gefärbte schallform zugrundezulegen.

Aber die reine schallform wird nur bei indifferenter gemütslage hervorgebracht. Die poesie verwendet sie also nicht: sie verwendet nur die ethische, und die entzieht sich grossenteils den vorher ermittelten regeln. Die metrische schallform entsteht auch gar nicht aus der prosaischen. 'Die charakteristische, meist scharf umrissene form einer vers- oder gedichtart entsteht, indem sich eine starre, unelastische kunstform von eigenem rhythmus und melodie zuerst die schallform der für den poetischen zweck gerade in betracht kommenden, so gut wie immer ethisch gefärbten sprechart fast völlig unterwirft, dann aber diese letztere ihre rechte geltend macht und immer mehr von den ihr wesentlichen eigenheiten durch-

setzt. So ergibt sich ein fortwährender, historisch noch in sehr vielen fällen nachweisbarer kampf, dessen jeweilige ergebnisse in aufeinanderfolgenden 'stilarten' ein und derselben 'form' vorliegen. Der kampf hat den sinn einer lockerung, umbildung, ja manchmal beinahe auflösung der alten starren form, und zwar in der richtung auf die prosaform der zugehörigen sprechart hin. Solche stilarten können dann, einmal gewonnen, trotz ihres verschiedenen alters n e b e n einander gebraucht werden. Das gilt von der schallform im weitesten sinne, nicht nur vom rhythmus, sondern auch von der melodie. Die alte starre form stammt fast immer aus der tanz-, marsch- oder reigenmusik. Im deutschen sind aber die meisten formen aus fremden literaturen übernommen, und die sprache hatte dann nicht mit einem orchestischen, rhythmisch-melodischen gebilde, sondern mit einem fremden metrum zu kämpfen. Ausserdem können ohne anlehnung an orchestisches neue metra durch variation und kombination alter gebildet werden. 'Diese drei quellen deutscher metrischer formen sind immer nebeneinander geflossen.'

Die metrischen formen sind also kompromisse zweier bestandteile, der sprachlichen schallform und eines orchestischen metrums (oder eines entlehnten, das bereits einem solchen kompromisse sein dasein verdankt). Das wesentliche des zweiten, noch nicht behandelten bestandteils ist sein rhythmus. Rhythmus ist jede als solche wohlgefällige gliederung sinnlich wahrnehmbarer vorgänge. Er hat drei bestandteile: 1. eine ganz bestimmte verschiedenartige s c h w e r e der unterscheidbaren teile der gliederung und eine ganz bestimmte a b s t u f u n g d i e s e r s c h w e r e g r a d e gegeneinander; 2. eine ganz bestimmte d a u e r der teile und bestimmte a b s t u f u n g d e r d a u e r w e r t e gegeneinander; 3. eine ganz bestimmte einheitliche z u s a m m e n f a s s u n g. Zu unterscheiden sind orchestischer, sprachlicher, melischer rhythmus, die sich dann vielfältig mischen. Der orchestische tritt am deutlichsten und reinsten hervor im instrumentalen tanz oder marsch. Kommt ein text hinzu, so muss ein kompromiss geschlossen werden, und der orchestische rhythmus wird herrschen oder doch überwiegen, wenn die zugehörige bewegung (tanz, marsch) beibehalten wird, sonst der sprachliche; dann ist der rhythmus musikmetrisch. Schliesslich kann auch die musikalische melodie ganz aufgegeben werden. Dann entstehen sprachmetra, zuerst im epos, die sich selbständig weiterentwickeln, auch durch einwirkung wissenschaftlicher theorien. Wir haben in der deutschen literatur verse auf allen entwicklungsstufen.

Diese breiten darlegungen, schon früher gewonnen und bewährt, sind klar, sicher, zielbewusst, überzeugend, wie ich glaube, auch für den widerstrebenden. Sie enthalten einen vollständigen prodromos zur verslehre, sozusagen eine rekonstruierte urmetrik, und somit auch manches, das meines erachtens nach wie vor nicht in die metrik hineingehört. Wenn unsere historischen sprechmetren mit ihren irrationalen proportionen in irgendeiner vorzeit orchestisch waren und musikalische propotrionen hatten (2:1 oder 1:1), auch gesungen wurden, so berechtigt das noch nicht, melodie und sprachklang (stimmlage, stimmart, lautheit, volumen usw.) in die metrik einzubeziehen. Diese dinge sind nichts mehr als akzidenzien, sie können nicht eine versart von der andern unterscheiden. Man müsste sonst die vielgeplagten termini der metrik erst g a n z aus ihrer haut heraustreiben[1]. Oder ist ein alexandriner, wenn ich ihm statt eines semikolons ein fragezeichen und damit die

1) Saran braucht ganz neue. Wenn er damit durchdringt, sind sie gut. Ich verwende hier aus praktischen gründen alte.

melodie der frage gebe, kein alexandriner mehr? Oder ist ein geflüsterter, melodieloser vers kein vers? Und wer bestimmt die längst verhallten sprechmelodien der alten verse, die in Deutschland nie etwas mit musik zu tun hatten? Saran. Oder nein: der text eines gedichtes 'erzwingt' nach Sievers ein melos (tonlage, tonführung nebst gewissen tonformeln [kadenzen], spezifische intervalle). Aber 'ob dies so erzwungene melos gerade das des dichters sei, bleibt dahingestellt'!! Warum dann dies alles in der metrik? Die lebenden mundarten weichen in der melodisierung stark voneinander ab, sind zum teil einander gerade entgegengesetzt; also auch die gebildeten aller provinzen melodisieren verschieden — an eine sprachliche einigung und reglementierung in diesen dingen ist man ja kaum erst herangetreten —, und bilden sich doch ein, dieselben verse zu lesen. Noch mehr. 'Wenn ich als mitteldeutscher die romane Hartmanns von Aue, der ein Alemanne des 12. 13. jahrhunderts war, so lesen kann, dass der akzent ihrer sprachlichen schallform ganz wohl zur geltung kommt, warum soll dasselbe nicht bei der melodie der fall sein? Dies ist um nichts wunderbarer als jenes.' Verlockende himmelsleiter ins reich des wunderbaren, wunderbareren und wunderbarsten!

Ich befasse mich demnach nicht weiter mit den versmelodien und dergleichen, auch nicht mit den schematen, die im historischen teile beigegeben sind.

Saran scheint denn auch selbst einzusehen, dass er in den uferlosen Okeanos gerät, wenn er die metrische kunstform, die uns aber doch gerade interessiert, im selben umfange behandelt wie die prosaische schallform indifferenter gemütslage. Er ignoriert in teil B ausdrücklich (s. 137) alle bestandteile der sprachform ausser dem rhythmus (und metrum). Das ist sehr gut.

Ich hoffe, ich habe die hauptgedanken dieser beiden ersten teile einigermassen richtig herausgehoben. Eine kunst wäre es nicht, denn Saran kann mit recht in anspruch nehmen, dass er folgerichtig disponiert und unzweideutig definiert. Sie sind aber noch von einer fülle von einzelheiten, analysen, beobachtungen, erklärungen, theorien, hypothesen und behauptungen umgeben, die sich zum teil schon deshalb meinem urteil und interesse entziehen, weil mich mein ohr zuweilen längst im stiche gelassen hat, wenn Saran noch munter akustisch weiterexperimentiert. Ich habe mich bei seinem buche beschieden, nur mässig zu hören, also einer jener metriker zu sein, die man in anführungshäkchen setzen muss, der papierenen.

Nur weniges greife ich aus diesen einzelheiten heraus. Einiges hoffe ich noch von teil C aus fassen zu können.

Die lehre vom akzent beginnt mit einer historischen betrachtung des wortes und seiner bedeutung. Jellineks arbeit im 48. bande der Zfda. ist ihr nicht mehr zugute gekommen. Sie hätte manches verschoben, weil sie nachweist, dass bei gewissen älteren deutschen grammatikern unter den bezeichnungen der quantität nichts anderes als akzentuation verstanden wird. Das wesentliche, nach meinem dafürhalten ausgezeichnet herausgearbeitet, ist, dass der akzent nicht auf höhe, schwere, dauer je allein beruht.

Saran hört s. 49 sechs stufen der 'reinen' silbenschwere heraus, im nachtrag acht; er gibt ihnen namen und begrenzt ihr gebiet. Ich kann nicht so fein unterscheiden und namentlich nicht so fein abgrenzen, aber mir scheint da doch (wie bei den versmelodien) der willkür das tor geöffnet. Jedesfalls bleibt die erörterung recht akademisch, da das geringste ethos zugestandenermassen diese akzente verschiebt. Sind überhaupt die beiden stufen der 'überschwere' (die noch über 'vollschwer' hinausgehen) ohne ethos möglich?

Mit grossem aufwand bestreitet Saran die möglichkeit eines widerspruches zwischen akzent und metrum in guten versen. Wir wollen nicht fragen, woran man diese guten verse erkennt — in Vossens Luise hält Saran manche verse mit versetzter betonung für schlecht, s. 340 —, aber wir wollen auch gewisslich nicht zugeben, dass der ethische akzent für alle diese fälle heilmittel ist, in denen nach Saran die metriker sich die schwierigkeit der 'schwebenden betonung', der 'akzentversetzung' oder wie man's nennt — nach Saran muss man es 'metrische drückung' nennen —, selbst geschaffen haben. Wallenstein, Piccolomini vers 1179 ff., zu Questenberg: *Nein herr! seitdem es mir so schlecht bekam, dem thron zu dienen auf des reiches kosten, hab' ich vom reich ganz anders denken lernen.* Dazu Saran — ich schreibe hier etwas viel aus, aber ich könnte seine art (im besten sinne) nicht deutlicher charakterisieren —: 'Der sprachliche ausdruck lässt sich seinem ethos nach etwa folgendermassen analysieren: 1. der starke ingrimm verrät sich durch kratzenden, knarrenden, oboenartigen klangcharakter der laute, starkgespannte artikulation; 2. der hohn durch eine mehr ebene betonung der silbenkämme, verbunden mit dehnung und höherer tonlage der rede; 3. das unterdrücken des zornes durch durchschnittliche vermehrung, zugleich durch nivellierung der silbenschwere, kleine intervalle; 4. die nachdrückliche, erregte mitteilung durch steigerung von 3 nebst staccato und — beim nachklingen der leidenschaft — grossem intervall von *nein* zu *herr* (fast eine oktave). Die worte *nein, herr!* haben am meisten ethos. Sie sind deshalb der akzentuellen schwere nach fast gleich. *Herr!* tritt zwar an inhaltsbedeutung zurück, wird aber dafür wieder mehr gedehnt und beschwert, den hohn mit auszudrücken. Eben dadurch zieht es, im vergleich zu seiner geringen bedeutung im reinen akzent, die aufmerksamkeit besonders auf sich und erscheint schwerer, als es seinem inhalt nach sein sollte. Nun wirft das metrum seine macht noch in die wagschale. Denn der an den gleichmässigen gang des fünffüssigen iambus gewöhnte sprecher setzt denselben unwillkürlich auch an stellen voraus, an denen er objektiv, akzentuell nicht vollkommen hergestellt ist, er rhythmisiert silbenfolgen von nahezu gleicher akzentueller schwere im sinne des ablaufs der übrigen. Beim vortrag gibt er dem durch eine, wenn auch nur kleine metrische beschwerung des *herr!* ausdruck. So ergibt sich also auch an dieser stelle der iambische rhythmus. *Herr!* wird metrisch tatsächlich schwerer als *nein!* Allerdings nur sehr wenig. Die senkung *nein* ist sehr voll und schwer. Aber das verschlägt nichts, da ja nicht nur die hebungen, sondern auch die senkungen eines gedichts von sehr verschiedener rhythmischer schwere sind. Die stelle weicht also vom reinen akzent in der tat sehr, vom ethischen dagegen nur ganz wenig ab, eben nur insofern, als das *herr!* ein klein wenig metrisch beschwert ist. Derartige unbedeutende verschiebungen fallen aber niemals störend als 'widersprüche von akzent und metrum' auf. Denn solche gewichtsverschiebungen zugunsten eines ordnenden prinzips kennt ja auch der 'reine akzent'.

Kaum weniger worte werden gemacht um vers 1175: *Abgesetzt wurd' ich.*

Kann Saran wirklich glauben, auch nur im 18. und 19. jahrhundert so durchzukommen? Wie er sich wohl mit Hebbelschen iamben abfände? Und wie er erklärte, dass in den allermeisten fällen nur der versanfang solche hilfe des ethos in anspruch nehmen muss? Ich würde nichts sagen als: anaklasis! Schiller kannte sie aus der antiken metrik und benutzte sie nach seinen bedürfnissen. Sie gehört zum versanfang. Gar nicht zu reden von allen sinnlos alternierenden, zum teil erst mit hilfe der druckkorrektur alternierenden poeten des 16. jahrhunderts.

Schliesslich muss denn auch Saran doch zugeben: akzent und metrum stimmen in solchen fällen nicht zusammen.

Skizzenhafter und flüchtiger als A und B ist C, der historische teil, ausgefallen. Ich greife einige kapitel besonders heraus, ohne mit allem übrigen einverstanden zu sein.

Der alliterationsvers. Saran leitet ihn her von einem 'abgestuften vierer' ´ ` ´ ` und gelangt auf drei stufen zu — den Sieversschen typen. Man begann nämlich die hebungsperiode des orchestischen urverses nach den bedürfnissen des sprachakzents umzulegen, man betonte nicht mehr nur ´ ` ´ `, sondern auch ` ´ ` ´ (typus B), ` ´ ´ ` (C) usw. Es entstehen also formen wie

` ´ ` ´ ` ` ´ ` ´ ` ` ´ ` ´ (B)

` ´ ´ ` ` ´ ´ ` ` ´ ´ ` (C) usw.

Und diese musikmetren wurden wieder zu sprechmetren, indem senkungsüberfüllung und hebungsverkürzung gestattet wurde, etwa

. . . . . ´ ` . ´ ` . . ´ . . . . . ` . . ´ ` . . ` ´ ´ ` usw.

Solche verschiedenartigkeit der form führte zur zerrüttung des metrischen gefühls, und indem in der sprachlichen entwicklung die silbenzahl reduziert wird, die alte schwereabstufung sich verschiebt (erleichtern von nebenhebungen), ergibt sich ein gemisch zwei- bis vierhebiger verse von sehr wechselnder silbenzahl. Und aus diesem zustande hat eine literarische reform mit feinem gefühl für rhythmus und stil das system hervorgehen lassen, das Sievers beschrieben hat! Als ob dieses system etwas anderes wäre als eine trotz aller erweiterungen und modifikationen unzulängliche statistische aufnahme der vorkommenden formen, ein pompöses non liquet, nicht anders seinem wesen nach als die Lachmannschen regeln für den ausgang des mhd. verses!

Es ist von vornherein misslich, dass man ein nebeneinander dreier, so himmelweit verschiedener entwicklungsstufen annehmen müsste (z. b. den schleiertanz der gotischen mädchen bei Prokop von orchestischem rhythmus gegenüber der rezitation des Beowulf); was aber die ganze konstruktion hinfällig macht, ist die überflüssigkeit der zweiten stufe. Saran braucht die akzentumlegung ` ´ ` ´, die sich in der überlieferung nicht findet, nur, um den Sieversschen typus B zu erklären, der sich, wenn man einfach auf den alten vierer zurückgeht, durch nichts von A unterscheidet. Denn es ist willkür, die erste senkungssilbe des typus B (× ⏊ × ⏊) nur aus einer nebenhebung hervorgehen zu lassen: warum soll sie nicht auftakt gewesen sein? Sagt die verteilung der stäbe (im zweiten kurzverse immer, im ersten meistens am ersten iktus) nicht deutlich genug, dass jener alte vierer durchgängig literarisch erhalten ist? Darauf weiss Saran nichts zu sagen: 'Diese verteilung der stäbe, die bevorzugung der ersten haupthebung in den halbversen erklärt sich weder aus der allgemeinen rhythmik noch aus dem akzent hinreichend. Wir müssen darin etwas traditionelles sehen, dessen erklärung in der besonderen struktur der urrhythmen zu suchen ist.'

Ich bekenne mich zu diesem vierer und nehme die sprachentwicklung zur erklärung von überlängen und pausen in den überlieferten texten statt zur erklärung von akzentverschiebung und rhythmuszerstörung in anspruch.

Mit annahme der Sieversschen typen und ihrer taktlosigkeit fällt bei Saran die anerkennung eines nachlebens des alliterationsverses in volkslied, gesetz- und formelvers. Wir hören denn auch nichts darüber, so wenig wie von kinderreim,

jodler und schnadahüpferl und ihrer bedeutung für die metrik. Es liegt für ihn ein unüberbrückbares zwischen alter und neuer kunst, mögen sie auch in England noch jahrhunderte nebeneinander hergehen und durcheinanderspielen.

Otfrids vers. Saran lässt dem Otfridischen verse ein ´ ´ ´ ´ zugrunde liegen, schliesst sich dann aber doch der allgemeinen ansicht an, dass er, wie der alliterationsvers, eine abstufung nach haupt- und nebenhebungen verlange, und dass die durch die akzente angedeutet sei.

Ich wüsste nicht, was den dichter hätte veranlassen sollen, akzente zu setzen, wenn er die bis dahin einzig bekannte und angewandte dipodische messung beibehielt; es sei denn, dass der akzent an stelle des nun fehlenden und einst den vortrag sicher und bequem leitenden alliterationsbuchstabens wegweiser durch den vers werden sollte.

Aber wie reimt sich zu dipodischer messung, dass zuweilen alle vier hebungen akzente, also hauptikten erhalten? Wo bleibt da platz für die nebenikten? Und dann gibt es verse mit einem und mit drei akzenten oder hauptikten? Und es soll möglich sein, dass bald der erste und dritte und bald der zweite und vierte iktus überwiegt? Aber das heisst doch nichts anderes, als dass die ikten gleichberechtigt sind! Und dasselbe folgt aus den reimen: 'unterschiede der akzentuellen schwere beeinträchtigen die reinheit der reime nicht. Rein ist also I, 2, 19 *giġéit : dúmphèit*, IV, 10, 11 *wǎn : mǐnàn*, I, 11, 12 *sê : gesîgè*' (Saran s. 249).

Diese gleichberechtigung aber bedeutet eine schwere vergewaltigung der sprache. Sie sträubt sich: nicht nur dem dichter drängt sich immer wieder der alte stabreimrhythmus mit seiner iktenabstufung auf (Kögel, Gesch. d. d. l. I.[2] 27 ff., Saran setzt sich zu behende darüber hinweg), sondern auch der leser muss erst ausdrücklich angeleitet werden: darum die akzente. Sie besagen: diese silbe musst du betonen, sonst kommst du nicht aus! Sie besagen nicht: diese hebung musst du stärker betonen als die übrigen. Wir würden sonst Otfrid missbetonungen zuschieben, zu denen bei dipodischer messung jeglicher grund fehlt (Wilmanns, Der altdeutsche reimvers §§ 72 ff.). Oder warum sollte in dem verse V, 4, 53 *in himilgúallichi* die silbe *gúal* den allerstärksten ton tragen? Ich konstruiere (nicht: rekonstruiere) Otfrids gedankengang so: *hi* hat selbstverständlich den ton, braucht also keinen akzent; *gúal* hat in ungebundener rede nebenton, hier soll es (nach dem versmass) hauptton haben, ich setze also akzent; bei den übrigen silben ergibt sich die betonung von selbst, zumal sie alterniert. Oder vers IV, 35, 1 *baldlícho so imo zám:* nichts macht es irgend wahrscheinlich, dass der akzent von *lí* dem von *bald* überzuordnen wäre; er besagt nur, dass hier die alternation unterbrochen und weiterhin mit synalöphe zu lesen ist. (Auf die glaubte Otfrid seine leser in der epistel an Liutbert noch besonders hinweisen zu müssen.)

Zu dieser erklärungsart stimmt aufs beste, dass die verse mit vier akzenten gerade schwer skandierbar zu sein pflegen. IV, 29, 31 *giscáffota sia sóso iz zám*, d. h. lies nicht *giscáffotá sia*, wie der iambische grundrhythmus des verses erwarten lässt und wie man zu lesen hat *sie áhtotún thia gúati, óffonóta in wára* (Paul § 21); lass auch zwischen *soso* und *iz* synalöphe eintreten. Ähnlich hilft in vers V, 21, 8 *ist férro irdriban fon himile úz* der vierfache akzent über die vielen undisponierten senkungssilben hinweg. Dasselbe lässt sich auch bei dreifachem akzent zeigen. In vers III, 24, 51 *wárist thu hiar, druhtin krist* legen sinn und alternation *thú hiar* nahe. Otfrid verhindert im anschluss an die quelle (*domine si fuisses hic*) diese betonung.

Weiter: 'obwohl die letzte silbe regelmässig den vierten iktus hat und die eigentliche trägerin des reimes ist, wurde sie doch im vortrag verhältnismässig selten [durch akzentuierung] hervorgehoben' (Wilmanns § 2). In der tat ist das unerklärlich, wenn man annimmt, dass die stärksten töne durch akzente bezeichnet sind; und die reimsilbe ist doch die allerstärkste, zumal sie einen ganzen takt füllt. Ich sage: die reimsilbe kann den akzent entbehren, weil sie selbstverständlich die stärkste ist, weil der leser sie von selbst betont.

Und schliesslich die deutliche, 'beweisende parallele zwischen akzentstrich und elisionspunkt. Die muss-synalöphe ist ebenso sprachfremd wie die monopodische messung, und es ist falsch, durch synalöphe hervorgebrachte kurzformen Otfrids ohne weiteres dem ahd. in rechnung zu stellen. 'Denn (schreibt Otfrid an Liutbert) diese sprache leidet synalöphe zwar sehr häufig (*nimium*), aber nicht immer', und mit bezug auf das vorliegende gedicht: 'wenn man sie beim lesen nicht vornimmt, so klingt es schlecht'. 'Wenn man die synalöphe nicht eintreten lässt, so macht das auseinanderziehen der buchstaben oftmals einen lächerlich verkehrten klang (*inepte sonat*). So tun wir sehr häufig in gewöhnlicher rede[1]. Die poesie in dieser sprache (*ornatus:* vgl. Zwieržina, Zfda. 31, 296) fordert vom leser die synalöphe, vom dichter den reim.'

Otfrid kommt vom lateinischen (oder romanischen) her, und wie er am liebsten numerus und genus der deutschen substantive nach dem lateinischen ausrichten möchte, wie er tadelt, dass die deutschen laute sich nicht recht in das lateinische alphabet zwängen lassen wollen, so ist es ihm natürlich, dem deutschen verse lateinischen tonfall, lateinischen reim und lateinische synalöphe aufzuzwängen. Sonst klingt es *inepte:* eine kleine welt bornierter klassizistischer überlegenheit.

Wer aber möchte bei den untergeschriebenen punkten (der deutung der akzente entsprechend) glauben, dass damit eine besondere art der synalöphe gemeint sei, oder bezweifeln, dass sie nur eine anweisung geben sollen in zweifelhaften, das heisst sprachwidrigen fällen, wo doch so viele synalöphen unbezeichnet sind? Und dass die punkte zuweilen etwas nicht anerkanntes verlangen — wie die akzente —, erkennt man hie und da noch aus ihrer anwendung: Otfrid schreibt *tho ẹr, tho ẹrstarp*, aber auch *thọ er, thọ uns, thọ ubarlút;* er schreibt *nu ịst* und *nụ iz* usw. (Wilmanns § 57), das heisst sein sprachgefühl diktiert ihm nicht mehr.

Otfrids akzente haben also nach meiner ansicht keine andere bedeutung als die in unseren Plautus- und Terenztexten: sie lehren ein fremdartiges monopodisches versmass lesen, und wenn man dabei mit zwei zeichen auskommen will, so wird die akzentstellung 1.3 oder 2.4 als die am deutlichsten einteilende ganz von selbst die häufigste.

'Man nimmt meist an, Otfrid sei der erfinder und begründer der neuen technik, und die kleineren dichtungen stünden metrisch und stilistisch unter seinem einfluss. Für das Georgslied und Sigiharts Gebete legt schon die überlieferung dergleichen nahe. Die geographische verteilung der dichtungen kann man auch heranziehen. Wahrscheinlich ist es nicht' (Saran s. 246). Warum? Die rhythmik der kleineren denkmäler 'macht einen andern eindruck' als die Otfridische! Sie ist glatter, hat weniger auflösung und zusammenziehung, die strophe bleibt selbständiger. Es fehlt auch bei Otfrid eine angabe über eine metrische schöpfertätigkeit. Dann

1) Nämlich wir lassen in der gewöhnlichen rede sehr oft **nicht** synalöphe eintreten (darum die aufforderung sie im verse zu beobachten: gegen Zwieržina a. a. o.), und das ist dem lateiner ein greuel.

hat also die form Otfrids und jener kleineren denkmäler nur eine gemeinsame grundlage.

Ein starkes stück! Wie kann man sagen, dass beim Georgslied und Sigiharts Gebeten die überlieferung eine abhängigkeit von Otfrid 'nahelegt', wenn sie in Otfridhandschriften stehen und die Gebete geradezu aus Otfridischen wendungen zusammengestoppelt sind, ganz zu schweigen von aller übrigen stilistischen verwandtschaft! Die kleinen denkmäler sind jünger als Otfrids Evangelienbuch, ihr vers ist glatter: jeder mensch hat darin die allernatürlichste entwicklung gesehen und erklärt sich ohne skrupel das vermeiden von strophenenjambements in einigen gedichten aus ihrer sangbarkeit. Und warum muss diese schnurrig einfache entwicklung auf den kopf gestellt werden? Wegen der theorie, dass sich das rein orchestische urmass, das sich im Petrus- und Galluslicde nahezu erhalten hätte, durch ein musikmetrisches zu einem sprechmetrischen masse (wie Otfrids) bilde und dabei zugleich immer freier würde. Man kann diese theorie sehr wohl zugeben, soll aber nicht wünschen, sie im 9. jahrhundert n. Chr. nachzuweisen. Hier ist nun einmal ein (wie immer zum sprechverse gewordener) sprechvers nach weiterer glättung zum sangverse gemacht, wie es noch jetzt jeden tag geschehen kann, wenn ein gedicht vertont wird; und damit ist jener theorie vom ursprung des metrums nicht das geringste geraubt.

Aber Saran führt sich, glaube ich, mit seinen folgerungen selbst ad absurdum. Er lässt nämlich wiederum jenen rekonstruierten ahd. endreimvers nicht vom stabreimverse abstammen, sondern eine gemeinsame quelle mit ihm haben (einen musikmetrischen vierer relativ strenger form, der vor dem alliterationsverse liegt) und durch einen kompromiss mit einem endreimenden lateinischen oder romanischen verse entstanden sein. Er konstruiert also zwei versarten, um die Otfridische zu erklären, und auch bei dieser zweiten, älteren ist es offenbar wieder jene theorie der entwicklung des sprechmetrums aus dem orchestischen und musikmetrischen, die ihn das für ihn nächstliegende zu umgehen treibt: aus dem ausgesprochen sprechmetrischen alliterationsverse den mehr musikmetrischen Otfrids und besonders der kleinen dichtungen herzuleiten. Als ob jene theorie dadurch geschädigt würde!

Ich bin jedesfalls der alten ansicht, dass Otfrid ein lateinisches gereimtes ◡ ⏊ ◡ ⏊ ◡ ⏊ ◡ ⏊ mit möglichster annäherung an den iambischen tonfall nachbilden wollte und dass ihm dabei die iktenabstufung des stabreimverses immer wieder in die quere kam. Daher die akzente. Und wenn meine meinung von seinen akzenten richtig ist, so besagen sie schon hinreichend deutlich, dass ein irgendwie belangreiches vorbild für den nicht abgestuften vierer nicht vorhanden war. Ob es schon abgestufte deutsche vierer mit endreimen gab, ist zweifelhaft; jedesfalls muss Saran für seine theorie annehmen, dass alles derartige verloren ist. Und wie sagt Otfrid? *aptam enim in hac lectione et priori decentem et consimilem quaerunt verba in fine sonoritatem.* Wie auf etwas unbekanntes wird auf den reim hingewiesen. Übrigens spricht doch auch der gebrauch des akrostichons und des refrains für lateinisches vorbild (Schönbach, Zfda. 40, 116 ff.).

Nibelungen- und Kudrunstrophe. Die Nibelungenstrophe weist nach Saran zurück auf ein urmetrum der grundform:

I. 1. ´ ´ ´ ` ´ ´ ´ w a
2. ´ ´ ´ ` ´ ´ ´ w a.
II. 3. ´ ´ ´ ` ´ ´ ´ w b
4. ´ ´ ´ ` ´ ´ ´ ´ w b.

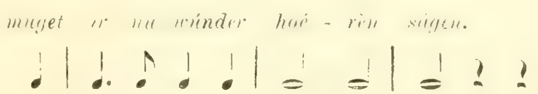
In wahrheit ist das nichts weiter als ein papierenes schema der Nibelungenstrophe in ihrer vollendung. Was für einen sinn kann auch die aufstellung eines solchen urmetrums in aller welt haben, wenn die vorhandene überlieferung, ohne sich stören zu lassen, an ihm vorbeiführt? Denn dass der 1., 3., 5., 7. kurzvers klingende, der 2., 4., 6. stumpfe, der 8. volle kadenz hat, ist meines erachtens erst das ergebnis einer auslese unter den möglichen typen: ursprünglich sind sie, wie im alliterationsverse, promiscue gebraucht, dann macht sich die neigung der germanischen poesien geltend, die ersten kurzverse schwerer zu gestalten als die zweiten, und es setzt sich ein unterscheidender strophenschluss fest. Beim Kürnberger ist der alte zustand noch deutlich erkennbar (vgl. auch Braune, Beitr. 25, 94 ff.).

Auch die Kudrunstrophe erhält ein urmetrum ankonstruiert. Meines erachtens hat sie zum urmetrum die Nibelungenstrophe, ist deutlich daraus hervorgebildet, ist ein kunstprodukt, wie es diesem dichter besonders ansteht und wie es auch der verfasser des Titurel sich leistete.

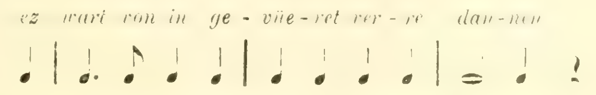
Gegen alte selbständigkeit zeugen aber auch wohl die Nibelungenstrophen, die innerhalb der Kudrun stehen.

Man kann sie nicht einfach als interpolationen ausscheiden, auch nicht behaupten, dass sie einem verfasser gehören: ich meine, sie rühren von schreibern und bearbeitern her, denen die (sonst nirgends überlieferte) form der Kudrun unbequem war, die in rhythmus oder melodie der Nibelungenstrophe verfielen. Melodie: denn die länge der letzten halbzeile ist doch wohl ein produkt des musikalischen schlussritardandos; wie denn auch die sechstakter in ihrem ältesten lyrischen vorkommen (bei dem älteren Spervogel, kaiser Heinrich VI., Dietmar von Eist) in der strophe nur einmal, und zwar am schlusse, zu stehen pflegen.

In einer einzigen volksmelodie hat sich nun (laut Nagl-Zeidler, Deutschösterreichische literaturgeschichte I, 118) die Nibelungenstrophe mit der charakteristischen ausdehnung des schlusses erhalten: zum text 'Die brünnlein, die da fliessen', Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 133. (Auch bei Liliencron, Deutsches leben im volksliede, nr. 94, transskription von Senfl.) Da ist der schluss so rhythmisiert:




Für vier sprachliche also fünf musikalische ikten. Nun mag ja eine so strenge taktierung anachronistisch sein, aber wir können je für 𝅗𝅥 𝅗𝅥 (*hoéren-* 𝅘𝅥 𝅘𝅥 *rit.* oder sonst unverbindliches schreiben; jedesfalls lässt sich auch die letzte halbzeile der Kudrunstrophe in dieser melodie unterbringen, wenn wir nur 𝅗𝅥 𝅗𝅥 in 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥 auflösen und die schlusspause ausfüllen:




Natürlich war das unbequemer, und dadurch eben konnte ein schreiber, der die Nibelungenmelodie im kopfe hatte, leicht zu kürzungen verführt werden. Aber ich bestreite nicht, dass schon der rhythmus dasselbe zuwege bringen konnte.

So erklärt sich auch plötzlich noch zweierlei: erstens, dass die Nibelungenstrophen bei weitem am häufigsten im anfang der Kudrun sind: da hatte man sich noch am wenigsten in die neue, unbekannte form hineingefunden. Zweitens, dass ausserhalb der Nibelungenstrophen mehr als 300mal die schliessende kurzzeile um eine hebung gekürzt ist und dass sich überhaupt die abweichungen vom schema der Kudrunstrophe durchaus auf das der Nibelungenstrophe zu bewegen. Dann wären also in der Kudrun die Nibelungen- nicht Nibelungen-, sondern entartete oder bearbeitete Kudrunstrophen[1], entstanden, weil die Kudrunstrophe ungeläufig, neu, künstlich war.

Ich behaupte nicht, dass jene angeführte melodie die des Nibelungenliedes oder dass diese mit der Kudrunmelodie identisch war — es genügt, dass Nibelungen- und Kudrunstrophe nach e i n e r (erhaltenen) melodie gesungen werden könnten — oder dass die Kudrun überhaupt von haus aus eine melodie hatte. Allerdings wird man die möglichkeit doch nicht so einfach abweisen dürfen: der Titurel hatte eine melodie, und noch Michael Beheim sagt, indem er seinem epos von den Wienern eine melodie beigibt: *'dises sagt von den Wienern und stet das man es lesen mag als einen spruch, oder singen als ein liet'*.

D e r v e r s b a u d e s 14.—16. j a h r h u n d e r t s, auch der des 17., ist recht glücklich behandelt. Besonders begrüsse ich, dass auch Saran nicht einseitig nur alternieren oder nur akzentuieren will. Er lässt vielmehr beide techniken nebeneinander hergehen und verfolgt sie sehr hübsch in ihrer entwicklung, soweit das bei der lückenhaftigkeit des materials möglich ist. (Jetzt wäre die arbeit von Kühn über Beheim nachzutragen.) Nur glaube ich, dass viel mehr literarische überlieferung als tiefe ästhetische erwägungen (oder auch nur gefühle) über verschiedene sprecharten oder staccatovortrag, der nur satirischen dichtungen angemessen wäre, und dergleichen für anschluss an die eine oder die andere dichtart massgebend war; glaube also z. b., dass das volkslied akzentuierend blieb, weil seine naiven verfasser nicht an metrische theorien dachten. Denn dass das silbenzählen fremd und künstlich war, ist doch wohl sicher: die alternation stammt aus dem romanischen; sie führt zu fester silbenzahl, und die wird bei den papierepigonen des 14., 15. jahrhunderts zum prinzip, unter dem dann der wortakzent leiden muss. Dass dabei die vernachlässigung des wortakzents nicht allmählich zunimmt, sondern momentan und wiederholt eintritt (Burkhart v. Hohenfels, der Meissner, das Makkabäerbuch, Sebastian Brant), und ihre zunahme sich auf die anregung bestimmter meister zurückführen lässt, zeigt nur, dass dabei theoretische erwägungen (dafür haben wir belege) und schuleinflüsse massgebend wurden. Die alternation beherrscht dann im 16. jahrhundert ausser dem meistersang lange zeit auch fast die gesamte sprechpoesie; die akzentuierende technik schwindet mehr und mehr von den höhen der literatur, zumal auch die neue renaissancepoesie, allerdings hauptsächlich unter anderem einflusse, zunächst alterniert (Schede etc.). Ich habe als dritte technik zu diesen beiden die Rebhuhns gestellt, der die alternation in einem iambischen (oder trochäischen) verse mit reinem wortakzente zu vereinigen strebt (Euphor. 13, 440 f.), und ich bleibe dabei.

1) Daher haben sie auch zuweilen in der letzten zeile noch eine hebung zuviel: 301. 4 *daz was an der gâbe wol schîn*. 1004. 4 *daz sol iuwer deheiniu verbin*, 1041. 4 *(des verlôs her Ludewîc) de. sie dô er mit Herwîge vaht* (vgl. 1444. 4).

Falsch untergebracht ist Fischart: er ist der letzte und grösste meister der alten kunst: er baut rhythmisch freie und immer freiere viertakter von natürlicher betonung und bringt sie nachträglich auf das mass der theorie, auf acht und neun silben (Dlz. 1903, s. 1533 ff.; Hauffen, Euph. 11, 525 ff.). Inwieweit Laurentius Albertus theoretiker der alternation genannt werden kann (s. 307), s. Euph. 13, 436 ff.: er gestattet noch versetzte betonung, bevorzugt aber den reinen iambus. Er gehört also mit Ölinger, der nur reine iamben voll anerkennt, eigentlich zur richtung Rebhuhn. Wenn dann Saran noch eine quantitierende technik neben die alternierende und akzentuierende stellt, so kann er sie kaum durch ein paar antikisierende gelehrte (Gesner) belegen. Clajus jedenfalls mit seiner ‘nova ratio’ gehört nicht dahin, denn er vereinigt die quantitierung (wie Rebhuhn die alternation) mit dem wortakzent, und nur im reim des leoninischen hexameters blieb die natürliche betonung unmöglich (Euph. 13, 439). Auch Fischart darf man nicht zu den vertretern einer solchen quantitierenden verskunst zählen: die distichen des Gargantua sollen komisch sein (Hauffen a. a. o. s. 546 ff.).

Sehr richtig sind die bemerkungen über die zugehörigkeit verschiedener techniken zu verschiedenen dichtgattungen: im anhang der Strassburger Opitzausgabe (1624) brauchen dieselben dichter (auch Schede) den reinen wortakzent (mit den herkömmlichen freiheiten), wo sie sich dem deutschen gesellschafts-, volks- und kirchenliede anschliessen, alternieren dagegen in den fremden formen der renaissance.

Opitz steht auch zuerst auf dem standpunkte der alternationstechnik. Den umschwung führte ihm aber nicht Heinsius (s. 311), sondern Clajus herbei (Euph. 13, 441 f.). Clajus ist dadurch der begründer der neuen metrischen technik.

Der letzte unter den renaissancedichtern, der sich Opitz anschliesst (trotzdem er gleichzeitig in den vorreden zu den gedichten seine theorie bekämpft), ist Weckherlin. Er schliesst sich aber nicht, wie Saran will, an, weil der staccatostil der satirisch-didaktischen dichtung des 16. jahrhunderts nicht für die deutsche renaissancepoesie passte (sehr hübsch!), sondern weil die alternationstechnik nach Opitz unisono verdammt und, wie er am eigenen leibe betrüblich erfahren musste, unverständlich geworden war.

Beim hexameter übernimmt Saran Kösters lehre von den echten und unechten deutschen daktylen (Zfda. 46, 113 ff.). Ich halte diese lehre für falsch und suche ihrer weiteren verbreitung entgegenzutreten.

Die ‘echten’ deutschen daktylen, ×́ . ⏑ ×, sollen aus ×́ × ×, die ‘unechten’, ×́ × ×, aus ×́ × hervorgegangen sein: in jenen hat der akzent die mittelsilbe gekürzt, in diesen ist sie der endsilbe gleich oder überlegen.

Warum hat denn der akzent in der zweiten gruppe die mittelsilbe nicht gekürzt? Und ist die auflösung von ×́ × nicht vielmehr ⏑́ ⏑ ×, also mit jener kürzung: ⏑́ . ⏑ ×? Damit fiele in betracht der senkungen jeder rhythmische unterschied der beiden gruppen weg.

Aber schon die grundlagen dieser unterscheidung sind ja verkehrt. Bei der nachahmung der antiken daktylen soll nicht die exakte zeitliche abstufung der silben, sondern ihre dreizahl der ausgangspunkt sein. Aber ein blick auf die geschichte des hexameters seit Gesner lehrt doch das gegenteil! Sie besteht bis in die romantische zeit hinein geradezu aus den bemühungen, die antike quantität und den deutschen akzent auszugleichen. Man wusste von anfang an, dass es nicht auf die dreisilbigkeit des fusses ankam, dass für den daktylus der spondeus eintreten konnte. Woher auch sonst die furcht vor dem trochäus im hexameter?

Aber wenn ich auch all dies zugeben wollte, die Köstersche verteilung des sprachmaterials auf die beiden gruppen ist mir unannehmbar und würde mir jene gruppen doch zerstören. Zu ´ · ˏ gehören *wissenschaft*, *grab hinein*, *mädchen mit*, zu ´ . . *waldvögel*, *sich in dem*, *zart die na(turen)*. Ich finde keinen brauchbaren unterschied. Trotzdem muss noch eine übergangsgruppe aufgestellt werden: *rauschenden*, *heftige*, *betete* usw.

Was Köster zur aufstellung der zweiten gruppe veranlasste, sind vermutlich worte wie *waldvögel* gewesen, in denen aber die senkungssilben gar nicht gleich sind, wie sein schema ´ eigentlich fordert, sondern die erste überwiegt, ´ ˋ .., und das sind keine daktylen. Dass sie so genannt sind, beruht zuletzt auf Opitz, Poeterei ed. Braune s. 41: *obsiegen aber, weil die erste sylbe hoch, die andern zwo niedrig sein, hat eben den thon, welchen bey den lateinern der dactylus hat, der sich zueweilen (denn er gleichwol auch kan geduldet werden, wenn er mit unterscheide(!) gesatzt wird) in unsere sprache, wenn man dem gesetze der reimen keine gewalt thun wil, so wenig zwingen leßt, als castitas, pulchritudo und dergleichen in die lateinischen hexametros und pentametros zue bringen sind*'. Solange man nur 'hoch' und 'niedrig', keinen nebenton kennt, kann allerdings *obsiegen* so gut antikes ˏ wie wiedergeben. Schon Buchner hat sich aber gegen diese sorte daktylen gesträubt, und für uns ist *obsiegen* weder ´ . ˏ noch ´ . ., sondern, ohne zwang, nur ´ ˋ ˏ zu messen.

Es bleibt mir also von Kösters ausführungen und statistiken nichts übrig, als was wir wussten: dass der eine dichter die takte leichter, der andere schwerer füllt, und dass derselbe je nach dem ethos wechselt; und wenn sich daktylische verse hie und da besonders gut nach schwere der füllungen gruppieren lassen, so beruht das auf der macht der theoreme, die hier stärker als bei irgendwelchen andern versen die dichterische tätigkeit beeinflusst hat. Clajus, Klopstock, Voss, Goethe-Voss, Platen!

Im ganzen ist, glaube ich, das buch mit all seiner deutlichkeit, seiner feinheit in rhythmischen dingen, seiner selbständigen, den wisser und kenner verratenden raschen historischen zusammenfassung für die zwecke des 'Handbuches für den deutschen unterricht' doch ein klein wenig ungeeignet. Seine grundlage ist eine musikalische theorie, deren übertragung auf die historische entwicklung sich gleich an drei punkten als falsch erwies, und der unerfahrene (auch der erfahrene) merkt bei dem sicheren dogmatischem tone gar nicht, wo das fragliche und wo die willkür beginnt. Er wird das gelernte um so selbstverständlicher weitergeben, und darin liegt — der leserkreis ist hier gross bemessen — auch die besondere gefahr des buches. Die 'Jahresberichte für germanische philologie' unterwarfen schon alle mhd. poesie der Saranschen metrik; nun haust dies neue buch in allen schulbibliotheken als mystagoge der metrischen zauberey. Das ist eine mächtige propaganda fidei, und es wäre kein wunder, wenn eines tages die Sieversschen fünf typen kanonisiert wären.

Ich für meine person scheide mit dank von dem buche. Es ist interessant, die entwicklung der metrischen anschauungen Sarans seit seinen ersten arbeiten — die hier nicht in betracht kamen — zu verfolgen; manches neue ist zu finden, und für metrik und metriker bleibt es eine sehr wünschenswerte belehrung und korrektur, wenn sie einmal energisch von ihrem historischen auf einen sozusagen physikalischen standpunkt gestellt werden.

CHARLOTTENBURG. GEORG BAESECKE.

Handbuch des deutschen unterrichts an höheren schulen herausgegeben von dr. Adolf Matthias. III. 2: Deutsche poetik von dr. **Rudolf Lehmann.** München, Beck 1906. X, 264 s. 5 m.

Der herausgeber des grossangelegten handbuchs des deutschen unterrichts hat eine glückliche hand in der wahl seiner ästhetischen mitarbeiter: auf die stilistik von Richard M. Meyer folgt die poetik von R. Lehmann. Ein umfassender überblick über die poetische literatur, ein feines verständnis für poesie, ein sicheres, besonnenes urteil und eine leichtverständliche, geschmackvolle darstellung lassen Lehmann als besonders berufen für die lösung seiner aufgabe erscheinen. Mit freuden begrüsst man in seinem buch eine selbständige bearbeitung der poetik auf moderner grundlage. Lehmann hält an der alten auffassung der poetik fest, nach welcher sie als kunstlehre, nicht als psychologie des dichterischen schaffens zu behandeln ist. Mit recht weist er darauf hin, wie das dichterische schaffen nicht nur für den betrachtenden ästhetiker, sondern sogar für den dichter selbst in ein undurchdringliches geheimnis gehüllt ist. Deshalb will ihm die poetik nur fruchtbar erscheinen, wenn sie sich ans kunstwerk hält und sich müht, dieses in diejenigen bestandteile und eigentümlichkeiten aufzulösen, aus denen es sich als organische einheit aufbaut und auf denen seine eigenart und wirkung beruht. Aber wenn auch Lehmann bei der überlieferten form der poetik beharrt und der reihe nach über die formelemente der poesie, d. h. über die dichterische sprache, über den rhythmus und die komposition und dann über ihre drei gattungen handelt, so erfüllt er dieses alte schema doch vielfach aufs glücklichste mit neuem inhalt. Er bricht entschlossen mit der ästhetik unserer klassiker; so hoch er schätzt, was diese für das verständnis der poesie geleistet haben, so ist er doch moderner mensch genug, um zu erkennen, dass ihre auffassung der poesie eine zeitgeschichtlich bedingte einseitigkeit war. So vermag er für eine reihe von fragen neue gesichtspunkte zu gewinnen: ich verweise auf seine erörterungen über die anschauung und den rhythmus in der poesie oder auf seine auseinandersetzungen über Homer und das epos, über drama und theater, über den symbolismus und den milieuroman. Die grundsätze des modernen dichterischen schaffens finden bei ihm eine eingehende berücksichtigung und zugleich eine feine kritische würdigung.

Und in einem sehr wesentlichen punkt ist er erfolgreich über das alte fachwerk der poetik hinausgegangen. Er findet es verkehrt, anschauungsarten der phantasie, wie z. b. das komische und das tragische bei einzelnen gattungen der poesie, etwa beim drama, zu behandeln, über die sie doch übergreifen, und deshalb fügt er der lehre von den formelementen und gattungen der poesie einen weiteren abschnitt an, in dem er unter dem titel richtungen der poesie vom naturalismus und idealstil, von der naiven und sentimentalen dichtung, vom komischen und tragischen, von satire und humor handelt. In diesen kapiteln, in welchen er probleme der allgemeinen ästhetik berührt, macht es sich am empfindlichsten bemerklich, dass Lehmann kein systematischer ästhetiker ist. Aber er besitzt so viel natürlichen blick für das wesentliche, dass auch seine rein empirische art nützliches zutage fördert und namentlich auch solchen richtpunkte über die behandelten fragen zu geben vermag, die sich systematisch mit diesen fragen zu befassen keine zeit oder keine neigung haben. Wir scheiden von dem schönen buch mit dem wunsch, dass es sich nicht bloss für die schule, für die es zunächst

bestimmt ist, brauchbar erweisen möge, sondern dass es auch verdientermassen in die weiteren kreise aller derer gelangen möge, die sich für ästhetische fragen interessieren.

STUTTGART. THEODOR A. MEYER.

Der deutsche satzbau von **Hermann Wunderlich.** Zweite Auflage. Band 1 (XLII und 418 s.). Band 2 (X und 441 s.). Stuttgart, Cotta 1901. 18 m.

Wunderlichs buch vom deutschen satzbau erschien in erster auflage[1] im jahre 1892 als die wertvollste gabe unter der flut von schriften, die der kampf um Wustmanns Sprachdummheiten hervorrief. Der äussere anlass ist weggefallen: denn die bewegung, die an Wustmanns buch anknüpfte, ist längst erloschen. Aber Wunderlichs arbeit war von vornherein mehr als eine gelegenheitsschrift, wenn ihr auch an manchen stellen das skizzenhafte eines ersten entwurfs anhaftete. Aus der skizze ist in der zweiten auflage eine gründlich durchdachte darstellung geworden, deren zwei stattliche bände die ursprüngliche fassung an umfang fast um das vierfache überragen.

Wunderlichs buch ist von der fachmännischen kritik ziemlich allgemein mit beifall aufgenommen worden und hat sich — was mehr sagen will — im praktischen gebrauch vielfach bewährt. Ich verzichte bei dieser verspäteten besprechung darauf, die schon von anderen hervorgehobenen vorzüge nochmals zu betonen, und möchte in der hauptsache nur einige bedenken im einzelnen vortragen, die sich mir beim gebrauch des buches ergeben haben, sowie einige nachträge liefern, die vielleicht einer neuen auflage zugute kommen könnten. Doch sollen ein paar punkte von allgemeinerer bedeutung vorweg erörtert werden.

Als besonderen vorzug des buches betrachte ich es, dass der kreis der quellen erheblich erweitert ist; manche denkmäler sind hier zum erstenmal nach der syntaktischen seite ausgebeutet, und auch da, wo bekannte dinge zum teil etwas weitschweifig erörtert werden, haben wenigstens die neuen beispiele reiz. Als sehr nützlich hat sich der vergleich der bibelübersetzungen aus verschiedenen zeiten erwiesen: es ist immer lehrreich, den wandel der syntaktischen formationen an einem und demselben beispiel durch die jahrhunderte zu verfolgen, und dazu bietet gerade die bibel gute gelegenheit. Der vorlutherische cod. Teplensis ist von Wunderlich zum erstenmal herangezogen. Unsere ältere forschung hat sich ziemlich streng an den kanon der klassischen denkmäler gehalten und greift nur gelegentlich darüber hinaus. Das typische festzustellen musste auch so gelingen. Je weiter wir aber den kreis ziehen, und je mehr wir uns von der übertriebenen berücksichtigung der poesie befreien, um so genauer werden unsere syntaktischen ergebnisse werden; freilich auch um so mannigfaltiger. Es wird sich immer mehr zeigen, wie wenig undurchbrechliches, wie wenig unerschütterlich feststehendes es auf syntaktischem gebiet gibt; es wird immer klarer zutage treten, wie stark wir nicht bloss mit den verschiedenen stilformen, sondern sogar mit der individualität des einzelnen schriftstellers, mit laune und neigung, mit gleichgültigkeit und gewissenhaftigkeit, mit talent und unfähigkeit der autoren zu rechnen haben. Einer kann hier nicht

1) Besprochen von O. Erdmann, Zeitschr. 26, 275 ff.

alles leisten, am wenigsten bei zusammenfassenden arbeiten. Möge nur jeder einiges neue material bringen; möchten auch die jüngeren syntaktiker nicht immer den ausgetretenen geleisen folgen, sondern frischen mutes neue quellen ausschöpfen; es brauchen wirklich nicht immer schriftsteller ersten ranges zu sein. Die klage über die vernachlässigung der syntaktischen studien war früher stereotyp. In den letzten jahren scheint sie zu verstummen. Ja, man begegnet hie und da schon der meinung, dass manche gebiete von der detailforschung bereits reichlich beackert seien. Ich bin anderer ansicht. Ich halte dafür, dass uns noch immer einzeluntersuchungen am meisten not tun. Namentlich sollten in weit grösserem umfange, als es bisher geschehen ist, einzelne probleme in ihrer historischen entwicklung unter möglichster ausnutzung der literatur durch die jahrhunderte bis auf unsere nhd. schriftsprache und bis in die volks- und umgangssprache hinein verfolgt werden. Man merkt es doch auch bei Wunderlichs buch auf schritt und tritt, wie oft ihn die detailforschung im stich liess: und dass es nicht möglich ist, auch bei aller hingabe alle lücken auszufüllen, weiss jeder, der ähnliches versucht hat. Manche mühsam konstruierte regel steht auf zwei oder drei beispielen, und sie kann haltlos über den haufen fallen, wenn neues material zuströmt. So lässt es sich gar nicht vermeiden, dass gelegentlich die beispiele von den ältesten zeiten gleich auf die gegenwart überspringen (wie etwa I, 282 von Notker zu R. Haym oder I, 101 von Otfrid auf das Faustfragment), und dass geschichtliche werdeprozesse aus mangel an belegen trotz alles meditierens im halbdunkel bleiben.

Die methodischen fragen des aufbaus will ich hier nicht erörtern. Es führen viele wege nach Rom, und die unduldsamkeit, mit der diese dinge jetzt behandelt zu werden pflegen, fördert die sache, auf die es ankommt, wenig. Zu einem allgemein anerkannten system der syntax werden wir vorläufig nicht gelangen, und es liegt kein grund vor, das zu bedauern. Ein vorhandenes fachwerk mit immer neuem material auszufüllen ist weniger reizvoll, als es selbst zu errichten und auf grund gesteigerter erfahrung und erkenntnis immer wieder zu modifizieren.

Von den Erdmannschen Grundzügen der deutschen syntax, mit denen Wunderlichs buch sich im stoff natürlich vielfältig berührt, unterscheidet es sich grundsätzlich dadurch, dass es das schwergewicht auf die neuere zeit verlegt. Fügungen, die nur den älteren perioden angehören und heute erloschen sind, werden nicht oder doch nur 'andeutend' behandelt (vgl. I, 298). Bei raritäten lässt sich das verschmerzen; sie sind meistens schon anderswo berücksichtigt. Wo aber eine längere entwicklung in älterer zeit sich verfolgen lässt, wäre doch — unbeschadet der grundtendenz — eine eingehendere behandlung erwünscht gewesen; nicht selten ist gerade das absterben einer syntaktischen formation für die beurteilung der neu entstehenden bildungen bedeutsam. Auch da, wo eine ununterbrochene entwicklung bis auf das nhd. vorliegt und von Wunderlich verfolgt wird, tritt für mein bedürfnis die ältere zeit oft zu sehr in den hintergrund. Warum z. b. I, 304 für die konzessive fügung *er si pfaffe oder leie* keine älteren belege als aus Berthold von Regensburg? Der gebrauch ist doch schon im ahd. völlig ausgebildet. Ähnliches gilt von der behandlung der bedingungssätze I, 368 ff. und an vielen anderen stellen. In dieser beziehung wird die deutsche syntax der zukunft erheblich mehr bieten müssen. Sie wird dafür vielleicht weniger über die dinge reden, als Wunderlich es tut; deswegen braucht sie noch keine blosse stoffsammlung zu sein. Die reflexionen, mit denen Wunderlich seine darstellung des tatbestandes begleitet, sind gewiss im ganzen wohlerwogen und verständig; sie halten sich von utopien wie von philisterei gleich

fern und beruhen auf selbständigem urteil und fein entwickeltem sprachgefühl. Aber mir ist es, als ob an manchen stellen des guten zu viel getan würde. Auch ist die darstellung für die kreise, auf die Wunderlich vorzugsweise rechnet (einl. s. VI), wie mir aus eben diesen kreisen bestätigt wird, oft reichlich abstrakt; sie kleidet auch ganz einfache gedanken in nicht leicht verständliche worte. Wer z. b. II, 1 und 2 die erörterungen über substantiv und adjektiv liest, wird diese nicht eben einladend finden: was gemeint ist, liess sich doch viel einfacher sagen. Dasselbe gilt z. b. von der definition des konzessiven konjunktivs I, 300. Man hat bei der darstellung zuweilen den eindruck, als ob schwierigkeiten vorhanden wären, die in wirklichkeit nicht da sind. Auch in stilistischer beziehung ist Wunderlichs darstellung nicht immer einwandfrei; sie arbeitet reichlich stark mit der metapher und hat für mich zuweilen etwas gekünsteltes. Ich bin immer der meinung gewesen, dass man sich in grammatischen dingen so einfach wie möglich ausdrücken soll; denn die einfachheit verbürgt am besten die klarheit, und auf die kommt es vor allem an, zumal wenn man sich an einen grösseren kreis von lesern wendet, von denen man nicht verlangen kann, dass sie die zusammenhänge in derselben weise beherrschen wie der gewiegte syntaktiker. Ich glaube, dass Wunderlichs buch noch viel grösseren nutzen stiften könnte, als es tut, wenn es in der darstellung um eine nuance populärer gehalten wäre. Seinen wissenschaftlichen wert könnte es dabei voll behalten.

Ich wende mich nun zu einzelheiten.

I, s. 29. ‚Noch Notker konnte das verbum *standan* mit dem infinitiv verbinden in der bedeutung von *anfangen*.' Aber dieser gebrauch ist doch auch später im mhd. belegt; vgl. Diemer 191, 2 *daz ros stuont in siner tobeheit serien.* Ganz gewöhnlich bei *bestân*; Mhd. wb. II, 2, 579. Ebenso im mnd.: vgl. Mnd. wb. 1, 284. Was aber das in der anmerkung angeführte zitat aus Nib. 627, 1 mit diesem gebrauch zu tun hat, ist mir völlig unklar. — S. 47. Der absolute gebrauch von *tun* hat sich in der umgangssprache erhalten, wenn das verbum als abschluss einer reihe von handlungen verwendet wird: *er klagte und jammerte und tat*; vgl. schon Schütze Holst. idiotikon 1, 232. Müller im Reuterwörterbuch s. 25. Zu dem in der anmerkung berührten gebrauch von 'hätte getan' darf ich auf meine ausführungen in dieser Zeitschr. 34, 505 ff. verweisen; von 'elliptischer ergänzung aus dem zusammenhang' kann nicht die rede sein. Übrigens sind ansätze zu dieser verwendung von *tun* vielleicht auch in älterer mhd. zeit nachzuweisen; vgl. z. b. Nib. 273 *waz wære mannes wünne, des fröute sich sin lip, ezn tæten scæne meide und hêrlichiu wip.* — S. 59. Dass der transitive gebrauch von *ruhen* bei Kleist und Geibel sich an 'wendungen der umgangssprache' anlehne, glaube ich nicht; mir ist von solchen wendungen in Norddeutschland nichts bekannt; die berufung auf das vereinzelte mnd. beispiel kann natürlich nichts beweisen. Vgl. meine Grundz. d. d. synt. II, 152 ('eine ruhige ruhe ruhen'). — S. 64. Es ist doch sehr gewagt, auf grund der zufälligen belege anzunehmen, dass *einen sprunc springen* jünger sei als *einen reien springen.* Wunderlichs material reicht nicht entfernt aus, um die frage zu entscheiden, ob stammverwandtes oder sinnverwandtes objekt das prius ist. Die darstellung des inneren objekts s. 65 ist recht wenig klar: *schuhe entzwei laufen* kann man doch nicht hierherrechnen; auch *sich zu ploss* und *sich zu tode lachen* sind zwei verschiedene dinge.

S. 83. Das pronomen beim imperativ (*du sprinc*) will Wunderlich in der art der interjektion aufgefasst wissen. Ich bringe die hinzufügung des pronomens

vielmehr mit der auch sonst zu beobachtenden tendenz zusammen, die eingliedrigen satzformationen zugunsten der zweigliedrigen einzuschränken. In ähnlicher weise wird der jussiv der ersten plur. (*faramês*) früh durch das pronomen gestützt: auch die im ahd. noch übliche eingliedrigkeit bei den sogenannten unpersönlichen verben wird später in den meisten fällen beseitigt und damit die normale satzform hergestellt (Tat. 228, 2 *iz abandêt*: mhd. *ez sniwet* etc.). Gewiss ist es richtig, wenn Wunderlich s. 84 eine starke sprödigkeit des jussivs der ersten plur. gegen das pronomen konstatiert; es durfte aber doch nicht unerwähnt bleiben, dass die möglichkeit der hinzufügung des pronomens schon früh vorhanden ist; vgl. Is. 5, 5 *suochomês wir*. Natürlich häufen sich die fälle im mhd., wo die verbalform so viel undeutlicher geworden ist; so steht neben Nib. 154 *nu binden ûf die helme*: Nib. 887 *nu rûmen wir den tan*. Unrichtig oder wenigstens missverständlich ist es, wenn Wunderlich sagt, Luther habe an stelle dieses konjunktivs die umschreibung *lasst uns* . . . eingeführt. Sie ist ja schon vor Luther ganz geläufig; vgl. Kehrein, Gramm. d. d. spr. des 15.—17. jahrhunderts 3 § 29 (und Wunderlich selbst s. 270). Die wendung: *wollens der mutter gottes weihn* würde ich nicht ohne weiteres als eine umschreibung des jussivs bezeichnen; dass sie ungefähr dasselbe bedeutet, kann dafür nichts beweisen.

S. 106. Das beispiel aus dem Faustfragment 468 gehört nicht hierher, da es sich nicht um parataxe handelt. Die berufung auf 478 ist mir unverständlich. — S. 115. Zu dem beispiel aus Wulfila Luk. 5, 15 hätte der griechische text hinzugesetzt werden sollen. — S. 123 die 'vorhabende' reise findet sich noch bei G. Keller, Leute von Seldw. 2, 37. Zu den mhd. belegen vgl. noch Bartsch zu Berthold von Holle Crane 228 (*dat ist uns allen ein klagende nôt*). — S. 164. Die im nhd. ausgestorbene umschreibung des praes. durch *sein* mit part. praes. scheint dialektisch fortzuleben: vgl. das südschleswigsche: *he es mi nix günnen* = er gönnt mir nichts; *is he di wat günnen?* = gönnt er dir etwas? Über die form s. u. zu s. 192. — S. 169. Die umschreibung des einfachen verbums durch *tun* mit infinitiv ist in der heutigen umgangssprache nicht etwa auf Süddeutschland beschränkt, wie es nach Wunderlichs darstellung scheinen könnte, sondern auch im norden in niedriger sprache allgemein üblich. Sie ist hier aus dem plattdeutschen übernommen, das sie sehr liebt (vgl. Schütze, Holst. idiotikon 1, 232; Schambach s. 40; Müller, Reuterwörterbuch s. 24); z. b. *dat is'n lass mit de böm, as se nu wassen dot: wa dat anreder woll utsên deit* (Heimat 10, 91). Danach dann auch: *ich glaube nicht, dass er das pferd verkaufen tut*. Merkwürdigerweise scheint sich die fügung heute immer mehr auf den nebensatz einzuschränken (wie übrigens auch in fast allen beispielen bei Wunderlich); im hauptsatz begegnet sie wohl nur mehr bei vorangestelltem infinitiv (*verköpen deit he dat perd nich* und entsprechend hd.). Im mndl. gehört der gebrauch durchaus der schriftsprache an; vgl. Zeitschr. 34, 510. Im mnd. dagegen scheint er nicht literaturfähig geworden zu sein; die beispiele im Mnd. wb. 1, 537 sind sämtlich anders zu beurteilen. — Die beispiele, die s. 177 für die umschreibung des futurums mit *wollen* angeführt werden, leisten nicht, was sie leisten sollen. Alle lassen noch deutlich die 'willensenergie des redenden subjekts' erkennen; besonders klar Nib. 49, 4 *so wil ich Kriemhilde nemen!* Von einer blossen 'umschreibung' kann hier keine rede sein. Überhaupt gibt es nach meinem sprachgefühl nur sehr wenige fälle, wo von einem restlosen aufgehen des 'umschreibenden' verbums in dem zeitbegriff gesprochen werden kann. Auch in wendungen wie *es will regnen* höre ich kein blosses futurum. Wenn der plattdeutsche sagt: *dat will*

*je wull regen*, so stellt er unbewusst das vermutlich eintretende naturereignis in analogie zu vorgängen aus dem menschlichen leben, indem er der unbekannten ursache einen willen beilegt. Zwischen *was wird das werden?* und *was will das werden?* besteht ein fühlbarer unterschied; nur das erste ist rein zeitlich. Dasselbe gilt für die umschreibungen mit *sollen* und *müssen*; auch hier bleibt fast immer ein rest des bedeutungsgehalts des verbums zurück: eine stelle wie Hildebrandslied 53 *nu scal mich suasat chind swertu hauwan* würde ich überhaupt nicht als beleg für futurumschreibung anführen. Ein totales aufgehen in der zeitlichen funktion ist nur der umschreibung mit *werden* beschieden gewesen, die dann ja auch über alle anderen versuche und ansätze den sieg davongetragen hat. — S. 192. Dass die nd. mundarten die umschreibung des futurums durch *werden* mit infinitiv gar nicht kennen, ist doch nicht zutreffend. Derselbe vorgang, der sich auf hd. sprachgebiet vollzog, hat sich auch auf nd. boden abgespielt: das alte participium praes. ist durch verstümmlung des auslauts dem infinitiv gleich geworden (vgl. Schröder, z. Redent. ostersp. s. 84 und das holsteinische: *en sitten handwark* Fehrs Allerh. slag lüd 2, 145; *hinken hunn, stöt'n bull, riten gicht, lingn geld* usw.) und dann auch als infinitiv aufgefasst; vgl. die beispiele Mnd. wb. 5, 674; Wiggers Gramm. d. plattd. spr. [2] 74. — S. 196. Genauere mitteilungen über die am Nibelungenlied gemachten beobachtungen wären sehr erwünscht gewesen. — S. 202 ff. Die darstellung der grenzlinien von *sein* und *haben* in der perfektumschreibung bedarf nach Pauls aufsatz (Abhdlg. d. bayr. ak. d. w., München 1902) sehr der modifikation. Wenn s. 202 gesagt wird, das verbum substantivum halte manchen posten, den es in den mundarten längst eingebüsst habe, nur noch in der schriftsprache fest, so lässt sich auch umgekehrt behaupten, dass es in manchen fällen in der mundart haftet, wo es in der schriftsprache gewichen ist (vgl. *ich bin gestanden, gesessen*). — S. 254. Die andeutung inchoativer aktionsart liegt wohl mehr in der bedeutung des verbums *inginnan* als in der umschreibung. — S. 258. Die berufung auf Jellinghaus Nd. kbl. 16, 21 hat keinen rechten zweck, da dort nur konstatiert wird, dass diese umschreibung im westfälischen nicht vorkommt. Im holsteinischen ist sie ganz geläufig: *he wör sik uttrecken* = begann sich auszuziehen. — S. 261. Die imperativform soll sich nur bei *werden* 'eigentlich festgesetzt' haben. Bei *sein* nicht? Es liegt wohl eine verwechslung vor. — S. 263. In der Tellstelle: *weiter werdet ihr's nicht treiben, ihr werdet nicht* vermag ich einen 'fragenden' imperativ nicht anzuerkennen. — S. 274 ff. macht Wunderlich den versuch, die grenzlinie zwischen jussivem und optativem konjunktiv zu ziehen, bei den zahlreichen und mannigfaltigen berührungen ein sehr schwieriges beginnen; im allgemeinen mag es gelungen sein, aber vieles bleibt unsicher und subjektiv. So erscheinen mir die beispiele aus Jean Paul (s. 282) rein optativisch (vgl. die ganz analogen fälle, die Wunderlich selbst s. 315 anm. 1 unter dem optativ aufführt); auch Nib. 974, 2 wird es mir schwer, einen jussiv zu erkennen. Gern sähe man den konjunktiv in temporalsätzen aus ahd. zeit belegt; z. b. Dkm. 62, 1, 17 (Baseler rezept): *êrist dô man es eina flasgûn, unzin dera giwere;* das. 2, 3 *rip anan daz simple, unz daz iz blôde*. Die beispiele unter c auf s. 285 gehören nicht in diesen zusammenhang, da es sich nicht um nebensätze handelt. In dem beleg aus Nib. 841, 3 ist der modus (*behüetest*) als konjunktiv formell nicht gesichert; solche beispiele sind zu meiden (vgl. auch s. 284 anm. *wir gên*). Als beweis dafür, dass der konj. praet. des hauptsatzes nicht die gleiche form des modus im nebensatz verlange, führt Wunderlich aus Bayerns mundarten die stelle an: *daramb wer mein einfältig rath, dass man das geld . . . herunder rucke*. Ich halte

gerade dies beispiel nicht für beweiskräftig; denn hier ist der konj. praet. des hauptsatzes doch ganz formelhaft; der hypothetische sinn ist fast völlig verblasst, und im sprachgefühl ist dieser konj. praet. vom ind. praes. kaum verschieden. S. 294 ff. An der schon von Erdmann, Zeitschr. 26, 276 beanstandeten erklärung des konjunktivs in den sogenannten exzipierenden sätzen als eines 'einschränkenden' jussivs hat Wunderlich festgehalten. Es lässt sich aber doch nicht verkennen, dass der tatbestand (vgl. Dittmar, ergänzungsband d. Zeitschr. s. 186 ff.) für diese erklärung recht ungünstig liegt; man kommt nicht darüber hinweg, dass gerade die ältere zeit durchgehends die negation aufweist, deren erklärung bei der auffassung Wunderlichs unmöglich ist. Ich führe hier noch einige von Dittmar nicht verzeichnete beispiele aus Dkm.[3] an. 30[b], 9, 7 *tes mag er leidor niewit hân, er nechouf iz also tiure.* das. 18, 5 *wir nererlâzen dich endeliche in zit, wir verliesen sêle unde lîb.* 32, 1, 47. 33 G, 107. 37, 8, 5. 86 B 1, 25. 3, 34. das. C 2, 2. Dittmar hat für das fehlen der negation kaum ein sicheres beispiel vor Hartmann von Aue, wenn man bedenkt, dass häufig das *en* in anderen wörtern enthalten sein kann (Nib. 14, 4 *in welle got behüeten* u. o.), und ausserdem die unsicherheit der handschriftlichen überlieferung ins auge fasst. Als einen der ältesten sicheren belege für positive satzform verzeichne ich Fundgr. 2, 216 (Heinrichs litanei), 7 *sone wurde mîn niemer dehein rât, du wellest mich feste machen.* — Diese tatsachen der überlieferung lassen sich nicht damit abtun, dass die sämtlichen fälle aus älterer zeit als anlehnungen an lat. *nisi* erklärt werden; denn sie eignen keineswegs bloss der übersetzerprosa (vgl. auch meine beispiele aus dem mnd., Zeitschr. 30, 510 f.). Dass aber diese beispiele, wie Wunderlich selbst zugibt, ihrer bedeutung nach vielfach einen jussiv ausschliessen, gibt doch sehr zu denken. Nach dem vorliegenden material können wir in der positiven satzform kaum etwas anderes sehen als eine sekundäre entwicklung. Zu beachten ist namentlich, wie die alte negation formelhaft weitergeschleppt wird, auch wo sie durch änderung der satzkonstruktion überflüssig geworden ist; vgl. z. b. Fundgr. 2, 294 (Dorotheenspiel): *du enbetest mine abgote an **oder** ich wil dich an einen galgen hengen.* Das zeigt doch, wie tief eingewurzelt die negation ist. Aber freilich ist über diese ganze satzform meines erachtens das letzte wort noch nicht gesprochen, weder über ihre entstehung noch ihre entwicklung, insbesondere auch nicht über ihr fortleben in der neueren sprache; denn mit den dürftigen bemerkungen Wunderlichs darüber ist es nicht getan. Wie lange sich hier der konjunktiv auch ohne die stütze von *denn* und ohne erstarrung zur formel gehalten hat, dafür finde ich ein bemerkenswertes beispiel in den schriften von J. F. Löwen, erster teil (Hamburg, 1765) s. 127 *kein frühling soll vergehen, du seyst beständig jung, stets reizend, immer schön.* — S. 299. Es fördert die klarheit der darstellung nicht, dass hier beispiele für jussiv und imperativ, die sonst stets streng getrennt werden, vermischt sind. — S. 306. Das beispiel Iw. 2736 für konzessiven konjunktiv ist recht unglücklich gewählt, da der modus unter dem einfluss eines übergeordneten konjunktivischen satzes und überdies im reime steht. Der ganze abschnitt ist ziemlich dürftig und war mit hilfe der vorliegenden fachliteratur leicht gehaltvoller zu gestalten. — S. 308. Bei der ersten person des präsentischen optativs hätte wohl auf die älteste beteuerungsformel *so eigi ih guot* (= so möge ich gutes haben) hingewiesen werden können, die Dkm. 17, 9 (Georgslied) vorliegt in der form: *sêg ih guot.* — S. 313. Zu Nib. 1448, 4 stellt sich als genaue ahd. parallele Dkm.[3] 30[b], 2, 8 (memento mori) *got muozze sie alle bewarn.* Es liegt also eine alte formel vor. — S. 316. Für den opt. praes. im relativsatz

verzeichne ich aus frühmhd. zeit: Wernh. Mar. (Fundgr. 2, 172, 12): *ich hân vil wol getâne degene. die mir got gesegene*; vgl. das. 186, 26 (konj. praet. mit finaler bedeutung). Die zeitangaben für das eindringen der hilfsverba in den präsentischen optativ sind recht unbestimmt. Nach dem wortlaut muss es den anschein haben, als ob die umschreibung im absichtssatze erst in mhd. zeit auftauche. Das ist aber doch nicht der fall. Schon Musp. 83 steht die umschreibung neben der einfachen verbalform innerhalb desselben satzes: *scal imo arar sin lip piqueman, daz er sin reht allaz kirahhôn muozzi enti imo after sinên tâtin arteilit werde*: vgl. Dkm. 18, 2 *thaz ig iz côsan muozi;* und ebenso sehr früh in der prosa: Dkm. 55, 17 *daz wir dinan willun arfullan muozzin*, vgl. ferner 78, 9. 97, 10, wo die umschreibung mitten zwischen vier einfachen verben steht. Auch die umschreibung mit *mogen* ist sehr alt; vgl. Dkm. 4, 3. 7 (Wiener hundesegen) und Dkm. 66, 14 mit kräftiger gegenüberstellung von wunsch und wirklichkeit: *cithiu daz man in erthu sinan willeon giwurchen m e g i n sama so engilâ in himile m a g u n*, ein beispiel, das lehrreich ist, weil es einen blick in die entstehung dieser umschreibung tun lässt; vgl. ferner Dkm. 83, 3. 4. 7. 40. — Das älteste beispiel, das Wunderlich anführt. ist aus dem Nibelungenlied (692, 3); es ist überdies nicht besonders glücklich gewählt, da der satz mit *unze daz* doch mehr temporal als final zu fassen ist. Recht ergänzungsbedürftig sind auch die angaben. die Wunderlich über den subjunktiven optativ nach verbis dicendi macht; für den einfachen optativ ist gar kein beispiel geboten. von den umschreibungen sind nur *wollen* und *mögen* durch neuere belege vertreten. Der ältere sprachgebrauch musste doch wenigstens mit einem worte gestreift werden, z. b. die umschreibung mit *müezen*: Dkm. 42, 58 *bit in des, daz er mir wâre riuwe müeze verlîhen.* — S. 317 ff. In dem abschnitt über den 'optativ in der konjunktivform des praeteritums' vermisst man eine genaue unterscheidung zwischen einfachen und durch hilfsverba mit infinitiv umschriebenen formen. Für einfachen konj. praet. ohne vergangenheitsbedeutung in wünschendem sinne hat Wunderlich kein beispiel aus älterer zeit; vgl. Dkm.[3] 30[b], 5, 6 *er habeti ir gerno mêre*, das. 10, 1 *gedâhtin sie denne wie iz vert an dem ende!* Auch im untergeordneten satz erscheint diese form deutlich nach p r ä s e n t i s c h e m hauptsatz: Dkm. 10, 21 *hêrro, ih thicho ze dir, thaz wazzer gâbîst dû mir.* Das alter der einzelnen umschreibungen mit hilfsverben bleibt noch zu untersuchen. Gibt es ein dem häufigen optativischen praes. *müeze* entsprechendes praet. im selbständigen wunschsatz? Mir ist kein beispiel bekannt: wohl aber lässt es sich im abhängigen satze nachweisen: Dkm. 43, 9, 11 *des digete ofte zuo ze gote Moyses, daz er got selben muose gesehen* (das wäre unabhängig: *müeze ich got gesehen!*). Zu s. 333 ff. wären jetzt die ausführungen von Kammel, Zeitschr. 36, 86 ff. zu vergleichen. Aus dem ahd. vgl. Dkm. 86 B. 1, 17 *dâ ist aver unmanic man, der sîn ambaht so irfulle, sô iz gote liche oder imo selbemo nuzze si.* Auch hier tritt früh die umschreibung ein: Musp. 94 *dâr ni ist so listec man, der dar niht arliugen megi.* — S. 338. Der indikativ im vergleichsatz nach affirmativem komparativ findet sich früher, als es nach Wunderlich und auch nach Erdmann, Grundz. 1, § 190 scheinen muss. Das älteste beispiel steht wohl in der Würzburger beichte Dkm. 76, 8 *unmahtiga (ih) drâgôr giwisôta danne ih scolta*. während sonst gerade in dieser formel immer der konjunktiv begegnet: vgl. z. b. die Sächsische beichte Dkm. 72, 13 *mêr têrida than ih scoldi;* das. 35. 37; Lorscher beichte Dkm. 72[b], 19. 32. 34. 72[c], 12. 16. 18. Der indikativ ist wahrscheinlich veranlasst durch die konkurrenz einer anderen formel, die vielfach in demselben zusammenhang auftritt: *daz ih inan sô ni minnôda sô*

*ih scolda* (Dkm. 72[b]. 11 u. oft). — Zu dem beispiel Erec 8251 auf s. 338, das Wunderlich von Erdmann herübergenommen hat, möchte ich bemerken, dass es ausserhalb des zusammenhangs unverständlich ist. Sonst hat Wunderlich durch die ausführlichkeit der zitate sehr für die bequemlichkeit des benutzers gesorgt. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, dass Hartmann an der Erecstelle (*enphiengen baz dan si wæren gemuot*) den konj. geschrieben hat; auf die handschriftliche überlieferung ist ja in diesem fall nicht viel zu geben. Sonst glaube ich, dass schon bei Hartmann trotz seiner reimgewandtheit gerade in den sätzen, die sich an einen komparativ anschliessen, der reim für die wahl des modus eine bedeutende rolle spielt. Eine genauere untersuchung würde das gewiss bestätigen. Aus meinen sammlungen entnehme ich, dass der konj. im satz mit *danne* nach positivem komparativ in Hartmanns werken 18mal vorkommt. Davon bildet in ca. 13 fällen der konj. das reimwort. Von den fünf verbleibenden fällen müssen noch zwei ausscheiden, weil hier der modus durch andere gesetze des satzbaus geboten war (Iw. 7538 irrealis; Erec 6222 nach imperativ). Es bleiben also nur drei fälle, wo der dichter unbeeinflusst vom reim und von anderen syntaktischen faktoren den konj. gesetzt hat (Greg. 174. 206; Iw. 1545). Dabei sind freilich die sätze mit *danne* = *danne daz* als etwas anders geartet nicht in betracht gezogen. Die regel, dass nach verneintem komparativ der indikativ steht, hat Hartmann im allgemeinen strikte befolgt; gelegentlich aber verletzt er das gesetz unter dem einfluss des reims: Iw. 589 *jane wæne ich niht, daz iemen habe kein bezzer golt danne ez si* (: *bî*). — S. 340. Für die behandlung der vergleichungssätze, die einen bloss angenommenen fall enthalten (mit *sam, als ob* usw.), darf ich auf meine bemerkungen Zeitschr. 35, 225 f. und 227 hinweisen. — S. 349. Zum übergang der oratio recta in oratio obliqua vgl. auch Nib. 1339 *si dâhte ze allen zîten: 'ich wil den künec biten', daz er ir des günde mit güetlichen siten, daz man ir friunde bræhte in der Hiunen lant.* Der umgekehrte fall häufig bei Eilhart v. Oberge; z. b. 7025; vgl. auch R.V. 6272; Germania 9, 273, 25. — S. 370 ff. Die darstellung des infinitivs erhebt sich trotz mancher glücklichen ansätze nicht über den wert einer skizze; einzelne gesichtspunkte sind für die betrachtung herausgegriffen; von einer zusammenfassenden behandlung der zahlreichen fragen, die uns die geschichte des infinitivs immer noch stellt, ist keine rede. Auch hat man mehr als anderswo den eindruck des sprunghaften, namentlich in den belegen. Manche punkte hätten auch ohne besonderen aufwand von mühe bei benutzung der vorliegenden literatur dem leser zu grösserer klarheit gebracht werden können. Warum ist z. b. nicht auf die ausgeprägte fähigkeit des mhd. infinitivs zur beibehaltung der verbalen rektion hingewiesen, wie sie gerade den lesern, mit denen Wunderlich vor allem rechnet, im Nibelungenlied so oft entgegentritt? (vgl. Nib. 570. 729. 2300; Grimm 4, 716. 756). Besonders dürftig erscheinen mir die bemerkungen über den infinitiv mit *zu;* von der art, wie diese neubildung mit der alten form konkurriert, erfährt man so gut wie nichts; vgl. jetzt Wilmanns D. gramm. 3, 126 ff. — Auch die darstellung des partizipialgebrauchs s. 382 ff. beschränkt sich vielfach gar zu sehr auf andeutungen. Von der fügung, 'die dem lat. ablativus absolutus entspricht', wird nach Wunderlichs behandlung auf s. 393 schwerlich jemand eine klare vorstellung gewinnen; ebensowenig wird man sich nach den bemerkungen auf s. 395 f. ein bild davon machen können, in welcher ausdehnung der moderne stil das partizipium an die stelle von verbalformen gesetzt hat. — Dagegen gibt das schlusskapitel des ersten bandes, das die wortstellung des verbums behandelt, trotz seiner kürze eine sehr geschickte einführung in dies

schwierige gebiet. In einzelheiten wird es wohl durch die inzwischen zugeströmte literatur modifiziert werden.

II, s. 8. Dass die fälle, in denen das substantivum für sich allein satzbildend auftritt, sich in der literatur mannigfaltiger verwendet finden, als man meistens annimmt, ist gewiss eine richtige bemerkung. Doch hätte einschränkend hinzugefügt werden sollen, dass dies nur für die neuere sprachentwicklung gilt. Für die ältere zeit sind die belege sehr dünn gesät, und zwar nicht bloss im ahd., wo die lat. stilformen einfluss haben können, sondern auch im mhd., das doch eine stattliche anzahl von stilgattungen und auch kräftige vertreter individueller stilistik aufzuweisen hat. Obendrein handelt es sich in den allermeisten fällen um erstarrte formeln; vgl. Grundz. 2 § 52 ff. — S. 14 f. Weder das beispiel aus dem Hildebrandslied (v. 14) noch das aus den Nibelungen (139, 2) passt in den zusammenhang, in den Wunderlich es stellt. In beiden fällen ist die apposition kein blosses mittel zur ausschmückung oder gar zur füllung des verses, sondern fügt merkmale an, die für den zusammenhang der erzählung von bedeutung sind; an beiden stellen handelt es sich um die erste einführung einer person. — S. 17. Durch ein merkwürdiges versehen ist die Fauststelle *umgibt in rauch und moder nur dich tiergeripp und totenbein* unter die belege für enge verbindung von personalpronomen und appositionellem substantiv geraten! — S. 18 ff. Wunderlich hält an seiner öfter vertretenen meinung fest, dass die apposition an die casuskongruenz nicht gebunden sei. Dass diese auffassung vom geschichtlichen standpunkt ihre berechtigung hat, kann nicht zweifelhaft sein und ist von mir niemals geleugnet worden (vgl. Grundz. 2 § 135). Eine ganz andere frage ist es, was für die heutige anwendung der schriftsprache als norm zu gelten hat; nur mit dieser frage hatte ich mich a. a. o. beschäftigt. Und da kann es denn doch keinem zweifel unterliegen, dass die apposition im g l e i c h e n casus als das regelmässige anzusehen ist. Was wollen die paar beispiele, die Wunderlich s. 19 f. für die 'freie' anfügung beibringt, besagen gegen die masse der belege für die beobachtung der kongruenz? Und wenn man sich Wunderlichs beispiele in der nähe ansieht, so findet man obendrein, dass sie fast sämtlich stilgattungen entstammen, die von haus aus eine grössere freiheit der bewegung für sich in anspruch nehmen: die meisten stammen aus tagebüchern, briefen, parlamentsreden und ähnlichem. Aber auch auf die von mir a. a. o. verzeichneten beispiele lege ich in dieser beziehung gar keinen wert. Das sprachgefühl der meisten menschen lehnt sich heute entschieden gegen die inkongruenz auf, mag die sache historisch liegen, wie sie will; wenigstens sträubt es sich gegen die gröbsten fälle, wie sie etwa in den beispielen aus Goethe uns entgegentreten, und man kann es von diesem standpunkt aus verstehen, dass die Weimarer ausgabe hier eingegriffen hat. Für den normalen stil ist heute die kongruenz geboten. Das kann man behaupten, ohne auch nur von ferne in die von Wunderlich mit recht bespöttelte pedanterie Wustmanns zu verfallen. Die schulgrammatik hat also ganz recht mit ihrer regel. Oder sollte dem schüler heute erlaubt werden zu schreiben: 'ich traf Karl, ein freundlicher knabe', bloss weil Goethe sich im Werther diese fügung gestattet hat? Von Wunderlich erhielte er vielleicht noch eine belobigung, weil er das wesen der apposition so gut erfasst hat. — Wenn sich übrigens die schule hier mit ihrer regel durchgesetzt hat, so konnte sie es, meine ich, um so leichter, weil ihr hier kein nennenswerter widerstand von der seite der umgangssprache her entgegengestellt wurde; von diesem faktor sind ja die erfolge der schule wesentlich abhängig. Die zwanglose sprache

des täglichen verkehrs aber bedient sich, so viel ich beobachten kann, jener 'freien' form der apposition auch nicht mehr; niemand sagt: 'er reist zu seinem bruder, ein kaufmann in Hamburg'; ebensowenig ist die schriftsprachliche form gebräuchlich. Die umgangssprache reiht hier die erforderliche nähere bestimmung in parataktischem satzgefüge an: 'der ist kaufmann in H.'. Wer da sagte: 'er zieht nach L., eine kleine stadt in Bayern', würde sich stark dem verdacht grammatischer inkorrektheit aussetzen; auch hier herrscht die selbständige parataxe. In einem falle ist auch in der umgangssprache die schriftsprachliche angleichung der apposition an ihr substantivum üblich, nämlich wenn der inhalt des zusatzes als bekannt bezeichnet werden soll: 'er reist zu seinem bruder, dem kaufmann in Hamburg'. Hier wäre der 'freie' gebrauch ganz ausgeschlossen. Es ergibt sich also, dass Wunderlichs meinung auch in der umgangssprache keine stütze findet. — S. 48. 'Charakteristisch' ist nicht die verwendung des indefiniten pronomens *ein* (d. i. des artikels) in der apposition — die ist ja ganz gewöhnlich —, wohl aber das auftreten dieser form in einer apposition, durch die eine in der anredeform bezeichnete person näher gekennzeichnet wird, kurz der artikel nach dem vokativ. Zu erklären ist diese fügung einfach durch formelhafte übertragung aus anderen casus, besonders aus dem nominativ. Die worte *Gunther, ein ûzerwelter degen* wurden als ein ganzes gefasst und gerieten so auch in den vokativ, zu dem der artikel eigentlich nicht passt. Der gebrauch ist, beiläufig bemerkt, im nd. besonders häufig zu belegen, z. b. Redent. ostersp. 578. 669; Theoph. (II) 678; Marienkl. 101; Sündenfall 683; Ps. Gerh. v. Mind. 30, 9; Nd. jb. 13, 92 (und Brandes z. d. st.). — Derselben fügung wird noch s. 71 gedacht (druckfehler *an* statt *car* im Heinrichslied), aber auch hier wird sie recht kurz abgetan; es hätte für die ältere zeit verwiesen werden können auf Kraus, Ged. d. 12. jhs. s. 87. — S. 50. Zum vereinzelnden artikel von stoffbezeichnungen vgl. auch Klaus Groth Prinzessin: (*se*) *harr haar as en gold.* — Was s. 74 über die benennungen der tiere gesagt wird, ist ziemlich unklar, besonders die parallele mit den verwandtschaftsnamen wenig einleuchtend. — S. 76. Die anmerkung hat in der unbestimmten form, in der sie gehalten ist, keinen zweck. — S. 78. Die störung der kongruenz durch den sexus ist recht wenig eingehend behandelt, wie denn überhaupt in diesem und dem nächsten abschnitt (über den numerus) meines erachtens die eigentlich syntaktischen fragen zu kurz kommen. Hier war auf die merkwürdigen fälle hinzuweisen, die Kraus a. a. o. zu Tund. 271 (s. 240) angeführt hat; vgl. auch das. s. 133 zu Adelbr. Joh. bapt. 223. — S. 90. Eine für mein sprachgefühl besonders auffällige pluralbildung zu einem abstraktum bei gleichzeitigem übergang ins konkretum finde ich öfters bei C. F. Meyer; vgl. Novellen (1900) 2, 130 *verhafte ich diese blühenden jugenden?* 218 *begrüsst euch, ihr jugenden!* Das stammt wohl aus der mundart. — S. 93. Zur ergänzung meiner ausführungen Grundz. 2, § 37 möchte ich hier einschalten, dass (analog dem *zwei mal zwei ist vier*) die zweizahl auch sonst gelegentlich als eine höhere einheit aufgefasst wird und deshalb den singular des prädikats nach sich zieht; vgl. Zingerle, Kinderspiele im ma. (Sb. d. Wien. ak. bd. 57, s. 159) in dem verzeichnis der spiele aus 'Der tugenden schatz': *zwei spilten zürlin mürlin, zwei sprach: der platz ist min.* Anders liegt der fall, wenn das zahlwort nachträglich in seine bestandteile aufgelöst wird; dann ist der singular durchaus verständlich, vgl. das. *zwei eins daz ander umb vieng, zwei eins daz ander kuste.* — S. 94. Die starke isolierung des genetivs bei der aufzählung der casus wird manchen befremden; es sieht aus, als ob es mit ihm noch eine ganz

besondere bewandtnis habe. — S. 105. Die behandlung der verba *heissen, nennen* etc. mit prädikativem nominativ lässt manches zu wünschen übrig; der fall ist doch interessant genug, um etwas ausführlicher dargelegt zu werden, zumal da sich auch fragen der sprachrichtigkeit an ihn anschliessen. Ich hörte z. b., wie ein eifriger grammatikus Schiller tadelte, weil er in dem verse *willst du der liebe fürst dich würdig nennen* den unflektierten akkusativ von *fürst* gebraucht habe! Das wort gehe doch nach der schwachen deklination! Er fühlte sich sehr erleichtert, als er über die syntaktischen verhältnisse aufklärung erhielt. — S. 106. Dass in *wache stehen* der scheinbare nominativ auf präpositionalverbindungen zurückführe, ist nicht so sicher, wie es nach Wunderlichs angabe scheint. — S. 142. Dass sich der kreis von verben, die gewohnheitsmässig einen reflexiven dativ zu sich nehmen, für die ahd. zeit auf *fürchten* beschränke, ist doch nicht ganz zutreffend; vgl. OS. II, § 246. Das beispiel aus Wagner s. 146 wäre besser zum reflexiven dativ gezogen worden. — S. 179 ff. In dem abschnitt, der den von verben abhängigen genetiv behandelt, finde ich die anordnung nicht glücklich. Die absonderung der aus nominalstämmen abgeleiteten verben von den anderen hat keinen rechten zweck. Bei einigen verben, die Wunderlich selbst anführt, ist diese ableitung nicht einmal ganz sicher: ausserdem finden sich zu jeder gruppe sinnverwandte verben, die mit bestimmtheit als nicht abgeleitet anzusehen sind (vgl. Grundz. 2, § 208 ff.), so dass die anordnung höchstens bei der beschränkten auswahl, die Wunderlich getroffen hat, durchzuführen ist. Ausserdem ist nicht zu vergessen, dass partitive auffassung zum teil auch bei den in gruppe a vereinigten verben möglich ist, z. b. bei den verben des strebens nach einem ziel, auch bei manchen verben der sinneswahrnehmung und der geistestätigkeit, die von Wunderlich freilich recht stiefmütterlich behandelt sind. — S. 187. Der gebrauch von *jehen* mit dativ der person und genetiv der sache hätte auch durch einige mhd. beispiele illustriert werden sollen. (In dem beispiel aus Notker störender druckfehler: *gotes* statt *gote*). — S. 188. Die behandlung des genetivs bei adjektiven gibt weder von der früheren mannigfaltigkeit noch von dem heutigen restbestand ein ausreichendes bild. — S. 235. Bei der darstellung der anredeformen hätte wohl auf die zeitliche fixierung der übergangserscheinungen etwas mehr wert gelegt werden können. So wird von der anrede mit *der herr* gesagt: 'anfangs erscheint diese form oft neben dem ihrzen' und als beleg dazu erscheint eine stelle aus dem jahre 1623. Die 'anfänge' liegen aber doch weiter zurück; z. b. ist Grundz. 2 § 27 der gebrauch aus dem jahre 1584 nachgewiesen. — Zur ergänzung der untersuchungen, die neuerdings über die anrede angestellt sind, möchte ich hier noch mitteilen, dass im nd. die umschreibung der person durch appellativa oder durch einen titel mit possessivpronomen schon seit dem 15. jahrhundert oft belegt ist: z. b. sehr häufig im drama vom sündenfall (ed. Schönemann, Hannover 1855): 1233 *ein lam opper ik diner hilgen goite.* 2426 *ik bidde jure konninchlike ere;* vgl. 836. 2566. 2612. 2626. 2639. 2648. 2660. 2711. 2746. 2779. Ps. Gerh. v. Mind. 31. 22 nachtigall zum habicht: *of mi juwe gnade entwiken wolde.* Henselin (Nd. jb. 3. 12) VII. 12 *din hoghe adel gere uns dar to guden rat.* Die voraussetzungen für den gebrauch von *he* und *se* (sing.) waren also auch hier durchaus gegeben; ebenso für das plural-sie: vgl. Sündenfall 2623 *ik danke juwen hulden.* Dieses blieb aber im nd. in der entwicklung zurück; die singularformen waren bei ehrender anrede durchaus herrschend. Einen lehrreichen einblick in die anredeverhältnisse um die mitte des 17. jahrhunderts eröffnet Lauremberg 3. 223 ff. (Braune), der über das viele komplimentieren und die ausdehnung

der höflichen anrede auf den verkehr der stallknechte spottet; besonders humoristisch wirkt hier der kontrast zwischen der ehrenden anrede und der geforderten leistung (*idt sy doch des hern syn wolgevalle, dat he de perdekötel fege uth dem stalle*). Noch heute hält sich die anrede in der 3. sing. in der mundart mit grosser zähigkeit; in Holstein z. b. ist sie gegen alle respektspersonen (wozu auch vater und mutter gehören) noch ganz üblich: *will radder ni n beten sitten gan?* — *will he sik ni n pip ansteken?* — *hett Klasom sin heu all inführt?* — *uns wert schull mal na t perd sen* usw. Erst in neuester zeit bürgert sich das plural-sie ein. Der widerstand des natürlichen empfindens gegen das *sie* kommt drastisch in folgender unterhaltung aus Dithmarschen zum ausdruck. Vater zum sohn: *jung, du muss to den prester herr paster un denn se seggen!* Sohn: *dat is ja doch dösig, vader: he is doch ken fruusminsch; to de fruen seggt wi ja se, to de manslüd doch h e.* — S. 240. Tritt die genetivform *sîn* für das neutrum wirklich erst spät und nur vereinzelt auf? Ich verzeichne aus dem Nibelungenlied ein paar stellen, die mir gerade zur hand sind: 815. 798. 1317. 2278. — S. 241. Die reflexivform *sich*, auf die erste oder zweite person bezogen, findet sich auch im nd. Sündenfall 2507 *gy gesinde, gy schullen s i k al bereiden* (wo Sprenger, Nd. jb. 74, 152 glaubte *iuk* statt *sik* lesen zu müssen). Dieselbe fügung steht übrigens auch im l a t e i n i s c h e n text desselben dramas: v. 3546 *quaeramus s i b i sponsam virginem adulescentulam* (vgl. Hom. Od. 9, 278 οὐ δύναμαι ἧς γαίης γλυκερώτερον ἄλλο ἰδέσθαι). Zweifelhaft ist Schlömer 1028 *noch wil wy gude christen sin, und hapen noch up Abrahams schoet, fürchten s i k nicht vor hellscher glodt;* denn hier könnte auch an eine ersparung des pronomens *sie* gedacht werden, die gerade in diesem denkmal mehrfach belegt ist (vgl. z. b. 995 f.). Interessant ist, dass sich diese syntaktische inkongruenz in der mundart so festsetzen kann, dass sie als normal gilt und gar nicht auffällt. So ist es in D i t h m a r s c h e n ganz üblich zu sagen: *wi wüllt s i k mol bon* (= *baden*); *verdregt s i k as jüm bröders sünd: lat s i k ni lang nödigen.* Plattd. kalender 1859 (Dörr), s. 1 *ik hop dat ji s i k sülben findt int bok, so as ji snackt und bünt.* S. 22 *jüm bünt doch egentli ni recht klok, dat jüm s i c k vun so n rumdriwer ophitzen lat.* Das. 1858, s. 58 *wat helpt uns all uns lerde un dat wi u n s sehn kün'n, wenn wi s i c k nich mal en kuss gebn kün'n!* (wechsel). Im übrigen Holstein habe ich diese fügung nicht gefunden. — S. 279 ff. Zu den beobachtungen Wunderlichs stimmt es, dass die enge verknüpfung zweier sätze ohne relativpronomen besonders oft in Salm. und Mor. belegt ist; vgl. z. b. 451, 3 *er hiez her fur tragen zwô vezzern, w â r e n î s e r î n;* ebenso häufig in nd. denkmälern, z. b. Waldis Verl. son 1104 *toch hen ynn ein landt, w a s f e r r.* — Zu s. 301 vgl. jetzt Zeitschr. 37, 501 f. — S. 305 ff. In den abschnitten über die partikeln als satzbindemittel greifen zwar manche erörterungen stark in das gebiet der wortgeschichte über, im ganzen aber sind sie sehr instruktiv. Mit recht ist besondere sorgfalt darauf verwendet, die übergänge aufzuweisen, die von dem gebrauch der partikeln im hauptsatz zu ihrer verwendung in der hypotaxe führen; das wird für *dass* (vgl. auch Nib. 1146. 762), *damit*, *da* u. a. treffend gezeigt. Vielleicht hätte hier noch auf die neueste erscheinung dieser art hingewiesen werden können: auf die entwicklung der partikel *trotzdem*, die sich wohl nach dem vorgang der umgangssprache immer mehr als konjunktion des nebensatzes einzubürgern beginnt (*trotzdem er gekommen ist, traue ich ihm nicht;* vgl. früheres *trotzdem dass*, *trotz dass*. Heyne, D. wb. 3, 1062). Ein vorzügliches beispiel bietet auch das mnd. mit seinem *wattan*, aus *wat dan* = *was denn?* RV. 242 *mêr segge ik nicht;*

*wattan? se klaget go sulren nicht.* Daraus ist in der hypotaxe konzessive bedeutung entwickelt, so dass *wattan* geradezu *obgleich* bedeutet; vgl. Schiller-Lübben 5, 617 f. Auch an der im mnd. häufigen konzessivkonjunktion *wol* lässt sich der übergang gut beobachten; vgl. z. b. Sündenfall 2095 *wol scholde ik wol eir hebben gesproken: ik hope, ik hebbe noch nicht gebroken an minem swigende.* — An manchen stellen vermisse ich auch hier eine genauere zeitliche abgrenzung der sich ablösenden formen. So lässt sich der gebrauch der verstärkten form *also* in temporaler funktion (s. 341) doch wohl vor Williram belegen; z. b. finden wir dies *also* zweimal in dem nd. denkmal Allerheiligen (Dkm.[3] 70) z. 9 *also that guodlika thianust thâr al giduon was, so wither giwarf manno gewilik fri endi blithi te hûs.* In demselben kurzen text steht einmal *thô* (1) und einmal *sô* (4), so dass also alle möglichkeiten vertreten sind. S. 381 wird der eindruck erweckt, als ob die verstärkte form *also* im vergleichsatz erst in frühnhd. zeit auftauche. Sie ist aber schon aus dem ahd. zu belegen (vgl. Dkm.[3] 4, 8, 7. 13, 16); seit dem 10. jahrhundert schon beginnt sie in manchen denkmälern zu überwiegen, z. b. in Notkers Katechismus (Dkm.[3] 79), im Friedeberger Christ und antichrist (Dkm.[3] 38), in der Summa theologiae (Dkm.[3] 34) und anderen.

Doch genug der einzelheiten; sie sollen, ich wiederhole es, den wert des ganzen nicht schmälern. Das ideal einer deutschen syntax ist auch mit Wunderlichs buch nicht erreicht. Dass wir aber durch seine leistung dem erstrebten ziel einen beträchtlichen schritt näher gekommen sind, könnte nur ein übelwollender bestreiten.

KIEL. OTTO MENSING.

---

Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning af **Adolf Noreen.** I Bandet. Lund, Gleerup 1903—1907. 580 s. kr. 9.— (1., 2., 3., 5. und 9. lieferung des gesamten werkes).

Die ansprechenden gelben hefte des vom verlag mit gewohnter vornehmheit ausgestatteten populären riesenwerkes, einer erschöpfenden deskriptiven neuschwedischen sprachlehre von der feder des als sprachhistoriker weit über die grenzen der nordischen lande hinaus geschätzten Uppsalenser professors, sind nicht nur wegen des ansehens ihres autors, des unvergleichlich produktivsten forschers und lehrers der nordischen sprachen, sondern noch viel mehr wegen der selbständigen methoden und des weitschweifenden blickes für das allgemeine im sprachleben von weitgehendem interesse. Auch für denjenigen teil des leserkreises dieser zeitschrift, der sich wegen des aus gründen der popularisierung des stoffes gewählten titels 'Vårt språk' gleichsam ausgeschlossen fühlt, lassen sich in einem referat eine menge punkte hervorholen, die gerade jedem schüler und fachgenossen des verfassers von allgemeingermanistischem interesse erscheinen müssen. In keiner früheren arbeit — ich erinnere an die kompendien Altnorwegisch-isländische und Altschwedische grammatik oder an die Nordische sprachgeschichte im Grdr.[2] I — hat nämlich Noreen in solchem masse den satz 'Nur die fülle führt zur klarheit' zu seiner devise gemacht. Fügen wir dieser das von ihm selbst gewählte motto aus einer im jahre 1814 erschienenen allgemeinen sprachlehre des Schweden A. G. Silverstolpe hinzu: 'Aus den lateinischen grammatiken, denen man so oft folgt und die man so oft lobt, ist wohl ein system, aber nur ein verwirrendes system zu schöpfen gewesen. Mögen mir die alten dies bekenntnis verzeihen: einmal musste es heraus: ich will damit

nicht das verdienst der uralten grammatiker schmälern. Dieses war gewiss unermesslich gross für ihr zeitalter', so sind die zwei hauptmomente genannt, die das vorliegende buch kennzeichnen: ein streben nach grösstmöglicher erschöpfung des ungeheuren, teilweise noch brachliegenden oder aus früheren arbeiten erst ans licht zu ziehenden materials nach möglichst vielseitigen principien schematisiert und terminologisiert einerseits, und der radikal-junggrammatische gesichtswinkel andererseits, der den verfasser vielfach auf neue, unabhängige bahnen führt, wo seine spezielle materie es erfordert. Hierin ist Henry Sweet, besonders als verfasser der New English Grammar (Oxford 1892—98) sein nächster geistesverwandter. In der zähigkeit aber, mit der Noreen bibliographischem und personalhistorischem material nachspürt und dies und anderes mehr allenthalben in seine darstellung einflicht, reicht er an den verfasser der Landfrædissaga Íslands (Khöfn. 1888—1904) prof. Thoroddsen, an Konrad Maurer, Troels Lund und andere bannerträger der nordischen wissenschaft heran.

Der uns fertig vorliegende erste band — teilweise sind schon der dritte (etymol. lautlehre), der fünfte (semasiologie, des verfassers gegenwärtiges spezialgebiet) und der siebente (morphologie) erschienen — bietet nebst 18 s. zusätzen und berichtigungen, meist die allerneueste literatur betreffend, einem ausführlichen verfasser- und herausgeberregister sowie einem nachwort, datiert 1. 2. 07, auf 326 seiten eine allgemeine einleitung (eine wahre festouvertüre über das thema 'musst ins breite dich entfalten, soll sich dir die welt' — hier die sprachwelt — 'gestalten') und eine 200 seiten umfassende deskriptive lautlehre der neuschwedischen reichssprache und der wichtigsten mundarten mit einer lautphysiologischen einleitung.

Ein grosses verdienst ist die gemeinfassliche, vielseitige behandlung der 'begriffe der grammatik', vor allem also des resp. der begriffe 'sprache'. Hier an der klippe psychologischer definitionen vorbeizusegeln, die weder dem nicht spezialisierten sprachmann noch dem sprachlich interessierten laien etwas zu geben vermögen, hat sich von jeher als eine grosse schwierigkeit erwiesen. Wissen wir zwar insgesamt heutzutage noch so gut wie nichts über die psychischen relationen zwischen dem menschlichen individuum und dem sprachlich individuellen (nationellen), so können wir doch, wie Noreen m. e. glänzend dargetan hat, mit hilfe ganz einfacher, alltäglicher erwägungen den allgemeinen begriff sprache folgendermassen abgrenzen.

1. Relative konstantheit und allgemeingiltige aktualisierungskraft (suggestibilität) eines psychischen inhalts, 'zeichen'.

2. Erhebung dieses psychischen inhalts über das blosse gefühl, also wahrnehmung, vorstellung, idee, im gegensatz z. b. der tonwelt in der musik.

3. Vollzug einer mitteilung (auch innerhalb einer und derselben person zu ungleichen zeiten).

4. Bewusstheit und freiwilligkeit der mitteilung.

5. Absichtlichkeit derselben.

6. Verständlichkeit der bedeutung unabhängig von dem erreichen oder verfehlen des zweckes.

7. Konventionalität. Homo sapiens. Aktive und passive tiersprache.

Unter 'sprache im eigentlichen, aber immerhin ausgedehnten sinn' will Noreen also verstehen: ,alle durch einen unserer sinne aufgefassten erscheinungen, die konventionell eine verhältnismässig konstante und allgemeine kraft haben, bei einem individuum einen ideeninhalt zu erwecken, und die von einem anderen (oder dem-

selben individuum zu einer anderen zeit) absichtlich zu diesem, auch für das erstere individuum selbstbewussten zweck produziert worden sind'. Hieran schliesst sich nun Noreens meines wissens in der modernen sprachliteratur in ihrer ausführlichkeit alleinstehenden darstellung der verschiedenen arten von sprache an: von den drei hauptarten *gefühlssprache* (fühlbare sprache; kuss, schlag usw.), *gesichtssprache* (sichtbare sprache) und *gehörssprache* werden die letzteren zwei folgendermassen klassifiziert:

2. A. *Mimik*:
   a) *plastik* (bewegung des körpers);
   b) *gestikulation* (reiche beispielsammlungen); man beachte den von südl. sprachen im norden teilweise abweichenden bedeutungsinhalt; achselzucken wird von einigen Schweden — ganz mit unrecht! — als spezifisch ausländische gebärde bezeichnet;
   c) *mimik* im engeren sinn (gesichtsmuskeln). Auf diesem gebiet sind die abweichungen innerhalb Schwedens erstaunlich gross, den feinen unterscheidungen des verf. liegen sowohl sein Värmländertum als seine kosmopolitische veranlagung zugrunde.
   B. *Optische signale* (viele beispiele, auch aus dem täglichen leben).
   C. *Schrift* im weitesten sinn:
      a) *tonschrift* (noten);
      b) *ideographie* (ziffern, arithmet. zeichen usw.);
      c) *schrift im eigentlichen sinn* (diese wird dann als ‚sekundäre sprache' s. 36—40 ganz ausführlich und mit reichen beispielsammlungen behandelt).
3. A. *Akustische signale* (wie oben 2B).
   B. *Organische sprache*:
      a) *unartikulierte* (3 seiten fälle!),
      b) *artikulierte* laute.

Naturgemäss konzentriert sich nun das ganze gewicht auf die weitere einteilung des letztgenannten momentes nach 9 verschiedenen gesichtspunkten. Nach ihrer struktur oder der inneren sprachform erhalten wir 'nationalsprache' mit ihren mannigfachen modifikationen. Noreen ist nun der erste, der in einer exakten behandlung der letzteren bis zum äussersten vorsichtig ist und die früher sogenannten 'ausnahmsfälle' mit in rechnung zieht, wenn er die frage 'was ist schwedische sprache?' beantwortet: 'eine auf eine bestimmte, eigentümliche weise gebaute sprache, die von den meisten Schweden hauptsächlich (oder immer) gebraucht wird'; dabei denkt er also an die Finnen, Russen, die schwedisch sprechen, an die Lappen, Finnen, die ihre sprache in Schweden sprechen einerseits, mit recht aber auch (s. 22 unten) an 'die vielen individuen, die zwei- und mehrsprachig sind'. Deshalb erhalten wir als 2. gesichtspunkt die ordnung, in welcher eine zwei- oder mehrsprachige person sich die sprachen aneignet. Der nummer 1 (muttersprache) alle folgenden (sie können ja viele sein: 2, 3, 4 usw.) als fremde sprachen gegenüberzustellen, ist natürlich nur ein notbehelf und 'muttersprache', selbst lingua 'paterna' oft eine verfehlte terminologie; siehe 'landessprache' weiter unten. 3. ergibt der historische ursprung eine einteilung in verwandte und nichtverwandte sprachen, 4. der zeitpunkt im verhältnis zur jetztzeit in tote und lebende sprachen (erklärung der bezeichnungen für verschiedene perioden: isländisch und griechisch mit ihrer sonderstellung hätten angeführt werden können). 5. Den grad der anwendbarkeit

gibt die unterscheidung von weltsprache und lokalsprache. Zum letzteren moment gehört vor allem die präzisierung des umstrittenen 'reichssprachs'begriffes. Hier, wie in vielen anderen dingen, steht Noreen dem ihm ebenfalls kongenialen Jespersen, Fonetik s. 79 ff. relativ am nächsten; aber er sucht hier mit seiner definition mehreren forderungen als den bislang aufgestellten, auch als denen Jespersens, gerecht zu werden. So lesen wir bei Noreen, 'lokalsprache', geknüpft an ein durch eine besondere nationalsprache gekennzeichnetes geographisches gebiet, könne zweierlei sein:

a) reichssprache: sprache, die nicht an einen bestimmten landesteil gebunden ist, sondern als gemeinsames mitteilungsmittel gilt — d. h. als solches verwendbar ist und als solches anerkannt und angestrebt wird — im ganzen gebiet einer nationalsprache.

b) dialekt oder mundart: sprache, die in einem bestimmten, relativ kleineren gebiet gilt, die aber ausserhalb desselben entweder nicht verstanden oder als allgemeines ausdrucksmittel nicht anerkannt wird. Für minder glücklich halte ich den folgenden abschnitt über die schwedische reichssprache im verhältnis zu den dialekten. M. e. sind unsere nordischen kulturen, so gut wie die norddeutsche, viel zu jung, um auf eine ähnliche weise wie die Englands oder Frankreichs die sprachliche einigung mit dem schwerpunkt auf einem leitenden verkehrszentrum erstreben, geschweige denn durchführen zu können. Ist doch auf den genannten gebieten die so viel leichter erreichbare und von einer 'reichsvortragssprache' (Luick) gewiss strenger zu scheidende schriftsprache lange noch nicht zu der vereinheitlichung gelangt, der eben eine stilistisch-ästhetisch homogene entwicklung der gebildeten täglichen rede vorausgehen muss. Die voraussetzung der letzteren aber ist eine kulturelle, volkliche gemeinschaft, wie sie, abgesehen von politischen idealen, im norden vielleicht höchstens innerhalb Dänemarks bestehen kann. Unter den bestehenden verhältnissen aber ist eine uniformierende tendenz für die kultur eines landes gefährlich, das tatsächlich den verlust des zusammenhanges mit seinen eigenen uralten nordischen traditionen und den nachbarländern durch kritiklosen — nach dem willen einiger sogar sprachlichen — anschluss an eine viel zu nah verwandte, viel zu leicht erworbene, imperialistische kultur übertüncht. Haben wir uns schon den quell klassischer kultur in leichtsinnigster weise rauben und dadurch die in der älteren tradition (Gustavianska tiden) so klar hervortretenden berührungspunkte mit den modern-europäischen fortsetzungen derselben im süden und unseren westlichen stammesbrüdern über der Nordsee entrücken lassen, so darf in der zukunft der frische einheimische, im praktischen leben gerade unseres verfassers wie in den besten werken der gegenwärtigen schönen literatur (Fröding, Strindberg) rege sprudelnde born nicht versiegen, der aus der stammesverschiedenheit und stammeseigenheit fliesst. Dieser aber hat in der lebenden sprache seinen vornehmsten ausfluss, in der individualisierung seine kräftigste speisung.

Von einem schon von G. Cederschiöld (Svenskan som skriftspråk[2], 1902) und noch früher von Lyttkens und Wulff in ihrer einleitung zu Svensk uttalsordbok, 1889, s. 7—13 stark in den vordergrund gerückten gesichtspunkt aus, dem 'stimmungswert', d. h. ihrem verschiedenen vermögen, ästhetisch zu wirken, lassen sich nach Noreen 3 stilqualitäten unterscheiden, höherer, mittlerer und niederer stil mit je zwei unterabteilungen, wie sie sich tatsächlich — die beispielsammlung in diesem buch ist ein beweis hiefür — im schwedischen mit vorteil trennen lassen. Die wesentlichen übereinstimmungen dieser jüngsten und feinsten distinktionen mit

denjenigen der genannten vorgänger sowie des sonst in sprachrichtigkeitsfragen abweichenden Lundell (Verdandi 1901. Språk och stil 1889. Rättstavningsfrågan 1886) gegenüber den abweichenden ansichten Murrays (A New Engl. Dict.. Pref.), Ellis' Philol. Soc. 1881 und zuletzt Sweets auffassung (zwar nicht ausgesprochen aber in seinen texten verwertet) beruhen auf der totalen verschiedenheit der stellung der respektiven sprachgebiete zu den mundarten. Aber ganz im gegensatz zum obigen bedeutet hier Noreens grössere freisinnigkeit und anerkennung des 'how we actually do speak' einen fortschritt. Wo ich mich in diesen fragen umsehe, scheint schliesslich nur aus der rückhaltlosen aussprache des subjektiven standpunktes mehrerer untersucher etwas zu gewinnen zu sein, da zunächst noch ein 'quot capita, tot sensus' die verschiedenen germanischen stämme und noch mehr die urteile der gelehrten innerhalb jedes einzelnen zu beherrschen scheint. Ganz besonders bemerkens- und beherzigenswert sind Noreens worte über die gegenseitigen wechselbeziehungen der stilarten resp. des verschiedenen wortvorrates derselben auf s. 31 32. Der vollständigkeit halber und als beispiel für die gründlichkeit der durchführung seiner klassifikation mache ich noch auf die folgenden interessanten abschnitte aufmerksam. Gesichtspunkt 7: gesellschaftskreise, technischer sprachgebrauch, jargon usw. 8. Fertigkeitsgrad: A. geübtheitsgrad: a) orthophone, b) kakophone sprache; B. normalität: a) normale, b) abnorme sprache (hier werden eine menge recht gewöhnlicher und sicher für die sprachentwicklung nicht bedeutungsloser erscheinungen wie nasalierung, stottern, metathese usw. ausführlich behandelt); C. sorgfältigkeitsgrad: a) deutliche, b) undeutliche sprache. 9. Zweckmässigkeit, wobei Noreen auf seinen von A. Johannson in den Indog. forsch. I deutsch abgedruckten polemischen aufsatz 'Über sprachrichtigkeit' verweist.

Die hierauf folgenden abschnitte behandeln in ebenso ausführlicher weise die sprache im uneigentlichen sinne, nach der schwedischen ausdrucksweise 'spr. zweiter hand' (sichtbare sprache: wort-, silben-, lautschrift, welche letztere eine ganz vorzügliche historische wie typo- resp. kalligraphische skizzierung findet; hörbare sprache zweiter hand: gaunersprache, geheimsprachen usw.) und 'dritter hand' (blindenschrift, taubstummensprache, geheimsprache, pseudonyme, brachygraphie, lalli-, stenographie, telegraphie etc.). Ein versuch, gelegentlich dieser scharfen und vielseitigen schematisierung auch die inneren beziehungen des individuums als psyche zum sprachlichen ausdrucksmittel mit in rechnung zu ziehen, geht über die oben angeführten ansätze nicht hinaus, und doch hätte es für Noreens weiten, vorurteilsfreien blick so nahe gelegen, den subjektiven begriff landessprache in ein, systematisch gesehen, neues licht zu stellen. Aber auch das schwedische entbehrt einer sprachlichen bezeichnung etwa für γλῶσσα γηγενής, die, als entgegengesetzt zu πατρόθεν oder μητρόθεν, vielmehr in erster linie γῆθεν ist; denn in unserer modernen zeit und bei den heutigen verhältnissen macht sich das bedürfnis nach einer bezeichnung des tatsächlichsten verhältnisses geltend, welches die sprache in ihrer beziehung zum menschen als mitbürger eines landes umfasst, eine beziehung, die nicht nur (ich erinnere an Roosevelts klassische rede American Ideals etc., NewYork 1901. s. 18 ff.) gefordert wird, sondern trotz ihrer denkbaren labilität in vielen modernen fällen den muttersprachbegriff ganz in den schatten stellt, wo der mehr oder weniger ausschliessliche gebrauch der sprache des milieus die bezeichnung 'fremd' widersinnig macht, ja diese oft genug die 'muttersprache' im traditionellen sinne trifft.

Man möchte über die folgenden abschnitte, besonders den über die begriffe und abarten der grammatik, der viel neue gesichtspunkte bringt, am liebsten ausführlich referieren, wenn wir uns nicht vielmehr, auch das grosse kapitel über die verwandtschaftsverhältnisse des schwedischen (die idg. und german. sprachen) sowie das folgende über die ausbreitung und einteilung der neuschwedischen mundarten (den ersten neueren versuch[1] seit Lundell, Sv. landsm. 1879 und Antropol. sekt. tidskr. 1880, besonders wichtig wegen der angaben über das finnisch-schwedische und versehen mit einer schwedischen sprachkarte s. 98) überspringend, dem eigentlichen speziellen teil zuwenden müssten. In den abschnitten über die perioden und die quellen des neuschwedischen finden sich weitgehende ergänzungen zu den vom verf. im Grdr. I² s. 540—542 gegebenen skizzierungen. Ganz besonders in den bibliographien zu den quellen der älteren schriftsprache und der dialekte (s. 132—183) und in der unvergleichlichen zusammenstellung der geschichte der neuschwedischen sprachforschung, einer originalarbeit, die dem verf. jahre unermüdlichen suchens gekostet haben muss, zeigt sich Noreens bis in jeden abgelegenen schlupfwinkel dringende perfektivität. Nicht genug, auch über die literatur der hilfsmittel zum studium des neuschwedischen (NB. immer mit besonderer berücksichtigung Finnlands) und der dialekte sowie zu den hilfswissenschaften der schwedischen grammatik wird eine erschöpfende übersicht geliefert.

Von der eigentlichen behandlung der neuschwedischen grammatik enthält dieser erste band auf ca. 200 s. die rein deskriptive lautlehre, genauer nach Noreens terminologie nur den qualitativen teil derselben neben einer ausführlichen, allgemeinphonetischen einleitung, während seine prosodie, im weitesten sinne verstanden, erst den zweiten band füllen wird. Die etymologische lautlehre mit ihrer teilweise schon veröffentlichten methodologischen einführung wird diesem deskriptiven teil dann zwei weitere bände gegenüberzustellen haben.

Das beste bild von Noreens selbständigen verdiensten als phonetiker gibt der generelle teil, während er in der behandlung der schwedischen laute, besonders der mundartlichen, wesentlich wiedergibt, schichtet, sichtet und präzisiert, was die auf diesem gebiete ausserordentlich reiche literatur bis jetzt bietet. Hand in hand mit der praktischen erfahrung des von haus aus vielseitigen und lebhaften systematikers geht hier im phonetisch allgemeinen teil, wo so viele, besonders deutsche grundlegende arbeiten vorliegen, aus denen reichlich geschöpft ist, eine terminologische gewandtheit und bei dem erklärten semasiologen nicht überraschende glückliche hand in der bildung von technischen ausdrücken, der jeder vorurteilsfreie phonetiker dieselbe grosse bewunderung wird zollen müssen wie dem erfinder des schwedischen dialektalphabets für seine unvergleichliche schöpfung; vgl. hierzu Zeitschr. 37, 399—409 vom gleichen ref. Ist Lundells zeichensystem von seinem kollegen selbstverständlich benützt worden — man beachte die nicht unwesentliche, durch grössere typen und stärkere schatten in denselben gewonnene verdeutlichung der modifikationsstriche usw. —, so verfolgt die Noreensche systematisierung in wichtigen punkten eigene bahnen. Was die laute der schwedischen verkehrssprache anlangt, ist mir keine zweite germanische sprache bekannt, die sich in der literatur einer so glücklichen schematisierung ihres lautsystems erfreut wie sie hier geboten ist. Überall sonst, selbst bei Sievers, Sweet usw., vermisst man eine klare,

1) In neuester zeit in vielen punkten ergänzt durch Hesselmanns ausführliche abhandlung Sveamålen 1905.

strenge scheidung von artikulierendem organ und artikulationsstelle im einteilungsprinzip wie in der terminologie, also eine weiteren kreisen für praktische zwecke zugängliche verwertung der durch Jespersens analphabetisches system gegebenen anschauungsweise.

Aus den abschnitten über die begriffe laut — sehr glücklich sind die eigenschaften des sprachlautes mit den vier worten sonorität, quantität, intensität, tonalität bezeichnet —, ton, resonanz, sprachorgan will ich besonders hervorheben, dass hier, den feinen unterschieden der nordischen dialekte in dieser hinsicht angepasst, der feste obere teil der mundhöhle eingeteilt wird in

*palatum*:
*cacumen*,
*alveoli* (zahnwall),
*gingiva* (zahnfleisch).
*dentes*,

die zunge, abweichend von Jespersen, Storm und Sievers, mehr übereinstimmend mit Sweet, jedoch feiner in

*apex* (= corona),
*latera*,
*dorsum*:
*prae-*, *medio-*, *postdorsum*.

Bezüglich Noreens phonetischer physiologie, die so aufgebaut ist, dass wir vom gröbsten, der einteilung der sprachorgane nach der art ihrer wirksamkeit, bis zum feinsten, den vokalen und gleitlauten, fortschreiten, wodurch die denkbar vielseitigste beleuchtung der einzelerscheinungen unter verschiedenen schematischen gesichtswinkeln ermöglicht wird, besonders aber bezüglich der terminologie dürfte in den augen aller phonetischen systematiker dem verfasser die palme grösster präcision in der modernen deskriptiven lautlehre zuzuerkennen sein. Ich erwähne nur beispielsweise die strenge scheidung zwischen resonanz und sonanz (schon in der übersicht s. 359), zwischen aperter und klusiler artikulation (übrigens Sweets vorzüglichen *open* und *stop* nachgebildet; s. 367), zwischen tenues und mediae (wo ich fortes und lenes vorziehen möchte), die er so richtig im schwedischen als 'prängljud' und 'lösningsljud' unterscheidet, fricativae (reibelaute im allgemeinen) und spiranten (= sibilantes) gegenübergestellt den s. 369 70 gut gekennzeichneten tremulanten, vor allem aber die schöpfung der vorzüglichen terme perspirierte (schwedisch 'perspirerade') für stimmlose, tonlose, klanglose, gehauchte und andere vage einheimische worte mehr, pertonierte ('pertonerade') für stimmhaft usw., und die zwischenstufe persifflierte ('persifflerade') für geflüsterte laute. Ferner empfehlen sich von selbst die besondere behandlung der resonierenden organe und die sich ergebenden lautunterscheidungen in klusile (was jedoch nicht immer mit dem 'blählaut' der deutschen phonetiker zusammenfällt), nasale, orale (mundlaute) und nasoorale (ein in der ökonomie der laute weniger wichtiger, aber vielleicht für die dialektologie und sprachgeschichte recht wichtiger begriff). Nach der verschiedenen einstellung der zunge als hindernis des luftstroms werden vorteilhaft unterschieden mediale, marginale (statt des viel besser in anderem zusammenhang verwendbaren laterale siehe unten) und medio-marginale; für unterscheidung der zwei letzteren gruppen, die zwar schon früher als verschieden bekannt waren, aber immer ignoriert worden sind, sprechen ebenfalls sprachhistorische bedürfnisse (ich erinnere an die isländischen *ll*-erscheinungen und das deminutiv-*l* der bayr. mundart). Endlich

kommen wir zum system der artikulationsstellen, das ich wegen des allgemeinen interesses einer, wie ich glaube, wirklich praktischen einteilung hier wiedergebe:

*glottale;*

*faukale:*

*velo-, dorso-;*

*dorso-uvulare* (zungenzäpfchenlaute);

*dorso-velare* (eigentliche gaumensegellaute);

*dorso-velopalatale* (die 'velaren' schlechthin der meisten früheren systematiker)

*kakuminale* (gaumendachlaute):

*mediodorso-, praedorso-, apiko-;*

*alveolare:*

*dorso-* (die 'dorsalen' schlechthin oder noch ungenauer 'dentipalatale' in älterer literatur)

*apiko-* (die 'alveolare' schlechthin oder 'supradentalen' älterer schwedischer arbeiten);

*gingivale:*

*dorso-, apiko-* (beide meistens früher unter 'dentalen' zusammengeworfen);

*latero-* (eine bisher allzusehr unterschätzte kategorie, kaum als 'laterale' genügend betont) von Noreen ganz folgerichtig weiter unterschieden[1] als

*latero-dorso-gingivale,*

*-apiko-alveolare,*

*-apiko-kakuminale;*

*dentale* (im eigentlichsten sinne also):

*dorso-* (die bisher sog. 'interdentalen'),

*labio-;*

*labiale:*

*linguo-, denti-, labio-,* welche letztere bezeichnung wegen des aus dieser übersicht klar hervorgehenden prinzips gewählt ist. stets das artikulierende organ als erstes kompositionsglied, die artikulationsstelle am festen organ als zweites fungieren zu lassen. Man beachte die prächtige parallele zur terminologie der genera und species in den beschreibenden naturwissenschaften, besonders der zoologie. Schön gliedern sich dieser aufstellung die vorgeschlagenen benennungen homorgan: heterorgan (für die artikulationsstelle), homogen: heterogen (für die artikulationsweise), homomorph: heteromorph (für beides zugleich) und endlich homophon: heterophon (für den akustischen eindruck) an. Die höhe terminologischer durchführung erreichen jedoch erst die gewählten bezeichnungen insonanten für alle lautbildungen im ansatzrohr, resonanten für die laute, deren bildungsstelle ausserhalb desselben belegen ist und die nur in demselben resonieren, vokale in der etymologischen bedeutung (< vox, vocis) im gegensatz zu buccalen, d. h. allen übrigen, ohne stimmton gebildeten, im wesentlichen sinne nicht singbaren sprachlauten.

[1]) Das schwedische und norwegische, noch mehr die mundarten, machen freilich so genaue unterscheidungen besonders notwendig, aber sie sind anderen europäischen sprachen durchaus nicht fremd; in einer demnächst erscheinenden kleinen schrift: 'Lundells Dialect Alphabet, its Typography and its Use as a universal phonetic spelling' werde ich dies ausführlich zu zeigen haben.

Noreens vokalsystem trägt vor allem den schwedischen bedürfnissen rechnung nach einer stärkeren hervorhebung der bei uns im norden eben eine unvergleichlich grössere rolle als in den westgermanischen sprachen spielenden lippenartikulation. Im übrigen weicht es von Bell-Sweets 36 grundvokalen (2 × 2 × 9) insofern ab, als Noreen ganz selbständig schon seit beginn seiner eigenen dialektstudien mit einem system arbeitet, das, zwar auf rein lokalisierenden prinzipien basierend, die dreiteilung über bord wirft und die vokale eng an die konsonanten anzugliedern sucht. Hierdurch fällt das schwergewicht statt auf die vertikale zungenbewegung, wie dies beim reinen englischen system der fall ist, auf die horizontale; die wahl der bezeichnungen weite, halbweite, halbenge, enge zur angabe der rundungsgrade ist als willkommene ergänzung hierzu zu betrachten. Leider müssen wir die gründlichen abschnitte über zusammengesetzte, übergangs- und gleitlaute sowie über artikulierte pausen überspringen, um nur noch auf die abschnitte einen blick zu werfen in denen s. 406—542 die laute der schwedischen reichssprache und der mundarten dargestellt sind.

Der verfasser hat sich der mühe unterzogen, nicht nur, wie Lyttkens und Wulff lang schon vor ihm getan, weitläufige beispiele zu den lauten zu geben — wie bekannt, eine recht mühevolle arbeit, wenn dieselben etwas zeigen sollen —, sondern er hat für jeden reichssprachlichen laut die frequenz nach vier verschiedenen gegenden angehörigen und im übrigen möglichst verschieden gearteten verfassern nachgewiesen. Diese untersuchung wird am schluss (s. 542) in eine tabelle zusammengefasst, die, ohne, wie Noreen ausdrücklich wiederholt, anspruch auf genauigkeit machen zu können (das material bildeten nur je neun gleichgrosse, dichtgedruckte oktavseiten), doch ein recht schönes bild von gewissen verhältnissen im schwedischen gibt, wenn wir z. b. erfahren, dass der für die sprache rein äusserlich so vorteilhaft charakteristische *a*-vokal das sonst so häufige *e* durch die beinahe dreifache frequenz übertrifft, und wenn wir aus der reihenfolge ersehen, wie spät und mit welch kleinen zahlen die *ʃ*- und ähnlichen reibelaute auftreten.

Noreens konsonantentabelle (s. 496/7) ist sicherlich das genaueste, was in diesem stil konstruiert worden ist; den deutschen leser darf ich vielleicht auf meine adaption derselben auf ein hochdeutsches lautsystem verweisen in Uppsala språkvetenskapliga sällskapets förhandlingar 1904—06, gegenüber s. 108. Die besonderen fächer für die schon oben berührten latero-gingivalen und für velo-faukale, die ersten nach vier, die letzteren nach sieben artikulationsstellen des kontaktes gegliedert, fallen am meisten in die augen. Selbst hartnäckige gegner systematischer konsequenzen wie Sievers u. a. werden gestehen müssen, dass sich diese klassifizierung zwanglos in den rahmen des übrigen fügt. Auch Sweet hält die scheidung dieser laute im system für unnötig, weil sie in den meisten sprachen naturnotwendige abweichungen vom übrigen system sind, aber dann fragt man sich: wo liegt die grenze zwischen dem erforderlichen und überflüssigen? In dieser hinsicht will ich nur ein beispiel aus dem vorliegenden anführen, das mir recht bezeichnend für die vorteile grösserer präzision zu sein scheint. Man hat es bisher für unnötig erachtet, dem ganz auf der hand liegenden und sprachhistorisch, ganz besonders für deutsche lautvorgänge, hervorragend wichtigen unterschied zwischen 'uppsvänskt' *s* vor *l* und anderen anlautenden *s*-lauten systematischen oder lautschriftlichen ausdruck zu geben. Hier liegt ein handgreiflicherer fall vor als bei den in der tabelle 13.—16. spalte weiter oben eingetragenen *d*- und *t*-lauten. Man lese jetzt ss. 478-480 der vorliegenden arbeit und wird einräumen, dass wir im schwedischen nicht nur be-

fugt, sondern gezwungen sind, uns nach einem zeichen für *s* in *slä, slita* usw. umzusehen. Noreens in der eile ad hoc gewählte type kann nicht stehen bleiben, da sie früher schon von anderen für den *ž*-laut in englisch *judge* verwendet worden ist, mehr noch deshalb, weil sie weder an *s* noch an *l* erinnert. Ich schlage ein nach der form des £ (= pfund sterling, ohne durchstreichung) gebildetes, an unsere gewöhnliche kursive *L*-majuskel angelehntes *s*-zeichen vor. Auch die von einem anderen schüler Noreens, meinem fachgenossen J. Sahlgren, gemachte, Svenska landsmålen 1907, s. 13–16 dargestellte beobachtung, dass eine bezeichnung der in diesem buch s. 418 durch ein von Lyttkens und Wulff verursachtes missverständnis in ihrer bedeutung unterschätzten apiko-gingivalen vonnöten sei, gehört hierher; auch hier muss zu einer anderen zeichenform als der vorgeschlagenen gegriffen werden, wenn anders die ästhetischen, bewährten prinzipien von Lundells alphabet heilig gehalten werden sollen.

Doch gegenüber all der fülle verliert der referent beinahe den zweck seines berichtes aus den augen. In diesem *embarras de richesse* mag es ihm verziehen werden, wenn manchmal das interesse an dem gegenstand dieses grossartigen werkes allzu vorlaut geworden ist. Vom standpunkt der vergleichenden lautlehre liesse sich eine menge für und wider anführen. Noreens fast stiefmütterliches vokalsystem wird manchem, wie auch dem referenten, gar nicht recht zusagen wollen, aber alles negative urteil hat meines erachtens in den hintergrund zu treten vor der aufrichtigen bewunderung, die der grammatiker im allgemeinen ebenso gut wie wir nordsprachler im besonderen dem fleiss, der konsequenz und dem scharfblick des verfassers spenden wird.

ST. FRIDESWIDE, UPPSALA. H. BUERGEL-GOODWIN.

**Hermann B. G. Speck**, Catilina im drama der weltliteratur. Ein beitrag zur vergleichenden stoffgeschichte des Römerdramas. Leipzig, Hesse 1906. [Breslauer beiträge zur literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und Gregor Sarrazin IV.] 99 s. 2.50 m., subskr.pr. 2,15 m.

Für stoffgeschichtliche untersuchungen hat sich ziemlich rasch eine fast mechanische technik ausgebildet; man freut sich, in dieser gescheiten arbeit einmal einen andern weg eingeschlagen zu sehen als den rein chronologisch geordneter räsonierender kataloge. Das neue lag selbst nah, wie alle glücklichen gedanken: es besteht darin, dass der verfasser vor jeder gruppe das Catilinadrama der Franzosen, der revolutionszeit usw. gleichsam a priori konstruiert und auf diese grundlage dann die vorhandenen dichtungen stellt (besonders s. 12 f.).

Als grundzug des interesses an Catilina ist fast überall das zu erkennen, was die räuber Karl Moors grossmannssucht nennen (vgl. s. 10 f.). Diese auffassung lässt aber zwei grundverschiedene nuancen zu: Catilina, der typische bösewicht grossen stils wie bei Voltaire (s. 40) und im schuldrama (s. 44) — oder Catilina, der von der mittelmässigkeit unterdrückte heros bei Kürnberger (s. 62) und auch bei Ibsen (s. 67) — dessen drama übrigens bei Speck entschieden zu kurz behandelt wird.

In der ganzen figur, auch der historischen (die Speck einleitend behandelt), liegt eine gewisse unreife, daher, nach einer hübschen bemerkung des verfassers der Catilina besonders häufig der held von erstlingsdramen ist (s. 71). Seit die kraftliebe (s. 73) einem feminismus — den Speck freilich (s. 87, 1) überschätzt

gewichen ist, hat Catilina (wie Nero) aufgehört, ein lieblingsträger unreifer dramen zu sein. In der entwicklung seines bildes aber malen sich die phasen der geistigen entwicklung fast so anschaulich wie in den von F. Laban verglichenen deutungen der berühmten Antinousstatue. Hierfür steht auch ausserhalb der bühne material zu gebote: totengespräche (s. 48), oper (s. 51). Der verfasser, dessen bildung das heutige niveau angehender literarhistoriker sichtlich überschreitet, weiss übrigens auch sonst auf bildende kunst (Mantegna s. 22, Aubrey Beardsley s. 18), auf äusserungen historischer personen (Napoleon III s. 7, Bismarck s. 35, 1) erläuternd hinzuweisen und auch das anekdotische (die maitresse Crebilons s. 33) geschickt zu verwerten. — Anhangsweise werden proben von schuldramen (s. 89 f.) mitgeteilt.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

---

**H. Hamann,** Die literarischen vorlagen der kinder- und hausmärchen und ihre bearbeitung durch die brüder Grimm. Berlin, Mayer & Müller 1906. [Palaestra herausg. von A. Brandl, G. Roethe und Erich Schmidt XLVII.] 147 s. 4.50 m.

Die fleissige, aber recht trockene arbeit ist im ersten stadium der verarbeitung des materials stecken geblieben. Nicht einmal äusserlichkeiten sind konsequent beobachtet, oft fehlt (wie s. 58. 73. 79. 88 und öfter) die überschrift, die das einzelne märchen auffinden lässt, und dergleichen mehr.

Hamann vergleicht in recht monotoner weise die fassung der Kinder- und hausmärchen in der ersten auflage mit derjenigen der quellen und geht dann (s. 66 f. die zweite, s. 85 f. die vierte, s. 106 die siebente) spätere auflagen durch. Hierbei findet sich gelegenheit, die art der brüder Grimm (s. 13 f.) mit der von vorläufern oder nachfolgern (s. 5 f., 10 f.) wie Musäus (s. 17. 34), Jung Stilling (s. 30), Prätorius (s. 42), Fr. Kind (s. 52), Aurbacher (s. 95), Müllenhoff (s. 105) und mitarbeitern wie Ph. O. Runge (s. 11. 58 f.) zu vergleichen. Am schluss wird dann (s. 110 f.) nochmals die technik der brüder nach weglassungen (s. 110 f.) und zusätzen (s. 113 f.) besprochen, anfangs- und schlussformeln (s. 115), humoristische elemente (s. 123, vgl. s. 84. 86), behandlung der sprache (s. 113. 124) erörtert und endlich als beilage in ein paar fällen ursprüngliche und Grimmsche fassung nebeneinander gedruckt.

Die sorgfältig auf einzelheiten achtende arbeit fördert im ganzen merkwürdig wenig neues zutage; nur etwa, dass die beseitigung von moral und tendenz (s. 25. 110 f.) näher erwiesen und die sprachlichen hilfsmittel (deminutiva s. 28) genauer aufgewiesen werden. Man fragt sich leise, was Brentano, schon über die genauigkeit der Kinder- und hausmärchen selbst entsetzt, zu dieser studie sagen würde. Ich fürchte: 'verflogen ist der spiritus, das phlegma ist geblieben'!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**Walter Hofstaetter,** Das Deutsche museum (1776—1788) und das Neue deutsche museum (1789—1791). Ein beitrag zur geschichte der deutschen zeitschriften im 18. jahrhundert. Leipzig, R. Voigtländer 1908. [Probefahrten, erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig, herausgegeben von Alb. Köster, band XII.] IX, 237 s. 6 m.

Die geschichte unserer zeitschriftenliteratur liegt als ein grosses wüstes bergwerk noch abseits von der grossen literaturgeschichte. Nur einige bevorzugte, wie

die Göttinger gelehrten nachrichten, oder die Deutsche rundschau, haben ein glück erfahren, das kaum an einer zeitung vorübergeht: einen verständnisvollen biographen zu finden. Es ist daher mit dank zu begrüssen, dass ein schüler Kösters seine probefahrt hierher richtet. Und das objekt ist geeignet: Boies 'Museum' mit der, wie üblich, kurzlebigen neuen folge.

Vielleicht hätte eine geschicktere anordnung dem leser manche wiederholung und dem verfasser manche ermüdende aufzählung ersparen können; doch liest sich das buch sogar, wenigstens in seinem ersten, mehr persönlichen teil, nicht schlecht. Über männer wie Boie und Dohm war nichts neues zu lernen: ihre ausgesprochene eigenart ist gut bekannt; dennoch wird man Dohms urteil über seinen mitredakteur (s. 67) nicht ohne interesse lesen. Auch über Lichtenberg (den Hofstaetter s. 64 f., 95 f. zu hart beurteilt), Voss (s. 91), Schlosser (s. 152; Dohms bezeichnende meinung s. 59) sieht man nur unsere kenntnis bestätigt, aber doch zum teil mit neuen urkunden.

Der hauptwert der arbeit liegt jedoch in dem sachlichen teil. Programme (s. 132 f.) und gedichte der beiden museen, verleger (s. 113. 121 f.), zensur (s. 118), korrespondenten (s. 99), verbreitung (s. 83 f.), beurteilung (Stolberg über das 'Museum' s. 116) und *last not least* konkurrenten (s. 108 f. 115 f. 219 f.) werden anschaulich ausgebreitet, der inhalt der zeitschriften verständig analysiert, wobei manche interessante topoi auftreten (Sokrates s. 152 f. 163; Nordamerika s. 158 f.; Lessing s. 169, 172 f. 179; De la littérature allemande s. 172; Ossian — sehr charakteristisch — s. 173; altdeutsche literatur s. 174; England s. 181; das alte problem des nachdrucks s. 182 und das neue des journalismus s. 192; Italien s. 158; impfung s. 198. 201; Deutsche in Rom zu Goethes zeit s. 199; vgl. allg. s. 158 f. 213 f.). Man hat den eindruck einer im redaktionellen gut, wenigstens in den jahren der hoffnung, dagegen im technischen mit mässigem geschick geleiteten zeitschrift, der eine historische bedeutung nicht abzusprechen ist; und man sieht doch mit einiger wehmut, wie viel tüchtige und tapfere arbeit auch von den Boie und Dohm fast vergeblich geleistet wurde!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

## Zur abwehr.

Anlässlich der in dieser Zeitschr. 40, 243 ff. abgedruckten rezension Klinghardts über meine 'Phonetics of the New High German Language' erlaube ich mir folgende punkte zur sprache zu bringen:

1. Rezensent meint, dass 'das fehlen von Passys namen im literaturverzeichnis starkes kopfschütteln hervorrufen' müsse. Dass Passys arbeiten, Klinghardts 'Artikulations- und hörübungen' und andere wertvolle werke nicht erwähnt werden, geschieht nicht aus geringschätzung, sondern weil mir beschränkung geboten schien. Wenn rezensent schärfer zugesehen hätte, hätte er finden müssen, dass ich aus grundsatz einerseits nur zusammenfassende, grundlegende werke der allgemeinen phonetik (mit ausnahme von Jespersens 'Grundfragen', die jedoch nur sein hauptwerk ergänzen), anderseits nur arbeiten, die sich ausschliesslich auf das nhd. beziehen, angeführt habe. Es wäre mir lieb zu erfahren, welches werk Passys und in welcher gruppe ich es bei beobachtung meines grundsatzes hätte aufführen sollen.

2. Mit erstaunen erfuhr ich aus Klinghardts besprechung, dass ich mir 'keinen einheitlichen leserkreis vor augen gehalten' und mir 'kein einheitliches ziel gesetzt' habe; und mit noch grösserem erstaunen las ich die worte: 'Einerseits denkt er an studenten, die sich mit phonetik als solcher — sei es als selbstzweck, sei es als grundlage für sprachstudien verschiedener art — vertraut machen wollen'. Woher kommt dem rezensenten diese kunde? Die behauptung, dass ich mein buch als lehrbuch der allgemeinen phonetik betrachtet wissen will, ist einfach aus den fingern gesogen. Nichts im buche deutet darauf hin: schon durch den titel kündet es sich als phonetik nur der nhd. sprache an und verfolgt einzig und allein das ziel, die aussprache des nhd. zu lehren und das verständnis für die phonetische analyse aller sprachlichen gebilde des nhd. zu wecken — in übereinstimmung mit unserer prüfungsordnung, die kenntnis der phonetik nur der sprache fordert, die der kandidat als prüfungsfach gewählt hat. Aller sprachlichen gebilde des nhd., nicht bloss oder vorwiegend der nhd. laute, die im englischen kein genau entsprechendes gegenstück haben. Selbstverständlich habe ich auf die unterschiede in der lautbildung des nhd. und des englischen aufmerksam gemacht: z. b. § 8, § 20 n. 2, § 23 n. 2, § 25 n. 2, § 28 n. 1, § 37 n. 2, § 40 n., § 43 n., § 62 n. 2, § 63 n. 2, § 68 n. usw.; trotzdem behauptet rezensent: man erfährt 'schlechterdings nicht, welches die besonderen schwierigkeiten sind, mit denen der Engländer' ... 'zu ringen hat. Das ist bezeichnend für den charakter dieses lehrbuchs'. Mit diesen sätzen richtet rezensent sich selbst.

3. Es scheint dem kritiker ein 'schwerwiegender mangel', dass ich nicht bei jeder artikulation auch angebe, warum gerade dieser, und kein anderer, laut entstehen muss. Er übersieht aber, dass ich mir die aufgabe gestellt hatte, nur die wichtigsten phonetischen tatsachen im buche zu geben — das ist es, was ich unter '*basis for phonetical instruction*' verstanden habe; die interpretation der tatsachen aber, wie ich im vorwort bemerkt, d. h. die physiologische und physikalische begründung derselben, womöglich mit veranschaulichung durch experimente, bleibt naturgemäss dem mündlichen vortrag des lehrers überlassen. Die aufnahme aber auch solcher erläuterungen in das buch hätte seinen umfang mindestens verdoppelt und ein solcher nur abschreckend gewirkt. Ferner empfindet es rezensent als mangel, dass nicht 'systematische übungen' hinzugefügt sind. Hätte er aber das zu rezensierende buch wirklich gelesen und nicht — wie ich vermute — bloss darin geblättert, so hätte er entdeckt, dass sein wunsch erfüllt ist: auf s. 90 f. finden sich die '*materials for practical exercises*'!

4. Rezensent tadelt bei der phonetischen umschreibung die fülle der diakritischen zeichen: ich habe sie auf grund meiner erfahrung nur aus pädagogischen gründen für den anfänger eingeführt, um ihn zu zwingen, sich stets über die einzelnen faktoren der lautbildung rechenschaft abzulegen. Unter anderem behauptet rezensent, ich hätte 'jedes deutsche *p t k* mit nachfolgendem *h*' versehen: dass dies nicht der fall ist, wird sich ihm offenbaren, nachdem er § 34 durchgelesen. Er findet es ferner 'störend', dass ich die artikulationen 'in der reihenfolge von hinten nach vorn' bespreche, den ach-laut aber mit ² und den ich-laut mit ¹ beziffere. Mir erschien es natürlich, der richtung des sprechprozesses zu folgen (das inspiratorische sprechen ist doch wohl nicht das normale); ¹ und ² aber als diakritische zeichen geben nicht rangordnung, sondern

nur artunterschiede an; und sie bei konsonanten zur bezeichnung der nur den konsonanten eignenden hemmungsstelle, bei vokalen zur bezeichnung des den vokalen eigentümlichen spannungsverhältnisses zu verwenden, ist durchaus gefahrlos – aus meiner lehrpraxis wenigstens habe ich kein hieraus sich ergebendes missverständnis zu verzeichnen.

5. Rezensent hält es für 'unordnung', wenn ich bei der bildung der *r*-laute annehme, dass die zitterbewegung der zungenspitze, bezw. der uvula eine reflexbewegung an den alveolen, bezw. am foramen caecum hervorruft: ich verweise ihn auf Bremer, der in seiner 'Deutschen phonetik' §§ 73. 76–78 eingehend von diesen sekundärvibrationen handelt. Rezensent geht aber noch weiter, und, sich mit den worten 'wenn nicht alles trügt' deckend, schiebt er mir die aberwitzige ansicht unter, dass die sekundärschwingungen der alveolen, bezw. der gegend des foramen caecum bei der bildung eines *r* die primäre tonquelle abgäben, indem er den für das verständnis notwendigen passus '*and transfers the trilling to it*' in seinem zitat unterdrückt, ohne jedoch die auslassung im druck anzudeuten, und die worte, die ich vergleichsweise von den trommelschlegeln und dem trommelfell gebrauche, auf den sprachlichen vorgang überträgt. Der vergleich mit der trommel hatte natürlich, wie aus meinem text § 40 hervorgeht, keinen anderen zweck, als die übertragung der vibration, nicht die schallbildung zu illustrieren.

Indem rezensent so dem leser eine gesellschaft von phantomen vorführt und ihm dann vordemonstriert, dass sie nicht lebensfähig sind, ergeht er sich in reicher wortfülle fast nur über das, wovon er wähnt, dass es im buche enthalten, bezw. nicht enthalten sei; in seinem dreieinhalbseitigen kritischen erguss ist der hinweis auf die verwertung des deutschen ungerollten *r*, für den ich ihm dank weiss, der einzige, von mir nicht in erwägung gezogene, fruchtbare gedanke.

DIDSBURY (MANCHESTER). ARWID JOHANNSON.

## Antwort.

1. Meinem 'dreieinhalbseitigen kritischen erguss' habe ich darum diese länge gegeben, weil Johannsons Neuhochdeutsche phonetik wichtige fragen bezüglich der phonetischen ausbildung der neusprachlehrer überhaupt anregt, für deren lösung in dem von mir angedeuteten sinne ich gern das interesse auch unserer hochschullehrer gewinnen möchte. In anderen fällen handelt es sich um technische punkte der darstellung, die ebenfalls nicht mit zwei worten abzutun waren.

2. Mit dem titel seines buchs, den Johannson für sich ins feld führt, beweist er wirklich wenig. Lehrreicher schon ist die vorrede. Und dort erklärt er selbst: *The nucleus of this book is formed by my notes for lectures in phonetics* (nicht *in the phonetics of the N. H. G. language*) *given by me in Uppsala.* Und weiter: *My object is only to give the basis for phonetical instruction.* Endlich: *The book is intended for a systematical study . . . I must therefore address a request to those who are not willing to work through the book systematically, to leave it unopened.* Und im buche selbst setzt kap. I ein mit: *Phonetics is the science which . . .*, worauf der psychologische, der physiologische und der physische faktor der sprache, sprechtakte und ähnliches erörtert werden. Weiterhin folgt

kap. II: *The organs of speech and their functions* (s. 5—10). Ich mache auch noch aufmerksam auf die überfülle von gelehrten lateinischen ausdrücken zur bezeichnung der laute, wo andere mit *lip stops, lip continuants, hushing sounds* und dergleichen auskommen, auf den ganzen schwerfälligen apparat des von Johannson verwandten Bellschen vokalsystems (§ 56) und dessen ausführliche erörterung (§§ 61—63). Man wird mir zugeben, dass alles dies doch nur wert hat für 'leser, die sich mit phonetik als solcher ... vertraut machen wollen'. Andererseits entsprechen die reichen wortlisten in kap. VI (vom wortakzent usw. s. 58—89) in erster linie — und zwar vortrefflich — dem praktischen bedürfnis der künftigen lehrer des deutschen, während kap. V (von der synthese s. 51—57) allerdings gleichen wert hat für den theoretiker wie den praktiker. Somit ergibt sich, scheint mir, wirklich 'kein einheitlicher leserkreis'. — Die angezogenen stellen § 8, § 20 anm. 2 usw. beweisen nicht, was verfasser damit beweisen will. Sie geben lediglich mit philosophischer kühle unterschiedslos gewisse abweichungen zwischen englischer und deutscher aussprache an. Ich wünsche aber, dass der verfasser eines solchen lehrbuchs aus der fülle seiner praktischen erfahrungen heraus dem künftigen lehrer nachdrücklich speziell diejenigen laute bezeichne, deren aneignung ihm 'besondere schwierigkeiten' darbietet und ihn monate, wenn nicht jahre, zäher übung kosten wird. Er darf vom verfasser auch praktische ratschläge und hilfen beanspruchen.

3. Verfasser scheint mit bestimmtheit darauf zu rechnen, dass die benutzer seines buchs wenigstens an allen universitäten des vereinigten königreichs einen lehrer finden, der ihnen physiologisch und physikalisch begründet, warum z. b. durch verbindung der englischen *š*-artikulation mit rundung und vorschiebung der lippen (beides übrigens keineswegs allgemein bei uns) ein deutscher *š*-laut entsteht (§ 37 2), warum man durch verbindung der *mid front*-zungeneinstellung mit *u*-rundung statt *e*-schlitzung der lippen ein *ü* statt eines *e* gewinnt (§ 67), warum *l* 'durch aushöhlung der vorderzunge einen hohleren (!) klang erhält' (§ 43 anm.) und anderes mehr. Wenn dem wirklich so ist, dann ist der von mir gerügte mangel allerdings nicht 'schwerwiegend' zu nennen. Aber nach meinen nachrichten sind in diesem punkte die englischen universitäten nicht viel besser daran als die deutschen. Viel raum auch würde die aufnahme solcher erläuterungen nicht beansprucht haben. Das kann Johannson aus Rippmanns ganz vorzüglichem büchlein '*Sounds of Spoken English*' ersehen, wo vielfach in wenigen worten sehr wertvolle aufklärung über den zusammenhang zwischen artikulation und laut dargeboten beziehungsweise angedeutet wird. — Betreffs der von mir als unerlässlich bezeichneten 'systematischen übungen' im hören, sprechen und analysieren der zu den lauten gehörigen artikulationen verweist mich verfasser auf seine *Materials for practical exercises*. Ist das wirklich ernst? Das sind ja nichts als übungen im deuten der deutschen orthographie (*dampf, sanft; portion, aktie, aristokratie* und ähnliches). Aus dem zusammenhang meiner betreffenden ausführungen dürfte aber notwendig hervorgehen, dass ich artikulations- und hörübungen meinte, wie wir sie nicht selten bei Rippmann finden: *Utter l with the point of the tongue drawn back as far as possible; then utter l several times, gradually bringing the point of the tongue forward, until it eventually touches the teeth. You will notice a difference in the quality of sound* ... (§ 33).

4. Es ist richtig: aus § 34 erhellt, dass verfasser hauchschwache oder hauchlose *p t k* durch weglassung des *h* von den stark gehauchten *ph, th, kh* unterscheidet, eine akribie, die mir darum ziemlich überflüssig erscheint, weil der deutsch

lernende Engländer in diesem punkte nur seiner nationalen sprechweise zu folgen braucht, die ganz ebenso verfährt wie das deutsche. Im übrigen genügt ja auch — um die übermässige häufung diakritischer zeichen bei Johannson zu belegen — mein hinweis an der angezogenen stelle darauf, dass verfasser von anfang bis zu ende alle *p t k* durch untergesetzte punkte als stimmlos in erinnerung bringt. Zu den sonstigen einwänden des verfassers unter 4. brauche ich nur auf die betreffende stelle meiner anzeige zurückzuverweisen.

5. Als 'unordnung' habe ich nicht eine gewisse annahme des verfassers von der bildung der *r*-laute bezeichnet, sondern den umstand, dass er in eine zweifellos richtige darstellung des *r*-rollens und seiner entstehung eine abweichende und dazu meines erachtens durchaus falsche einschiebt. Falsch aus folgenden gründen. Nach seinen in meiner besprechung zitierten worten, sowie seinen oben gebrauchten ausdrücken 'sekundärschwingungen' und 'primäre tonquelle' muss man unbedingt annehmen, dass er die ersteren als einen teil der für das zustandekommen des *r*-lauts notwendigen vorbedingungen ansieht. Dem ist ganz sicher nicht so. Die im foramen caecum und den alveolen durch das rollen der uvula beziehungsweise der zungenspitze hervorgerufene erschütterung ist für das *r*-rollen von keiner grösseren bedeutung als das gleichzeitig auftretende beben des schädelknochens oder des brustbeins. Der hinweis auf Bremers 'Deutsche phonetik' ändert hieran nichts: die angezogenen paragraphen gehören zu den sehr wenigen des sonst so ausgezeichneten buchs, denen man eine leichte umarbeitung wünschen muss. Speziell die von dort entlehnte vergleichung des trommelschlegels und des trommelfells ist wenig glücklich.

Die gründe, die Johannson unter 1. für das fehlen von Passys namen in seinem autorenverzeichnis angibt, muss ich als berechtigt anerkennen. Mein bezüglicher vorwurf wird damit hinfällig.

Ich will meine antwort aber nicht schliessen, ohne aus dem anfang meiner anzeige zu wiederholen, dass ich Johannsons Neuhochdeutsche phonetik als ein in vieler hinsicht vortreffliches und jedesfalls sehr verlässiges buch ansehe.

Allein unsere neusprachlichen studenten verhalten sich immer noch recht ablehnend gegen phonetik — selbst wenn sie ein entsprechendes kolleg belegt haben —, und gewonnen werden dürften sie nur durch hilfsbücher von packender, konkreter darstellung, wo man auf jeder seite die lebendige stimme des vielerfahrenen, praktischen lehrers herauszuhören meint. Etwa in der art der *Science primers,* die seinerzeit Huxley mit anderen gelehrten herausgab. Ein anfang in dieser richtung ist schon gemacht.

RENDSBURG (HOLSTEIN). H. KLINGHARDT.

## BERICHTIGUNG.

Band 40 s. 468 z. 26 lies *honum* statt *enum;* s. 470 z. 5 v. u. lies V. Gudmundsson.

## NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

**Batteux.** Schenker, Manfred. Charles Batteux und seine nachahmungstheorie in Deutschland. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, herausg. von O. F. Walzel. Neue folge, heft II.] Leipzig, H. Haessel, 1909. VIII, 154 s. 3 m.

**Blume, Heinr.,** Jakob Mauvillons und Ludw. Aug. Unzers 'Über den wert einiger deutschen dichter und über andere gegenstände den geschmack und die schöne literatur betreffend. Ein briefwechsel' (1771/72) als vorläufer der sturm- und drangperiode. Freistadt (Ober-Österreich) 1908. [Schulprogr.] 36 s.

**Blümml, Emil Karl.** Beiträge zur deutschen volksdichtung. [Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde. VI.] Wien, Rud. Ludwig, 1908. (VIII). 198 s. 7,20 m.

**Brockstedt, Gustav,** Das altfranzösische Siegfriedlied. Eine rekonstruktion. Mit einem schlusswort: Zur geschichte der Siegfriedsage. Kiel, R. Cordes, 1908. XII, 198 s.

**Feist, Sigmund,** Etymologisches wörterbuch der gotischen sprache mit einschluss des sogenannten krimgotischen. Teil 1: A—m. Halle, Niemeyer, 1909. XII, 192 s.

**Festskrift** til Ludv. F. A. Wimmer ved hans 70 års fødselsdag, 7. februar 1909. Københ., Gyldendal 1909. (VIII), 219 s. [Erschien auch unter dem titel: Nordisk tidsskrift for filologi, 3. række, bd. 17.]

Inhalt: V. Andersen, Til Ewalds 'Kong Christian'. — H. Bertelsen, Pro scholis puerorum. — V. Dahlerup, Flensborg-håndskriftet af Jyske lov. — Ida Falbe-Hansen, Rungsteds lyksaligheder. — Valtýr Guðmundsson, Solvkursen ved år 1000. — J. Jakobsen, Streiflys over færøske stednavne. — Finnur Jónsson, Versene i Hávarðar saga. — M. Kristensen, Hvor hørte Rydårbogens skriver hemme? — Kr. Kålund, Bidrag til digtningen på Island omkr. 1500. — K. Mortensen, Et kapitel af dansk versbygnings historie i det 17. arh. — A. Olrik, Danmarks ældste kongegrav. — Björn Magnússon Ólsen, Strobemærkninger til Eddakvadene. — C. S. Petersen, Lavrids Kocks Danske grammatik. — V. A. Secher, Bandsættelse af ukendt gærningsmand til en forbrydelse. — P. K. Thorsen, Sprogforandringer.

**Fick, August,** Vergleichendes wörterbuch der indogermanischen sprachen. 4. aufl. bearb. von Ad. Bezzenberger, Hj. Falk, A. Fick, Wh. Stokes und A. Torp. 3. teil: Wortschatz der german. spracheinheit, unter mitwirkung von Hj. Falk gänzlich umgearbeitet von Alf Torp. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1909. (IV). 573 s. 14 m.

**Fischart.** Hauffen, Adolf. Neue Fischart-studien. [7. ergänzungsheft zum Euphorion.] Leipzig und Wien, Karl Fromme, 1908. VIII, 295 s. 5,60 m.

**Gerbet, Emil,** Grammatik der mundart des Vogtlandes. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, herausg. von O. Bremer. VIII.] Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1908. XXII, 455 s. und 1 karte. 18 m.

**Golther, Wolfgang,** Religion und mythus der Germanen. Leipzig, Verlag Deutsche zukunft, 1909. (IV), 115 s. 4°. kart.

**Goethe.** — Goethes briefe an Charlotte von Stein, herausg. von Jonas Fränkel. Krit. gesamtausgabe. Jena, E. Diederichs, 1908. 3 bde. XXIV, 445; IV, 411; IV, 480 s. 9 m.

**Haakh, Elisabet.** Die naturbetrachtung bei den mhd. lyrikern. [Teutonia . . .. herausg. von W. Uhl. IX.] Leipzig, E. Avenarius, 1908. (VIII), 88 s. 2 m.

**Hebbel.** Walzel, Oskar F., Hebbelprobleme. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte. Neue folge, heft 2.] Leipzig, H. Haessel, 1909. VIII, 124 s. 3 m.

Zincke, Paul. Friedr. Hebbels philosophische jugendlyrik. [Prager deutsche studien, herausg. von C. v. Kraus und A. Sauer. XI.] Prag, Karl Bellmann, 1908. VIII, 195 s.

**Hildebrandslied.** Theodor v. Grienberger, Das Hildebrandslied. [Sitzungsbericht der Wiener akademie, philos.-hist. klasse. CLVIII, 6.] Wien, Hölder, 1908. 109 s.

**Höfler, Max,** Volksmedizinische botanik der Germanen. [Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde. V.] Wien, Rud. Ludwig, 1908. (VI), 125 s. 4,80 m.

**Humboldt, Wilh. v.** Scheinert, Moritz, Wilh. v. Humboldts sprachphilosophie. Leipzig, W. Engelmann, 1908. (II), 55 s. 1,20 m.

**Könnecke, Gust.,** Deutscher literatur-atlas. Mit einer einführung von Christ. Muff, 826 abbildungen und 2 beilagen. 1.-20. tausend. Marburg, Elwert, 1909. XII, 156 s. 4°.

**Lenz.** Friedrich, Theodor, Die 'Anmerkungen übers theater' des dichters Jakob Michael Reinhold Lenz. Nebst einem anhang: Neudruck der 'Anmerkungen übers theater' in verschiedenen typen zur veranschaulichung ihrer entstehung. [Probefahrten . . ., herausg. von Alb. Köster. XIII.] Leipzig, Voigtländer, 1909. VIII, 145 s. 4,80 m.

**Leyen, Friedr. v. d.,** Deutsches sagenbuch. Erster teil: Die götter und göttersagen der Germanen. München, C. H. Beck, 1909. (VI), 253 s. Geb. 2,50 m.

**Meier, John,** Werden und leben des volksepos. Akad. rede. Halle, Niemeyer, 1909. 54 s.

**Meringer, Rudolf,** Aus dem leben der sprache. Versprechen, kindersprache, nachahmungstrieb. [Festschrift der k. k. Karl-Franzens-universität in Graz aus anlass der jahresfeier am 15. nov. 1906.] Berlin, B. Behr, 1908. XVIII, 244 s. 8 m.

**Minnesinger.** — Bithell, Jethro, The minnesingers. Vol. I. Translations. Halle a. S., Waisenhaus, 1909. XIII, 208 s. 5 m.

**Moser, Virgil,** Historisch-grammatische einführung in die frühneuhochdeutschen schriftdialekte. Halle, Waisenhaus, 1909. XII, 266 s. 8 m.

**Musenalmanach.** — Kossmann, E. F., Der Deutsche musenalmanach 1833–1839. Haag, Martinus Nijhoff, 1909. XXXII, 253 s. 13,50 m.

**Ordbok** öfver Svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 38. Bevand–bibehålla (sp. 2241–2400). Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Petersson), 1908. 1,50 kr.

**Scheit, Kaspar.** Schauerhammer, Alfr., Mundart und heimat Kaspar Scheits auf grund seiner reimkunst untersucht. [Hermaea . . ., herausg. von Ph. Strauch. VI.] Halle, Niemeyer, 1908. X, 173 s. 6 m.

**Schell, Otto,** Das volkslied. [Handbücher zur volkskunde. III.] Leipzig, W. Heims, 1908. VIII, 204 s. 2 m.

**Suchensinn.** — Pflug, Emil, Suchensinn und seine dichtungen. [Germanist. abhandlungen . . ., herausg. von Fr. Vogt. XXXII.] Breslau, M. & H. Marcus, 1908. (VIII), 104 s. 3,20 m.

**Texte, deutsche, des mittelalters,** herausg. von der Kgl. preuss. akademie der wissenschaften. Band X: Der sogenannte St. Georgener prediger . . . herausg. von Karl Rieder. Berlin, Weidmann, 1908. XXVI, 383 s. u. 2 taff. 15 m.

Band XII: Die meisterlieder des Hans Folz . . . herausg. von Aug. L. Mayer. Berlin, Weidmann. 1908. XXII. 438 s. u. 2 taff. 16.60 m.

Band XIV: Kleinere mhd. erzählungen, fabeln und lehrgedichte. II. Die Wolfenbüttler handschrift 2. 4. Aug. 2°, herausg. von Karl Euling. Berlin, Weidmann. 1908. XX. 243 s. u. 1 taf. 9 m.

**Thimme, Adolf.** Das märchen. [Handbücher zur volkskunde. II.] Leipzig, W. Heims, 1909. VII, 201 s. 2 m.

**Wehrhan, Karl.** Die sage. [Handbücher zur volkskunde. I.] Leipzig, W. Heims. 1908. VIII, 162 s. 2,75 m. 2 m.

Kinderlied und kinderspiel. [Handbücher zur volkskunde. IV.] Leipzig, W. Heims, 1909. VIII, 189 s. 2 m.

**Wimmer, Ludv. F. A.,** De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede, afbildningerne udførte af J. Magnus Petersen. Fjærde binds anden afdeling: Ordsamling, tillæg og rettelser, register. Københ., Gyldendal, 1908. (VI), XCVII, 20 s. fol. 15 kr. [Schluss des werkes; bd. 1–4 kompl. 175 kr.]

**Wolfram von Eschenbach.** Pohnert, Ludw., Kritik und metrik von Wolframs Titurel. [Prager deutsche studien, herausg. von C. v. Kraus und A. Sauer. XII.] Prag, Karl Bellmann, 1908. (VIII), 99 s.

## NACHRICHTEN.

Am 30. november 1908 verschied zu Prag der ehemalige ord. professor an der dortigen deutschen universität, hofrat dr. Johann von Kelle (geb. zu Regensburg 15. märz 1829); am 11. februar 1909 zu Greifswald der ord. professor geh. regierungsrat dr. Alexander Reifferscheid (geb. zu Bonn 2. märz 1847); am 16. märz 1909 zu Königsberg der oberlehrer prof. dr. Karl Marold (geb. zu Jodzen in Ostpreussen 25. oktober 1850), alle drei geschätzte mitarbeiter unserer zeitschrift.

Das ordentliche mitglied der königl. akademie der wissenschaften, professor dr. Konrad Burdach in Berlin erhielt den charakter als geheimer regierungsrat.

Für deutsche literaturgeschichte habilitierten sich: in München dr. Artur Kutscher, in Leipzig dr. Paul Merker, in Heidelberg dr. Ph. Witkop.

Im verlage der Dietrichschen verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig wird ein von Julius Boehmer herausgegebenes grosses sammelwerk erscheinen: Religionsurkunden der völker. Die bearbeitung der germanischen religionsurkunden hat professor dr. Eugen Mogk in Leipzig übernommen.

Die 50. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird vom 28. september bis 1. oktober 1909 in Graz stattfinden. Als obmänner der germanistischen sektion haben die vorbereitenden geschäfte übernommen die herren univ.prof. dr. August Sauer (Prag, Smichow 586), univ.prof. dr. Konrad Zwierzina (Innsbruck, Claudiaplatz 3) und reg.rat direktor i. r. dr. Karl Reissenberger (Graz. Katzianergasse 7).

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.

# HIATUS UND SYNALOEPHE BEI OTFRID.

Jede untersuchung über den hiatus und die synalöphe bei Otfrid hat auszugehen von den leitsätzen, die uns Otfrid selbst in seiner vorrede an Liutbert an die hand gibt (vgl. *ad Liutb.* 68–85): '*Patitur quoque metaplasmi figuram nimium* (*non tamen assidue*), *quam doctores grammaticae artis vocant sinalipham* (*et hoc nisi legentes praevideant, rationis dicta deformius sonant*), *literas interdum scriptione servantes, interdum vero ebraicae linguae more vitantes, quibus ipsas literas ratione sinaliphae in lineis, ut quidam dicunt, penitus amittere et transilire moris habetur; non quo series scriptionis hujus metrica sit subtilitate constricta . . . et non tantum per hanc inter duas vocales, sed etiam inter alias literas saepissime patitur conlisionem sinaliphae; et hoc nisi fiat, extensio sepius literarum inepte sonat dicta verborum. Quod in communi quoque nostra locutione, si sollerter intendimus, nos agere nimium invenimus. Quaerit enim linguae hujus ornatus et a legentibus sinaliphae lenem et conlisionem lubricam praecavere.*' Zwieržina hat Zfda. 31, 292 fg. nachgewiesen, 'dass Otfrid in den theoretischen ausführungen der vorrede an Liutbert nicht nur die anschauungsweise der lateinischen grammatik herübernahm, sondern sich auch ausschliesslich der terminologie und phraseologie der damaligen schulgrammatiker bediente.' Er kommt zu dem ergebnis: 'wichtig und fruchtbar bleiben also nur drei äusserungen Otfrids über das wesen der deutschen synalöphe. Sie tritt bei zusammenstoss zweier vokale nicht regelmässig (*assidue*), wie der reim, sondern nur häufig (*nimium*) ein. Sie findet sich nicht nur zwischen vokalen sondern auch zwischen konsonanten und zwar in einer von der lateinischen elision über *m* durchaus abweichenden weise. Sie ist in der aussprache der gewöhnlichen prosaischen rede begründet.' Gerade das aber ist wichtig, dass Otfrid die deutsche synalöphe in bewussten gegensatz stellt zur praxis der lateinischen klassiker wie der lateinischen rhythmischen poesie

seiner zeit. Seine praxis des hiatus und der synalöphe gründet sich auf den sprachgebrauch der gewöhnlichen rede, ist also keine metrische erscheinung wie die hiatusregeln der lateinischen poesie. Die untersuchungen Wilhelm Meyers[1] haben gezeigt, dass die dichter lateinischer rhythmen aller zeiten den hiatus prinzipiell beseitigt haben. Das ist bei Otfrid nun eben nicht der fall. Der hiatus wird in weitem umfang gemieden, aber in bestimmten grenzen ist er gestattet. Hierin haben wir deutschen sprachgebrauch zu erkennen. Ihm ist es nicht in den sinn gekommen, der lateinischen praxis zuliebe irgend etwas sprachwidriges zuzulassen. Er hat nicht den hiatus vor *h* beseitigen wollen, was für deutsche sprachverhältnisse schlechterdings sinnlos ist. Seine synalöphe zwischen konsonanten – die mit der vokalischen synalöphe unter denselben gesichtswinkel zu stellen ist – gibt deutschen sprachgebrauch wieder und ist von der metrischen praxis der lateiner grundverschieden. Es kann also meines erachtens nicht davon die rede sein, dass die synalöphe bei Otfrid in irgendeiner weise durch die praxis der lateinischen rhythmischen poesie beeinflusst oder gar veranlasst sei. Die folgende untersuchung dürfte dartun, dass die synalöphe in nichts dem lebendigen sprachgefühl zuwiderläuft. Es tritt uns kein logisch gebundenes system entgegen. Überall hängen die synalöpheerscheinungen ab von der akzentstufe, dem bedeutungsnachdruck des betreffenden wortes und dem phonetischen gewicht der zusammenstossenden sonanten. Über die synalöphe im einsilbigen auftakt, in einsilbiger senkung, beim zusammenstoss zweier einsilbiger wörter in der senkung entscheidet keine schematische regel. Die feinen unterschiede der synalöphe, die Otfrid hier darzustellen versucht hat, weisen darauf hin, dass hier sprachlebendige formen heraustreten und nicht etwa verstümmelungen der wörter irgendeinem metrischen schema zuliebe. Man wird daher die ansicht Francks[2], 'dass Otfrids metrisches verfahren weit über das sprachlebendige verhältnis hinausführt und von der undeutschen theorie beeinflusst ist', *a limine* abweisen müssen[3].

Mir scheint, der sprachgebrauch Otfrids ist unter weit umfassendere gesichtspunkte zu bringen. Konrad Burdach hat in seinem aufsatze Zur geschichte der nhd. schriftsprache[4] die hauptlinien richtig skizziert[5].

1) Gesammelte abhandlungen zur mittellatein. rhythmik bd. I s. 188 fg., 275 fg.

2) Zfda. 48, 147 fg.; vgl. auch seine 'Altfränkische grammatik' § 64.

3) Vgl. zuletzt Baesecke Zeitschr. 41, 99.

4) in den Forschungen zur deutschen philologie, festgabe für Rudolf Hildebrand s. 291 fg.

5) vgl. auch Wilmanns Deutsche grammatik[2] I § 270.

Die lebendige umgangssprache ist einem ununterbrochenen prozess der abschleifung und abbröckelung unterworfen. In zeiten, die der entwickelten nhd. schriftsprache voraufliegen, die also eine absolut fest geregelte orthographie noch nicht kannten, brachte die schrift noch manche synkope, elision, apokope zur darstellung. Burdach weist a. a. o. noch aus werken von zeitgenossen Opitzens belege nach, welche zeigen, in wie weitem umfang diese autoren wortverkürzungen gebrauchten, die sie der naiven rede entnahmen. Interessant ist ferner die oft zitierte äusserung Christian Weises in den 'Curiösen gedanken von deutschen versen' 1692 s. 92: 'wenn ein vocalis in der *pronunciatione prosaica* verbissen, und wie man zu reden pfleget, elidiret wird, so gibt es im verse keinen guten klang, wenn er soll ausgesprochen werden. Drum hab ich noch die zeit meines lebens keinen solchen vers gemacht:

Das erste ist das schöne Ammt,
Das andere ist die grosse Ehre.
Ich liebte ernstlich deine Lehre,
Nun loben wir dich ingesammt.'

Franck bemerkt zu dieser stelle a. a. o. s. 150: 'also unter den der jetzigen sprache durchaus gemässen und einzig gemässen wortverbindungen in der obigen strophe müssen verschiedene der form nach für seine sprache ungewöhnlich und anstössig gewesen sein. er scheint also, wenn ich ihn recht versteh, in der gewöhnlichen rede gesagt zu haben d i e e r s t i s t, d i e a n d e r i s t, i c h l i e b t e r n s t l i c h, auch d a s s c h ö n a m t?' So hätte vielleicht auch Otfrid seine theoretischen äusserungen in der vorrede *ad Liutb.* illustrieren können. Sein werk bietet jedoch der beispiele genug. Endlich sei noch auf die volkslieder hingewiesen; auch hier sind kurzformen vor vokalisch anlautender silbe weit verbreitet. Lebendiges deutsches sprachgefühl hat wohl zu allen zeiten vor vokalisch anlautender silbe kurzformen entwickelt, wenn der hiatus auch niemals prinzipiell gemieden wurde. Unsere denkmäler von ahd. zeit[1] bis zu Opitz müssten einmal auf diese frage hin systematisch durchforscht werden. Erst dann wird sich feststellen lassen, welche unterlage die allgemeine lehre vom hiatus in deutschem sprachgefühl und heimischer tradition besitzt.

Diese dinge erscheinen uns heute so fremd, weil unser sprachbewusstsein völlig vom schriftbild beherrscht wird. Daher hat der

1) Eine auslese von sprechformen (durch elision) aus dem Tatian und anderen ahd. dkm. bringt zuletzt Franck in seiner 'Altfränkischen grammatik' § 64, 1.

hiatus bei uns so weit um sich gegriffen. Vor der normierung der nhd. schriftsprache lagen die verhältnisse gerade umgekehrt. Burdach redet a. a. o. s. 319 treffend von 'einem bestreben der sprachlichen wiederherstellung' als 'einer allgemeinen sprachgeschichtlichen bewegung, die niemals geruht hat und zu verschiedenen zeiten an verschiedenen punkten hervorgetreten ist, ohne dass ein fortlaufender zusammenhang der einzelnen erscheinungen nachgewiesen werden kann'. 'Es ist die auflehnung des grammatischen sprachgefühls, des gefühls für die vollständigkeit und deutlichkeit der sprachform gegen die ewig fortschreitende abschleifung und abbröckelung in der lebendigen gesprochenen sprache. Otfrids behandlung der elision und synalöphe, die regelung der synkope, apokope und elision bei den klassischen mhd. dichtern, insbesondere Konrad von Würzburg, Opitzens lehre vom hiatus und den wortverkürzungen bedeuten drei hervorragende äusserungen dieser niemals erlöschenden widerstandskraft des sprachbewusstseins.'

Gerade zu Otfrids zeiten begann die von Alcuin in die wege geleitete reform der orthographie sich durchzusetzen. Vor dieser reform war dem einzelnen schreiber in der wiedergabe der gesprochenen rede noch weitgehende willkür gestattet. Es war im wesentlichen die aufgabe des schreibers, die phonetischen gebilde nach dem gehör in buchstaben umzusetzen; man bemühte sich, die schriftbilder den gesprochenen formen adäquat zu gestalten. Seit der reform der schreibschule von Tours gibt es schreibformen, die sich bewusst den sprechformen der umgangssprache gegenüberstellen, um eine konstante orthographie des einzelnen worts zu erreichen. In den Otfridhss. durchkreuzen sich zwei orthographische prinzipien: das alte prinzip individueller willkür, das moderne prinzip orthographischer normalfiguren. Sprechformen liegen neben schreibformen; die schreibformen überwiegen schon bedeutend. Da aber die vortragsweise seines werkes durchaus aus der gesprochenen rede herauswächst[1], hat Otfrid häufig durch elisionspunkte bezeichnet, wie auf grund der sprechformen der vortrag sich darstellt. Die synalöphe ist in den Otfridhss. bald durch punkte unter den zu elidierenden vokalen, bald durch auslassung bezeichnet. Meist stehen jedoch die vollformen im text, und die synalöphe blieb dem leser anheimgestellt. Doch weichen die schreiber recht oft

1) Dazu kommt, daß Otfrid sich als erster von der archaischen sprache der deutschen stabreimpoesie emanzipiert und in besonderem umfang den formen der gesprochenen rede eingang in sein werk gestattete.

in der orthographischen zusammensetzung der sprechformen von einander ab. Wir kennen durchaus nicht immer den genauen lautwert, den ahd. schreiber mit jedem buchstaben verbanden. Oft werden wir vielleicht durch moderne interpretationen beeinflusst sein. Immerhin vermögen diese sprechformen unsere einschätzung der ahd. schreibformen wesentlich zu korrigieren. Sie können helfen, unsere ältere grammatik immer mehr auf der basis der gesprochenen rede aufzubauen. Die heutigen mundarten lehren, welche rolle sandhierscheinungen aller art in volkstümlicher rede spielen. Die sprechformen der Otfridhss. bieten interessante parallelen aus früherer sprachperiode. Es wird eine hauptaufgabe der folgenden untersuchung sein, diese sprechformen für die ahd. grammatik auszubeuten. Aus den sprechformen der Otfridhss. vermögen wir die regeln abzuleiten, nach denen im vortrag des werkes synalöphe oder hiatus statthat: zu diesem zweck wären die belege metrisch nach ihrer stellung im verse zu ordnen. Die sprechformen wären dann mit den entsprechenden voll formen zu vergleichen. Und zwar müsste das gesamte material an sprechformen und schreibformen ausgenutzt werden; jedes eklektische verfahren ist als unmethodisch abzuweisen. Die grammatische seite der arbeit verlangt jedoch eine statistische ordnung des materials nach grammatischen kategorien. Es sind also mit dem doppelten zweck der untersuchung zwei einteilungsprinzipien gegeben. Es schien mir angebracht, stets das einteilungsprinzip zu wählen, welches die hauptausbeute, die das jeweilige material verspricht, am vollkommensten zur darstellung bringt. Für die hiatusgesetze konnten die grammatischen kategorien durchbrochen werden, weil hier naturgemäss für die grammatik keine neue aufklärung zu erwarten war. Für einige synalöphegesetze war ebenso eine metrische anordnung nötig, um die belege nicht zu sehr zu verstreuen, aus denen diese gesetze abzuleiten waren; hier mussten grammatische gesichtspunkte hintangesetzt werden. Oft traten jedoch grammatische fragen in den vordergrund des interesses; die belege sind daher nach grammatischen kategorien aufgeführt. Doch sind die einzelnen kategorien stets so aneinandergereiht, dass eine genügende zahl von sprechformen auch das in rede stehende synalöphegesetz sofort klar herausspringen lässt. Erst ein überblick über das gesamtmaterial, das in den grammatischen kategorien niedergelegt ist, zeigt, dass das betreffende synalöphegesetz durchgehende geltung hat. Eine vergleichende zusammenfassung der resultate der einzelstatistiken ergibt das synalöphegesetz. Innerhalb der einzelnen grammatischen gruppen stehen naturgemäss sehr

oft minoritäten von sprechformen majoritäten von schreibformen gegenüber. Die schreibformen überwiegen eben schon bedeutend. Aber die sprechformen genügen doch, die durchgehenden synalöphegesetze erkennen zu lassen, wenn man nur stets das gesamtmaterial überblickt. Es wird dann nicht länger gewagt erscheinen, vollformen der einen kategorie nach den zahlreicheren sprechformen einer anderen einzuschätzen, wofern sie nur gleichen metrischen charakter zeigen.

Die grammatische und metrische forschung hat diesen erscheinungen bisher nicht die gebührende aufmerksamkeit geschenkt.

Lachmann hat wiederholt auf die ganz besondere stellung hingewiesen, die Otfrid der umgangssprache gegenüber einnimmt, z. b. Kl. schr. I, 456 und 459. Er hat Kl. schr. I, 359 der forschung das problem gestellt: 'Da also die zählung der silben für den hd. vers auch wichtig ist, so haben die dichter natürlich die elision der vokale und manche verkürzungen der wörter, wie sie die gewöhnliche sprache gab, in ihren versen angewandt: und es ist zu untersuchen, wieviel dieser art sie erlaubt oder dem wohlklang zuträglich fanden.' Lachmann selbst hat die frage in seinen Iweinanmerkungen mehrfach berührt und einige durchgreifende gesichtspunkte für die synalöphe aufgestellt, ohne jedoch für alle fälle den genauen beweis zu bringen.

Zu Iwein 866 (s. 397) bemerkt er:

'Dass in den senkungen, die erste allenfalls ausgenommen, das auslautende schwache *-e* zweisilbiger wörter, deren erste lang ist, nicht mit dem folgenden vokal verschleift, sondern verschwiegen werden muss, folgt daraus, dass nur gewichtlose wörter so gesetzt werden, nachdrückliche höchstens bei dichtern, die überhaupt stärker abkürzen. Otfrid hat einige wenige wörter, nur verba und partikeln, so gebraucht, die er auch zuweilen kürzt: die schwereren sind nur in der ersten senkung.' Es folgt eine reihe von belegen für auftakt und senkung, zum teil sprechformen, zum teil schreibformen. Eine vollständige sammlung des materials hätte gezeigt, dass dies gesetz zwar richtig, aber ohne jede einschränkung giltig ist.

Zu Iwein 2943 (s. 444) bringt Lachmann neun — seiner kenntnis nach alle — belege bei, in denen ein zweisilbiges betontes wort, dessen erste silbe kurz ist, in der vollform vor vokalisch anlautender hebung erscheint. Dieselbe art des hiatus weist er bei mhd. dichtern nach.

Zu Iwein 7764 (s. 548) stellt Lachmann für Otfrid die regel auf, die aber für mhd. verse nicht gelte und die er auch für Otfrid nicht beweist: 'Hingegen leidet auf mhd. verse keine anwendung Otfrids

regel, dass auf den hebungen sowohl synäresis (verschmelzung des auslautenden vokals mit dem anlautenden) als synalöphe (schwächung des auslautenden vokals vor vokalischem anlaut) gestattet ist, in den senkungen aber nur synäresis.' Die von Lachmann synalöphe benannte erscheinung lässt sich bei Otfrid handschriftlich nirgends erweisen; die spätere forschung hat diesen begriff fallen lassen. Lachmann hat diese fragen nicht erschöpfend behandelt. Seine resultate stützen sich auf ein ungenügendes material. Als unanfechtbar erweist sich nur das auch durch die mhd. dichter bestätigte hiatusgesetz zweisilbiger wörter mit betonter kurzer wurzelsilbe vor vokalisch anlautender hebung.

Dieselben mängel haften der ganzen weiteren forschung an. Die arbeit von Hügel (Über Otfrids versbetonung, Leipzig 1869) bringt für diese fragen keinen fortschritt; die arbeit verfolgt im wesentlichen andere ziele. Über synalöphe wird nach rein subjektivem ermessen in vermutungen abgeurteilt und zwar stets über eine reihe von einzelfällen, die der verfasser seinen betonungsgesetzen dienstbar zu machen sucht. Die Lachmannsche regel über den hiatus zweisilbiger wörter mit kurzer betonter wurzelsilbe wird hier aufgegriffen und bestätigt, vgl. s. 25 anmerkung. Die von Hügel gesetzten elisionsbogen und manche äusserungen im text weisen darauf hin, dass er die endsilbe dreisilbiger wurzelbetonter wörter vor vokalisch anlautender hebung elidiert wissen wollte. Ebenso wird viersilbiger takt dreisilbig durch 'zusammenwachsen' der zusammenstossenden vokale oder wörter. Für dies 'zusammenwachsen' bringt Hügel s. 25 anmerkung einige vereinzelt herausgegriffene belege ohne rücksicht auf die jeweilige akzentstufe.

Schmeckebier (Zur verskunst Otfrids, Kiel, diss. 1877) hat besonders der synalöphe im auftakt seine aufmerksamkeit geschenkt. S. 36 führt er eine reihe von belegen an, in denen dreisilbige auftakte durch synalöphe zweisilbig werden. S. 22 findet sich die beobachtung, dass das pronomen *imo* in der senkung seinen wurzelvokal verliert, wenn eine auf einen vokal oder *-r* ausgehende silbe voraufgeht. S. 36 begegnet die methodisch bezeichnende bemerkung: 'Diejenigen auftakte, welche durch *zi* mit dem artikel gebildet werden (*zi theru zi thero zi themo*) sind von Otfrid und seinen zeitgenossen gewiss oft zweisilbig gesprochen; *zi theru* mag wohl gar zuweilen einsilbig gesprochen sein.' Es folgen vereinzelte belege. Nirgends sind bestimmte gesetze erschlossen; alle aufstellungen sind unvollständig.

Die zahlreichen abhandlungen der letzten jahrzehnte, die sich mit der entstehung des altdeutschen reimverses beschäftigen, berühren die hier behandelten fragen nicht. Nur Wilmanns hat die synalöphe in den kreis seiner betrachtungen gezogen. Seine 1888 erschienene abhandlung über den altdeutschen reimvers enthält s. 72–92 eine eingehende untersuchung über elision und synalöphe. Diese arbeit ist die bisher letzte behandlung dieser fragen. Hier findet sich zum erstenmal eine allgemeine regel (s. 72, § 50): 'Die allgemeine regel ist, dass der auslautende vokal der endsilben und der selbständigen wörter mit kurzem vokal unterdrückt wird, dagegen langer vokal oder diphthong selbständiger wörter standhält. Die unterdrückung des anlautenden vokals ist überhaupt fakultativ und beschränkt auf die vorsilbe *ir-*, die präposition *in*, das verb. *ist* und die pronominalformen *ih er iz es imo inan ira iro*.' Wilmanns scheidet 1. elision der endsilben, 2. elision selbständiger wörter. S. 73, § 51: 'Die unbetonten endsilben kommen selten oder nie zu selbständiger geltung. Die verse, in denen durch die elision des vokales der fuss auf sein normalmass zurückgeführt wird, sind ausserordentlich häufig.' Zuweilen entzieht die elision des unbetonten endvokals einem fusse die senkung, meist nach einer höher betonten silbe (vgl. s. 74–75), bisweilen auch vor höher betonter silbe (vgl. s. 75–76). Für den ersten fall, dass die elision des endvokals den fuss auf sein normalmass herabsetzt, hat Wilmanns die belege nicht gesammelt: doch wird jeder durch eigene lektüre Otfrids die richtigkeit dieses satzes erkennen. Für die beiden anderen fälle hätte ein systematischer vergleich der sprechformen und schreibformen gezeigt, dass die art der folgenden hebung ohne einfluss auf die synalöphe ist. Wilmanns sieht sich daher (s. 75, § 52) zu dem unbestimmten ausdruck genötigt: 'Da es aber auch sonst nicht an beispielen fehlt, dass vor höher betonter silbe die senkung fehlt, so wird man auch hier nicht behaupten können, dass die elision unterbleiben müsse.' Zweifelhaft wird nach Wilmanns die zulässigkeit der elision nur da, wo die stammsilbe kurz ist. Er trifft keine entscheidung. S. 74: 'Man muss also in solchen fällen entweder den hiatus zulassen oder annehmen, dass der vortrag sich von der natürlichen grundlage entfernte und den beiden silben eine grössere selbständigkeit gewährte, als die ausführung der elision ihnen eigentlich gestattete.' Lachmann und Hügel liessen hier den hiatus zu, wie er sich auch bei mhd. dichtern findet. Eine vollständige sammlung der belege hat nur vollformen aufzuweisen. Der vortrag entfernt sich niemals von der natürlichen grundlage. Selbst die viel erörterte

schwebende betonung hat Wilmanns auf ein ganz bescheidenes mass einschränken können. Wilmanns hat keinen wert darauf gelegt, alle sprechformen für jedes wort zu sammeln, sie nach der stellung im verse zu sondern und mit den entsprechenden schreibformen zu vergleichen. Seine resultate sind daher mehrfach unrichtig, wie die einzelstatistik zeigen wird. Dies gilt zunächst für die relativpartikeln *thi the* und die negation *ni*. Dagegen bestätigt eine vollständige sammlung der belegstellen den satz, dass die präpositionen *zi* und *bi* und das präfix *gi-* vor vokalisch anlautender silbe stets ihren sonanten verlieren. Sehr ansprechend ist die ansicht Wilmanns, auf grund der synalöpheerscheinungen auch für *bi thi the* kurzen vokal anzusetzen.

§ 56 B stellt Wilmanns den satz auf: 'Wörter, die auf einen betonten langen vokal oder diphthongen ausgehen, unterliegen der elision nicht. Verschmelzung mit dem folgenden worte kann bei ihnen in der regel nur dann eintreten, wenn eine silbe mit schwachem vokalischen anlaut folgt.' Hierher gehören zunächst vollwörter. § 56 bringt eine reihe von belegen für vokalisch oder diphthongisch auslautende, betonte vollwörter vor vokalisch anlautender hebung oder – in der mehrzahl der belege – vor vokalisch anlautender einsilbiger senkung. In allen belegen zeigen alle hss. die vollformen. Der hiatus betonter silben ist ganz gewöhnlich. Vor vokalisch anlautender einsilbiger senkung begegnen in den Otfridhss. nur die vollformen. Eine vollständige sammlung des materials hätte das gesetz sofort herausspringen lassen. Aus demselben grunde vermag Wilmanns auch zu den fällen keine entschiedene stellung zu nehmen, in denen auf die vokalisch anlautende noch eine andere silbe in der senkung folgt (vgl. s. 79 oben).

In den §§ 57–68 behandelt Wilmanns die synalöpheerscheinungen, die sich an den partikeln *tho nu ju io wio zua*, am dat. plur. *in*, dem konjunktiv *sî*, dem pronomen *thu* der form *so* und den vokalisch auslautenden einsilbigen formen des anaphorischen pronomens und des artikels ausprägen. Nirgends ist Wilmanns auf genaue sonderung der belege nach ihrem auftreten unter dem haupt- oder nebeniktus an erster oder zweiter stelle des auftakts und der senkung bedacht gewesen. Die mehrzahl der für Wilmanns regelwidrigen fälle, die einen tilgungspunkt unter dem langen vokal oder diphthongen zeigen, hätte sich durch ihre stellung als zweite senkungssilbe vor vokalisch anlautender hebung erklärt. Zutreffend ist die beobachtung, dass die formen *iu io zua* niemals synalöphe erfahren. Zweifellos werden wir ferner mit Wilmanns betonte und unbetonte doppelformen mit langem und kurzem vokal für *tho nu si thu so* ansetzen. Neu

und nützlich ist endlich die scheidung der belege für *so* und den artikel nach der verschiedenen bedeutung. Nur ist es Wilmanns entgangen, dass mit dieser bedeutungsdifferenzierung eine betonungsdifferenzierung hand in hand geht. Eine vergleichende betrachtung sämtlicher sprechformen und schreibformen nach den akzentstufen erweist das von Wilmanns § 56 B aufgestellte gesetz als verfehlt (vgl. oben s. 145). Nur in wenigen an gegebenem orte zu besprechenden fällen widersetzen sich diphthongisch auslautende wörter der synalöphe. Entscheidend für den eintritt der synalöphe sind das phonetische gewicht und die stellung im verse oder — um die ursache zu nennen — der grad der betonung. Auch die § 50 aufgestellte allgemeine regel lässt sich nicht halten (vgl. oben s. 144). Die ganze untersuchung Wilmanns über elision und synalöphe muss als verfehlt gelten. Neuerdings hat Franck in seiner 'Altfränkischen grammatik' (1909) § 64 noch einmal ein kurzes zusammenfassendes bild der synalöphe bei Otfrid entworfen. Er wiederholt hier die schon in der Zfda. 48, 47 fg. ausgesprochene ansicht: 'es scheint sehr fraglich, ob Otfrids gebrauch in allen fällen sprachgemäss und nicht zum teil eine eigenmächtige, dem lat. nachgeahmte metrische freiheit sei. Wie z. b. die drei letzten silben von *ih zellu iu ouh* V $4_{51}$ sprachlich einsilbig geworden und doch verständlich geblieben sein sollen, ist nicht abzusehen.' In dem angeführten halbverse V $4_{51}$ *Ih zéllu iu ouh scono lìubi* wird nur der endvokal des verbums elidiert; das pronomen *iu* erleidet niemals eine reduktion seines lautkörpers, und an zweiter stelle der senkung können nur schwach anlautende enklitika ihren sonanten verlieren, nicht aber eine schwere diphthongische silbe. Hier bleibt also der hiatus bestehen; eine zweisilbige senkung im ersten fuss des ersten halbverses ist durchaus gewöhnlich. Die folgende zusammenstellung scheint auf den sammlungen von Kelle und Wilmanns zu beruhen. Franck konnte natürlich nicht die absicht haben, an dieser stelle das material zu erschöpfen. Da er jedoch ein ungenügendes material benutzte, lassen sich seine aufstellungen vielfach nicht aufrecht erhalten, so z. b. zur negation *ni,* zum optat. *sî,* zum pron. *thu* (vgl. dazu die einzelnen abschnitte der folgenden abhandlung). Auch bei Franck fehlt die basis einer ordnung der belege nach akzentstufen.

Die vorliegende arbeit möchte die in der bisherigen forschung aufgezeigten methodischen fehler vermeiden, indem sie alle belege sammelt, nach den akzentstufen ordnet und die sprechformen zur interpretation der schreibformen heranzieht.

# I. hauptteil: Hiatusgesetze.

## § 1. Vokalisch auslautende hebung vor vokalisch anlautender hebung.

I $2_{2}$ *eigan thiu ist si thin.* I $26_{6}$ *wio er gilóuben scal.* I $27_{51}$ *ther man ist nú untar iu.* I $20_{13}$ *Sie zalatun siu io ubar dág.* II $9_{95}$ *zwéi odo thriu mez.* II $14_{53}$ *Then thu afur nú áabis.* II $24_{36}$ *joh wir thaz io áhton.* III $3_{16}$ *ni némen in thia ahta.* P *thia áhta.* III $7_{15}$ *Ther sé ist zéssonti.* III $16_{57}$ *Wir wizun in thia ahta.* P *thia áhta.* III $17_{40}$ *ther werfe, zélluh iu ein.* III $17_{51}$ *joh si ekrodo einu.* P *si ékrodo.* III $20_{47}$ *so spé er in thia érda.* III $20_{89}$ *Wir wizun, ságen wir iu ein.* IV $1_{48}$ *thia thú in thera nóti.* IV $1_{49}$ *Thaz was io ana wánk.* IV $15_{59}$ *So er se lérta thó in thera náht.* IV $19_{24}$ *suahtun io innan thiu.* IV $35_{14}$ *in ré odo in bára.* V $23_{138}$ *nub er io innan thes.* H $_{91}$ *Riatun io ubar thaz.* H $_{108}$ *io ahta* (*wizist thu tház*). H $_{114}$ *thes er nú ana wánc.*

Die statistik zeigt, dass keine synalöphe statthat, wenn vokalisch auslautende hebung vor vokalisch anlautende hebung tritt. Auch diphthonge bleiben intakt. Der hiatus ist zulässig, wenn die vokale durch den akzent geschützt sind.

## § 2. Vokalisch auslautende einsilbige wörter allein im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

### A. Alle hss. zeigen stets die vollformen.

#### I. Die konjunktion *tho.*

I $4_{26}$ *tho er nan sciuhen gisah.* I $8_{2}$ *tho er sa háfta gisah.* II $6_{50}$ *tho uns was hárto so not.* II $9_{58}$ *tho er in súlih thing gigiang.* II $11_{53}$ *Tho er then tód ubarwán.* III $7_{31}$ *tho er thia krústun firsléiz.* $_{32}$ *tho er thia rintun firbrah.* III $14_{59}$ *tho ér in themo skífe sliaf.* $_{60}$ *tho er thaz zéichan worahta.* III $21_{19}$ *Tho er zi thíuz gifiarta.* V $8_{22}$ *tho er so hóho gisan.* $_{23}$ *Tho er so hóho iz fuarta.* $_{42}$ *tho er then námon nanta.* V $12_{58}$ *tho er in zuíro* (*so thu weist*). $_{59}$ *Tho er sie híar thaz anablías.* $_{62}$ *tho er in himile gisaz.* V $23_{240}$; H $_{79}$ $_{83}$.

#### II. Adverb und konjunktion *nu.*

Die hebung lautet mit *ú-* an.

Adverb.

I $10_{24}$ *nu unser wisonti.* IV $19_{66}$ *nu úrkundono méra.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ verschiedenen vokal an.

II $6_{47}$ *nu ist es béziro rat.* II $7_{45}$ *nu íst er queman hérasun.* III $26_{61}$ *Nu ílemes thes thenken.* IV $9_{31}$ *Nu ist uns thiu iro gómaheit.* IV $22_{11}$ *Nu áhtot, wio ir wóllet.* V $25_{19}$ *Nu íst iz, so ih rédinon.*

Konjunktion.

II $14_{120}$ *nu uns thia frúma irreimta.* III $23_{58}$ *nu er so wílit selbo in wár.* $_{59}$ *Nu er then tód suachit.*

#### III. *ju.*

S $_{9}$ *ju ófto filu núzzi.*

### IV. *io.*

L $_{7}$ *io allo zíti guato.* II $18_{8}$ *io íuer fúaz giwente.* III $5_{22}$ *io émmizigen minnon.* III $11_{24}$ *io after rúafenti.* IV $2_{33}$ *io ármero wihto.*

### V. *wio.*

#### 1. Vor dem pron. *er.*

I $2_{7}$ *wio ér bigonda brédigon.* I $9_{24}$ *wio ér then namon wólti.* II $4_{19}$ *Wio ér thar untar sínen.* II $7_{1}$ *wio ér bigonda brédigon.* III $16_{7}$ *wio er thio búah konsti.* III $20_{169}$ *wio er thar wérnota.* III $24_{71}$ *wio er nan mínnoti.* IV $1_{7}$ *Wio ér sih thara náhta.* IV $6_{55}$ *wio ér se wolti mínnon.* IV $7_{71}$ *Wio ér iz er giméinta.* IV $16_{54}$ $20_{28\ 33}$; V $10_{27}$; H $_{33\ 34}$.

#### 2. Vor anderen wörtern.

I $12_{17}$ *wio ír nan sculut findan.* II $3_{14}$ *wio éngilo ménigi.* II $19_{13}$ *Wio íh iu hiar gibíete.* III $12_{21}$ *wio ír firnoman eigit míh.* III $19_{11}$ *wio unser drúhtin dati.* IV $6_{39}$ *Wio íagilih ouh dáti.* IV $6_{11}$ *Wio óuh thio meíndati.* IV $28_{17}$ *wio alt giscríb er thes giwúag.* V $6_{20}$ *wio unsan líchamon nam.* V $20_{4}$ *wio égislih iz wésan scal.* V $25_{56}$ *wio áfur iogilícho.*

### VI. Konjunktiv *sî.*

Die hebung lautet mit *i*- an.

V $12_{66}$ *si io zi drúhtine meist.*

Die hebung lautet mit *u*- an.

V $3_{5}$ *si úmbikirg biféstit.*

### VII. Dat. plur. *iu.*

IV $12_{8}$ *iu allaz kúnd dati.* V $4_{40}$ *iu eigene gibúra.*

### VIII. *thu.*

Die hebung lautet mit *u*- an.

III $13_{17}$ *Thu únsih so bisuíches.* III $17_{20}$ *thu unsih ni héles wiht thes.* V *únsih* (acc. rad. punkte unter *ih*). P *unsih* h zugeschrieben. III $20_{164}$ *thu únsih thanne bredigon.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

I $2_{52}$ *thu io ginádiger bist.*

### IX. N. sg. fem. *si.*

Die hebung lautet mit *i*- an.

III $14_{20}$ *si iz zi thíu gisítoti.* III $14_{23}$ *si iz zi thíu bibrahta.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

I $16_{11}$ *Si állo stunta bétota.* V $7_{8}$ *si ávur thar tho súahta.*

### X. N. sg. fem. *thiu.*

Die hebung lautet mit *u*- an.

Artikel.

II $3_{48}$ *thiu unser úbarmuati.*

Relativ.

V $23_{75}$ *thiu únsih geit hiar úbiri.*

Der vokal der hebung ist anderer qualität.

Artikel.

I $2_{2}$ *thiu arma múater min.* IV $4_{56}$ *thiu áftera hériscaf.* IV $5_{62}$ *thiu áftera*

*fúara.* IV $9_{23}$ *thiu éwiniga súnna.* IV $35_{43}$ *thiu éwinigu súnna.* V $4_{23}$ *thiu erda kráftlicho.* H $_{166}$*thiu éwiniga heili.* L $_{96}$ *thiu éwiniga sunna.*

Relativ.

II $3_{10}$ *thiu íamer sia irbílide.* II $14_{118}$ *thiu erist thára in thia búrg.*

## XI. Acc. sg. fem. *thia.*

Artikel.

III $3_{12}$ *thia únsera dúmpheit.* III $18_{66}$ *thia éwinigun léra.* III $23_{18}$ *thia úmmaht, thia er thar thóleta.* V $7_{64}$ *thia úngilouba in fíara.*

Relativ.

III $22_{4}$ *thia íh iu hiar nu ságen scal.* V $14_{8}$ *thia er ginám in sina hánt.* H $_{43}$ *thia úns Caín ouh wórahta.*

## XII. N. a. pl. neutr. *thiu.*

Artikel.

L $_{92}$ *thiu éwinigun gótes jar.* II $6_{19}$ *thiu óugun iro sconiu.* III $20_{146}$ *thiu óugun mir inlíuhta.* III $21_{30}$ *thiu óugun indáti.* IV $19_{73}$ *Thiu óugun sie imo búntun.*

Relativ.

I $24_{4}$ *thiu íh iu nu gizélle.* II $14_{36}$ *thiu íh thir hiar nu zéllu.* V $10_{10}$ *thiu ín thar warun meísta.* V $16_{36}$ *thiu ir mih dúan sahut.*

## XIII. *so.*

### 1. *so* als adverb.

L $_{11}$ *so íst al thaz gidráhti.* L $_{17}$ *so íst ther selbo Fránko.* $_{18}$ *so íst ther selbo édilinc.* I $3_{23}$ *so íst iz giscéidan.* I $4_{36}$ *so íst er io giwíhter.* I $23_{28}$ *so ílet sie gislíhten.* I $25_{29}$ *So ist ther héilego géist.* III $7_{29}$ *So ist ther wízzod alter.* III $14_{105}$ *so áhtun sin thio líuti* = III $5_{7}$. IV $15_{28}$ *so ist uns álles ginuag.* IV $17_{14}$ *so áht er io ginóto.* V $8_{35}$ $16_{34}$ $23_{287}$.

### 2. Steigernd vor dem adverb.

V $7_{20}$ *so úngimacho ríuzist.*

### 3. *so* als konjunktion.

I $20_{33}$ *so ér zi sin n dágon quam.* I $22_{8}$ *so íltun sie héim sar.* $_{49}$ *so ílt ih sar hérasun.* II $7_{35}$ *so er nan érist gisah.* $_{53}$ *So er nan zi ímo brahta.* II $8_{20}$ *so ist thir állen then dag.* II $9_{51}$ *So er thaz suért thenita.* II $24_{7}$ *So er zi thíu tho gifíang.* III $11_{16}$ *so ér gisprah sin wórt ein.* III $13_{37}$ *so er sin úrdeili duit.* III $20_{46}$ *so er mih híar tho gisáh.* $_{49}$ *So ih thaz hóro thana thúag.* III $24_{53}$ *so er sa ríazan gisah.* IV $4_{20}$ *so ér thera réisa bigunni.* IV $11_{19}$ $12_{41}$ $18_{5}$; V $2_{12}$ $4_{26}$ $8_{33}$ $25_{60}$.

### 4. *so* in relativischem gebrauch.

II $13_{31}$ *so er uns súntigon duat.* II $2_{6}$ in P gegen V: *soso ih hiar fórna giscreip.* P *so ih.* II $22_{16}$ *so ein thero blúomono thar.* III $3_{1}$ *so íh iz nu firnámi.* III $14_{14}$ *so ér nan thar tho báti.* III $15_{8}$ *so ín gibot jú druhtin.* III $18_{24}$ *so ih hiar míthont gisprah.* $_{59}$ *so er uns émmizigen dúat.* III $19_{32}$ *so ih hiar fórna giwúag.* III $26_{54}$ *so er thar rédinota.* IV $12_{1}$ *So ér in gizéigota thár.* IV $13_{8}$ *so ih iz bílidta fora iu.* IV $16_{50}$ *so ér hiar fórna gihiaz.* IV $27_{6}$ *so alt giscrip uns zeinit.* $_{12}$ *so ih hiar fóra zelita.* IV $37_{19}$ *So er zen wíbon thar tho sáh.*

V 4$_{54}$ = $_{65}$ *so imo sélben gizam.* V 7$_{5}$ *so ih thir hiar nu ságen scal.* V 8$_{29}$ *so ih hiar fóra zalta.* V 12$_{60}$ $_{74}$ 14$_{26}$ 16$_{9}$ 23$_{163}$ 25$_{79}$; H $_{24}$.

Die hebung lautet mit *o-* an.

II 14$_{3}$ *so ofto fárantemo duit.* III 15$_{15}$ *so ofto mága sint giwon.* III 23$_{46}$ *so ofto síochemo dúat.* IV 23$_{16}$ *so ofto fíanton dúat.*

Anmerkung: V 25$_{47}$ ist der sonant des adverbs *so* in V unterpunktiert; der vers ist in P nicht überliefert; F zeigt die vollform.

V 25$_{47}$ *Sọ eigun dáti sine.* F *So.*

**B. Es hat eine reduktion der auftaktstelle statt.**

## I. Die präpositionen *bi* und *zi* und das präfix *gi-*.

### 1. *bi.*

### a) Das auslautende *-i* der praep. ist in mindestens einer hs. unterpunktiert oder mit der hebung kontrahiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

III 10$_{6}$ *bi ira dóhter liaba.* P *bira.* V 17$_{22}$ *bira míssodati.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ verschiedenen vokal an.

I 3$_{7}$ *Bi énterin wórolti.* P *Bị.* II 6$_{52}$ *bi unsih mánohoubit.* P *bị.* III 16$_{36}$ *bi alten fórdoron er.* P *bị.* III 17$_{21}$ *bi eíneru fára.* P *bị.* IV 4$_{2}$ *bi únsih thar irstúrbi.* P *bị.*

### b) Alle hss. zeigen die vollform.

I 18$_{22}$ *bi únseren sunton.* II 6$_{51}$ *bi únsih muadun scálka.* II 9$_{77}$ *bi únsih, sos er wólta.* II 9$_{85}$ *bi únsen suaren súnton.* II 14$_{8}$ *bi einemo brúnnen.* III 25$_{35}$ *bi unsih stérban scolta.* IV 1$_{44}$ *bi únseren súnton.* IV 4$_{76}$ *bi eínera stúllu.* IV 6$_{15}$ *bi eino brútloufti.* $_{31}$ *bi eina quénun thare.* IV 19$_{75}$ 22$_{33}$ $_{34}$ 27$_{12}$ $_{15}$: V 13$_{1}$: H $_{145}$.

### 2. *zi.*

### a) Das auslautende *-i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

I 5$_{41}$ *Zị iru spráh tho abarlút.* I 12$_{3}$ *Zị in quam bóto sconi.* P *zi.* *ị* in V, *i* in P übergeschrieben. I 17$_{41}$ *Zi ímo er ouh tho ládota.* P *Zí imo.* *i* übergeschrieben. I 21$_{5}$ *zị iro heiminge.* P *ziro.* III 18$_{2}$ *zi ín tho sprah sus drúhtin.* P *zị.* III 25$_{14}$ *zị ímo thaz héroti.* P *zi imo.* IV 11$_{10}$ *zi ímo faran scólta.* P *zị.*

Der sonant der hebung ist abweichender qualität.

I 5$_{7}$ *Zị édiles frouun.* I 5$_{65}$ *zerbe gibóraniu.* V *z : erbe.* *i* rad. P *zị érbe.* I 11$_{20}$ *zị eigenemo lánte.* P *zi* I 18$_{34}$. $_{24}$ *zị édilingo hénti.* V *ị* übergeschrieben. P *zi.* I 23$_{60}$ *zi áltere ni falles.* P *zị.* II 14$_{5}$ *zị einera búrg er thar tho quám.* P *zi.* V 20$_{40}$ *zi áltere furdir.* P *zị.* III 15$_{45}$ *zi áltere firléitti.* P *zi.* *i* übergeschrieben.

### b. Alle hss. zeigen die vollformen,

Die hebung lautet mit *i-* an.

III 16$_{47}$ *Zi ímo thih ni bílgis.* IV 1$_{16}$ *zi ímo sih gikértin.* IV 7$_{90}$ *zi ímo sar gizíto.* IV 15$_{15}$ 16$_{23}$ $_{39}$ 18$_{6}$ 19$_{39}$.

Der sonant der hebung ist abweichender qualität.

I 17$_{78}$ *zi eiginemo lánte.* II 14$_{6}$ *zi einemo gisáze.* II 24$_{16}$ *zi allemo ánagnate.* III 15$_{9}$ $_{10}$ $_{46}$ 24$_{28}$; IV 19$_{63}$ 20$_{29}$ 21$_{3}$ 29$_{5}$ 37$_{22}$; V 3$_{6}$ 12$_{87}$ 23$_{182}$.

### 3. *gi.*

Es finden sich nur zwei belege vor einer hebung mit qualitativ abweichendem vokal. In beiden fällen ist der präfixvokal in mindestens einer hs. unterpunktiert.

I $14_{11}$ *gióugti thaz kind thar.* P *gịougti.* II $2_{28}$ *giéretạ er se in thén sind.* P *gịéretạ.* *ị* und *ạ* übergeschrieben.

## II. Die relativpartikeln *thi the* und die negation *ni.*

### 1. Die relativpartikel.

a) Vor dem pron. *ih* fällt der sonant der partikel, wie der akzent in P beweist:

IV $13_{41}$ *thu ih es wurti wirdig.* V *thi:* u rad. P *thíihes.*

b) Vor dem pronomen *unsih* zeigen alle hss. die vollformen.

H $_{150}$ *thi unsih scóno, so gizam.*

### 2. Die negation *ni.*

a) Vor dem pronomen *ìr* fällt der sonant der negation.

III $16_{35-41}$ *nir iu kind bisnidet.*

b) Alle hss. zeigen die vollform vor einer mit qualitativ abweichendem vokal anlautenden hebung.

I $8_{21}$ *ni ér sih iru náhti.* II $14_{21}$ *ni eigun múas gimúati.* II $18_{6}$ *ni éigut ir merun gúati.* IV $2_{34}$ *ni éigut émmizigen hiar.* IV $19_{16}$ *ni ántwurti so frávilo.* V $4_{45}$ *ni éigut ir sin wiht hiar.* V $4_{61}$ *ni er sih fúage thara zi ín.* P *zín.* V $7_{27}$ *ni ubarwintu ih iz mér.*

## III. N. a. pl. m. *sie.*

a) In mindestens einer hs. findet sich die form *si sịe.*

I $1_{9}$ *Sie ouh in thiu gisagetin.* P *Sịe.* III $20_{144}$ *sịe ófono bredigon.* P *sie.* III $20_{181}$ *Si ahtun sin zi nóti.* P *Sie.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

I $1_{61}$ *Sie éigun in zi núzzi.* $_{76}$ *sie éigun sẹ ubarwúnnan.* I $13_{2}$ *sie áhtotun thaz ímbot.* I $17_{11}$ *Sie eiscotun thes kindes.* I $27_{3}$ *Sie áhtotun thia gúati.* II $14_{93}$ *Sie íltun tho bi mánne.* II $20_{13}$ *Sie eigun, wizit ir thaz.* III $5_{11}$ *Sie ahtun óuh bi thiu sin mér.* III $7_{57}$ *Sie eígun thaz giweízit.* III $12_{9}$ *Sie imo rédinotun.* III $20_{119}$ *Sie ávur tho ginóto.* III $24_{75}$ *Sie áhtotun thaz sinaz sér.* IV $16_{3}$ $_{37}$ $17_{26}$; V $7_{29}$ $10_{35}$ $13_{5}$ $_{11}$ $16_{9}$ $20_{61}$ $23_{156}$ $25_{76}$.

## IV. N. a. pl. m. *thie* und n. a. pl. m. *thio.*

### 1. N. a. pl. m. *thie.*

a) Als artikel.

α) Das pron. ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I $12_{33}$ *Thịẹ éngila zi hímile.* P *thie.*

β) Alle hss. zeigen die vollform.

II $4_{102}$ *thie engila quámun thuruh tház.* II $7_{72}$ *thie éngila ouh hera nídargan.* V $8_{11}$ *thie éngila sine.* III $25_{5}$ *Thie éwarton alle.* II $2_{5}$ *thie iro bóton santun.*

V 25$_{81}$ *Thie einun wóllent in war.* IV 7$_{79}$ *Thie ándere zuene síne.* V 13$_{27}$ *Thie ánthere zi lánte.* V 20$_{52}$ *thie ánthere iz ni níazent.* V 25$_{82}$ *thie ándere mit ílon.* $_{85}$ *Thie andere álle filu frúa.* V 1$_{20}$ *thie árma joh thie hénti.* I 7$_{16}$ *thie ótmúatige.* I 7$_{18}$ *thie ódegun álle.* I 4$_{43}$ *Thie ungilóubige* = 15$_{43}$. III 20$_{68}$ *thie úbile joh, thie dóhtun.* V, 9$_{30}$ *thie unse héroston.*

### b) Als relativum.

α) Vor dem pronomen *ér* findet sich in mindestens einer hs. die form *thi.*

IV 11$_{6}$ *thi ér zi zúhti zi imo nám.* II 4$_{11}$ *Thier in themo éristen man.* P *Thiér.* II 9$_{9}$ *Thier in hímilkamaru.*

β) Vor allen anderen vokalisch anlautenden wörtern zeigen alle hss. nur die vollform.

II 2$_{27}$ *Thie ínan thoh irkántun.* II 16$_{6}$ *thie iro múates waltent.* II 22$_{14}$ *thie in themo ákare stent.* III 6$_{43}$ *thie in themo gráse sazun.* IV 28$_{3}$ *thie in theru dáti wari.* III 22$_{21}$ *Thie ih zi thíu gizellu.* II 16$_{14}$ *thie io thes réhtes gingent.* V 8$_{9}$ *Thie ío thaz irwéllent.* II 22$_{18}$ *thie íu sint úndiure.* V 23$_{192}$ *thie árabeiti thúltun.* H $_{52}$ *thie avur bézzirun sin.* I 27$_{38}$ *thie unsih héra santin.* IV 7$_{65}$ *thie úngiware wárun.* H $_{121}$ *thie únsitig wárun.*

### c) Als demonstrativum.

Die hss. zeigen nur die vollform.

III 22$_{22}$ *thie eigun mín io mínna.* V *thie.* e aus o. I 15$_{43}$ *thie ábahont iz álle.*

## 2. N. a. pl. fem. *thio.*

### a) Als artikel.

α) Das pron. ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

II 21$_{42}$ *thio iuo míssidati.* P *thio.*

β) Alle hss. zeigen die vollform.

I 1$_{4}$ *thio iro chúanheiti.* III 14$_{70}$ *thio iro míssodati.* III 23$_{34}$ *thio iro stúnta werbent.* IV 4$_{66}$ *thio iro bósheiti.* IV 29$_{57}$ *thio iro suéster zuá.* S 15 *thio íues selbes gúati.* IV 9$_{4}$ *thie óstoron in gigárotin.* IV 20$_{6}$ *thie óstoron giféhotin.* P *thio.* IV 12$_{15}$ *thie égislichun dáti.* V 6$_{70}$ *thio érerun ziti.* P *thie.* V 23$_{143}$ *thio érerun gilústi.* III 7$_{84}$ *thio argun gilústi.* III 14$_{120}$ *thio ármilichun brústi.* III 20$_{41}$ *Thio ármilichun wizzi* = 30$_{21}$. V 9$_{5}$ *thio ármilichun dáti.* III 5$_{20}$ *thio unse thúrfti grozo.* III 8$_{13}$ *thie undon bliuenti.* III 21$_{13}$ *thio unsero ármuati.* IV 31$_{10}$ *thio unso míssodati.*

### b) Als relativum

begegnet nur ein beleg der vollform.

IV 15$_{42}$ *thio ín tho waran gárawo.*

### c) Als demonstrativum

kommt die form im einsilbigen auftakt nicht vor.

Aus der statistik A § 2 s. 147–150 geht hervor, dass keine synalöphe statthat, wenn ein einsilbiges vokalisch oder diphthongisch auslautendes wort allein im auftakt vor vokalisch anlautender hebung steht. Für *tho nu ju io wio,* verb. *si iu thu,* n. sg. fem. *si,* n. sg. fem. *thiu,* a. sg. fem. *thia,* n. a. pl. neutr. *thiu* sind in allen hss. ausschliesslich die vollformen belegt. Das adverb *so* erscheint 67mal in allen hss. in der vollform (vgl. s. 149 XIII). Ganz isoliert ist ein beleg der schwundstufe: V $25_{47}$ *So eigun dáti sine.* F *so.* F zeigt die vollform; in P ist der vers nicht überliefert. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass in V ein schreibfehler vorliegt. 14mal begegnet die vollform des adverbs; selbst wenn *so* ganz nachdruckslos in relativischer funktion auftritt, finden sich in 31 versen stets die vollformen.

Jenes durchgreifende gesetz erleidet einige ausnahmen, wenn es sich um nachdruckslose proklitika handelt, die nicht fähig sind, sich im auftakt zu behaupten.

Die präpositionen *bi* und *zi* und das präfix *gi-* werden stets auf die schwundstufe herabgesetzt. Das präfix findet sich überhaupt nur 2mal im auftakt (s. 151, 3 oben), in beiden fällen in der schwundstufe. Die präposition *bi* erscheint 7mal in der sprechform (s. 150 I, 1), 2mal vor einer mit *i-* anlautenden hebung: 16mal begegnet die schreibform vor einer hebung mit qualitativ abweichendem anlaut. Für die präposition *zi* (s. 150, 2) stehen 16 sprechformen (7 vor *i-*) 23 schreibformen (8 vor *i*) gegenüber. Der weitere verlauf der untersuchung wird zeigen, dass die präpositionen *bi zi* und das präfix *gi-* vor vokalisch anlautender silbe unter allen umständen ihren sonanten verlieren. Aus der übereinstimmenden behandlung, welche die praep. *bi* mit der praep. *zi* und dem präfix *gi-* erfährt, wird man für die praep. *bi* mit Wilmanns (a. a. o. § 54) auf kurzen vokal schliessen müssen. Erst in späterer entwicklung wird die kurze präpositionale form durch die des adverbs verdrängt.

Eigenartige erscheinungen treten an der negation *ni* hervor (s. 151 II, 2). Vor dem pronomen *ir* ist die negation 2mal auf den anlautenden konsonanten reduziert, während sich vor einer hebung mit qualitativ abweichendem anlaut 8mal in allen hss. die vollform findet. Man ist nicht befugt, auf grund jener sprechformen die übrigen 8 belege als schreibformen anzusprechen. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe verliert die negation ihren sonanten, wenn die folgesilbe auf *i-* anlautet; dagegen behauptet sie sich vor dem pronomen *er.* Für den einsilbigen auftakt ergibt sich folgende regel: die negation wird auf den anlautenden konsonanten reduziert, wenn

die hebung mit *i*- anlautet; vor einer hebung mit qualitativ abweichendem anlaut hat keine synalöphe statt. Für die relativpartikel finden sich nur 2 belege. Vor dem pronomen *ih* beweist der akzent in P für kontraktion; vor *unsih* zeigt V die vollform; der vers ist nur in V überliefert. Die synalöphe wird dadurch erleichtert, dass ein unbetonter vokal vor einen betonten vokal gleicher mundstellung tritt; der vortrag produziert die mundstellung nur 1mal. Da eine genaue untersuchung der partikel sie als proklitikon geringsten phonetischen gewichts erweist, hat man auch $H_{150}$ vor qualitativ abweichender hebung die schwundstufe der partikel anzusetzen.

Von den diphthongisch auslautenden einsilbigen formen des anaphorischen pronomens begegnet nur der n. a. pl. m. *sie* (s. 151 III) im einsilbigen auftakt vor vokalisch anlautender hebung. Die sprechformen zeigen, dass das pronomen an dieser stelle auf die ablautsstufe *si* herabgesetzt wird. Es finden sich 3 sprechformen: 2 *sie̜*, 1 *si*. Hiernach sind die 23 schreibformen einzuschätzen. Näheres über diese und andere ablautsstufen des pronomens an gegebenem ort.

Dass der charakter der synalöphe ganz von dem grade des nachdrucks abhängt, den jedes wort in jedem falle erfährt, können die erscheinungen dartun, die an dem n. a. pl. m. *thie* und dem n. a. pl. fem. *thio* (s. 151 IV, 1; s. 152, 2) des demonstrativpronomens hervortreten. Unter den diphthongisch auslautenden einsilbigen formen des demonstrativpronomens eignet diesen beiden formen das geringste phonetische gewicht. Die besondere untersuchung dieser formen ergibt, dass im 9. jahrhundert die maskulin- und femininform schon phonetisch gleichwertig waren. Dadurch erklärt sich die gleiche behandlung dieser formen im einsilbigen auftakt. Der proklitische artikel wird auf den anlautenden konsonanten reduziert. Es lassen sich nur 2 belege aufweisen: $I\,12_{33}$ *Thie̜ éngila zi hímile.* $II\,21_{42}$ *thio̜ iuo míssidati.* P *thio̜*. Danach sind die schreibformen für den vortrag einzuschätzen (s. 152 oben; s. 152, 2 a, β). Einen erheblicheren nachdruck erhält das pronomen in relativer funktion. Mit dem pronomen *ér* verbindet sich die maskulinform zu einem steigenden diphthongen *thiér*. 3mal erscheint das relativpronomen vor *ér* (s. 152 b, α); in allen 3 fällen belegen alle hss. diese kontraktion. Sie wurde veranlasst durch die annähernd gleiche mundstellung der zusammentreffenden vokale. Das relativpronomen *thie* begegnet ausserdem noch 14mal vor einer mit *i*- *a*- *u*- anlautenden hebung. Stets zeigen alle hss. die vollformen. Hier hat also keine synalöphe statt. Für den n. a. pl. fem. ist nur 1 beleg der vollform in relativer funktion anzuführen:

IV 15$_{42}$ *thio in tho warun gárawo.* Den bedeutsamsten nachdruck trägt das pronomen in demonstrativer funktion. Diese fälle ordnen sich naturgemäss dem grundgesetz (s. 152 c) unter. Es finden sich 2 belege der vollform des n. a. pl. m.

Für den einsilbigen vokalisch auslautenden auftakt vor vokalisch anlautender hebung lässt sich folgende regel aufstellen:

Wenn ein vokalisch oder diphthongisch auslautendes einsilbiges wort allein im auftakt vor vokalisch anlautende hebung tritt, hat keine synalöphe statt. Der hiatus ist zulässig. Nur proklitika geringsten nachdrucks erfahren eine reduktion, deren jeweiliger charakter abhängig ist von dem grad des nachdrucks, dem phonetischen gewicht und der gleichheit oder ähnlichkeit der zusammentreffenden vokale.

1. Die präpositionen *bi zi*, die relativpartikel *thi* und das präfix *gi-* werden auf die schwundstufe herabgesetzt.

2. Die negation *ni* verliert ihren sonanten, wenn die hebung auf *i-* anlautet; sonst hat keine synalöphe statt.

3. der n. a. pl. m. *sie* wird auf die ablautstufe *si* herabgesetzt.

4. Der n. a. pl. m. *thie* und der n. a. pl. fem. *thio* werden verschieden behandelt je nach der bedeutung. Der proklitische artikel wird auf den anlautenden konsonanten reduziert. Das relativpronomen *thie* verbindet sich mit dem pronomen *ér* zu dem steigenden diphthongen *thiér;* vor einer hebung mit qualitativ abweichendem anlaut hat keine synalöphe statt. Das demonstrativpronomen erscheint stets in der vollform.

---

## § 3. Vokalisch oder diphthongisch auslautende einsilbige wörter allein in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### A. Alle hss. zeigen stets die vollform.

I. *nu.*

Die hebung lautet mit *ú-* an.

IV 4$_{69}$ *Thaz was nu úngimacha.* S 17 *Emmizen nu ubar ál.*

Die hebung beginnt mit einem vokal abweichender qualität.

I 13$_3$ *Ílemes nu álle.* II 14$_7$ *so wir gizáltun hiar nu ér.* III 20$_{148}$ *thoh scówot ir nu álle.* IV 5$_{64}$ *thaz wir nu eigun gárawaz.* IV 30$_{32}$ *thaz séhet ir hiar nu álle.* S 2 *ther bíscof ist nu édiles.*

II. *ju.*

III 15$_9$ *Iz ward ér ju, ana wán.* III 24$_2$ *thar, ther sin fríunt was ju ér.*

III. *io.*

II 3$_{41}$ *Ni wárd io ubar wóroltring.* III 7$_{14}$ *thaz sih io úmbizerbit.* III 14$_{64}$ *thie héilt er sár io alle.* III 26$_{36}$ *wir io írri fuarun.* IV 8$_{10}$ *ni si álle sin io áhtin.* V 6$_{17}$ *So líazun in io úmbiruah.* V 25$_{53}$ *Sús duent thíe io álle.*

## IV. *so.*

### 1. Als adverb.

II 16$_{34}$ *thaz síe so ahtent íuer.* III 13$_{15}$ *thaz thú so io bifálles.*

### 2. Verstärkend vor adjektiven und adverbien.

III 9$_{16}$ *bi thiu gíang er thar so óbana.* III 25$_{39}$ *ni gíang so ófono untar ín.* V 25$_{34}$ *thaz íh mir liaz so úmbiruah.*

### 3. Relativisch.

II 9$_{82}$ *sélb so untar génen thár.* II 20$_{5}$ *Dúa, so ih thir zéllu.* III 20$_{60}$ *gisáh ih sár, so iz gizám.* III 24$_{87}$ *then selbon stéin, so er gibot.* IV 7$_{62}$ *sit wákar io, so ih gibót.* V 8$_{10}$ *so wáz so in gibótan ist.* $_{52}$ *wíb, so ih thir rédinon.* V 9$_{15}$ *sélb so er iz zúrnti.* V 12$_{70}$ *minnon gót, so er gibót.* V 13$_{20}$ *ouh thrí, so ih thir rédinon.*

## V. *ni.*

V 23$_{52}$ *zi lángo uns iz ouh ni élte.* P *lángọ.* V 25$_{76}$ *sie óuh thaz ni éltent.*

## VI. *sî.*

III 26$_{14}$ *thoh sị ín si únthrati.* H $_{158}$ *thaz ér si uns ginâthic.*

## VII. *iu.*

S 31 *sént iu io zi gámane.* II 12$_{55}$ *Zéllen wir iu ubar jár.* P *wír.* II 14$_{64}$ *thaz iu únkundaz íst.* II 19$_{17}$ *so wer so iu úbilo gidue.* V *íu* acc. rad. P *wér sọ iu.* V 8$_{55}$ *thiu tód giscankt iu enti.* V 16$_{29}$ *so gén iu al giliche.*

## VIII. *thu.*

I 2$_{25}$ *Bi thíu thu io, druhtin.* H $_{122}$ *thie míd thu io in wára.* II 7$_{36}$ *joh bistu ouh dúbunkind.* III 14$_{5}$ *Thar máhtu ana fíndan.*

## IX. N. sg. fem. *thiu.*

### Artikel.

I 9$_{2}$ *thaz sáliga thiu álta.* III 23$_{19}$ *'Nist' quad er, 'thiu úmmaht'.* III 22$_{31}$ *joh thiu éwinigi sín.*

## X. N. a. pl. neutr. *thiu.*

### Relativ.

II 4$_{50}$ *thiu wórt, thiu er irfínde.*

## XI. *tho.*

III 8$_{20}$ *in then úndon thar tho óbana.* I 4$_{79}$ *joh ouh tho áhtonti.* II 14$_{99}$ in P gegen V: V *Ín quam tho in githáhti.* V *quám* acc. rad. P *In quám tho in githáhti.* II 14$_{113}$ *Gimuatfágota er tho ín.* III 6$_{31}$ *'Dúet' quad ér, 'tho ubarlút'.* $_{48}$ *thar lásun sie tho álle.* III 13$_{19}$ *Gab ér tho ántwurti.* III 14$_{47}$ *'Fár' quad er tho, 'innan thés'.* V *tho* zukorr. III 17$_{9}$ *Brahtun sía tho in thaz thíng.* IV 4$_{15}$ *Namun sie tho iro wát.* IV 7$_{19}$ *Det ér in dróst tho álles.* IV 23$_{5}$ *Giang kríst tho in themo gánge.* V 4$_{11}$ *Wanu, íagilih tho ílti.* V 10$_{1}$ *Sih náhtun sie tho álle.* V 14$_{11}$ *thie júngoron noh tho ínne.*

Anmerkung: I 5$_{41}$ ist in P das auslautende -o unterpunktiert; V F zeigen die vollform:

I 5$_{41}$ *Zị iru spráh tho ubarlut* P *thọ.*

**B. Es hat eine reduktion in der senkungssilbe statt.**

## I. Die präposition *bi* und das präfix *gi*-.

### 1. *bi*.

Es findet sich nur ein beleg; P unterpunktiert das auslautende -*i*.

III 12 19 *Thie jú bi alten wóroltin.* P *bị.*

### 2. *gi*.

a) Der sonant des präfixes ist in mindestens einer hs. unterpunktiert.

IV 7 43 *Thaz síe thes thar giávalon* P *gịáfolon.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

III 22 30 *nist, tház sih io giébono.* IV 33 28 *mit spéru er tharzúa giilta.* V 8 6 *sih thar so giuínotun.* P *thár.*

## II. Die präposition *zi*.

### 1. Die hebung lautet mit *i*- an.

a) Das auslautende -*i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

II 4 75 *Thó sprah kríst zi imo sár.* P *zimo.* II 7 33 *joh sár zi ímo léitta.* P *sar zímo.* III 14 63 in P gegen V: V *Thíe ouh zi imo súnnun.* P *Thie óuh zimo.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

IV 8 7 *er wíg zi imo irhúabi.*

### 2. Der anlautende vokal der hebung ist abweichender qualität.

Es findet sich stets in allen hss. die vollform.

IV 12 13 *Sah ein zi ándremo* = V 10 23. V 23 238 *joh ouh zi álaware.* IV 18 5 in P gegen V: V *So ér tho zi einen dúron quam.* P *So er thó.*

## III. N. sg. fem. *si*, a. sg. fem. *sia* und n. a. pl. m. *sie* des anaphorischen pronomens.

### 1. N. sg. fem. *si*.

a) Das auslautende -*i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 5 10 *then sáng sị unz in énti.* P *si unz.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

II 14 43 *'Thu mohtis' quád siu 'einan rúam'.* F *si.*

### 2. Acc. sg. fem. *sia*.

a) Die schwundstufe findet sich in allen hss.

V 8 50 *thiu nátara gispúan ses.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

I 8 7 *Ér sia érlicho zóh.*

### 3. N. a. pl. m. *sie*.

a) Die schwundstufe findet sich in mindestens einer hs.

II 21 11 *Thaz duent sie állaz zi thíu.* P *sẹ.* II 11 11 *joh warf sẹ álle thanana úz.* P *se.* IV 4 65 *dreip se ál thanan úz.* P *sẹ.*

b) Die hss. zeigen die reduzierte form *se* oder die vollform *sie.*

*se.*

II $13_4$ *joh ér se alle toufit.* III $26_{41}$ *So sint se álle girrit.*

*sie.*

IV $7_{42}$ *thaz dúent sie iogilícho.* IV $9_{27}$ *Sint sie úntar ménnisgon.* V $22_7$ *thes ist sie íamer filu níot* P *íst.*

IV. A. sg. fem. *thia,* n. a. pl. m. *thie* und n. a. pl. fem. *thio.*

1. A. sg. fem. *thia.*

a) Als artikel.

III $20_8$ in P gegen V: V *zálta in thịa úngimacha.* P *zaltạ ín thia.*

b) Als relativum.

IV $27_2$ *zi theru thráu, thia er in zélita.* V $23_{275}$ *Thia bluat, thia érda fuarit.*

2. N. a. pl. m. *thie.*

a) Als artikel.

I $17_{38}$ *mit wórton, then ér thie áltun.*

b) Als relativum.

I $1_{103}$ *Ni sínt, thie ímo ouh derien.*

3. N. a. pl. fem. *thio.*

Es findet sich nur der artikel. 4mal zeigen alle hss. die vollform. III $3_{11}$ *in úns thio úbarmuati.* V $14_2$ *thaz ér ni drat thio úndun mer.* V $18_4$ *ziu sínt thie iuo wízzi.* Anders P *zíu sint.* V $23_{75}$ *Flíhemes thio úbili.*

Folgende wörter begegnen in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung nur in der vollform, ohne dass gleichheit oder ähnlichkeit der zusammentreffenden sonanten einen unterschied der behandlung bedingte: *nu ju io so ni sî iu thu,* n. sg. fem. *thiu,* n. a. pl. neutr. *thiu.* Die partikel *tho* erscheint 15mal in allen hss. in der vollform. Nur I $5_{41}$ zeigt P die schwundstufe: I $5_{41}$ *Zị iru spráh tho ubarlút.* P *thọ.* Da dieser beleg ganz vereinzelt ist und aller erfahrung zuwiderläuft, werden wir ein versehen des schreibers von P annehmen müssen. Es hat keine synalöphe statt, wenn ein einsilbiges vokalisch oder diphthongisch auslautendes wort in einsilbiger senkung vor eine vokalisch anlautende hebung tritt. Nur proklitika und enklitika geringsten nachdrucks erfahren auch hier synalöphe.

Die präposition *bi* und das präfix *gi-* werden stets auf die schwundstufe herabgesetzt. Die präposition *bi* begegnet nur III $12_{19}$ in einsilbiger senkung (s. 157 B I, 1); P schreibt *bị.* Vor einer mit *i-* anlautenden hebung ist die präposition *zi* 3mal auf die schwundstufe reduziert; nur IV $8_7$ finden sich die vollformen. Vor einer hebung mit qualitativ abweichendem anlaut lassen sich nur 4 belege der vollform aufweisen. Doch wird man diese vollformen graphisch ein-

schätzen dürfen. Die praep. *zi* geht sonst völlig mit der praep. *bi* und dem präfix *gi-* zusammen. Es ist kaum anzunehmen, dass sie hier eine abweichende behandlung erfahren sollte.

Die vokalisch auslautenden enklitischen formen des anaphorischen pronomens werden in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung auf die schwundstufe reduziert. Es finden sich belege für den n. sg. fem. *sî*, den a. sg. fem. *sia* und den n. a. pl. m. *sie*. Für diese formen ergibt die besondere untersuchung der sprechformen unbetonte nebenformen *si sa se* (§ 21 B 4. 7. 8), die in neutraler umgebung umlaufen. Die form *siu* des n. sg. fem. erweist sich als rein graphische variante. Der unbetonte vokal jener 3 sprechformen geht in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung unter in der artikulationsbewegung des betonten vokals. Das pronomen steht in jedem fall ohne nachdruck in der enklise hinter dem verbum oder subjekt. Für den n. sg. fem. bietet sich nur 1 beleg: I $5_{10}$ *then sáng sį unz in énti*. P *si*. Vers II $14_{43}$ hat keine synalöphe statt, weil hinter das pronomen die grenze des sprechtaktes fällt: II $14_{43}$ *'Thu mohtis' quád siu, 'einan rúam'*. F *si*. Hier fehlt die enge verbindung der wörter, welche die natürliche voraussetzung der synalöphe ist. Für den acc. sg. fem. ist V $8_{50}$ die schwundstufe belegt; alle hss. haben der hebung das anlautende *s-* des pronomens vorgeschlagen: V $8_{50}$ *thiu nátara gispúan ses*. I $8_7$ zeigen alle hss. die orthographische normalform *sia* (s. 157 III, 2 b). Der n. a. pl. m. *sie* begegnet 3mal in der schwundstufe, die durch die schreibung *sę* dargestellt ist (s. 158, 3 a). Daneben findet sich 2mal in allen hss. die form *se*, die man im engeren sinne als schreibform zu der sprechform *sę* (s. 158, 3 b) auffassen kann. 3mal endlich zeigen alle hss. die orthographische normalfigur *sie* (s. 158, 3 b). Näheres über die sprechformen des anaphorischen pronomens an gegebenem ort (vgl. § 21 B 4. 7. 8).

Die diphthongisch auslautenden einsilbigen formen des demonstrativpronomens erscheinen in relativem gebrauch regelmässig in der vollform; sie leiten stets einen neuen sprechtakt ein. Es finden sich in einsilbiger senkung 2 belege für den a. sg. f. *thia* (s. 158 IV, 1 b) und 1 beleg für den n. pl. m. *thie* (s. 158 IV, 2 b). Der proklitische artikel ist handschriftlich in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung nur in der vollform überliefert: III $20_8$ in P für den a. sg. fem. *thia*, I $17_{38}$ der n. pl. m. *thie*, 4mal der n. a. pl. fem. *thio*. Es müssen hier die resultate vorweggenommen werden, die sich aus einer besonderen untersuchung der sprechformen des demonstrativpronomens ergeben. Die formen des n. a. pl. m. *thie* und des n. a.

pl. fem. *thio* erweisen sich als phonetisch identisch. Neben den betonten formen gehen proklitische nebenformen her: für den n. a. pl. m. ist eine ablautstufe *the,* für den a. sg. fem. eine form *tha* gesichert. Wir erhalten also eine parallelreihe zu den ablautstufen des anaphorischen pronomens. Daraus folgt, daß in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung nur die schwundstufe des proklitischen a. sg. f., n. a. pl. m. f. geltung haben kann. Der schleier der orthographie ist in diesen reihen besonders dicht. Ein reicheres material an sprechformen hatte schon für den einsilbigen auftakt die schwundstufe des proklitischen artikels dargetan.

Für die einsilbige vokalisch auslautende senkung vor vokalisch anlautender hebung ergibt sich folgende regel:

Tritt ein vokalisch oder diphthongisch auslautendes einsilbiges wort allein in der senkung vor eine vokalisch anlautende hebung, so hat keine synalöphe statt; der hiatus ist zulässig. Nur proklitika und enklitika geringsten nachdrucks können auf die schwundstufe herabgesetzt werden:

1. Die präpositionen *bi zi* und das präfix *gi* werden auf die schwundstufe reduziert.

2. Der n. sg. fem. *si,* der a. sg. fem. *sia* und der n. a. pl. m. *sie* des anaphorischen pronomens werden auf die schwundstufe reduziert.

3. Der a. sg. fem. *thia,* der n. a. pl. m. *thie* und der n. a. pl. fem. *thio* des demonstrativpronomens werden verschieden behandelt je nach der bedeutung: der proklitische artikel wird auf den anlautenden konsonanten reduziert, das relativpronomen erscheint stets in der vollform.

---

## § 4. Vokalisch oder diphthongisch anlautende einsilbige senkung hinter vokalisch oder diphthongisch auslautender hebung.

### A. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

### I. Präfixe.

#### 1. *ir-*.

Die hebung geht mit *-i* aus.

II $18_{21}$ *ther thir si irbólgan.* P *sí.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

I $11_{14}$ *thaz es io irbálde.* II $9_{66}$ *ilị iz io irfúllen.* II $24_{30}$ *mit wérkon io irfúllen.* V $15_{8}$ *joh íl iz io irfúllen.* I $22_{45}$ *min múat mir so irfúltos.* IV $13_{53}$ *ther io thih so irfáre.* IV $37_{17}$ *Thaz únsih so irlóste.* V $9_{46}$ *er áll iz so irfúlti.* I $5_{1}$ *Ward áfter thiu irscrítan sár.* III $6_{24}$ *then múnd zi thiu irréchen.* IV $4_{4}$ *er iz*

*zi thíu irgíangi.* 10 *thia irbíntet ir thár.* I 24$_{14}$ *joh scúlumes siu irfúllen.* II 3$_{28}$ *tho siu irstúrbun thuruh kríst.* II 12$_{35}$ *scal siu irbéran avur meist.* P *scál. avur* fehlt. II 24$_{13}$ *Thaz síe irwáchetin frúa.* P *Tház sie.* III 22$_{23}$ *Íh ouh sie irkénnu.* IV 1$_{12}$ *thaz sie irkántin thoh bi thíu.* IV 19$_{26}$ *thaz sie irslúagin inan sár.* II 3$_{10}$ *thiu íamer sia irbílide.* IV 14$_{12}$ *thio ziti iz nu irfúllent.* IV 18$_{35}$ *So er érist tho irkráta.* IV 33$_{17}$ *ziu irgázi thu min.* V 7$_{60}$ *thaz hábes thu irfúntan.*

### 2. *int-*.

I 6$_{3}$ *thiu wirtun sịg érlicho intfiang.* I 7$_{19}$ *Nú intfiang drúhtin.* II 8$_{46}$ *thih sus es nu intthábetos.* III 23$_{11}$ *thiu jú intbánt thaz ira fáhs.* III 23$_{26}$ *tho intthábet er sih sár.* IV 31$_{34}$ *mih scáden si io intfúarta.* V 16$_{11}$ *joh sie súazlicho intfiang.*

### 3. *in-*.

I 5$_{53}$ *thár er imọ ío instríche.* IV 8$_{8}$ *er er imo io ingíangi.* I 12$_{4}$ *joh wúrtun sie inlíuhte.* III 15$_{32}$ *bi thiu irkúnnun sie mih.*

### 4. *ingegini.*

III 14$_{15}$ *thiu thár was tho ingégini.*

## II. Selbständige wörter.

### 1. Die praep. *in.*

Die hebung geht mit *-i* aus.

II 21$_{3}$ *Thaz si in hérzen thanne.* IV 11$_{43}$ *thaz si in íuih gigát.* IV 29$_{44}$ *thaz si in théra nahi.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

L 53 *Ríat imo ío in nótin.* L 66 *thaz ér ist io in nóti.* I 5$_{67}$ *so gúat bistu io in nóti.* I 20$_{12}$ *nist ther ío in gahi.* I 21$_{2}$ *ther io in ábuh wolta.* II 1$_{41}$ *thaz was io in góte, sos iz ist.* II 9$_{28}$ *odo io in ínheimon.* 88 *ni drunki thu ío in war mín.* III 5$_{17}$ *Ioh io in ábuh kerti.* III 7$_{16}$ *stózot sih io in thráti.* 24 *mit thíu er io in nóti.* 81 *So thú io in thía redina.* IV 5$_{60}$ *maht lésan io in áhtu.* IV 36$_{18}$ *sar io in théru fristi.* V 6$_{38}$ 10$_{20}$ 24$_{7}$; H 74 90 122. I 1$_{87}$ *Lás ih iu in alawár.* II 11$_{26}$ *thaz ságen ih iu in wára.* II 19$_{9}$ *thaz ságen ih íu in wára.* II 22$_{16}$ *thaz ságen ih iu in alawár.* 16 = 42 = IV 6$_{26}$. II 23$_{23}$ *Ih ságen iu in alawár.* III 18$_{10}$ 61; IV 10$_{14}$ 12$_{25}$ 13$_{4}$ 16$_{27}$ 20$_{39}$. II 4$_{90}$ *joh thúltent sie in éwon.* II 16$_{7}$ *Búent sie in wára.* III 8$_{22}$ *unz sie in álathrati.* III 17$_{49}$ *Tház ni warun síe in war.* III 18$_{23}$ 22$_{25}$ 24$_{72}$ 26$_{9}$; V 4$_{64}$ 7$_{64}$ 23$_{282}$; H 86. III 17$_{8}$ *so sio in ábuh thahtun.* III 20$_{101}$ *Bi thiu wúrfun siu in ínan sar.* III 9$_{17}$ *Thaz was bi thíu, in war mín.* II 8$_{1}$ *After thíu in war mín.* V 9$_{44}$ *iuer hérza thoh thiu in wár.* II 16$_{29}$ *Sálig, thie in nóti.* III 15$_{43}$ *thie in ábuh woltun.* II 20$_{9}$ *Oba thu in réhtredina.* II 21$_{20}$ *thaz thu in théra dati.* III 18$_{27}$; IV 31$_{28}$; V 17$_{32}$ 23$_{210}$. I 21$_{13}$ *Kért er tho in fíara.* III 4$_{47}$ *Er tho in álawari.* III 17$_{7}$ 20$_{165}$; IV 22$_{25}$ 32$_{7}$ 35$_{41}$; V 14$_{14}$. II 4$_{34}$ *bílido nu in nóti.* II 7$_{60}$ *ni sí nu in thereru gáhi.* P *si nú in.* III 1$_{7}$ *Ni scríbu ih nu in alawar.* P *nú.* IV 31$_{10}$ 35; V 4$_{2}$ 8$_{51}$. I 4$_{40}$ *then jú in áltworolti.* V 15$_{24}$ *thaz er ér ju in war mín.* II 1$_{2}$ *so rúmo ouh so in áhton.* P *rúmọ.* III 26$_{55}$ *Nu birun fró in múate.* I 5$_{10}$ *mit sálteru in hénti.* I 4$_{20}$ *mit zínseru in hénti.* V 8$_{36}$ *Móysene in wáre.* IV 4$_{12}$ *saget thio thúrfti imo in wár.*

### 2. *ih.*

I 1$_{57}$ *Ziu sculun Fránkon, so ih quád.* II 20$_{7}$ *Ni duas thu só, ih sagen thir éin.* III 18$_{17}$ *minan fáter, so ih scál.* IV 27$_{17}$ *Sie dátun, so ih zélita.* V 25$_{19}$ 28;

H $_{133}$. I $3_{9}$ *Ni was Noé, ih sagen thir éin.* I $20_{22}$ *Ni sáh man io, ih sagen thir tház.* III $7_{27}$ *in thíu ih es biginne.* III $15_{39}$ *Thar ward thó, ih ságen thir.* IV $11_{47}$ *Nu ih súlih thultu.*

### 3. *ist.*

Die hebung geht mit -*i* aus.

II $3_{8}$ *thaz sí ist ekord eina.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

V $1_{27}$ *Mit thíu ist thar bizeínit.* V $12_{88}$ *bi thíu ist si so mári.* V $23_{178}$ *bi thíu ist iz so scónaz.*

### 4. *ir.*

II $16_{2}$ *in thiu ir thie ármuati.* II $23_{5}$ *mit thíu ir thanne irfúllet.* III $18_{44}$ *zi thíu ir inan nénnet.* II $22_{37}$ *Nu ir bírut thes giwón.* II $22_{6}$ *mit wíu ir íuih wátet.* IV $22_{11}$ *Nu áhtot, wio ir wóllet.*

### 5. *in* (pron.).

Die hebung geht mit -*i* aus.

V $23_{16}$ *thaz sí in mer gimúati.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

I $20_{11}$ *Thie brústi sie in oúgtun.* III $8_{47}$ *ni fórahtun sie in thes thiu mín.* III $20_{88}$ *sie in thar tho zélitun.* IV $6_{45}$ *joh managwé in zálta.*

### 6. *iu.*

Die hebung geht mit -*i* aus.

II $22_{7}$ *thaz múas ni si iu méra.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

II $23_{11}$ *Ni múgun sie iu wánkon.* IV $15_{11}$ *frónisgo iu stát thar.*

### 7. *io.*

Die hebung geht mit -*i* aus.

III $22_{54}$ *si io filu fésti.* P *sí.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

II $21_{30}$ *thára wir zua io gingen.* II $23_{7}$ *Wártet iu io hárto.* III $7_{81}$ *So thú io in thía redina.* III $22_{52}$ *waz sie̦ i̦u io ságen scoltun.* P *se iu.* IV $6_{46}$ *thaz hórtun sie io thuruh nót.* IV $29_{11}$ *Gilóubent sie io réhtes.* V $8_{24}$ *thára wir zua io rúafen.* V $20_{12}$ *tharazúa io fórahtlicho.* V $25_{53}$ *Sús duent thíe io álle.* II $4_{100}$ *ni brást iro iowánne.*

### 8. *es.*

I $22_{9}$ *ni wúrtun siu es ánawart.* II $8_{9}$ *giwerdan móhta siu es thó.* III $11_{7}$ *Ni deta síu es avur mér.* III $14_{31}$ *thaz thu es eíscos nu sus.* IV $31_{23}$ *thoh thu es wírdig ni síst.* IV $37_{13}$ *Thes síh, thaz thu es wáltes.* V $14_{6}$ *war thú es lisis méra.* H $_{49}$ *Oba thu es wóla drahtos.* II $21_{5}$ *thaz iu es gót gilono.* V $20_{72}$ *ih lónon iu es thâre.* H $_{158}$ *thoh íh ni si es wirthic.*

### 9. *uns.*

Die hebung geht mit -*u* aus.

III $13_{17}$ *thaz thu uns ío gisuiches.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

I $7_{26}$ *thaz sí uns allo wóralti.* P *tház si.* I $17_{69}$ *Kúndtun sie uns thánne.* III $7_{56}$ *thaz sie uns scono zélitun.* P *tház sie.* III $7_{11}$ *Ni si uns wiht méra.* P *sí.* H $_{136}$ *ther si uns leid in wara.*

10. *ouh.*

I 17$_{75}$ *Thaz síe ouh thes ni thúhtin.* III 8$_{9}$ *Síe ouh tho so dátun.* III 14$_{95}$ *Thaz síe ouh thes ni rúahtin.* IV 37$_{35}$ *Thaz síe ouh thes ginénden.* V 11$_{27}$ *Síe ouh tho so dátun.* V 13$_{2}$ *wio sie ouh thár gidatun.* I 14$_{23}$ *Thaz síu ouh furi thaz kínd sar.* II 9$_{17}$ *Widar thiu ouh thanne.* V 2$_{5}$ *Zi thíu ouh in themo énde.* V 23$_{72}$ *wír tharzua ouh húggen.* H$_{166}$ *mit in sí ouh mir giméini.* III 14$_{63}$ *Thie ouh zi imo súnnun.* P *Thie oúh zimo.* II 13$_{6}$ *ni ságen iz nu ouh thes thiu mín.* II 12$_{45}$ *Ni firnímist thu ouh thánne.* III 13$_{46}$ *thar lisist thu ouh ana wán.* III 17$_{59}$ *Ginádo, druhtin, thu ouh mín.* IV 27$_{2}$ *nihéin tharzua ouh húgita.* IV 35$_{8}$ *thárazua ouh húggen.* I 8$_{22}$ *joh thárazua ouh hógeti.* III 13$_{29}$ *tharazúa ouh ubar tház.*

11. *ein.*

III 20$_{23}$ *Wóraht er tho ein hóro in war.* IV 11$_{14}$ *nam áfter thiu ein békin.*

12. *so.*

II 11$_{6}$ *so unrédihafto.*

13. *er.*

I 2$_{9}$ *Joh zeíchan, thiu er déda tho.* II 6$_{12}$ *zi thiu er thíz gihialti.* III 7$_{24}$ *mit thíu er io in nóti.* III 13$_{45}$ *Zi thiu er sár tho gifíang.* III 24$_{104}$ *thaz gé er sines síndes.* IV 1$_{31}$ *Bílidi, thiu er zálta.* IV 8$_{24}$ *in thíu er thaz gidáti.* V 7$_{66}$ *joh wort, thiu er zi íru sprah.* III 13$_{4}$ *bi híu er hera in wórolt quam.* P *herą.* = III 14$_{113}$. III 24$_{76}$ *bi híu er sih thes leídes.* $_{77}$ *Bi híu er ni biwúrbi.* III 1$_{24}$ *so er déta after thiu.* IV 22$_{1}$ *Giang er, so er tház giquad.* III 4$_{43}$ *thó er in thaz hús quam.* V 12$_{27}$ *Tho er ward zi mánne.* P *Thó.* V 14$_{8}$ *tho er tód ubarwánt.* III 13$_{46}$ *thaz thrí er hiaz mit ímo gan.* IV 4$_{47}$ *Giwíhit sí er filu frám.* IV 8$_{26}$ *thárazua er húgita.* V 4$_{30}$ *gisiunes árumi er gáb.*

**B. Es tritt eine reduktion an der hebung ein.**

I. *wío er.*

1. Die hss. zeigen das kontraktionsprodukt *wier.*

I 2$_{13}$ *Joh wío er fuar ouh thánne.* IV 37$_{8}$ *joh húggen, wí er thaz biwárb.* P *wío.* *o* zugeschrieben. V 4$_{2}$ *wí er fon themo grábe irstuant.* P *wío.* *o* übergeschrieben.

2. Die vollformen stehen nebeneinander.

III 20$_{58}$ *wío er in thera gáhi.* IV 6$_{4}$ *maht lésan, wio er dáti.* IV 19$_{65}$ *wío er widar góte sprah.* IV 20$_{27}$ *wio er gírrit thaz lánt.* V 6$_{21}$ *Joh wio er oúh thaz biwárb.* P *wío* acc. rad. V 8$_{26}$ *wío er hera in wórolt quam.* $_{28}$ *wio er wárd ouh héra funs.* P *wío.* V 12$_{13}$ *Wío er selbo quámi.*

II. V 23$_{237}$ ist in P vor der senkungssilbe *allę* das auslautende *-e* des betonten *thíe* unterpunktiert.

V 23$_{237}$ *Thaz thíe alle er nirzélitun.* P *thíę allę.*

**C. Der sonant der senkungssilbe wird elidiert.**

I. *iz.*

1. Der sonant des pronomens ist elidiert.

H$_{11}$ *Drúhtin, dúaz thuruh thíh.* I 5$_{63}$ *in thiu iz gót wolle.* P *iz.* II 3$_{11}$ *Maht lésan, wio iz wúrti.* V *wío.* P *iz.* IV 15$_{3}$ *'Ni síuz', quad er, 'smérza'.* P *síiuz.* *i* übergeschrieben.

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Die hebung geht mit *-i* aus.

II 21$_{5}$ *In hérzen si iz scono.* II 12$_{39}$ *Jóh si iz ni bimíde.* P *Joh sí.*

Die hebung geht mit einem sonanten abweichender qualität aus.

I 1$_{110}$ *joh síe iz ouh irfúllen.* P *jóh sịe.* I 17$_{44}$ *bat síe iz ouh biráahtin.* P *bát sie.* II 11$_{6}$ *thaz síe iz zugun ófto.* III 6$_{56}$ *ni frázun sie iz állaz.* III 24$_{74}$ *in ábuh sie iz kértun.* IV 28$_{4}$ *thaz sie iz sús gimeintin.* V *síe* acc. rad., ebenso auf *gimέintin.* II 19$_{14}$ *harto sízit íu iz baz.* IV 10$_{8}$ *níuwaz, thaz íu iz líche.* I 2$_{27}$ *tház thu iz harto háltes.* P *thú.* III 13$_{16}$ *joh thu iz sélbo firbíut.* IV 6$_{2}$ *in búachon thu iz lésan maht.* H$_{105}$ *in búachon thu iz fíndis.* I 1$_{79}$ *ther sé iz ni untarfálle.* III 6$_{52}$ *mit iawihtu álles wio iz níst.* IV 11$_{9}$ *West er sélbo ouh, so iz zam.* P *sélbọ.* IV 36$_{23}$ *Wánta tho iz mártun.* P *thó.*

## II. *inàn.*

Der wurzelvokal des endbetonten pronomens wird hinter vokalisch auslautender hebung stets elidiert; es finden sich nur 3 belege der sprechform.

III 8$_{16}$ *joh thíe nan firlíazun.* III 16$_{31}$ *thoh síe nan ni éretin.* V *thóh* acc. rad. I 17$_{55}$ in P gegen V: V *sár sie nan gisáhun.* P *sar síe.*

Die präfixe *ir- int- in-,* die selbständigen wörter *in* (praep.) *ih ist ir in* (pron.) *iu io es uns ouh ein so er* erscheinen in einsilbiger senkung hinter vokalisch auslautender hebung in zahllosen halbversen ausschliesslich in der vollform (vgl. s. 161–163). Die akzentstufe der hebung und die qualität der zusammentreffenden sonanten bedingen keinen unterschied der behandlung. Nur das pronomen *er* verbindet sich mit dem vorhergehenden betonten adverb *wío* zu dem kontraktionsprodukt *wíer;* der konsonantische faktor des diphthongen *wío* geht unter in dem leisen einsatz des folgenden, weit offenen vokals. 3mal ist diese volkstümliche sprechform (s. 163 B, I) in den hss. bezeichnet; 8mal finden sich die vollformen[1]. V 23$_{237}$ geht ebenso das konsonantische *e* des demonstrativpronomens *thíe* auf in der artikulationsbewegung des folgenden vokals grosser schallfülle[2]: V 23$_{237}$ *Thaz thíe alle er nirzélitun.* P *thíẹ allẹ.*

Das enklitische pronomen *iz* vermag sich nicht in einsilbiger senkung hinter vokalisch auslautender hebung zu behaupten. Häufig wird der auslautende konsonant an die hebung angeschlagen (s. 163 C, I 1); oder die schwundstufe ist durch den tilgungspunkt bezeichnet. 18mal findet sich die schreibform (s. 164 I, 2).

1) Näheres über diese kontraktion vgl. § 17 C 6.

2) Näheres über diese form der reduktion an der hebung vgl. § 21 C 6.

3mal begegnet hinter vokalisch auslautender hebung (s. 164 II) die synkopierte, endbetonte form *nàn*. Durch die akzentverschiebung wird die artikulationsenergie des wurzelvokals bedeutend herabgesetzt. Nur hinter konsonantisch auslautender hebung (ausser *-r*) vermag er sich zu behaupten und die senkung zu füllen. Im leisen absatz eines fallenden diphthongen geht er jedoch verloren und kommt nicht zu selbständiger artikulatorischer geltung.

Für eine vokalisch oder diphthongisch anlautende einsilbige senkung hinter vokalisch oder diphthongisch auslautender hebung ergibt sich folgende regel:

Tritt ein vokalisch anlautendes präfix oder ein vokalisch oder diphthongisch anlautendes selbständiges wort in einsilbiger senkung hinter eine vokalisch oder diphthongisch auslautende hebung, so hat keine synalöphe statt; der hiatus ist zulässig. Nur das betonte adverb *wío* geht mit dem pronomen *er* die verbindung *wíer* ein. Vers V 23$_{237}$ *Thaz thíe alle er nirzélitun* P *thíẹ allẹ* steht isoliert. Nur enklitika geringsten nachdrucks verlieren ihren sonanten:

1. Das enklitische pronomen *iz* wird stets auf die schwundstufe herabgesetzt.

2. Das endbetonte pronomen *inàn* verliert seinen sonanten.

## § 5. Zweisilbige wurzelbetonte, vokalisch auslautende wörter mit kurzer wurzelsilbe vor vokalisch anlautender hebung.

### A. Das zweisilbige wort trägt einen hauptiktus.

II 11$_{66}$ *thaz imo iaman zalti.* P *ímo zálti.* III 13$_{32}$ in P gegen V: V *thaz sínt imo untar hénti.* P *thaz sint ímo.* III 15$_{18}$ *ímo ein gizámi.* II 6$_{9}$ in D gegen V P: V P *Tház imo ouh ni wári.* D *ímo.* II 21$_{19}$ *Thaz lón laz imo állaz.* V 24$_{19}$ *Theih thar thih lóbo ubar ál.* III 13$_{39}$ *Hiar stantent súme untar íu.* V 8$_{34}$ *tház si garo ér firliaz.* P *thaz si gáro.* V 19$_{11}$ *Ward wóla in then thíngon* = V 19$_{19}$ = $_{55}$. V 19$_{63}$ *Bi thiu ist wóla in then thíngon.* I 3$_{44}$ *hera untar ménnisgon.* III 13$_{30}$ *thar ih fora ímo gange.* III 26$_{43}$ *fora iro fíanton.* IV 13$_{8}$ *so ih iz bílidta fora iu.* P *fóra.* II 20$_{8}$ *ouh fona góte ana wánk.* H $_{61}$ *Sih kérta er zi góte ana wánk.*

### B. Das zweisilbige wort trägt einen nebeniktus.

IV 7$_{2}$ *óugtun sie ímo innan thés.* IV 13$_{51}$ *thaz sịe ịmo ío giwangtin.* P *simo.* V 6$_{28}$ *giang after ímo in then wán.* III 14$_{56}$ *joh iro úmmahti.* IV 34$_{25}$ *thaz ira eigena lib.* I 5$_{6}$ *zi theru ítis frono.* IV 4$_{21}$ *zi frónisgeru éra.* V 21$_{2}$ *wio filu égislih siu sint.* III 22$_{26}$ *sint fásto ana enti.* III 26$_{21}$ *Tház wir ana énti.*

Anmerkung: P unterpunktiert das auslautende *-o* des hochbetonten *thémo* vor vokalisch anlautender hebung:

II 5$_{13}$ *Er wolta in thémo ana wánk.* P *woltạ in thémọ.*

Schon Lachmann hat in der anmerkung zu Iwein 294[3] (s. 444) 9 belege dafür beigebracht, dass zweisilbige wurzelbetonte wörter, deren erste silbe kurz ist, in der vollform vor vokalisch anlautender hebung erscheinen. Dieselbe art des hiatus wies er auch bei mhd. dichtern nach; sie ist wohl zu allen zeiten im deutschen üblich gewesen. Für Otfrid lässt sich die zahl der belege auf 28 vermehren. Es ist ohne belang, ob das zweisilbige wort einen haupt- oder nebeniktus trägt: es finden sich 17 hochbetonte und 10 nebenbetonte vollformen. Wir werden im verlauf der untersuchung sehen, dass der endvokal zweisilbiger wörter mit langer wurzelsilbe vor vokalisch anlautender hebung stets elidiert wird. Nach kurzer wurzelsilbe muss die synalöphe aus zwei gründen unterbleiben. Im deutschen werden zweisilbige wörter mit kurzem vokal und einfachem kurzen konsonanten ohne druckgrenze gesprochen, d. h. die wörter sind exspiratorisch einsilbig. Ferner ist eine kurze silbe nicht dehnbar; sie kann also nicht das mass eines ganzen versfusses füllen. Es kann demnach keinem zweifel unterliegen, dass II $5_{13}$ *Er wolta in thémo anâ wánk* P *wolta in thémo* in P der tilgungspunkt unter dem auslautenden *-o* des hochbetonten demonstrativpronomens zu unrecht besteht. Er wird durch eine nachlässigkeit des schreibers in den text geraten sein, als er den zu recht bestehenden punkt unter die verbalform setzte.

## II. hauptteil: Synalöphegesetze.

Die belege sind im wesentlichen nach grammatischen kategorien geordnet, um für die grammatische betrachtung grössere übersichtlichkeit des materials zu erreichen. Die gesetze der synalöphe springen in den meisten reihen durch die grosse zahl der sprechformen ohne weiteres heraus. Nur wo dies nicht der fall ist, wo sich also nur wenige sprechformen finden, aus deren wechselseitiger beleuchtung wir das gesetz eruieren müssen, ist auf grammatische sonderung verzichtet und die anordnung nach der stellung im verse vorgenommen. Diese ordnung ist endlich auch beibehalten, wenn eine erhebliche ausbeute für die ahd. grammatik nicht zu erwarten war oder leicht zusammengefasst werden konnte. Es folgen zunächst die metrisch orientierten gruppen.

## A. Metrisch orientierte gruppen.

### § 6. Zweisilbige wurzelbetonte, vokalisch auslautende wörter mit langer wurzelsilbe vor vokalisch anlautender hebung.

#### I. Verbum.

Das verbum trägt stets einen hauptiktus.

#### 1. 1. ps. sg. praes. ind. der st. vb. u. sw. vb. I.

##### a) Das auslautende *-u* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 2$_{23}$ *Then wan zéll ih bi tház.* V *zéll : ih.* *u* rad. P *zellu ih.* *i* übergeschrieben. I 27$_{34}$ *then ni félgu ih mir sár.* P *félgụ.* II 14$_{58}$ *Giwisso wán ih nu thés.* $_{90}$ *thaz selba sprichu ih bi thíu.* P *sprich.* III 21$_{15}$ *Nót héiz ih hiar thaz.*

##### b) Alle hss. zeigen die vollform.

IV 7$_{25}$ *joh thár ouh sprichu uzar íu.* III 18$_{45}$ *Ih irkennu inan ío.* II 7$_{29}$ *Bruader zéllu ih thir wár.* II 14$_{52}$ *Giwisso zéllu ih thir nú.* II 23$_{3}$ *Ni dúa (zéllu ih thir éin).* IV 10$_{12}$ *allen zéllu ih iu tház.* IV 13$_{31}$ *Pétrus, zellu ih thir tház.* I 1$_{52}$ *bifora lázu ih iz ál.* IV 15$_{45}$ *fridu lázu ih mit íu.* III 10$_{9}$ *bi thiu rúafu ih zi thir.* V 7$_{27}$ *ni ubarwíntu ih iz mér.*

#### 2. 1. 3. ps. sg. praes. conj.

##### a) St. vb. u. sw. vb. I.

α) Das auslautende *-e* ist in mindestens einer hs. elidiert.

St. vb.

V 23$_{139}$ *zi stunton brést imo thes.*

Sw. vb. I.

II 17$_{18}$ *thaz iz líuhte ubar al.* P *liuhtẹ.*

β) Alle hss. zeigen die vollform.

I 28$_{6}$ *ni firwáe unz in énti.* V *firwa : e.* *h* rad.

##### b) Sw. vb. II.

I 19$_{5}$ *unz ih thir zéigo avur thár.*

#### 3. 2. ps. sg. imp.

II 9$_{65}$ *Drahto io zi gúate.*

#### 4. 1. 3. ps. sg. praet. ind. der sw. vb.

##### a) Das auslautende *-a* ist in mindestens einer hs. elidiert.

Das verbum ist viersilbig und trägt einen nebeniktus auf dritter langer silbe.

I 27$_{48}$ *óffonotạ in sar tház.*

Das verbum ist zweisilbig und trägt einen hauptiktus.

I 3$_{11}$ *ríhtạ in then úndon.* I 11$_{26}$ *zi théru steti fúart er.* I 22$_{59}$ *Er wólta unsih léren.* P *wóltạ.* II 2$_{8}$ *joh gizálta in sar tház.* P *gizáltạ.* II 5$_{14}$ *génan so bífált er.* III 14$_{7}$ *Irquíct er ouh, so móht er.* III 16$_{11}$ *joh iróugta in thaz wár.* P *irougtạ.* IV 16$_{51}$ *inti kústa inan sár.* P *kúst.* IV 31$_{6}$ *ráfst er nan hárto.* IV 37$_{24}$ *ther engil kúndta in tho tház.* P *kundtạ.*

##### b) Alle hss. zeigen die vollform.

Das verbum trägt einen nebeniktus.

III 23$_{48}$ *er selbo méinta avur tház.*

Das verbum trägt einen hauptiktus.

IV 3$_{14}$ *thaz er nan móhta ana wán.* II 4$_{7}$ *Er tháhta odowila thaz.* II 14$_{86}$ *ílta in thia burg in.* $_{109}$ nach P gegen V: V *Ih santa íuih árnon.* P *Ih sánta.* III 8$_{35}$ *wiht ni duálta er es sar.*

### 5. 1. 3. sg. praet. conj. der st. u. sw. vb.

a) Das auslautende *-i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 6$_{10}$ *gíangị innan hús min.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

III 2$_{8}$ *joh wári in thera sáhti.* II 4$_{71}$ *Ob er sprâchi ubar ál.* II 9$_{40}$ *theiz wárti ubar wórolt lut.* IV 16$_{50}$ *thaz ér irfulti állaz.* IV 21$_{30}$ *theih suslih thúlti untar ía.* IV 30$_{11}$ *Joh thaz er móhti avur thár.*

## II. Substantiv.

### 1. Dat. sg. *-e.*

a) Das auslautende *-e* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 10$_{6}$ *in kúnnẹ eines kúninges.* II 4$_{63}$ *in themo férsẹ ist iz lút.* V 23$_{226}$ *wíolih thar in lánte ist.* P *lantẹ.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

Die hebung lautet mit *-e* an.

II 6$_{23}$ *joh uns zi leíde er nan kóu.* II 6$_{24}$ *joh uns zi sére er nan nám.*

Die hebung zeigt qualitativ abweichenden anlaut.

I 28$_{7}$ *Joh in fúare after thíu.* II 1$_{36}$ *joh in séwe ubar ál.* III 10$_{4}$ *in gánge odo in loúfti.* III 26$_{40}$ *in wége iogilícho.* V 23$_{149}$ *Hiar suidit mánne ana wánk.*

### 2. Instrumentalis.

Es finden sich nur 2 belege der vollform.

S $_{44}$ *mit heílu er gibóran ward.* I 20$_{16}$ *mit kíndu io giwúnni.*

### 3. N. a. pl. m. *a*-decl.

a) Das auslautende *-a* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 23$_{48}$ *joh these stéina alle.* P *sétinạ.* III 14$_{106}$ *sine fíanta innan thés.* P *fiantạ.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

L $_{50}$ *al thie fíanta ubarwán.*

### 4. Gen. dat. sg. fem. *i*-st.

a) Das auslautende *-i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 17$_{53}$ *joh iro férti íltun.* P *fertị.* I 27$_{13}$ *joh iro fértị iltun.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

I 17$_{21}$ *thoh wir therạ búrgi irron.* IV 5$_{2}$ *in férti int in gánge.* III 3$_{19}$ *thera giscéfti ébini.*

### 5. N. a. pl. m. fem. *i*-st.

Es finden sich nur 4 belege der vollform.

S $_{25}$ *bi thia zúhti iu zi gúate.* II 22$_{14}$ *thar líuti after wége gent.* IV 20$_{23}$ *Joh er thie líuti alle.* III 6$_{56}$ *sibun kórbi ubar tház.*

### 6. N. a. sg. m. n. und n. a. pl. n. *ia*-st.

a) Das auslautende *-i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

II $3_{16}$ *Gisíuni iz ni duálta.* P *Gisíunị.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

V $13_{15}$ *thaz iro nézzi in then sé.*

### 7. N. a. sg. fem. *ô*-st.

a) Das auslautende *-a* ist in mindestens einer hs. unterpunktiert.

V $23_{239}$ *bin súnta untar mánne.* P *súntạ.* I $26_{14}$ in P gegen V: V *thiu gilouba unsih ouh réhte.* P *thiu gilóubạ uns ouh réhte.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

III $22_{33}$ *Ther liut thia sprácha al firdrúag.* V $1_{15}$ *brúnia alaféstí.* I $16_{23}$ *so lília untar thórnon.* I $17_{70}$ *gilóuba in giríhti.* II $1_{3}$ *joh érda ouh so hérti.* III $8_{40}$ *so thiu gilóuba ubar ál.* IV $19_{46}$ *thiu sin éra ubar ál.* V $23_{273}$ *lília inti rósa.*

### 8. Gen. sg. fem. *ô*-st.

Es findet sich nur 1 beleg der sprechform.

I $4_{76}$ *theru spráhạ er bilémit was.* P *sprácha.*

### 9. Dat. sg. fem. *ô*-st.

Es findet sich nur 1 beleg der vollform.

IV $33_{9}$ *fon séxtu unz in nóna.*

### 10. N. sg. m. sw.

Es findet sich nur 1 beleg der sprechform.

I $2_{52}$ *ni si drúhtin, thaz thin wíllọ ist.*

### 11. A. sg. neutr. sw.

Es findet sich nur 1 beleg der sprechform.

III $2_{14}$ *in hérza imo quámi.* P *hérzạ.* *ạ* aus *e.*

### 12. Gen. plur.

a) In mindestens einer hs. ist das auslautende *-o* elidiert.

I $4_{42}$ *in kindọ ínbrusti.* V *kíndo.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

I $3_{5}$ *was manno éristo.* II $11_{24}$ *zi thíobo ánawelti.*

## III. Adjektiv.

### 1. Unflektierte form der *ia*-st.

a) Das auslautende *-i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I $5_{4}$ *diuri árunti.* V *diuri* (*i* hinzukorrigiert). P *diurị.* II $2_{34}$ *thaz was scóni al so frám.* P *sconị.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

III $12_{32}$ *sis so fésti io so stéin.* V $11_{14}$ *theist ouh fésti ubar ál.*

### 2. N. a. pl. m.

a) Das auslautende *-e* ist in mindestens einer hs. elidiert.

III $26_{64}$ *álle io bi mánne.* P *állẹ.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

III $26_{58}$ *blíde in giríhti.*

3. N. a. pl. fem.

Es finden sich nur 3 belege der vollform.

a) Das adj. trägt einen nebeniktus.

I $2_{48}$ *dua húldi thino ubar míh.* III $19_{21}$ *thio sino éwinigi thár.*

b) Das adj. trägt einen hauptiktus.

III $17_{62}$ *thuruh thio míno ubili.*

4. N. sg. m. sw.

Es finden sich 2 belege der vollform.

II $3_{68}$ *ther nan sélbo ubarwánt.* V $15_{32}$ *thu weist thir sélbo anan mír.*

5. N. sg. fem. sw.

Es findet sich 1 beleg der sprechform.

II $8_{7}$ *joh sélba ouh thiu sin múater.* P *sélbạ.*

6. N. a. sg. neutr. sw.

a) Das auslautende *-a* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I $4_{58}$ *thaz selba árunti.* P *selbạ.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

α) Das adj. trägt einen nebeniktus.

IV $17_{6}$ *thana thaz zésua ora.* V $25_{81}$ *thaz gúata ófonon sar.*

β) Das adj. trägt einen hauptiktus.

III $14_{109}$ *joh ouh méra ubar tház.* V $20_{2}$ *thaz selba úrdeili.*

IV. Adverbia.

1. Adverbia auf *-o*.

a) Das auslautende *-o* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I $22_{25}$ *bigan iz hárto anton.* P *hártọ* III $20_{104}$ *wás in harto úngimah.* P *was in hártọ ungimah.* I $6_{11}$ vor der in V vorgenommenen korrektur: *So sliumọ sọ ih gihórta.* V *sọ* übergeschrieben.

b) Alle hss. zeigen die vollform.

α) Das adverb ist viersilbig und trägt einen nebeniktus auf langer dritter silbe.

V $20_{99}$ *Jámarlicho er zi in quít.*

β) Das adverb ist zweisilbig und trägt einen hauptiktus.

1. fuss.

I $17_{78}$ *hárto ílente.* I $27_{35}$ *joh thrato íngriuno.* II $21_{4}$ *gidóugno in themo múate.* III $5_{22}$ *joh scóno untar mánnon.* III $8_{18}$ *fásto oba ther úndu.* III $14_{94}$ *harto ílenti.* III $22_{26}$ *sint fásto ana enti.* IV $5_{58}$ *thar báldo ánasezzen.* IV $13_{5}$ *joh harto ágaleizo.* V $9_{56}$ *scóno inti réino.* V $25_{62}$ *gérno iz firdílon.*

2. fuss.

I $8_{2}$ *was ímo iz harto úngimah.* I $15_{28}$ *joh hug es hárto ubar ál.* II $16_{19}$ *Sie quement scíoro ana nót.* II $19_{17}$ *Betot gérno io bi thíe.* III $12_{28}$ *ouh filu hóho ubar thaz.* III $16_{51}$ *joh filu báldo untar in.* IV $7_{80}$ *gifrewet in hárto iro múat.*

IV 11 27 *unkund hárto ist iz íu.* IV 13 17 *Iz was hárto égislih.* IV 24 26 *sih wolt er réhto ubarlút.* IV 29 38 *biquami zíoro ana wánk.* IV 29 41 *Biquámi ouh scóno ubar ál.* V 15 30 *er was es harto únfro.* V 19 10 *al io giwísso umbiríng.* V 23 113 *Joh ouh giwísso ana wánk.*

3. fuss.

III 14 11 *Thoh ni wás giwisso ér.*

2. *hiutu.*

Es finden sich 2 belege der vollform.

IV 29 52 *si noh híutu ana wánk.* IV 30 27 *Dua noh híutu unsih wís.*

3. *thanne.*

II 14 30 *war nimist thu thánne ubar tház.*

Für die meisten grammatischen gruppen sind die sprechformen zahlreich genug, um die betreffenden vollformen als schreibformen zu erweisen. Dies gilt, wie ein blick auf die statistik dartut, für folgende gruppen: 1. sg. praes. ind. und conj. der st. vb. und sw. vb. I, 1. 3. sg. praet. ind. der sw. vb. und des verbums *duan,* dat. sg. *-e,* n. a. pl. m. *a*-st., n. a. sg. m. *u*-st. und n. a. pl. n. *ia*-st., n. a. sg. fem. *ô*-st., gen. plur., unflektierte form der *ia*-st., n. a. pl. m., adverbia auf *-o.* Für manche gruppen begegnet überhaupt nur 1 beleg und zwar in der kurzen sprechform: gen. sg. fem. *ô*-st., n. sg. m. sw., a. sg. neutr. sw., n. sg. fem. sw. Für diese beiden gruppenreihen sind einsilbige satzdoppelformen handschriftlich gesichert. Die statistik erweist, dass es für den eintritt der synalöphe ohne bedeutung ist, ob das zweisilbige wort einen haupt- oder nebeniktus trägt und ob die folgende hebung mit einem sonanten gleicher oder abweichender qualität anlautet. In der mehrzahl der belege fällt die senkung hinter höher betonter silbe aus; doch fehlt sie auch anstandslos vor schwächer betonter silbe. Für mehrere nur selten vorkommende formen ist nur éine sprechform belegt, zufällig vor einer qualitativ gleich anlautenden hebung: 1. 3. sg. praet. conj. der st. und sw. b. (s. 168, 5 a), gen. dat. sg. fem. *i*-st. (s. 168, 4 a), n. a. sg. neutr. des sw. adj. (s. 170, 6 a). Nur die vollformen finden sich für: 1. sg. praes. conj. sw. vb. II (1) (s. 168 b oben), 2. ps. sg. imp. (1) (s. 168, 3), instrumentalis (2) (s. 168 II, 2), n. a. pl. m. fem. *i*-st. (4) (s. 168, 5), dat. sg. fem. *ô*-st. (1) (s. 169, 9), n. a. pl. fem. st. adj. (3) (s. 170, 3), n. sg. m. sw. adj. (2) (s. 170, 4), *hiutu* (2), *thanne* (1) (s. 171, 2 und 3). Schon die geringe zahl der belege mag dartun, dass nur zufällig keine sprechform vertreten ist. Die gesamtstatistik ergibt mit sicherheit die regel: der endvokal zweisilbiger wurzelbetonter wörter mit langer wurzelsilbe wird vor vokalisch anlautender hebung elidiert. Für die grammatik sind damit endungslose

satzdoppelformen erwiesen, die durchgehends vor vokalisch anlautender silbe heraustreten. Näheres über die einzelnen formen im 2. kapitel des II. hauptteils.

## § 7. Einsilbige vokalisch oder diphthongisch auslautende wörter an zweiter stelle der senkung und des auftakts vor einer vokalisch anlautenden dritten senkungs- oder auftaktssilbe.

### I. In der senkung.

#### 1. *so* in relativischer funktion.

##### a) Vor dem pronomen *er*.

α) *so* ist auf die schwundstufe reduziert.

V $8_{31}$ *Sáma so er zi iru quáti.* P *sọ.*

β) Alle hss. zeigen die vollform.

V $8_{43}$ *Sáma so er zi iru quáti.* III $20_{24}$ *thaz kleibt er ímo, so er es ni bát.*

##### b) Vor der präposition *in*.

Es findet sich 1 beleg der sprechform.

I $11_{17}$ *So wara sọ in érdente.*

#### 2. Das pron. *thu.*

##### a) Vor dem pron. *iz.*

α) Der sonant des pronomens *iz* ist in mindestens einer hs. unterpunktiert.

III $8_{33}$ *'Drúhtin' quád er, 'oba thu ịz bíst'.*

β) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

III $7_{79}$ *Oba thu iz thíko filu dúas.*

##### b) Vor der präposition *in.*

Es finden sich nur belege der vollformen.

II $20_{9}$ *Oba thu in réhtredina.* III $16_{47}$ *oba thu in sámbazdag thaz dúis.*

#### 3. Das pronomen *iu.*

Es finden sich 2 vollformen vor der präposition *in.*

II $18_{5}$ *Giwísso, ih sagen íu in álawar.* P *Giwíssọ.* II $20_{14}$ *ih sagen iu in álawara.*

#### 4. Das pronomen *imo.*

II $5_{10}$ *tho irbónth er imo io thés sindes.*

Vers V $8_{31}$ (s. oben I, 1 a, α) steht das relativisch gebrauchte *so* ohne jeden sinnesnachdruck in der enklise hinter dem adv. *sáma;* es wird daher an zweiter stelle der senkung vor dem pronomen *er* auf die schwundstufe herabgesetzt; V $8_{43}$ (s. oben I, 1 a, β) zeigen alle hss. die schreibform. Unter denselben umständen ist I $11_{17}$ (s. oben I, 1 b) in allen hss. die schwundstufe des relativischen *so* durch den tilgungspunkt bezeichnet. III $8_{33}$ (s. oben 2 a, α) ist das enklitische pronomen *iz* hinter dem pronominalen subjekt *thu* auf die schwundstufe reduziert;

III $7_{79}$ (s. 172, 2 a, β) erscheint unter gleichen bedingungen die schreibform. Diese belege lehren also, dass der vortrag unter den hier abgesteckten umständen stets synalöphe eintreten lässt. Der jeweilige charakter der synalöphe hängt ab von dem phonetischen gewicht der zusammentreffenden wörter. Dieses wird bestimmt durch den grad des akzents, den jedes wort vermöge seiner bedeutung im vortrage erfährt, zum teil auch durch die schallfülle der zusammenstossenden sonanten. Wir werden daher II $20_{9}$, III $16_{47}$, II $18_{5}$, II $20_{14}$ (s. 172, 2 b und 3) hinter den stärker betonten pronominibus *thu* und *iu*, die präposition *in* auf die schwundstufe herabsetzen. II $5_{10}$ (s. 172, 4) steht das pronomen *imo* in der enklise hinter dem pronomen *er*, es wird daher auf den inlautenden konsonanten reduziert. III $20_{21}$ (s. 172, 1 a, β) ist die schreibform *so* in die sprechform *so̜* umzusetzen; das relativisch gebrauchte *so* steht hier in der proklise vor dem pronominalen subjekt *er*.

## II. Im auftakt.

Es finden sich nur vollformen.

L $_{16}$ *bi thiu ist sínen er gimúati.* V $19_{63}$ *Bi thiu ist wóla in then thíngon.* II $16_{21}$ *in thiu ir herza réinaz eigit.* I $11_{44}$ *joh thiu in bétte ligit ínne.* I $1_{34}$ *ni sie in frénkisgon bigínnen.*

Man wird die für die senkung gewonnene regel auch auf die eingangssenkung anwenden dürfen und danach eine phonetische interpretation der orthographischen vollformen unternehmen. L $_{16}$ und V $19_{63}$ folgt in der enklise auf den instrumentalis *thiu* die verbalform *ist*, II $16_{21}$ das pronomen *ir*; der instrumentalis überwiegt an schallfülle und exspiratorischem akzent. Man wird daher die enklitika *ist* und *ir* auf die schwundstufe herabsetzen. Ebenso ist vers I $11_{44}$ zu interpretieren: I $11_{44}$ *joh thiu in bétte ligit ínne.* Vers I $1_{34}$ wird der vortrag die schreibform *sie* auf den anlautenden konsonanten reduzieren: I $1_{34}$ *ni sie in frénkisgon bigínnen.* Der stärkste nachdruck innerhalb des auftakts liegt auf der negation. Das pronomen steht in der proklise vor der präposition. In neutraler umgebung lautet die unbetonte form des pronomens *se.* In der proklise vor einem vokalisch anlautenden wort an dritter stelle des auftakts kann nur die schwundstufe gelten.

Als allgemeine regel ergibt sich für senkung und auftakt:

Tritt ein einsilbiges vokalisch oder diphthongisch auslautendes wort an zweiter stelle der senkung oder des auftakts vor eine vokalisch anlautende dritte senkungs- oder auftaktssilbe, so hat stets synalöphe statt. Über den charakter der synalöphe entscheidet das phonetische gewicht der zusammenstossenden wörter.

## § 8. Zweisilbige vokalisch auslautende wörter im auftakt vor einer dritten vokalisch anlautenden unbetonten silbe.

I. *wanta.*

1. Das auslautende *-a* ist in mindestens einer hs. elidiert.

Vor *iz.*

I $16_{28}$ *want iz wás imo anan hénti.* P *wanta* P *imo.*

Vor *ira.*

I $11_{27}$ *Want ira ánon warun thánana.* V *ira. a* hinzukorrigiert. P *Wanta.*

Vor *er.*

I $11_{58}$ *want er wílit unsih scówon.* III $20_{168}$ *want er deta in dág leidan.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

V $15_{38}$ ***wanta ih ságen thir in álawar.***

II. *inti.*

1. Das auslautende *-i* ist in mindestens einer hs. elidiert.

Die folgende silbe lautet mit *i-* an.

I $10_{19}$ *Int ih scál thir sagen, chínd min.* I $11_{41}$ *inti in ira bárm sazta.* P *inti.* I $13_5$ *int iz héra in worolt sánta.* I $27_{66}$ *int iz gábissa ni rinc.* V $2_{17}$ ***intiz dragen lídi thine.***

Die folgende silbe lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I $4_{56}$ *int uns íst iz in ther élti.* I $17_{18}$ *inti ouh zeíchan sin scónaz.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

V $1_{28}$ ***inti in ábgrunte ouh hiar nídare.*** III $16_{54}$ in V gegen P: V ***inti in nú sus gistiltun.*** P *ín nu.*

Die dinge liegen hier sehr einfach. Für *wanta* begegnen 4 einsilbige sprechformen vor *iz er ira;* nur V $15_{38}$ erscheint vor *ih* die vollform. Die konjunktion *inti* findet sich 7mal in der kurzform vor *ih in iz uns ouh;* danach sind V $1_{28}$ und III $16_{54}$ die orthographischen vollformen durch die synkopierten sprechformen zu ersetzen. Es ergibt sich die regel:

Tritt ein zweisilbiges vokalisch auslautendes wort im auftakt vor eine dritte unbetonte vokalisch anlautende silbe, so wird stets der endvokal des zweisilbigen wortes elidiert.

## § 9. Vokalisch auslautende, wurzelbetonte dreisilbige wörter vor vokalisch anlautender dritter senkungssilbe.

Es handelt sich in der mehrzahl der belege um dreisilbige wörter mit kurzer wurzelsilbe. Ist die wurzelsilbe lang, so ist die zweite silbe stets kurz. Das dreisilbige wort kann also nur auf der wurzelsilbe einen iktus tragen.

### I. 1. 3. sg. praet. ind. der sw. vb.

Die verbalform ist stets dreisilbig bei kurzer wurzelsilbe.

#### 1. Das auslautende -*a* ist in mindestens einer hs. elidiert.

Vor *er*.

II 10₄ *thaz wóraht er thar zi wíne.* III 20₂₃ *Wóraht er tho ein hóro in war.* IV 17₁₁ *Wérit er inan giwísso.* V 13₂₉ *Gágant er sar ouh zíoro.* IV 7₆₃ *Ságeta er tho then líobon.* P *Ságeta.*

Vor *in* (dat. plur.).

IV 7₈₀ *gifrewet in hárto iro múat.* P *gifreweta.* *a* zugeschrieben.

Vor *iz*.

III 24₉₃ *Ih hábeta iz io giwíssaz.* P *hábet.*

Vor *inan*.

I 15₈ *giwérota inan thes giheizes.* P *giwérota.* Vgl. jedoch IV 35₃₅ *Légita nan tho ther éino.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollformen.

Vor *er*.

III 18₅₁ *thes fréwita er húgu sinan.* IV 6₄₁ *Mánota er ouh tho súntar.* V 11₄₅ *Mánota er sie tho álles.* III 6₁₉ *Korata er thía warba.* H 11₃ *Chórota er ofto thráto.* II 3₃₂ *theru múater ságeta er ouh tho tház.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 7₆₆ *sageta in thó, thaz sinan sáh.*

Vor *ih*.

IV 13₁₇ *tho betota ih sélbo bi thíh.*

### II. N. a. sg. neutr. sw. adj.

III 24₅₇ *Ther fúrist ist alles gúates.* Vgl. Erdm. z. st. F *furisto.*

### III. *thanana.*

#### 1. Das auslautende -*a* ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 19₂₂ *ladon thánana ir lánte.* P *thanana.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollformen.

Unter dem hauptiktus.

II 6₁₈ *quad, thánana in quami wízzi.*

Unter dem nebeniktus.

III 24₉₀ *thánana er hera in wórolt quam.* II 13₁₉ *ther scal spréchan, thanana er íst.* V 17₁₄ *zi sinemo fáter, thanana er quám.*

### IV. *wanana.*

Es finden sich nur 2 belege der vollform.

III 16₆₀ *wánana er selbo quámi.* ₆₂ *joh wizut wóla, wanana ih bín.*

### V. Vereinzelte vollformen.

V 20₉₅ *Thie wínistre er ouh thar grúazit.* IV 6₅ *Zi bílide er iro hárta.* II 7₇₂ *thie éngila ouh hera nídargan.* IV 12₂ *ther fréwida ist alles gúates.* IV 31₁ *Thero scáchoro (ih sagen thir) éin.*

8mal begegnet die kurzform dreisilbiger präterita mit kurzer wurzelsilbe vor den senkungssilben *er in iz inan.* Die pronomina lehnen sich enklitisch an die verbalform an; es beweist für die geringe druckstärke, die dem endvokal eignet, wenn er trotzdem elidiert wird selbst vor *iz* und *inan.* Eine genauere phonetische interpretation des endvokals gestatten die beiden belege: I 15$_{8}$ *giwérota inan thes gihéizes.* P *giwérota* und IV 35$_{35}$ *Légita nan tho ther éino.* Man wird nicht fehlgehen. wenn man diese beiden belege als phonetisch gleichwertige sprechformen betrachtet. Anders können meines erachtens diese darstellungsformen kaum gedeutet werden. Danach müssen wir den endvokal als mhd. *-e* ansprechen. Näheres vgl. § 11 text. 8mal findet sich die orthographische vollform des verbums vor den senkungssilben *er in ih.* Nach vers I 19$_{22}$ *ladon thánana ir lánte.* P *thanana* sind die 4 vollformen *thanana* und die beiden vollformen *wanana* einzuschätzen. Vers III 24$_{57}$ *Ther fúrist ist alles gúates.* F *furisto* (vgl. Erdm. z. st.) stellt entweder die kurzform des a. sg. neutr. oder des n. sg. m. des sw. adj. dar; er beweist jedenfalls, dass vor vokalisch anlautender unbetonter silbe nur die kurzform statthat. Die gesamtheit der belege ergibt die regel:

Vokalisch auslautende dreisilbige, wurzelbetonte wörter verlieren ihren endvokal vor einer vokalisch anlautenden unbetonten silbe.

Danach sind die schreibformen V 20$_{95}$, IV 6$_{5}$, II 7$_{72}$, IV 12$_{2}$ (s. 175 V) zu behandeln. In vers IV 31$_{1}$ *Thero scáchoro* (*ih sagen thir*) *éin* wird der vortrag kaum synalöphe eintreten lassen; mit dem pronomen *ih* beginnt ein neuer sprechtakt, es fehlt also die notwendige verbindung der betreffenden wörter.

## § 10. Vokalisch anlautende einsilbige wörter in zweisilbiger senkung hinter vokalisch auslautender hebung.

### I. *iz.*

#### 1. Der sonant des pronomens ist in mindestens einer hs. elidiert.

##### a) *síe ịz síez.*

I 7$_{22}$ *nu hábent sie ịz in hénti.* P *sie iz.* F *siez.* I 13$_{15}$ *hárto sie iz intríatun.* F *siez.* I 27$_{11}$ *wánu, sie ịz intríatin.* P *sie iz.* F *siez.* III 20$_{88}$ *wio síe iz firnoman hábetun.* P *siez.* IV 5$_{45}$ *ni dátun sie iz in úrheiz.* F *siez.* V 11$_{16}$ *so wío so siez giríatin.* V 20$_{49}$ *ni múgun siez bibríngan.*

##### b) *varia.*

Die hebung lautet mit *-i* aus.

III 26$_{70}$ *so síz ouh úns allen.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden sonanten aus.

I 13$_{15}$ *Álle, thie ịz gihórtun.* P *iz.* II 20$_{10}$ *ni duaz zi lútmari.* P *duę iz.* II 4$_{17}$ *Wíoz io mohti wérdan.* P *Wío iz.* III 21$_{19}$ *Tho er zi thíuz gifiarta.* III 23$_{56}$ *zi thíuz nu sar gilígge.* V 9$_{12}$ *thoh iuz thio búah zellen.* P *íuz.* V 9$_{13}$ *Íuz thio búah nennent.* I 4$_{66}$ *unz thú ịz gisehes álawar.* I 18$_{7}$ *sélbo thu ịz ni scówo.* P *iz.* II 7$_{33}$ *Ér imo ịz gizéinta.* P *ímo iz.* Acc. rad. III 2$_{13}$ *só ịz bi rehte wésan scal.* P *so iz.*

## 2. Die vollformen stehen nebeneinander.

### a) *sie iz.*

I 1$_{23}$ *Éigun sie iz bithénkit.* I 1$_{53}$ *Wánta sie iz gisúngun.* $_{82}$ *in éigun sie iz firméinit.* I 9$_{37}$ *Joh álle, thie iz gihórtun.* II 1$_{46}$ *zi thíu thaz sie iz intfíangin.* III 24$_{110}$ *so slíumo sie iz gihórtun.* IV 6$_{56}$ 7$_{73}$ 16$_{41}$ 19$_{30}$ $_{34}$ 26$_{49}$ 27$_{7}$; V 16$_{6}$.

### b) *varia.*

Die hebung lautet mit *-i* aus.

II 8$_{12}$ *joh kríste si iz giságeta.* III 14$_{20}$ *si iz zi thíu gisítoti.* IV 29$_{30}$ *scóno si iz gifúagta.* V 15$_{20}$ *in hérzen si iz bifángan.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität aus.

II 16$_{40}$ *bi thiu ni lázet iu iz in wár.* II 21$_{43}$ *lazet quéman iu iz in múat.* 8$_{18}$ *mit lón er iu iz firgélte.* III 1$_{20}$ *mih ním* (*ni dua iz zi spáti*). I 1$_{85}$ *in thiu iz mit ín fehte.* III 21$_{5}$ *Er ér zi thíu iz gifiarta.* IV 23$_{2}$ *thaz siu iz nirfúlle nu thiu mín.* II 12$_{22}$ *quad, wío iz io mohti wérdan.* $_{95}$ *er álleswio iz bithénkit.* IV 27$_{29}$ *quad, álleswio iz ni wúrti.* V 10$_{12}$ *wio iz tharána ist al gizált.* I 27$_{61}$ *Er doufit thíh, so thu iz ni wéist.* II 12$_{43}$ *Ferit oúh, so thu iz ni wéist.* III 2$_{33}$ *sus fíndist thu iz gidúnaz.* III 13$_{24}$ *thu quíst, thaz thu iz ni wólles.* III 13$_{15}$ *Drúhtin, thu iz ni wólles.* IV 28$_{22}$ *thar fíndist thu iz in wára.* V 9$_{27}$ *wir zellen thír iz, thu iz ni wéist.* V 23$_{227}$ *sélbo thu iz biscówo.* II 19$_{6}$ *nirgéit imo iz zi gúate.* III 4$_{4}$ *so iz thio búah thar zéllent.* III 5$_{9}$ *Er wialt thera fíra, so iz gizám.* III 16$_{5}$ *so iz zi thíu tho gigíang.* IV 9$_{31}$ *so iz zen thúrftin gigeit.* III 8$_{21}$ *Bizóh se, tho iz zi dáge want.* H $_{67}$ *tho iz zi nóti gigíang.*

## II. *ist.*

## 1. Der sonant der verbalform ist in mindestens einer hs. elidiert.

I 4$_{33}$ *Gúati so ịst er hóher.* P *so ist.* III 18$_{61}$ *er ímo so ịst thaz wésan mín.* P *ist. i* zugeschrieben.

## 2. Die vollformen stehen nebeneinander.

Die hebung lautet mit *-i* aus.

V 25$_{15}$ *Wanta sí ist in war mín.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden sonanten aus.

I 1$_{56}$ *bi thiu ist thaz ánder racha.* I 3$_{14}$ *bi thiu ist er gíeret nu so frám.* I 22$_{60}$ in P gegen V: *bi thiu íst iz hiar gibílidet.* V *thíu.* Acc. rad. P *thíu ist.* II 17$_{10}$ *zi thíu ist iz thoh gimúati.* IV 23$_{43}$ *Bi thíu ist mit méren sunton.* IV 29$_{28}$ in P gegen V: *bi thiu íst iz allaz so álangaz.* P *thíu ist.* P *so.* V 12$_{65}$ *Mit thíu ist gizeinit mánnon.* H $_{97}$ *Bi thiu ist nu báz zi ware.* II 16$_{38}$ *íu ist in hímile thuruh tház.* IV 21$_{16}$ *bi híu ist, thaz sie thih númun.* IV 30$_{31}$ *scirm er ímo, nu ist es nót.*

## III. *imo.*

Der sonant des pronomens ist in beiden belegen elidiert.

II $5_{12}$ *ni záweta imo es níawiht.* P *ịmo.* IV $14_{5}$ *ni sí imo in thiu ginúagi.* P *si ịmo.*

## IV. *ih.*

1. Der sonant des pronomens ist in mindestens einer hs. elidiert.

I $1_{52}$ *so ịh bi réhtemen scal.* P *sọ ih.* V *só ih* acc. rad. *i* unterpunktiert.

2. Die vollformen stehen nebeneinander.

V $3_{11}$ *Bifángan si ih mit réino.* I $18_{43}$ *Húgi, wio ih tharfóra quad.* IV $13_{8}$ *so ih iz bílidta fora in.*

## V. *in* (praep.).

Es finden sich nur die vollformen nebeneinander.

1. Die zusammentreffenden sonanten sind gleicher qualität.

IV $26_{37}$ *Thaz sálig si in giwíssi.* III $1_{25}$ *zi góumon si in then búachon.*

2. Die zusammentreffenden sonanten sind verschiedener qualität.

II $3_{9}$ *Ni wárd sị io in gibúrti.* P *ward sị ío.* III $14_{112}$ *óugta in io in giwíssi.* IV $2_{21}$ *ther io in themo árgeren was.* V $9_{6}$ *ío in then selben gángon.* V $23_{209}$ *odo io in gidráhta queman thín.* III $17_{3}$ *Er filu frua in thaz hús quam.* V *frúa* acc. rad. III $12_{41}$ *ther stánte so in then bánton.* I $23_{9}$ *Fúar er tho in thia wórolt in.* II $14_{99}$ *Ín quam tho in githáhti.* P *In quám.* V *quám* acc. rad. IV $14_{7}$ *Gibót er tho in then nótin.* V $20_{23}$ *odo ouh si nú in gibúrti.* III $12_{32}$ *thaz thu in gilóubu, ih sagen thir eín.* V $23_{37}$ *Thaz wízist thu in giwíssi.*

## VI. *es.*

1. Der n. a. pl. m. *sie* geht mit dem pronomen *es* die verbindung *sies* ein.

I $22_{18}$ *gigíangun si es in érnust.* I $1_{76}$ *ni gidúrrun sies bigínnan.* II $1_{49}$ *thoh síes ni wurtin ánawart.* III $18_{38}$ *ríhta sies in war mín.* IV $9_{4}$ *gibót, thaz sies gizílotin.* IV $16_{22}$ *thaz síes gidatin énti.* V $4_{10}$ *ni dátun sies tho bítun.* V $23_{90}$ *giníezent sies thar thráto.* III $25_{17}$ *óba sies bigínnent.* IV $6_{23}$ *Gibót, thaz sies gizílotin.* IV $19_{26}$ *ni fúntun sies giwára thar.*

2. Die vollformen stehen nebeneinander.

III $12_{43}$ *So wás so thu es bizéines.* V $23_{123}$ *Ádeilo thu es ni bíst.*

## VII. *er.*

1. Das pronomen geht kontraktionen mit der diphthongisch auslautenden hebung ein.

a) Der sonant des pronomens wird elidiert.

I $16_{19}$ *in thíu ẹr tharzua githínge.* V *ẹr* acc rad. P *er.*

b) Die reduktion geht an der hebung vor sich.

α) *sier.*

II $7_{3}$ *Mit zúhtin sier mo húldta.*

β) *thier.*

I $27_{60}$ *thie ríomon, thier gischrénke.* II $8_{8}$ *thie júngoron, thier tho hábeta.* II $9_{9}$ *Thier in hímilkamaru.* III $23_{18}$ *thia úmmaht, thiạ er thar thóleta.* P *thier.* D F *thia er.*

γ) *wier.*

III $14_{5}$ *wío er ouh einan gómman.* P *wíọ.* V $20_{62}$ *wío er bi sie gibíete.* P *wíọ.*

2. Die vollformen stehen nebeneinander.

II $5_{22}$ *iu thiu er nan béton wolti.* IV $20_{30}$ *mit thiu er thaz lánt al ubargíang.* V $11_{43}$ *mit thíu er in ouh tho líubta.* V $12_{63}$ *mit thiu er se drósta sidor méist.* II $7_{75}$ *Lis sélbo, wio er gihólota.* IV $6_{4}$ *joh wío er se brédigoti.* IV $6_{17}$ *Wío er thaz allaz wórahta.* $_{34}$ *joh wío er in thar gizálta.* IV $9_{16}$ *sie hogtun gérno, wio er gibót.* IV $20_{33}$ *wio er thaz réhta wolle.* V $20_{62}$ *wío er bi sie gibíete.* $H_{44}$ *lis, wío er then quénon zéinti.* III $24_{75}$ *bi hiu er ni bidráhtot iz ér.*

VIII. *uns.*

IV $5_{56}$ *mit thi uns then wég, soso zám.* P F *thiu uns.*

Das pronomen *iz* an erster stelle der zweisilbigen senkung steht regelmässig in der enklise. 19mal (s. 176 I, 1) ist es in den hss. auf die schwundstufe herabgesetzt; zuweilen ist der auslautende konsonant gleich der hebung angeschlagen. Der vortrag erreicht einsilbige senkung. Danach sind die 45 belege (s. 177, 2) der vollform einzuschätzen. In enklitischer stellung erscheinen als erste senkungssilbe ferner die formen *ist imọ ih in* (präep.). Für die verbalform *ist* (s. 177 II) stehen 2 sprechformen 12 schreibformen gegenüber. Das pronomen *imọ* (s. 178 III) begegnet 2mal in der schwundstufe. Das pronomen *ih* (s. 178 IV) findet sich I $1_{52}$ in der sprechform, 3mal in der schreibform. Aus den sprechformen geht deutlich hervor, dass der vortrag an erster stelle einer zweisilbigen senkung den sonanten schwach anlautender enklitischer einsilbiger wörter elidiert. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, dass in allen 15 belegen (s. 178 V) der vollform die präposition *in* auf die schwundstufe zu reduzieren ist.

Besondere formen der synalöphe treten in die erscheinung, wenn die pronomina *es* und *er* an erster stelle der senkung stehen. Der konsonantische komponent des betonten pronomens *sie* geht auf in dem mit ähnlicher resonanz, aber ungleich grösserer druckstärke gebildeten anlaut des pronomens *es*. In den hss. ist die kontraktion stets vollzogen; 11mal (s. 178 VI, 1) zeigen alle hss. die schreibform *sies*. Der charakter der synalöphe hängt jeweilig ab von dem phonetischen gewicht der zusammentreffenden sonanten. Hinter dem betonten

pronomen *thu* wird man das enklitische pronomen *es* (s. 178 VI, 2) daher auf die schwundstufe herabsetzen. Das pronomen *er* begegnet an erster stelle der senkung nur hinter diphthongisch auslautender hebung. Es hängt ab von der schallfülle des zweiten komponenten des betonten diphthongen, ob die synalöphe an dem senkungsvokal oder an der hebung vor sich geht. Aus den pronominibus *síe, thíe* und *thía* resultieren die kontraktionsprodukte *síer* und *thíer;* in den hss. sind nur die kontrahierten formen belegt (s. 179 b, α und β). Ebenso wird der zweite komponent des adverbs *wio* vor dem pronomen *er* unterdrückt. Die hss. schreiben *wio er;* es stehen 2 sprechformen 8 schreibformen (s. 179 b, γ und 2) gegenüber. Dagegen ist hinter dem instr. *thíu* der sonant des pronomens *er* elidiert: I 16$_{19}$ *iu thíu ęr tharzua githínge.* P *er.* V *ęr* acc. rad. Es findet sich freilich nur dieser eine beleg der sprechform. Doch da das grössere phonetische gewicht des instr. *thíu* die art der synalöphe phonetisch erklärt, sind wir berechtigt, hinter den übrigen 4 belegen des instr. *thíu* und III 24$_{75}$ (s. 179, 2) hinter dem instr. *híu* die schwundstufe des pronomens *er* vorauszusetzen.

Folgt dagegen auf den instrumentalis *thíu* das pronomen *uns,* so muss naturgemäss das konsonantische *u* in dem mit grösserer druckstärke artikulierten *u*- der senkung aufgehen: IV 5$_{56}$ *mit thi uns then wég, soso zám.* P F *thiu uns.* Einmal erscheint hinter dem instr. *thíu* das adverb *io* als erste senkungssilbe vor dem präfix *ir:* H$_{73}$ *Wanta iz zi thíu io irgéngit.* Das adverb *io* erleidet niemals reduktion seines lautkörpers (vgl. § 17 C 6). Die phonetisch leichteste silbe ist das präfix. Der vortrag erreicht einsilbige senkung durch elision des präfixvokals. Ebenso vereinzelt ist IV 37$_{30}$ *thaz dúe uns ther guoto willo.* Vermutlich wird man hier die zweisilbige senkung im ersten fuss zulassen müssen. Sicheres lässt sich nicht ausmachen, da sich kein vergleichsmaterial bietet.

Für die synalöphe ergibt sich folgende regel:

Der vortrag erstrebt nach möglichkeit einsilbige senkung. Schwach anlautende einsilbige enklitika (*iz ist imo ih in*) werden an erster stelle der senkung hinter einer vokalisch oder diphthongisch auslautenden hebung auf die schwundstufe herabgesetzt. Phonetisch gewichtigere wörter (*es er uns*) gehen mit diphthongisch auslautender hebung kontraktionen ein, deren charakter von dem phonetischen gewicht der zusammentreffenden sonanten abhängt; hinter vokalisch auslautender hebung verliert das pronomen *es* seinen sonanten.

---

## B. Grammatisch orientierte gruppen.

Es erübrigt noch, die gesetze der synalöphe für folgende reihen zu eruieren:

1. Zweisilbige wurzelbetonte, vokalisch auslautende wörter vor vokalisch anlautender einsilbiger senkung.

2. Vokalisch auslautende zweite oder dritte silbe des auftakts oder der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

3. Vokalisch auslautende einsilbige wörter vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftakts- oder senkungssilbe.

Die sprechformen sind genügend zahlreich, so dass die gesetze der synalöphe sofort deutlich herausspringen. Die grammatischen gruppen sind so geordnet, dass zunächst das gesetz für die erste reihe zutage tritt. Zugleich finden sich viele belege der zweiten reihe. Die letzten gruppen lassen besonders das gesetz für die dritte reihe und wiederum der zweiten reihe erkennen. Klarer schematismus erscheint unmöglich, ohne die belegreihen der einzelnen wörter auseinanderzureissen, die für eine zusammenhängende grammatische behandlung unumgänglich nötig sind. Die metrische ordnung musste hier für den zweck einer grammatischen betrachtung durchbrochen werden.

## § 11. Verbum.

### A. Präsens.

I. 1. sg. praes. indic. der st. vb. und der sw. vb. I.

Die verbalform ist stets zweisilbig.

A. Das verbum trägt einen haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe.

Es folgt stets eine vokalisch anlautende unbetonte silbe.

1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Die wurzelsilbe ist stets lang; die senkungssilbe lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

Vor *ih*.

II 14$_{31}$ *Fúrira, wán ih, thu ni bíst.* III 21$_{11}$ *Thiu blínti uns, wan ih, wúrti.* IV 4$_{60}$ *in múat iz, wan ih, rúarti.* IV 17$_{5}$ *Gistuant géner* (*wan ih*) *thénken.* III 23$_{51}$ *Thoh will ih fréwen es nu míh.* D P *wíll.* IV 1$_{5}$ *Nu will ih scriban frámmort.* V 20$_{1}$ *Gizéllen will ih súntar.* I 19$_{25}$ *thia láz ih themo, iz lísit thar.* P *themo iz.* III 20$_{179}$ *giloub ih fásto in thinan dúam.* L$_{37}$ *In ímo irhugg ih thráto.* S$_{11}$ *Ófto irhugg ih múates.*

Vor *in* (dat. plur.).

III 15$_{31}$ *Wanta ih zellu in nóti.* P *Wánta ih zellu*

Vor *iu* (dat. plur.).

III 23$_{50}$ *'ih wille iu iz zéllen', quad er, 'ér'.* V *wille.* *e* aus *a*. P *willẹ.* F *willo.*

### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Die senkung lautet mit *u-* an.

V 13$_{1}$ *Ih zell uns hiar zi núzzi.* P *zéll.*

Die senkung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

Die wurzelsilbe des verbums ist kurz.

Vor *ih*.

IV 33$_{23}$ *so gib ih séla mina.*

Vor *al*.

III 20$_{148}$ *theih síhụ al sosọ ih wille.* P *síh.*

Die wurzelsilbe des verbums ist lang.

Vor *ih*.

II 4$_{36}$ *ni wán ih, imo brústi.* $_{38}$ *thoh wán ih, blúgo er rúarti.* V 10$_{15}$ *Tho wán ih, sie gisázin.* II 19$_{7}$ *thaz, wan ih, wízod werie.* IV 18$_{8}$ *thaz wán ih, thu nu fíndes.* I 3$_{30}$ *so zéllụ ih thir es méra.* P *zéllụ.* *ụ* übergeschrieben. II 6$_{2}$ *bi thiu zéllu ih iu nu ịz híar mer.* P *zéllụ.* III 23$_{7}$ *Thir zell ih híar ubarlút.* P *zéll.* III 24$_{112}$ *thir zéll ih hiar nu súntar.* V 1$_{1}$ *thaz zéllụ ih hiar nu súntar.* V *zéllụ: h* rad. P *zéll.* I 3$_{45}$ *Thaz wíll ih hiar gizéllen.* III 12$_{42}$ *ni wíll ih themo ouh wídoron.* P *themọ.* IV 24$_{27}$ *'Ni wíll ih', quad, 'in war mín'.* V 14$_{5}$ *Thoh wíll ih es mit wíllen.* V 20$_{11}$ *Thaz will ih hiar nu zéllen.* V 23$_{15}$ *Thaz wíll ih hiar gizéllen.* $_{18}$ *thoh wílle ih zellen thánana.* P *wíll.* V 25$_{5}$ *Nu wíll ih thes giflízan.* I 3$_{47}$ *Thoh scríb ih hiar nu zi érist.* P *scríbụ ih.* *ụ* übergeschrieben. I 19$_{26}$ *ni scríbụ ih hiar in úrheiz.* P *scríb.* IV 1$_{23}$ *ni scríb ih thaz hiar állaz.* II 4$_{85}$ *'Thiz lázu ih', quad, 'zi hénti'.* P *lázzụ.* III 24$_{35}$ *Giloúb ih thaz gimúato.* I 2$_{53}$ *Thih bíttụ ih mines múates.* P *bíttu.* I 7$_{6}$ *fréw ih mih in múate.* I 27$_{49}$ *so dóufụ ih inan gérno.* P *dóufu.* II 4$_{93}$ *ni rúah ih thero wórto.* P *rúachụ.* II 7$_{1}$ *Bigínnu ih hiar nu rédinon.* P *Biginnụ.* II 11$_{34}$ *irsézz ih iz mit lústi.* II 23$_{1}$ *Nu léru ih íuih hárto.* P *lér.* III 18$_{45}$ *spríchu ih avur álleswio.* P *sprihchụ.* V 16$_{19}$ *so wált ih es mit állu.* V 25$_{35}$ *thíg ih, druhtin, thráto.* IV 23$_{3}$ *'Hera úz', quad, 'léitụ ih inan íu.*

Vor *iz*.

I 27$_{21}$ *Ni wánu, iz wola intfíangin.* P *wánụ* II 7$_{58}$ *wán, iz quámi imo in sin múat.*

Vor *es*.

V 7$_{28}$ *ni wán es untar manne.* V 25$_{4}$ *joh wíll es duan nu énti.*

Vor *in* (dat. plur.).

II 23$_{27}$ *Ih zéll in thanne in gáhun.* V *zéll: u* rad.

Vor *iu*.

II 7$_{19}$ *inti óug iu mina sélida.* P *intị óugu.* II 7$_{71}$ *Ih zéll iu hiar sus súntar.* V *zélliu.* *i* hinzukorrigiert.

Vor *er*.

II 12$_{3}$ *Ih wán, er therero dáto.*

## 2. Der auslautende konsonant der vokalisch anlautenden senkungssilbe ist der vollform des verbums angeschlagen.

### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

III 12$_{37}$ *Thir willu ih géban innan thés.* P *willuh.*

### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Vor *ih.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

II $16_{36}$ = III $18_{18}$ *thaz ni híluh iuih.* II $18_{5}$ *thaz ni híluh íuih sar.* L $_{17}$ *Giwísso, thaz ni híluh thih.* = II $19_{23}$; IV $7_{30}$ $25_{11}$; V $15_{42}$ $19_{51}$ $23_{218}$; H $_{58}$. III $8_{2}$ *giwísso, thaz ni hílu ịh thih.* P *híluh.* III $24_{31}$ *Inti álle, thaz ni híluh thih.* IV $15_{34}$ *thanne, thaz ni híluh thih.* IV $23_{41}$ *'Ih ságen thir, thaz ni híluh thih.'* V $8_{37}$ *bi námen, thaz ni híluh thih.* V $12_{3}$ *Iz íst* (*thaz ni híluh thih*). H $_{64}$ *drút, thaz ni híluh thih.* III $20_{116}$ *ni síhuh afur scóno.* III $22_{24}$ *gíbuh ouh in war mín.* P *gíbuih.* *i* übergeschrieben.

Die wurzelsilbe ist lang.

II $12_{92}$ *zéllu ih thir in alawár.* P *zélluh.* III $13_{43}$ *thaz zellu ih híar nu bi thíu.* P *zelluh.* III $20_{45}$ *'Thes zelluh íu', quad er, 'giwánt'.* III $24_{95}$ *Thoh zélluh thino gúati.* III $24_{84}$ *bi thiu zélluh thir iz ér.* II $12_{7}$ *Meistar, zéllu ih thir éin.* P *zélluh.* III $17_{40}$ *ther werfe, zélluh iu éin.* III $12_{31}$ *Nu wíllu ịh thir gihéizan.* P *ịh.* *ị* übergeschrieben. IV $5_{8}$ *ni míduh mih thero wórto.* III $22_{32}$ *ni mithuh íuer nihéin.* III $20_{73}$ *thes zíhuh inan báldo.*

Vor *iz.*

II $2_{16}$ *joh zéllu iz hiar gimúato.* P *ịz.*

## 3. Die unter 1 und 2 behandelten darstellungsformen finden sich nebeneinander in den varianten desselben halbverses.

Es finden sich 4 belege vor dem pronomen *ih* unter dem hauptiktus.

II $20_{10}$ *thir zéllụ ih ein gizámi.* F *zellih.* P *zélluh.* II $23_{28}$ *ni rúach ih iro thíngo.* V *rúach : ih.* *u* rad. F *rúachih.* P *rúachuh.* III $23_{4}$ *iz íst, thaz ni hílih thih.* V *hílih.* *i* aus *u.* D P *híluh.* III $23_{3}$ *Thoh wílluh hiar nu súntar.* V *wílluh.* *u* anrad.; sollte wohl *i* werden. F *willih.* P *wílluh.*

## 4. Die vollformen stehen in allen hss. nebeneinander.

### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Vor *ih.*

III $7_{27}$ *Thoh findu ih mélo tharínne.* P *fíndu.* V $1_{33}$ *Ellu, zéllu ih thir, thiu thíng.*

Vor *iu.*

II $14_{48}$ *ih zellu iu béthen thaz war.*

Vor *in* (praep.).

S $_{5}$ *iu sentu in Súabo richi.*

### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

V $7_{61}$ *Joh theih fáru in rihti.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *ih.*

IV $9_{25}$ *waz zéllu ih thir es méra?* IV $19_{61}$ *Zéllu ih ana bága.* IV $21_{17}$ *'Thir zéllu ih' quad er, 'thánana'.* V $19_{3}$ *Thir zéllu ih híar ubarlút.* IV $22_{6}$ *'ni findu*

*ih', quad er, 'thesan mán'.* III $1_{7}$ *Ni scríbu ih nu in alawár.* III $24_{23}$ *gilóubu ih thaz giwísso.* IV $10_{5}$ *Ni drínku ih rehto in wára.* IV $11_{31}$ *Ni wasgu ih síe, quad er, thár.* P *wásgu.* IV $15_{47}$ *Ni lázu ih iuih wéison.* $_{48}$ *gidróstu ih iuih scíoro.* III $1_{17}$ *In ín irhuggu ih léwes.*

Vor *iu*.

IV $12_{5}$ *'Ih zéllu iu' quad er ubarlút.* V $4_{51}$ *Ih zéllu iu ouh scono líubi.*

Vor *in* (praep.).

IV $23_{4}$ *ni fíndu in imo thráto.*

Vor *ir*.

IV $16_{25}$ *ni wánu, ir nan irknáhet.*

Vor *er*.

IV $18_{5}$ *ih wanu, er giangi zi fram.*

### B. Das verbum im auftakt.

Vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal ist in mindestens einer hs. elidiert.

III $18_{39}$ *biginnu éino gúallichon.* P *biginnụ.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

V $4_{11}$ *Wanu, íagilih tho ílti.*

### C. Das verbum in der senkung.

Vor vokalisch anlautender hebung.

II $18_{13}$ *Íh zell iụ afur thánana.* P *zellụ afur.* $_{14}$ *then íh heizu afur scríban.* P *heizụ.*

## II. 1. 3. sg. praes. conj. der st. vb., sw. vb. I III und der sw. vb. II.

Die verbalform ist stets zweisilbig.

### A. Das verbum trägt einen haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe.

Es folgt stets eine vokalisch anlautende unbetonte silbe.

#### 1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

##### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

α) Sw. vb. II.

IV $15_{34}$ *giwaro sców er anan míh.*

β) St. vb. und sw. vb. I III.

Vor dem pronomen *er*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV $15_{36}$ *Giwisso séh er anan míh.*

Die wurzelsilbe ist lang.

L $_{74}$ *lángo niaz er líbes.*

Vor senkungssilben mit vokalischem anlaut abweichender qualität.

Praep. *in*.

L $_{82}$ *ni brestẹ in éwon imo thés.* I $11_{16}$ *so wár man sehẹ in waron.* P *sehe.* II $4_{80}$ *joh fare in lúfte thara zi thár.* P *farẹ.*

Praep. *ir*.

II 23 13 *thaz thrúbon lese ir thórnon.* P *lese.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

α) Sw. vb. II.

III 23 40 *so scóuu er mín girati.* V *scóuu.* o rad. P *scouu.* D *scóuuo.* III 7 89 *Er wérd unsih gibláden.* P *wérdo.* F *er werdo unsih bliden.*

β) St. vb. und sw. vb. I III.

Vor dem pronomen *er*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I 2 29 *ni quém er innan múat min.* L 33 *so léb er io gimúato.* 95 *léb er thar gimúato.*

Die wurzelsilbe ist lang.

V 19 16 *wérd er thar bifángan.* 17 *wérd er thar birédinot.* IV 30 15 *Nu hélf er imo sélben.* 32 *nu hélf er mo, ob er wólle.* I 3 34 *irbíat er ira gúati.* S 35 *Thaz hóh er iuo wírdi.* I 1 121 *Hiar hor er ío zi gúate.* III 13 28 *firlóugn er filu fóllon.* III 16 17 *Yrkénn er thesa léra.* IV 30 31 *scirm er ímo, nu ist es nót.* V 20 8 *thaz súach er mit then fórahtun.* L 28 *then spár er nu zi líbe.*

Vor senkungssilben mit vokalischem anlaut beliebiger qualität.

Vor *imo*.

L 96 *inliuhte imo ío thar wúnna.*

Vor *ira*.

I 11 48 *ther irzélle ira gúati.* P F *erzelle.*

Vor *iu*.

S 24 *thaz lích iu iues múates.* S 31 *sént iu io zi gámane.*

Vor *ouh*.

L 76 *bimíde ouh allo pína.* III 20 131 *thaz quéme ouh thir in múat thin.* P *quéme.* IV 24 32 *iz fólge ouh, so wir zéllen.* P *fólge.*

Vor *unsih*.

II 21 37 *Ni firláze unsih thin wára.* P *firláze.*

Vor *uns*.

V 23 94 *ni si óba iz quéme uns múadon.* P *óba iz queme.*

2. Es fällt der sonant der senkungssilbe hinter der vollform des verbums.

a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

L 6 *joh frewe mo émmizen thaz múat.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

α) Sw. vb. II.

L 75 *kríst lóko mo thaz múat sin.* P *krist.*

β) St. vb. und sw. vb. I III.

Vor endbetontem *mò*.

L 6 *druhtin hóhe mo thaz gúat.* 7 *Hóhe mo gimúato.* V 23 253 *rúare mo thaz blida múat.*

Vor *iz*.

IV 1 39 *Thaz ih giscríbez hiar so frám.* IV 13 26 *nub ih giweízez war ál.* V 1 37 *Líggez, ságen ih thir tház.*

3. Die vollformen stehen nebeneinander in allen hss.

a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

α) Sw. vb. II.

IV 11 38 *thiz fúazi reino in wára.*

β) St. vb. und sw. vb. I III.

Die wurzelsilbe ist kurz.

H 116 *joh uns hárto queme in múat.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor der praep. *in.*

I 2 44 *joh íamer frewe in ríhti.* II 24 37 *Ther scádo fliehe in gáhe.*

Vor *uns.*

III 5 6 *thaz súht ni derre uns méra.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

α) Sw. vb. II.

S 29 *lono iu es blídlicho.*

β) St. vb. und sw. vb. I III.

Vor dem pronomen *er.*

II 4 33 *Nu scephe er ímo hiar brót.* P *ér imo.*

Vor vokalischem anlaut abweichender qualität.

Vor *iz.*

S 21 *so wérde iz iu zi lóne.* II 17 8 *mit wiu man gisálze iz thanne.*

Vor *ih.*

H 3 *bimíde ih hiar thaz wízi.*

Vor *in* (praep.).

Die wurzelsilbe ist kurz.

II 23 29 *Fare in álethrati.* III 26 65 *ni wése in uns so ídal.*

Die wurzelsilbe ist lang.

V 7 36 *giláze in mino brústi.* II 12 61 *ther stige in hímilrichi.* V 20 24 *od ouh noh wérde in alawár.*

Vor *iu.*

Mit kurzer wurzelsilbe.

S 19 *gébe iu zi gilústi.*

Mit langer wurzelsilbe.

S 37 *Firlíhe iu sines ríches.*

Vor *io.*

Mit kurzer wurzelsilbe.

IV 24 17 *thaz quéme io thaz in múat min.*

Mit langer wurzelsilbe.

L 8 *thes thígge io mánnogilih.* L 34 *joh bimíde io zála.* II 22 2 *thaz er irfúlle io follon.*

Vor *uns.*

Mit kurzer wurzelsilbe.

II 21 29 *Biquéme uns thinaz ríchi.*

Mit langer wurzelsilbe.

S 47 *firlíhe uns hiar gimúato.*

Vor *ouh.*

L$_{26}$ *thes thánke ouh sin githígini.* L$_{78}$ *bimíde ouh zálono fál.* IV 20$_{19}$ *Zélle ouh in giwíssi.* III 1$_{26}$ *tharana húgge ouh fóllon.* H$_{160}$ *joh thár gifrewe ouh íuih.* IV 15$_{3}$ *ni ríaze óuh iuer hérza.*

### B. Das verbum im auftakt.

Vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

L$_{82}$ *niaz ér ouh mámmuntes.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

S$_{39}$ *Rihte íue pédi thara frúa.* IV 22$_{3}$ *Wane óuh bi thíu so gahti.* V 24$_{12}$ *werde avur súlih, soso iz was.*

### C. Das verbum in der senkung.

Vor vokalisch anlautender hebung.

Es findet sich 1 beleg der kurzform.

I 2$_{53}$ *thaz mír quemę alles gúates.* P *queme.*

Anmerkung: S$_{36}$ erscheint die dreisilbige wurzelbetonte verbalform in der vollform vor vokalisch anlautender hebung.

S$_{36}$ *joh iu féstino in thaz múat.*

## III. 2. sg. imperativ. sw. vb.

### A. Das verbum trägt einen haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe.

### I. Das dreisilbige wurzelbetonte verbum vor vokalisch anlautender hebung.

Es finden sich 3 vollformen unter dem hauptakzent.

Mit kurzer wurzelsilbe.

II 9$_{67}$ *Bilido ío filu frám.* III 7$_{76}$ *grúbilo in giríhti.*

Mit langer wurzelsilbe.

II 24$_{34}$ *thiz féstino uns in múate.*

### II. Das zweisilbige wurzelbetonte verbum vor vokalisch anlautender senkung.

#### 1. Der endvokal des verbums wird elidiert.

a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

α) Sw. vb. I.

I 15$_{28}$ *joh hug es hárto ubar ál.*

β) Sw. vb. II.

III 20$_{107}$ *Thank es góte filu frám.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

α) Sw. vb. I.

Vor einer mit *i-* anlautenden senkungssilbe.

Vor *imò.*

L$_{36}$ *súaz imo sin líb al.*

Vor *iz.*

I 9$_{21}$ *zél iz al bi mánne.* III 20$_{107}$ *ni kér iz ufan thésan man.* IV 5$_{5}$ *irkenn iz sélbo bi thír.* V 15$_{8}$ *joh íl iz io irfúllen.* II 9$_{66}$ *ilị iz io irfúllen.* P *il.*

Danach ist H$_{53}$ zu beurteilen:

H$_{53}$ *úabiz untar mánne.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 7$_{63}$ *Zél in, thu ther bóto bist.*

Vor *io.*

I 1$_{45}$ *Il io gótes willen.* P *Íl.* F *Ili.*

Vor einer senkungssilbe mit qualitativ abweichendem anlaut.

Vor *es.*

IV 13$_{13}$ *Símon, húg es ubar ál.*

Vor *ouh.*

I 2$_{4}$ *theni ouh hánt thina.* P *then ouh.* IV 4$_{50}$ *bréiti ouh thinaz ríchi.* P *bréitị.*

Vor *uns.*

III 22$_{14}$ *thaz gizél uns hiar nu sár.* F *gizéli.* V 23$_{11}$ *Biscírmi uns, druhtin gúato.* P *Biscírmị.* – V 23$_{79}$ $_{95}$ $_{105}$ $_{115}$; V 23$_{145}$ – $_{157}$ P *Biscírmi uns, druhtin gúato.* P *Biscírmị unsih.*

β) Sw. vb. II.

Vor *iz.*

IV 16$_{5}$ *Bidrahto iz állaz umbiríng.* P *Bidrahtọ.*

Vor *es.*

H$_{112}$ *dráht es nu mit wíllen.*

Vor *io.*

I 1$_{49}$ *Díhtọ io thaz zi nóti.*

γ) Sw. vb. III.

Vor *uns.*

I 27$_{15}$ *ságẹ uns iz gimúato.* III 20$_{43}$ *Ságe uns nu giwáro.* P *Ságẹ.* IV 7$_{7}$ *Ságe uns, meistar, thánne.* P *Ságẹ.*

2. Die vollformen stehen nebeneinander in allen hss.

Das verbum trägt stets einen hauptiktus.

a) Sw. vb. I.

Vor einer mit *i-* anlautenden senkungssilbe.

Vor praep. *in.*

I 2$_{26}$ *húgi in mir mit kréfti.* III 1$_{22}$ *irquicki in mír, theist méra.*

Vor *io.*

I 21$_{8}$ *bi thiu ili io thés sinthes.*

Vor einer senkungssilbe mit qualitativ abweichendem anlaut.

Vor *ouh.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

II 22$_{24}$ *hár nihéin, hugi ouh thés.* F *hugi.* V P *hugu* Schreibfehler; vgl. Erdm. z. st.

Die wurzelsilbe ist lang.

IV 4$_{49}$ *Héili ouh thu thia hóhi.* H$_{55}$ *Chéri ouh thir in thráti.*

Vor *uns.*

III $17_{17}$ *Nu zéli uns arur féllon.*

Vor *unsih.*

II $21_{39}$ *Lósi unsih io thánana.* II $24_{18}$ *biscírmi unsih thes léides.* $_{25}$ *Biscírmi unsih in thráti.* IV $15_{17}$ *Giríhti unsih es álles.* V $24_{16}$ *léiti unsih in ríchi thín.*

b) Sw. vb. II.

Vor praep. *in.*

III $10_{30}$ *Ginádo in therera ríuwi.*

Vor *uns.*

II $24_{21}$ *Gireíno uns thia githánka.* V $24_{1}$ *Giwérdo uns geban, druhtin.*

### B. Das verbum im auftakt.

III $5_{19}$ *Giwerdo únsih, druhtin, héilen.* P *Giwérdọ* acc. rad.

### IV. Dativ des gerundiums.

Der dreisilbige dativ erscheint stets unter dem hauptakzent vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal ist in mindestens einer hs. elidiert.

IV $28_{18}$ *zi zéllenn ist iz láng in wár.* F *zellenne.* V $17_{8}$ *zi wízanne iz firbári.* P *wízannẹ.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

II $4_{6}$ *thaz zi irsúachenne ubar ál.* V $12_{36}$ *sih zi rúarenne ubar ál.* V $16_{35}$ *zi wírkenne ubar wóroltlant.* V $19_{2}$ *zi sorganne éigun wir bi thaz.* $_{7}$ *Zi zéllenne ist iz suári.*

## B. Präteritum.

### I. 2. sg. indic. praet. der st. vb.

Es finden sich 4 belege vor vokalisch anlautender senkung; das verbum ist zweisilbig.

#### 1. Der endvokal wird elidiert.

I $2_{35}$ *sie datị al spréchenti.* P *dátị.*

#### 2. Die vollformen stehen in allen hss. nebeneinander.

Die senkungssilbe lautet mit *i-* an.

Unter dem nebeniktus.

II $14_{51}$ *Thu sprachi in wár nu, so zám.* IV $18_{23}$ *Thu dati, ih ságen thir in wár.*

Unter dem hauptiktus.

I $5_{68}$ *thu wári in ira wórte.*

### II. 1. 3. sg. indic. praet. der sw. vb. und des verbums *duan.*

#### A. Das verbum trägt einen haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe.

#### I. Das dreisilbige wurzelbetonte verbum vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

Das verbum trägt stets einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $7_{16}$ *gisídalt er in hímile.* I $4_{47}$ *harto fóraht er mo thoh.* P *fórahtạ.* *ạ* übergeschrieben. II $1_{15}$ *mit imo wóraht er iz thar* — $_{19}$ — $_{23}$ = $_{27}$ = $_{31}$. I $15_{12}$ *thar gágantạ in gimúato.* P *gáganta.* I $7_{17}$ *gilábot er in éwon.* IV $35_{3}$ *Ni máchotạ er thio dáti.* P *máchot.* III $10_{6}$ *klágota ira wéwa.* P *klágotạ.* I $22_{35}$ *Er lósota iro wórto.* P *lósotạ.* III $23_{23}$ *Hábetạ er in war mín.* P *Habeta.* $_{26}$ *tho inthábet er sih sár.* D *inthábeta.* I $5_{72}$ *ságatạ er in fróno.* II $6_{5}$ *Hárto sageta er imo tház.* P *ságetạ er ịmo.* IV $16_{47}$ *'Ja ságet ih iu' quad er zi ín.* F *sageta.* I $15_{3}$ *joh rehto er lébeta ubar al.* P *réhtọ er lebetạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II $4_{25}$ *thoh gieíscotạ er thia múater.* III $20_{157}$ *ni gieíscotạ er thaz wóroltman.* II $12_{71}$ *thia worolt mínnota er so frám.* P *mínnotạ.* I $4_{84}$ *bi thiu beítota er so nóto.* P *béitotạ.* III $12_{27}$ *Githánkota er mo hárto.* P *Githánkotạ.* III $14_{69}$ *Firdílota er in súntar.* P *Firdílotạ.* III $19_{21}$ *Er zeígota in in alawár.* P *zéigotạ.* III $2_{3}$ *Ein kuning giéiscot iz in wár.* V $1_{31}$ *iz zeigot ímo iz allaz.* V $7_{2}$ *si mínnota inan thráto.* P *mínnotạ.* I $16_{10}$ *joh thíonota íogilícho.* P *thíonotạ.* V $7_{12}$ *luaget ávur tho tharin.* P *luageta.* IV $19_{5}$ *Fráget er nan sáre.* P *Frágetạ.* II $2_{28}$ *giéretạ er se in thén sind.* P *giéretạ.* *i ạ* übergeschrieben. III $12_{28}$ *joh géreta ínan, wizist tház.* V *géreta.* *a* zugeschrieben. P *giéretạ.*

## 2. Alle hss. zeigen die vollform.

### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

II $14_{113}$ *Gimuatfágota er tho ín.* IV $10_{3}$ *Thes múases gérota ih bi thíu.*

Die Wurzelsilbe ist lang.

I $17_{43}$ *Thia zít eíscota er fon ín.* IV $21_{3}$ *Zi érist frágeta er bi tház.* $_{26}$ *frageta ávur noti.* V $7_{7}$ *joh luagata ávur in thaz gráb.*

### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV $32_{6}$ *er gibúrita ouh tho thár.* V $4_{23}$ *Sih scútita iogilícho.* V $11_{35}$ *Sus lókota er mit mánnon.* III $10_{14}$ *klágota iogilícho.* III $10_{28}$ *klagota ío thaz ira sér.* III $20_{40}$ *klágota io bi nóti.* I $6_{4}$ *joh spílota in theru múater.* IV $13_{15}$ *Gérota iuer hárto.* III $11_{7}$ *gikl̇ágota ekrodo ira sér.* I $26_{4}$ *sid wácheta allen mánnon.* II $7_{61}$ *Slimuo ságeta er mo tház.* IV $16_{8}$ *thoh ni hábeta er nu lés.* H $_{63}$ *suébeta in then úndon.* V $7_{44}$ *joh hábeta inan fúntan.* V $20_{4}$ *joh selbo in ságeta ubar ál.*

Die wurzelsilbe ist lang.

IV $12_{31}$ *Thaz bóuhnita er giwísso.* IV $16_{44}$ *er eischota ávur sar tho zi ín.* I $15_{4}$ *béitota er thar súazo.* II $3_{19}$ *iz zeígota in ther stérro.* V $11_{48}$ *mérota in thie wízzi.* III $6_{38}$ *sih mérata iz ginóto.* V $14_{25}$ *er spúnota iz gimúato.* I $10_{28}$ *joh fástota io zi nóte.* III $24_{8}$ *weínota iogilícho.* IV $19_{6}$ *joh éiskota ouh tho méra.* IV $12_{35}$ *Tho frágeta er thio dáti.* IV $32_{11}$ *Bisórgeta er thia múater.* V $7_{47}$ *Frágeta er sa sáre.* H $_{79}$ *Érata er nan filu frám.* III $10_{2}$ *fólgeta in then loúftin.* III $7_{21}$ *Tho folgeta ímo thuruh tház.* IV $18_{1}$ *Petrus fólgeta imo thó.* IV $31_{1}$ *want er hángeta untar zueín.* II $4_{3}$ *Er fasteta ánnoto.* I $19_{2}$ *bisuórgeta ouh thia múater.*

## II. Das zweisilbige wurzelbetonte verbum vor vokalisch anlautender senkung.

### 1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

#### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Vor *er.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $7_{10}$ *det er wérk marịu.* II $5_{15}$ *Themo álten det er súazi.* P *Themọ.* III $20_{172}$ *thera séla deta er giméini.* P *det.* III $23_{49}$ *Det er ófan in tho sár.* IV $16_{43}$ *Det er ávur fragun.* IV $23_{26}$ *so det er súlih mari.* IV $30_{34}$ *Thaz det er sélbo mari.* V $12_{30}$ *ubar bédu det er tház.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II $12_{72}$ *bi thía so sant er hérasun.* IV $5_{23}$ *Tho sant er drúta uns sine héim.* IV $9_{3}$ *Tho sant er Pétrusan sár.* IV $15_{18}$ *thaz wára zált er imo sár.* V $12_{89}$ *Zalt er mánagfaltaz gúat.* II $4_{14}$ *thia lúchun wolt er fíndan.* III $2_{10}$ *mit wórton wolt er súazen.* IV $13_{40}$ *thia kúanheit wolt er wéizen.* IV $11_{9}$ *West er sélbo ouh, so iz zám.* I $3_{50}$ *thie wega ríht er ịmo ubar ál.* I $10_{5}$ *Zị uns ríht er horn héiles.* IV $1_{15}$ *Tház bigond er rédinon.* IV $18_{29}$ *Thó bigond er suérien.* IV $7_{89}$ *Lert er dáges ubarlút.* I $25_{15}$ *then fáter hort er spréchan.* II $4_{26}$ *ni hórt er wergin mári.* IV $13_{11}$ *Súntar gruazt er óuh in wár.*

I $17_{33}$ liegt auf der vorletzten langen silbe des verbums ein nebenakzent.

I $17_{33}$ *gisámanotạ er sare.* Ebenso H $_{143}$ *Rédinota er súntar.* P *Rédinoter.*

Vor *in* (dat. plur.).

Die wurzelsilbe ist kurz.

III $20_{168}$ *want er detạ in dág leidan.* P *det.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III $22_{36}$ *joh kert in frámmort thaz múat.*

Vor *in* (praep.).

II $5_{13}$ *Er wolta in thémo ana wank.* P *woltạ.*

Vor *iz.*

I $25_{4}$ *joh wídorotạ iz hárto.*

Vor *imo.*

III $20_{28}$ *brahtạ imo sélben guat gimáh.* P *brahta.*

Vor *ir-.*

IV $34_{11}$ *tho selbo drúhtin wolta irstán.* P *woltạ.*

Vor *iu.*

V $8_{55}$ *thiu tód giscankt iu enti.*

Vor *es.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $17_{8}$ *tho dét es druhtin énti.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III $7_{6}$ *tho drúhtin wolt es wáltan.* III $14_{46}$ *ni gidórst es ruaren méra.* P *gidórstạ.*

Auf dem mittelvokal liegt ein nebeniktus.

IV $18_{10}$ *lóugnit es álles.*

Vor *uns.*

I $13_6$ *ja óugta uns zi érist thaz gibót.* II $6_{40}$ *tho irfirta uns mér ouh thaz gúat.* P *irfírta.* II $11_{54}$ *braht uns sálida joh gúat.*

Vor *ouh.*

III $20_{182}$ *then níd gideta ouh méra.* P *gideta.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Vor *er.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $7_{13}$ *Dét er mit giwélti.* II $11_{18}$ *so dét er filu nídiri.* I $27_{40}$ *thaz dét er iogilícho.* II $3_{59}$ *ni déta er iz bi nóti.* P *déta.* II $3_{61}$ *Thaz det er, thaz thu iz wéssis.* II $4_{92}$ *joh dét er thaz hiar ófto.* II $5_{20}$ *ni dét er iz bi gúate.* P *déta.* III $19_{17}$ *Dét er ouh tho méra.* III $20_{158}$ *Thaz dét er ouh tho súntar.* IV $2_{27}$ *ni dét er iz bi gúati.* IV $11_3$ *Dét er, sos er ío duat.* IV $19_{62}$ *ni dét er iz bi gúate.* $_{63}$ *Dét er iz then mánnon.* IV $37_{20}$ *thaz dét er in zi gúate.* V $10_3$ *Tho dét er, selb so er wólti.* $_{13}$ *Dét er, so sie quátun.* V $11_{21}$ *Ni dét er thes tho bíta.* II $15_{19}$ *Indét er tho then sinan múnd.* IV $7_{79}$ *gidét er filu blíde.*

Die wurzelsilbe ist lang.

*sánt er.*

I $4_{63}$ *Sánt er mih fon hímile.* I $11_3$ *Sánt er filu wíse.* II $7_4$ *sant er thie tho in alla hánt.* II $12_{75}$ *Ni sánt er nan zi waru.* II $13_{29}$ *then sánt er selbo hérasun.* III $14_{85}$ *so sánt er zuelif thégana.*

*zált er.*

I $25_{16}$ *joh zált er thar gimúati.* II $12_{12}$ *bi thiu zalt er ál, thaz imo zám.* II $12_{51}$ *Scono zált er imo tház.* II $19_1$ *zalt er óuh tho thuruh nót.* III $13_3$; IV $6_{47}$ $_{52}$ $_{55}$; V $12_{86}$.

*wólt er.*

II $4_{17}$ *thaz wólt er gerno irfíndan.* P *wólta er gerno.* II $4_{46}$ *thoh wólt er in ther fári.* II $7_{39}$ *Tho wólt er sar in morgan.* II $9_{42}$ *wólt er sar mit willen.* III $19_{27}$ *Ni wólt er wiht thes spréchan.* IV $4_1$ *Wólt er tho biginnan.* IV $18_4$ *wólt er in then ríuon.* IV $23_2$ $24_{26}$ $29_7$; V $25_{62}$.

*móht er.*

II $4_{28}$ *bi thiu móht er odo dráhton.* $_{107}$ *Ni móht er nan birúaren.* II $7_{41}$ *ni móht er iz bimídan.* IV $24_{24}$ *ni móht er sie io giwéichen.* V $13_{26}$ *ni móht er mo gistíllen.*

*kúndt er.*

I $6_{18}$ *joh kúndt er uns thia héili.* I $8_{20}$ *kúndt er imo in droume.* V $12_{71}$ *Mit thiu kúndt er hiar ouh mánnon.*

*tháht er.*

I $8_{17}$ *Tháht er bi thia gúati.* P *Tháhta.* *a* übergeschrieben. I $17_{40}$ *tháht er sar in fésti.* II $12_5$ *thar tháht er filu réhtes.* I $15_{24}$ *bitháht er siu iogilícho.*

*kért er.*

I $21_{13}$ *kért er tho in fíara.* IV $15_{30}$ *kert er mo álleswio thaz múat.* IV $31_{17}$ *Kért er tho, so er móhta.*

*wést er.*

III $6_{20}$ *thoh wést er, sos er scólta.* IV $24_{33}$ *Ni wést er thóh tho, waz er wán.*

*ríht er.*

I $10_{9}$ *Ríht er zị uns ouh héilant.*

*héilt er.*

II $15_{11}$ *Sie héilt er, sos er móhta.* III $14_{61}$ *Héilt er ouh ju blínte.* III $14_{64}$ *thie héilt er sár io alle.* $_{68}$ *thie heilt er ál, so gizam.* P *héilt.* IV $30_{25}$ *'Já héilt er', quadun, 'líuti'.*

*bigónd er.*

II $15_{21}$ *Bigónd er thaz tho spénton.* III $20_{143}$ *Bigónd er in tho rédion.*

*gilóubt er.*

I $4_{84}$ *gilóubt er filu spáto.* III $2_{23}$ *Gilóubt er themo wórte.* III $11_{12}$ *gilóubtạ, er sia gihéilti.* P *gilóubtạ.* *ạ* übergeschrieben. IV $15_{26}$ *giloubt er únredina.*

*óugt er.*

III $20_{136}$ *joh ougt er ímo follon.* III $16_{12}$ *Yróugt er in thár filu frám.* III $17_{69}$ *Yróugt er in thar mánag guat.*

*thúlt er.*

IV $19_{75}$ *Thaz thúlt er in then stánton.* H $_{76}$ *thoh thúlt er ofto in wára.*

*fúart er.*

I $19_{17}$ *Siu fúart er, noh ni duálta.* II $9_{41}$ *Fúart er sar tho tho thárasun.*

*varia.*

I $5_{4}$ *bráht er therera wórolti.* I $17_{57}$ *Léit er sie tho scóno.* I $21_{11}$ *Tho gihort er mári.* I $22_{34}$ *sih fúagt er io zi nóte.* I $25_{14}$ *tho doufta er ínan thuruh nót.* P *dóuftạ.* II $5_{10}$ *tho irbónth er imo io thés sindes.* P *irbónda.* II $7_{25}$ *Imo ílt er sar giságen thaz.* II $9_{46}$ *bi thiu skéint er iz so hárto.* II $15_{24}$ *grúazt er sie zi gúate.* III $4_{22}$ *tho kúmt er sina fréisun.* III $10_{41}$ *irkánt er in ther brústi.* III $14_{7}$ *Irquíct er ouh, so móht er.* III $17_{38}$ *irríht er sih mit thúltin.* III $18_{52}$ $20_{25}$ $21_{29}$ $26_{56}$; IV $7_{81}$ $11_{20}$ $15_{1}$ $_{43}$ $16_{31}$; IV $17_{14}$ $18_{37}$ $22_{17}$ $24_{35}$ $27_{13}$; V $16_{12}$.

Vor *in* (dat. plur.).

Die wurzelsilbe ist kurz.

III $14_{97}$ *Déta in thaz zi núzze.* P *Détạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

*zalt in.*

IV $7_{13}$ *Tho zált in thiu sin gúati.* IV $15_{37}$ *Er zalt in óuh tho thar méist.* IV $18_{30}$ *zált in in giwíssi.* V $9_{53}$ *Er zalt in mánagfalto.* $_{55}$ *Zált in thes ginúagi.*

*varia.*

III $14_{112}$ *óugta in io in giwíssi.* P *óugtạ in io giwíssi.* III $19_{20}$ *er wolta in ío mit willen.* P *wóltạ.* IV $33_{10}$ *thaz scólta in thoh in war mín.* P *scóltạ.* V $10_{26}$ *jóh intslúpta in gahun.* P *intslúptạ.* IV $33_{12}$ *si gikért in harto tház.* V $12_{62}$ *joh sánta in avur sidor tház.* P *sántạ.*

Vor *in* (praep.).

I $22_{12}$ *si wanta in álawari.* P *wantạ.* II $4_{53}$ *sazta in óbanenti.* P *saztạ.* III $16_{69}$ *giloubta in drúhtinan tho.* P *gilóubtạ.*

Vor *iz.*

IV $1_{17}$ *Er zált iz in ouh hárto.* V $11_{46}$ *thaz er gizálta iz allaz ín.* P *gizáltạ.* I $8_{12}$ *jo tháhta, iz imo sázi.* P *tháhtạ.* I $9_{3}$ *Gihórt iz filu mánag friunt.* P *Gihórtạ.* I $14_{8}$ *ther engil kúndt iz er tho sár.* P *kundtạ.* II $3_{51}$ *er óugta iz ạftar ímo meist.*

P *óugtạ.* II 11$_{49}$ *Er yrríht iz scíaro.* II 12$_{22}$ *er wólta iz gerno irfíndan.* P *wolt.* IV 32$_{4}$ *ni móht iz sin in ánder.*

Vor *ih.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

III 24$_{85}$ *'Thih deta ih míthont' quad er, 'wís'.* P *détạ.* IV 1$_{33}$ *Thaz déta ih bi einen rúachon.* P *détạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

V 23$_{1}$ *Wólt ih hiar nu rédinon.* $_{17}$ *Thes wólt ih hiar bigínnan.* II 7$_{29}$ *ni móht ih mih intháben sar.* V 25$_{13}$ *Ni móht ih thaz firlóugnen.* III 20$_{115}$ *Ih wánt, ih scolti nóti.* IV 22$_{8}$ *so yrsúacht ih inan thráto.*

Vor *imo.*

Vor endbetontem *imò.*

II 4$_{45}$ *Iz déta imo thiu fásta.* P *détạ.*

Vor unbetontem *imo.*

L $_{52}$ *scírmtạ imo iogilícho.* $_{54}$ *gilihtạ imo éllu sinu jár.* I 25$_{10}$ *kúndtạ imọ, er iz wólta.*

Vor *iro.*

II 14$_{115}$ *Gilóubta iro ouh tho in wára.* P *Gilóubtạ.*

Vor *in* (dat. plur.).

I 23$_{37}$ *'Wer óugtạ iu' quad, 'fillórane'.* III 22$_{37}$ *'Ih ougta iu' quad 'gimýatu'.* P *óugt.*

Vor *es.*

IV 24$_{25}$ *er wólt es duan tho énti.* I 5$_{1}$ *so móht es sin, ein halb jár.* III 20$_{123}$ *ih ríht es iuih álles.*

Vor *uns.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

III 20$_{32}$ *hiar deta uns ánaruafti.* P *detạ.* IV 33$_{30}$ *indét uns tho thiu síta.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II 3$_{21}$ *Er kúndtạ uns thaz in alanót.* V 12$_{35}$ *Yróugt uns hiar gimúato.* P *Yróugta. a* zugeschrieben.

Vor *unsìh.*

III 5$_{5}$ *Tho ríht unsih thiu rédina.*

Vor *ouh.*

II 13$_{1}$ *joh tóuftạ ouh tho thie líuti.* P *tóufta.* IV 6$_{22}$ *joh bránta ouh iro búrgi.* P *brántạ.*

Vor *al.*

IV 16$_{7}$ *Er déta al, thaz gidán ist.* P *détạ.*

## 2. Der sonant der senkungssilbe fällt hinter der vollform des verbums.

### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Vor *iz.*

III 22$_{6}$ *ther námo detaz mári.* I 20$_{26}$ *thar zaltaz ér ubarlut.* V 23$_{63}$ *Joh óffonotaz iro múat.*

### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Vor *iz.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 27$_{16}$ *er détaz hiar nu fésti.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I $20_{33}$ *Er gisceintaz filu frám.* III $15_4$ *er áltaz, sos er scólta.* IV $17_{24}$ *er sáztaz wídar héilaz.*

Vor endbetontem *nàn.*

III $8_{44}$ *ráfsta nan tho wórto.* IV $19_{14}$ *joh ráfsta inan thero wórto.* I $3_{19}$ *Thaz lérta nan sin mílti.* I $17_{52}$ *er wólta nan irthuésben.* II $4_1$ *so rúarta nan tho húngar.* V $8_{42}$ *si irkánta nan, so er wólta.*

Vor endbetontem *irù.*

III $24_{39}$ *thaz déta ru ther wíllo.*

Vor endbetontem *mò.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV $33_{28}$ *indéta mo thia sita.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III $14_{41}$ *joh zálta mo thiu wérk thar.* IV $18_{40}$ *so rúarta mo thaz hérza.* IV $17_{23}$ *so er rúarta imo thaz óra.* F *ruarta mo.* P *rúarta imo.*

## 3. Die vollformen stehen nebeneinander in allen hss.

### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

Vor *ein.*

III $16_{33}$ *Ih deta ein wérk maraz.*

Vor *in* (praep.).

III $14_{46}$ *gilouba iz deta in wára.* P *gilóuba.*

Vor *in* (dat. plur.).

V $11_{47}$ *Er deta in óffon állaz.*

Vor *iz.*

IV $2_8$ *ther wíllo deta iz fílu scin.*

Vor *io.*

IV $31_{15}$ *Er deta io gúat wergin.*

Vor *er.*

II $10_{11}$ *Deta er iz scónara, al so zám.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *er.*

H $_{29}$ *Bigonda er góte thankon.* $_{61}$ *Sih kérta er zi góte ana wánk.*

Vor *in* (praep.).

I $4_{86}$ *tház siu scolta in élti.* V $4_{52}$ *joh léitta in ánderaz lant.* IV $19_{10}$ *óffonota in wára.*

Vor *in* (dat. plur.).

III $17_{67}$ *Áfur zalta in drúhtin tház.*

Vor *ih.*

H $_{12}$ *bi thiu thúlta ih thráto mánag leid.*

Vor *iz.*

II $9_{61}$ *inti óppherota iz góte thar.*

Vor *ir-.*

V $5_{18}$ *tház er scolta irstántan.* V $13_{28}$ *ér ni mohta irbítan.*

Vor *in-*.

I $8_{3}$ *sí ni mohta inbéran sin.*

Vor *ingégini.*

IV $5_{41}$ *thia wát thar breitta ingégini.*

Vor *uns.*

II $11_{42}$ *rihta úns then sín hiar filu frám.* P *ríhta uns.* IV $1_{19}$ *Er zálta ouh dages wúntar.*

### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist stets lang.

Vor *er.*

II $11_{16}$ *ni hángta er in iz fúrdir.* IV $18_{42}$ *bigónda er inan scówon.*

Vor *in* (praep.).

II $4_{15}$ *Er wolta in álawari.* $_{82}$ *thar óugta in ánalihi.* III $14_{6}$ *irquícta in theru báru.* IV $21_{13}$ *zálta in thih then rúagstab.* V $7_{54}$ *si wanta in álafesti.* V $7_{10}$ *thar er es míthont mista in wár.*

Vor *in* (dat. plur.).

III $14_{113}$ *Er ougta in ío filu frám.* III $20_{8}$ nach V gegen P: V *zálta in thia úngimacha.* P *zalta ín thia.* IV $6_{15}$ *Ouh zálta in thiu sin gúati.* $_{35}$ *Er zalta in oúh tho in alawár.* IV $11_{41}$ *tho zálta in sar thio dáti.* IV $15_{41}$ *Zálta in ouh in wára.* V $12_{94}$ *wi er zálta in fon theru mínnu.*

Vor *ih.*

II $7_{65}$ *Irkánta ih thino gúati.* III $14_{36}$ *Ih irkánta, ih ságen thir.*

Vor *iz.*

II $4_{62}$ *er kérta iz iogilícho.*

Vor endbetontem *imò.*

II $6_{17}$ *zalta imo thia gúati.* III $10_{8}$ *zálta imo thaz ira sér.*

Vor *imo.*

I $8_{13}$ *Er tháhta imo ouh in gáhi.*

Vor *iu.*

III $20_{125}$ *Ih zalta iu nú thaz wára.*

Vor *unsìh.*

II $11_{43}$ *Er lérta unsih joh zéinta.* IV $25_{12}$ *irlósta unsih thera búrdin.*

Vor *ouh.*

IV $7_{69}$ *Er zálta ouh bilidi ánder.* IV $31_{18}$ *joh grúazta ouh unsan drúhtin.* IV $33_{16}$ *joh grúazta ouh thiu sin stímna.* L $_{38}$ *er selbo thúlta ouh nóti.*

## B. Das verbum im auftakt.

Vor vokalisch anlautender hebung.

### Das Verbum ist stets zweisilbig.

### 1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

#### a) Die kurzform des verbums steht allein im auftakt.

Die hebung lautet mit *á-* an.

III $17_{6}$ *hort ál ther liut thia rédia.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

II 15$_{22}$ *det er then líutin mit thiu dróst.* P *ér.* IV 7$_{19}$ *Det ér in dróst tho álles.* III 12$_{23}$ *Deta éiner thes tho rédina.* P *Detạ.* III 16$_{58}$ *scolt ér sin kríst guater.* IV 2$_{30}$ *wolt ér thar waz irscáboron.* D *wólt er.* III 20$_{8}$ in P gegen V: V *zálta in thiạ úngimacha.* P *zaltạ ín thia úngimacha.*

b) Die kurzform des verbums steht in zweiter auftaktsilbe.

II 10$_{1}$ *Ni wolt ér fon níawihti.* P *er.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

Die hebung lautet mit *á*- an.

H$_{42}$ *deta ander úbil ubar tház.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

II 6$_{38}$ *deta unsih úrwise.* P *únsih.* IV 31$_{2}$ *deta ímo, so man wízzi.* H$_{60}$ *deta éino er tho zi wáru.* IV 7$_{82}$ *gideta ér se filu ríche.*

C. Das verbum in der senkung.

Das verbum ist stets zweisilbig.

1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

Es folgt eine vokalisch anlautende hebung.

III 20$_{147}$ *Wer horta ér io thaz gimáh.* P *hortạ.* V 10$_{12}$ *er tódes duan scolta úbarwant.* P *scoltạ.*

Es folgt eine vokalisch anlautende senkungssilbe.

I 23$_{37}$ in P gegen V: V *'Wer óugtạ iu' quad 'fillórane'.* P *Wér ougtạ i.u.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

Es folgt eine vokalisch anlautende hebung.

IV 20$_{38}$ *thaz er sin líb scolta énton.* II 14$_{109}$ in V gegen P: V *Íh santa íuih árnon.* P *Ih sánta.*

III. 1. 3. sg. conjunctivi praeteriti.

A. Das verbum trägt einen haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe.

I. Das dreisilbige wurzelbetonte verbum vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

IV 15$_{9}$ *sliumo ságetị ih iu iz sár.* P *ságet.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

Das verbum hat stets lange wurzelsilbe.

Die hebung lautet mit *i*- an.

III 10$_{28}$ *thaz iz irbármeti inan mér.* IV 4$_{26}$ *thaz thíonoti imo in wáru.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

IV 29$_{50}$ *joh sélbon scówoti ana wánk.* II 2$_{26}$ *odo inan éreti ubar ál.* IV 32$_{10}$ *sia bisuórgeti ubar ál.*

## II. Das zweisilbige wurzelbetonte verbum vor vokalisch anlautender senkung.

### 1. Der endvokal des verbums ist in mindestens einer hs. elidiert.

#### a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Die senkung lautet mit *i-* an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

V 25$_{36}$ *wes még ih fergon méra.*

Die wurzelsilbe ist lang.

IV 12$_{56}$ *thóh er scolti in mórgan.* P *scoltị.* IV 24$_{6}$ *thaz thú sus laz in héila hant.* III 24$_{75}$ *bi hiu er ni bidráhtot iz ér.*

Die senkung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

II 3$_{46}$ *thaz éina wari uns núzzi.* P *warị.*

#### b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Die senkung lautet mit *i-* an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

Vor *iz.*

I 19$_{27}$ *ih scríbi iz hiar in fésti.* P *scríb.* I 20$_{31}$ *ni míd iz io so lángo.*

Vor *in* (praep.).

IV 12$_{43}$ *ni tház er iz gibúti in war.* P *gibútị.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 25$_{10}$ *thaz ih giscríb in unser héil.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *ih.*

V 23$_{225}$ *Ni móht ih thoh mit wórte.*

Vor *ir* (praep.).

III 24$_{98}$ *er stúantị ir themo légare.* V P *ị* eingeschaltet.

Vor *iru.*

III 14$_{12}$ *ther húlfi iru in theru nóti.*

Die senkung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Die wurzelsilbe ist stets lang.

Vor *er.*

III 17$_{27}$ *Quáti er, man sia líazi.* P *Quátị.* $_{31}$ *Quát er ouh bi nóti.* III 20$_{160}$ *ni dát er sulih wúntar.* P *dátị.* III 2$_{15}$ *Gilóubt er selbo thánne.* IV 30$_{10}$ *thaz móht er thaz giflízan.*

Vor *uns.*

V 20$_{87}$ *Thaz quámi uns in gidráhti.* P *quámị.*

### 2. Die hs. P zeigt die darstellungsform 1; in V steht das verbum in der vollform und das anlautende *i-* des endbetonten *imò* ist geschwunden:

II 4$_{84}$ *theiz wári mò gizámi.* P *wárị imo.*

### 3. Die in der senkung zusammenstossenden identischen vokale sind kontrahiert.

a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

IV 15₉ *Wariz álleswar in wár.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

II 6₄₄ *zaltiz állaz ufan síh.* ₄₄ *ni wártiz alles so égislih.* IV 19₃₄ *thaz ér irquícti iz avur sár.* P *irquictiz.*

### 4. Die vollformen stehen nebeneinander in allen hss.

a) Das verbum trägt einen nebeniktus.

Die senkungssilbe lautet mit *i-* an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

V 19₁₆ *er wérgin megi ingángan.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *in.*

III 20₁₂ *thaz wurti in ímo thuruh tház.* IV 19₃₂ *joh mohti in thrín dagon sár.* III 22₃ *theiz wari in wíntiriga zít.* I 15₆ *thaz kríst er druagi in hénti.* IV 8₉ *tház er wari in bánne.* IV 13₄₃ *Thaz suért ni wari in wórolti.* V 6₂₄ *thaz thes góuma nami in wár.*

Vor *ir-.*

IV 7₅₈ *ni liazi irgrában sinaz hús. ir* zukorrigiert V. IV 35₄ *er sálih wolti irfúllen.* IV 37₂₈ *théiz ni wurti irfúntan.* V 9₃₂ *er únsih scolti irláren.*

Vor *imo.*

II 7₅₈ *wán, iz quámi imo in sin múat.*

Die senkungssilbe lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Vor *ouh.*

II 1₁₃ *joh wurti ouh súnna so glát.* IV 29₄₁ *Biquámi ouh scóno ubar ál.* III 20₁₆₀ *fon ímo quami ouh súntar.*

b) Das verbum trägt einen hauptiktus.

Die senkungssilbe lautet mit *i-* an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 1₃₃ *theih líbi in thesen búachon.* V 25₃₃ *ni lági in thevangélion.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *in* (praep.).

III 15₂₈ *iróugti in themo ríche.* IV 21₃₂ *gibréitti in thesan wóroltring.* V 11₁₅ *theiz wari in íro duame.* V 23₂₂₃ *Wári in mir ginóto.* IV 17₉ *so fram firlíafi in thaz giwér.*

Vor *ir-.*

II 6₁₀ *jóh iz mohti irfúllen.*

Vor *ir* (praep.).

IV 24₂ *joh námi ir thera nóti.*

Vor *imo.*

III 15₁₇ *thaz er gidáti imo, einan dúam.*

Vor endbetontem *imò.*

IV 35₆ *bat, man gábi imo then mán.*

Vor *iu.*

IV $14_2$ *thaz brústi iu wihtes thánne.*

Die senkungssilbe lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Die wurzelsilbe ist stets lang.

Vor *er.*

IV $12_{28}$ *ni wúrti er io zi mánne.* $_{48}$ *thaz húazi er io then wórton.* IV $13_{16}$ *thaz múasi er rédan iu thaz múat.* IV $34_{17}$ *Quad, wári er ana zuíval.* IV $35_7$ *Thaz múazi er thara wísen.*

Vor *uns.*

II $3_{47}$ *In thiu wari uns ál ginuagi.* P *wári.*

Vor *ouh.*

IV $29_{20}$ *thes wúrti ouh thar giflízan.*

B. Das verbum im auftakt.

Vor vokalisch anlautender hebung.

Das verbum ist stets zweisilbig.

1. Der endvokal des verbums ist elidiert.

III $26_{29}$ *wari al giháltan ther fólk.* P *war.* F *wari.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

V $12_{96}$ *wolti émmizen irfúllen.*

C. Das verbum in der senkung.

Vor vokalisch anlautender hebung.

Das verbum ist zweisilbig.

1. Der endvokal des verbums ist elidiert.

V $23_{239}$ *Waz scolt íh thanne.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

IV $27_6$ *mit thén wurti ouh firméinit.* V $9_{36}$ *nub ér es duan scolti énti.*

---

**A. Präsens.**

I. 1. sg. praes. ind. der st. vb. und sw. vb. I.

Die zweisilbige wurzelbetonte verbalform erscheint in 117 halbversen vor einer vokalisch anlautenden senkungssilbe. 58mal haben die schreiber den endvokal des verbums unterpunktiert oder fortgelassen: es finden sich belege vor den senkungssilben *ih iz in* (dat. plur.) *iu* (dat. plur.) *es er uns al* (s. 181, 1–182). Aus der statistik geht unzweideutig hervor, dass die elision der endung unter allen umständen statthat, gleichviel ob das verbum einen haupt- oder nebeniktus trägt, ob die wurzelsilbe lang oder kurz ist oder ob die senkung mit *u*- oder einem vokal abweichender qualität anlautet. 33mal haben die schreiber den anlautenden vokal der senkungssilbe (s. 182, 2–183) hinter der

vollform des verbums fallen lassen; 32 belege kommen auf das pronomen *ih*, einer auf das pronomen *iz*. Die darstellungsform 1 ist vor dem pronomen *ih* 46mal, vor *iz* 2mal belegt. Beide darstellungsarten müssen meines erachtens phonetisch dasselbe besagen. Dieser schluss wird bestätigt durch 4 halbverse (s. 183, 3), in denen in den varianten der verschiedenen hss. form 1 und 2 sich gegenüberstehen. Von allen enklitischen pronominibus eignet den formen *ih* und *iz* das geringste phonetische gewicht. Man wird nicht fehlgehen, wenn man das auslautende *-u* der präsensform seiner qualität nach als irrationalen vokal anspricht. Es folgt daraus, dass schon im 9. jahrhundert in der umgangssprache diejenige gestalt des endvokals umlief, die wir gemeinhin erst für die mhd. zeit ansetzen. Von der vorgeschrittenen reduktion des auslautenden *-u* lässt die normierte orthographie nichts ahnen. Als abgeschwächte formen lassen sich nur einige auf *-o* ausgehende belege aus der hs. F beibringen, die Kelle II, 85 aufzählt.

Die form 2 findet sich nur vor den pronominibus *ih* und *iz*. Vor allen anderen senkungssilben mit grösserer schallfülle fällt regelmässig der endvokal des verbums. Danach sind die schreibformen (s. 184, 4) umzusetzen.

Neben der betonten kurzen satzdoppelform geht eine unbetonte kurze sprechform her. Sie ist im auftakt und in der senkung vor vokalisch anlautender hebung belegt. Nach III $18_{39}$ *biginnu éino gúallichon.* P *biginnu* ist V $4_{11}$ die schreibform in die sprechform umzusetzen: V $4_{11}$ *Wanu íagilih tho ílti.* In der senkung ist nur die kurzform (s. 184 C) belegt. Jede neue statistik wird neue belege bringen für das gesetz, dass eine vokalisch auslautende silbe an zweiter oder dritter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung elidiert wird.

## II. 1. 3. sg. praes. conj. der st. vb. sw. vb. I III und der sw. vb. II.

Die 1. 3. sg. praes. conj. der sw. vb. II lautet in den Ohss. regelmässig auf ein kurzes *-o* aus. Dieser unbetonte endvokal wird elidiert, wenn das betonte verbum vor eine vokalisch anlautende senkungssilbe grösserer schallfülle tritt. 2mal ist die elision bezeichnet vor dem pronomen *er* (s. 184, 1 a, *z*), 1mal vor endbetontem *unsih* (s. 185 b); je 1mal begegnet die orthographische vollform vor der praep. *in* (s. 186, 3 a und b) und dem pronomen *iu*. Nur vor dem endbetonten pronomen *imo* erweist sich das auslautende *-o* des verbums gewichtiger an schallfülle und druckstärke als der wurzelvokal des

pronomens, der an sich schon geringe schallfülle besitzt und durch die akzentversetzung jedes nachdrucks entbehrt: $L_{75}$ *kríst lóko mo thaz múat sín.* P *krist.*

Die betonte 1. 3. sg. praes. conj. der st. vb. und der sw. vb. I III erscheint 30mal in der kurzform vor vokalisch anlautender senkung; 7mal ist der sonant der senkungssilbe hinter der vollform des verbums gefallen: in 27 halbversen zeigen alle hss. die vollformen nebeneinander. Der jeweilige charakter der synalöphe hängt ab von dem phonetischen gewicht der zusammentreffenden vokale. Es folgen stets enklitika, meist pronomina. Vor dem endbetonten pronomen *imo* (s. 185, 2 b, β) bleibt natürlich das verbum in der vollform erhalten: in 3 belegen haben alle schreiber die kurzform des pronomens in den text gesetzt. Sobald aber das pronomen *imo* ohne akzent in der senkung folgt, tritt eine elisionserscheinung ein, welche die schreiber sowohl durch einen punkt unter dem auslautenden *-e* des verbums als durch tilgung des wurzelvokals des pronomens darstellen konnten: vgl. $L_{96}$ *inliuhte imo io thar wúnna* und $L_{6}$ *joh frewe mo émmizen thaz múat.* Beide darstellungsformen müssen meines erachtens phonetisch gleichwertig sein. Wir können also den lautwert des auslautenden *-e* im sg. praes. conj. der st. vb. und der sw. vb. I III für die umgangssprache des 9. jahrhunderts als ein geschlossenes *ẹ*, dem *i* nahestehend, definieren. Dass wir ihn nicht als irrationalen vokal ansprechen dürfen, scheint daraus hervorzugehen, dass vor dem pronomen *iz* die form 1 sich nicht belegen lässt. Es finden sich 5 belege: 2mal stehen die vollformen (s. 186, 3 b, β) in allen hss. nebeneinander; 3mal ist der auslautende konsonant (s. 185, 2 b, β) des pronomens an die vollform des verbums angeschlagen, und zwar übereinstimmend in allen hss. Der endvokal des verbums besass also noch genug *e*-färbung, dass seine schallfülle grösser ist als die des pronomens *iz*. Vor dem unbetonten pronomen *ira* (s. 185) begegnet das verbum nur 1mal in der kurzform in V gegen die vollform in P F. Ebenso vereinzelt ist ein beleg der kurzform vor der präposition *ir* (II $23_{13}$) (s. 185). Sie lassen sich daher nicht weiter im obigen sinne ausnutzen.

Vor senkungssilben grösserer schallfülle hat nur die kurzform des verbums statt. Sie ist belegt vor den pronominibus *er iu unsih uns* (s. 184, 1 185), ferner vor *ouh* und vor der praep. *in*. Die schreibformen finden sich vor den pronominibus *er iu ih uns* (s. 186, 3 187), ferner vor *io ouh* und der praep. *in*.

Im auftakt und in der senkung vor vokalisch anlautender hebung kennt der vortrag nur die unbetonte kurze satzdoppelform. Für die

senkung lässt sich nur 1 beleg der kurzform (s. 187 C) eines zweisilbigen verbs beibringen. Im auftakt steht eine kurzform 3 schreibformen (s. 187 B) gegenüber. Wir finden also das oben aufgestellte gesetz bestätigt und können $S_{36}$ *joh in féstino in thaz múat* getrost das auslautende *-o* des verbums elidieren. Dafür weiter unten zahlreiche belege.

### III. 2. sg. imper. sw. vb.

Die statistik für den 1. 3. sg. praes. conj. hat deutlich den ausschlaggebenden einfluss des phonetischen gewichts der zusammentreffenden silben für den charakter der synalöphe dargetan. Die statistik für den imperativ bestätigt wiederum, dass es belanglos ist, ob das verbum einen haupt- oder nebeniktus trägt und ob die senkungssilbe auf einen qualitativ gleichen oder auf einen qualitativ abweichenden vokal anlautet. Im imperativ erscheint das betonte verbum vor vokalisch anlautender senkung weit häufiger in der kurzen sprechform als in der schreibform. Es stehen 28 kurzformen 15 vollformen gegenüber. Die imperative aller 3 klassen des sw. vb. sind gleich behandelt; nur gehören die meisten belege der I. klasse an. Es findet sich kein einziger beleg, dass hinter der vollform des verbums der sonant der senkungssilbe getilgt sei.

Kurzform:

sw. vb. I: 2 *es* 1 *imò* 6 *iz* 1 *in* (dat. plur.) 1 *io* 2 *ouh* 8 *uns;*
sw. vb. II: 1 *iz* 2 *es* 1 *io;*
sw. vb. III: 3 *uns.*

Vollformen:

sw. vb. I: 2 *in* (praep.) 1 *io* 3 *ouh* 1 *uns* 5 *unsìh;*
sw. vb. II: 1 *in* (praep.) 2 *uns;*
sw. vb. III: –.

Die schreibformen sind überall in die sprechformen umzusetzen. Sichere schlüsse über den phonetischen charakter der endvokale lassen sich nicht ziehen. Wenn vor dem endbetonten pronomen *imò* und dem pronomen *iz* die form 2 fehlt, kann sich dies daraus erklären, dass die schreiber in sinnvollem streben nach grösserer konstanz der orthographie sich auf eine form beschränkten, da wegen der gleichheit der zusammentreffenden sonanten beide darstellungsformen dasselbe besagen. Auffallend ist nur IV $16_5$ *Bidrahto iz állaz umbiríng.* P *Bidrahtǫ.* Doch steht dieser beleg ganz allein. Im auftakt erscheint III $5_{19}$ regelmässig die kurzform. Die vokalisch auslautende dritte silbe des auftakts fehlt vor vokalisch anlautender hebung: III $5_{19}$ *Giwerdo únsih, druhtin, héilen.* P *Giwérdǫ.* Acc. rad.

Es finden sich 3 hochbetonte (s. 187 A, I) dreisilbige imperative in der vollform vor vokalisch anlautender hebung. Der endvokal ist zu elidieren. Vgl. die zahlreichen analogen formen der 1. 3. sg. ind. praet. der sw. vb. (s. 189 II, A, I, 1).

### IV. Dativ des gerundiums.

Einige belege lassen sich für den dativ des gerundiums beibringen. Es stehen 2 kurzformen 5 vollformen (s. 189 IV, 1 und 2) vor vokalisch anlautender hebung gegenüber. Nach dem sprachgebrauch Otfrids steht hinter der praep. *zi* noch regelmässig der dativ des gerundiums. Es finden sich mehrere indizien für die fortschreitende abschwächung der beiden letzten silben. Der sonant der vorletzten silbe ist durchaus unfest und erscheint bald als *a*, bald als *e* oder *i* (vgl. Kelle, II 129-130). Die doppelkonsonanz ist in der unbetonten silbe schon häufig vereinfacht (vgl. Kelle a. a. o). Der nachdruckslose endvokal fällt vor vokalisch anlautender silbe. IV $28_{18}$ zeigt V die schreibung *zéllen* gegen *zéllenn* in P und *zéllenne* in F. Man könnte die form der hs. V allenfalls auch als infinitiv ansprechen. Tatsächlich begegnet der infinitiv hinter der praep. *zi* im 9. jahrhundert schon einige male (vgl. Braune, Ahd. gr.[2] § 315 anmerkung 2). Nach Otfrids sprachgebrauch ist es jedoch wenig wahrscheinlich, IV $28_{18}$ ein eindringen des infinitivs anzunehmen. Hier wird die apokopierte form vorliegen. Diese in der gesprochenen sprache weit verbreitete elisionserscheinung vor einer vokalisch anlautenden silbe mag das allgemeinerwerden des infinitivs hinter der praep. *zi* wirksam gefördert haben.

## B. Präteritum.

### I. 2. sg. indic. praet. der st. vb.

Es finden sich 4 belege des hochbetonten zweisilbigen verbums vor vokalisch anlautender senkung. I $2_{35}$ elidieren alle hss. das auslautende *-i;* 3mal begegnet die orthographische vollform. Über die natur des endvokals lässt sich weiter nichts ausmachen. Schon bei N ist das auslautende *-i* zu *-e* geworden. Ganz vereinzelt taucht diese gestalt II $8_{45}$ in der hs. F auf: II $8_{45}$ *wio dati só bi then win.* F *tate.*

### II. 1. 3. sg. indic. praet. der sw. vb. und des verbums *duan.*

Schon wiederholt sind uns belege dafür aufgestossen, dass wurzelbetonte dreisilbige wörter vor vokalisch anlautender hebung ihren endvokal verlieren. Zahlreiche belege, die geeignet sind, die beobachtung zum gesetz zu erheben, lassen sich aus den präteritalformen bei-

bringen. Es stehen 33 kurzformen (s. 189—190) 42 vollformen (s. 190, 2) gegenüber. Ein für allemal sei bemerkt, dass die akzentstufe der betonten silbe niemals einen einfluss auf die synalöphe hat — ebensowenig die quantität der betonten silbe, wenn wir von dem oben erläuterten fall absehen, wo ein zweisilbiges wort mit betonter kurzer wurzelsilbe vor eine vokalisch anlautende hebung tritt. Es ist ein durchgreifendes gesetz, dass vokalisch auslautende zweite senkungssilbe vor vokalisch anlautender hebung elidiert wird. Dies gesetz gilt auch für den auftakt. Die zweisilbige präteritalform begegnet im auftakt vor vokalisch anlautender hebung 7mal in der kurzform (s. 196 B), 5mal in der orthographischen vollform; in der senkung finden sich 3 sprechformen (s. 197 C) neben 2 schreibformen. Der vortrag der Ottfridverse erstrebt einsilbige senkung, regelmässigen wechsel von hebung und senkung. Er erreicht diesen rhythmus oft durch sprechformen der umgangssprache. Doch sind diese sprechformen nicht etwa nur *metri causa* gesetzt. Die sprechformen sind ein konstitutiver faktor in der sprache Otfrids: durch die zulassung volkstümlicher redeweise hat er eine neue literatursprache begründen helfen.

Die sprechformen des betonten zweisilbigen präteritums vor vokalisch anlautender senkung gestatten eine genaue phonetische analyse des endvokals. In 204 halbversen erscheint die kurzform des verbums vor vokalisch anlautender senkung; 57mal zeigen alle hss. die vollformen nebeneinander; 21mal findet sich elision der senkungssilbe hinter der vollform des verbums. In 13 dieser 21 belege der form 2 folgt endbetontes *imò* (s. 195), *inàn* oder *irù*. Hier ist von vornherein zu erwarten, dass der wurzelvokal des pronomens fällt. II $4_{45}$ wird jedoch der auslautende vokal des verbums elidiert, und der wurzelvokal des endbetonten pronomens füllt die senkung: II $4_{45}$ *Iz déta imo thiu fásta.* P *déta.* IV $17_{23}$ stehen in V die vollformen nebeneinander; F zeigt die form 2; der schreiber von P hat vermutlich zwischen den beiden möglichen darstellungsformen geschwankt; einen der beiden tilgungspunkte vergass er zu beseitigen: IV $17_{23}$ *so er rúarta imo thaz óra.* F *ruarta mo.* P *rúarta imo.* Der auslautende vokal des präteritums muss also meines erachtens in der umgangssprache des 9. jahrhunderts den phonetischen wert eines unbetonten geschlossenen *ə* gehabt haben. Dies scheint durch folgende beobachtung bestätigt zu werden: 11mal steht die kurzform (s. 191 und s. 193—194) des verbums vor dem pronomen *iz;* 7mal erscheint das verbum in der vollform (s. 194, 2 fg.), während der auslautende konsonant des pronomens der verbalendung angeschlagen ist. Wenn

das unbetonte pronomen *inan* in der senkung folgt, können die schreiber die synalöphe sowohl durch elision der verbalendung als durch tilgung des wurzelvokals des pronomens darstellen: I $15_{8}$ *giwérota inan thes gihéizes.* P *giwérotạ* und IV $35_{35}$ *Légita nan tho ther éino.* Akzentstufe und quantität der betonten silbe sind ohne belang. Die reduktion des endvokals ist in allen klassen des sw. vb. wie im praet. *deta* gleichmässig vor sich gegangen. Vergleiche noch: I $25_{4}$ *joh widorotạ iz hárto* und V $23_{63}$ *Joh óffonotaz iro múat.* Auf grund dieser kriterien müssen wir meines erachtens für die umgangssprache des 9. jahrhunderts dem auslautenden *-a* des präteritums den wert eines unbetonten geschlossenen *ẹ*, dem *i* nahestehend, zuschreiben. Noch genauer können wir ihn als irrationalen vokal definieren. Dies geht aus einigen schreibformen hervor, die die abgeschwächten endungen handschriftlich belegen. Es finden sich einige *-e*formen:

III $14_{77}$ *So heilte se álle druhtin sár.* P *héilte.* *r* übergeschrieben, aber wieder getilgt. II $24_{8}$ *fólgete mo githíuto.* IV $11_{18}$ *lerte sie ótmuati.* F *lerta.* IV $25_{13}$ text nach Erdm. *Er nágalta sie in thaz crúzi.* V P *nágalte.* F *nagalta.*

Besondere beachtung verdient II $24_{8}$. Stellt man diesen beleg zu den oben besprochenen darstellungsformen vor *imò*, so ist der qualitative charakter dieses *-e* genügend definiert. Als indizium vorgeschrittener abschwächung des endvokals wird man auch die vereinzelten *-o*formen gelten lassen müssen:

Text nach Erdm.

III $18_{67}$ *rúarta tho thia smérza.* V *rúarto.* *o* zu *a* gemacht in P. F *ruarta.* III $18_{68}$ *ruarta thó thiz selba léid.* V *ruarto.* IV $18_{40}$ *so rúarta mo thaz hérza.* V P *rúarto.* I $15_{21}$ *Wúntorota sih tho hárto.* V D P *Wúntoroto.* IV $19_{6}$ *joh éiskota ouh tho méra.* V *éiskota.* *a* aus *o.* I $4_{86}$ *tház siu scolta in élti.* F *scolto.*

Alle belege lassen sich zwanglos als auf assimilatorischem wege eingedrungene formen begreifen. IV $18_{40}$ ist wieder zu den übrigen darstellungsformen des präteritums vor endbetontem *imò* in parallele zu stellen. Der endvokal des präteritums hatte keinen phonetischen eigenwert mehr: leicht konnte er der vokalischen umgebung assimiliert werden. Es ist der irrationale vokal. Es erscheint unzulässig, die *-e*formen als schreibfehler aus dem text zu entfernen, wie es Erdmann tut. Auch die *-o*formen will Erdmann als durch die benachbarten vokale beeinflusste schreibformen rein graphisch eingeschätzt wissen. Da jedoch die synalöpheerscheinungen die reduktion des endvokals meines erachtens dargetan haben, wird man auch die *-e* *-o*formen als abgeschwächte formen ansprechen müssen. Kaum wird man sich endlich dazu verstehen — was Sievers, Beitr. IX, 561 als möglich

hinstellt — die *-o*formen als reste des normalen *-o* der 1. sg. aufzufassen. Für die *-e*formen bleibt nur die möglichkeit, sie als reduzierte formen zu begreifen. Die *-o*formen sind in ahd. zeit auch sonst noch vereinzelt belegt (vgl. Kelle II, 101)[1].

Diese sprechformen der Otfridhss. beweisen, wie lange uns die orthographie sprachgeschichtliche vorgänge verdecken kann. Das auslautende *-a* der 1. 3. sg. gilt noch für N als fest. Die abschwächung zu *-e* setzt man erst ganz spät an[2]. Auf grund der synalöpheerscheinungen und der *-e -o*formen in den Otfridhss. werden wir jedoch meines erachtens die abschwächung des ahd. *-a* zu dem mhd. irrationalen *-ə* schon für die umgangssprache des 9. jahrhunderts in anspruch nehmen müssen.

Die grosse zahl der sprechformen eines wurzelbetonten zweisilbigen präteritums vor vokalisch anlautender senkung, der besondere charakter der synalöphe je nach dem phonetischen gewicht der senkungssilbe setzen uns in den stand, die beobachtungen in den gleichen gruppen der übrigen verbalformen mit den neuen beobachtungen zum durchgreifenden synalöphegesetz der zweisilbigen wurzelbetonten, vokalisch auslautenden wörter vor vokalisch anlautender senkung zusammenzufassen: der endvokal wurzelbetonter zweisilbiger wörter fällt regelmässig vor vokalisch anlautender senkung. Nur wenn schwach anlautende enklitika folgen, kann die synalöphe auch an diesen eintreten, wenn der endvokal phonetisch gewichtiger ist. Finden sich beide formen der synalöphe nebeneinander für dieselben wörter, so ist damit meines erachtens bewiesen, dass der endvokal den phonetischen wert eines irrationalen vokals besitzt.

### III. 1. 3. sg. conj. praet.

Das dreisilbige wurzelbetonte verbum begegnet IV $15_9$ in der kurzform (s. 197 I) vor vokalisch anlautender hebung; danach sind die 5 schreibformen einzuschätzen. III $26_{29}$ erscheint das zweisilbige verbum in der kurzen unbetonten satzdoppelform (s. 200 B) im auftakt vor vokalisch anlautender hebung; V $12_{96}$ findet sich in ganz analogem halbvers die orthographische vollform. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung steht eine sprechform des zweisilbigen verbums (s. 200 C) 2 schreibformen gegenüber. Wir finden also das

1) Neuerdings zeigt sich auch Franck geneigt, die abschwächung der endvokale schon für frühere zeiten in anspruch zu nehmen (vgl. seine 'Altfränkische grammatik' §§ 49 und 63).

2) Vgl. Ahd. gr.[2] § 319 anmerkung 1.

gesetz bestätigt: vokalisch auslautende zweite senkungs- oder auftaktssilbe fällt vor vokalisch anlautender hebung.

Die wurzelbetonte zweisilbige verbalform erscheint 17mal (s. 198. 1) in der kurzen sprechform vor vokalisch anlautender senkung. In 34 halbversen (s. 199, 4–200) zeigen alle hss. die vollformen nebeneinander. Die belege der sprechform erweisen die vollformen als schreibformen und bestätigen das synalöphegesetz. Vor dem pronomen *iz* findet sich 2mal die kurzform des verbums (s. 198 b): 4mal sind gleich beide formen zusammengeschrieben (s. 199, 3). Über die qualität des endvokals lässt sich nichts ausmachen, da die form 2 nur ein einziges mal belegt ist und hier nur graphische bedeutung hat. II 4$_{34}$ hat V wohl unter dem zwang der endbetonung den wurzelvokal des endbetonten pronomens *imò* hinter der vollform des verbums fallen lassen, während P die form 1 zeigt: II 4$_{34}$ *theiz wári mo gizámi.* P *wári imo.* Die schwach anlautenden enklitika zeigen sämtlich den wurzelvokal *i*. Für die 1. 3. sg. praet. conj. wären die formen 1 und 2 in jedem fall gleichwertig. Die schreiber haben sich daher auf éine darstellungsform, die form 1, beschränkt. Vor senkungssilben grösserer schallfülle wird stets der endvokal des verbums elidiert.

KIEL. RUDOLF KAPPE.

(Fortsetzung folgt.)

---

# NEUE BEITRÄGE ZUR ALTHOCHDEUTSCHEN WORTFOLGE.

In meiner abhandlung 'Über althochdeutsche wortfolge' (Zeitschrift 33, 212 ff. und 330 ff.) habe ich mich darauf beschränkt, die stellung des zeitworts und die wortstellung am satzschlusse in hauptund nebensatz bei ahd. prosaikern zu behandeln. Im wesentlichen habe ich nur den ahd. übersetzer Isidors, Tatian sowie Notkers Boetius und Marcianus Capella zu sammlungen benutzt. Sämtliche ältere prosaiker sind von Paul Diels (Die stellung des verbums in der älteren althochdeutschen prosa, Berlin 1906) zu sammlungen herangezogen worden; da der verfasser jedoch auf ein zählen der belege durchweg verzichtet hat, fehlt der schrift jedes greifbare ergebnis. Für den fortschritt in der wissenschaftlichen forschung ist es aber auf

unserem gebiete das beste, zunächst für eine kleine zahl von literaturdenkmälern durch genaue zählungen die häufigkeit des einen oder des anderen gebrauches festzustellen. In dieser weise soll nun die gegenseitige stellung der nomina einer untersuchung unterzogen werden. Zwar ist dieselbe bei der schlussstellung im satze zum teil schon behandelt worden, und da die mittelstellung im hauptsatze dem zeitwort gehört, kommt hauptsächlich noch die anfangsstellung im satze in betracht. Im folgenden soll denn nun untersucht werden, welche nomina in der regel am anfang des hauptsatzes und unmittelbar nach dem einleitungswort des nebensatzes gebraucht werden, und daran soll sich eine untersuchung über die stellung des subjektes anreihen. Die art der ergebnisse lässt es als zweckmässig erscheinen, die stellung des subjektes und die stellung nach der einleitenden konjunktion im nebensatz nicht voneinander getrennt, sondern gemeinsam in einem kapitel zu behandeln[1].

## Anfangsstellung im hauptsatz.

Zeitschr. 33, 218 ist gezeigt worden, dass bei beseitigung der lateinischen anfangsstellung des zeitworts sich meistens fürwörter und hinweisende adverbien an die satzspitze gedrängt haben. Nächstdem folgt das nominale subjekt; seltener stehen objektformen am satzanfang, und unter diesen sind präpositionale verbindungen weitaus am häufigsten. Aber auch unter den fürwörtern wird der nominativ an der satzspitze bevorzugt. Ganz entsprechende ergebnisse finden wir, wenn wir das zeitwort ganz unberücksichtigt lassen und die gegenseitige stellung der einzelnen fürwörter und der einzelnen nominalformen für sich betrachten.

In vier fällen hat I. (g. l. v.)[2] nicht ein objekt, sondern den nominativ des persönlichen fürworts an die spitze gestellt.

Vgl. 7, 8 *endi ih wendu imu chuningo hrucca* (et dorsa regum vertam). 9, 27 *oh ir ist chiwisso in dhemu heilegin gheiste got ioh druhtin* (in spiritu tamen

1) Hiermit ist die ahd. wortstellungslehre noch nicht abgeschlossen: es müsste vor allem noch die gegenseitige stellung der objekte und der einzelnen teile einer attributiven gruppe behandelt werden. Auch müsste die ahd. wortfolge mit der wortfolge anderer germ. und idg. sprachen verglichen werden, welche durch die wertvollen neueren arbeiten von Delbrück und Ries bedeutend geklärt worden ist.

2) Folgende abkürzungen werden gebraucht: I. (für die ahd. übersetzung Isidors), N. M. (für Notkers Marcianus Capella), N. B. (für Notkers Boetius), g. l. v. bedeutet 'gegen lateinische vorlage', o. l. v. 'ohne lateinische vorlage'. N. wird nach Piper zitiert, I. nach Weinhold, vgl. Zeitschr. 33, 215.

dominus eius et deus est). 13, 7 *bidhiu hwanda siê chihôrdon gotes stimna hlûda in Sinaberge quhedhenda* (eo quod in monte Sina vocem dei intonantis audierint). 21, 16 *oh ir sih selbun arîdalida* (sed semet ipsum exinanivit).

Die hinweisenden fürwörter *dher* und *dhese* werden bei I. abweichend vom lateinischen am anfange nur im nominativ und in dem dem nominativ gleichlautenden akkusativ des neutrums gebraucht. Häufig werden vom übersetzer, einer bei ihm auch sonst wahrnehmbaren neigung zu pleonasmen entsprechend, solche pronominalformen neu hinzugefügt, ja mit ihrer hilfe ganze überleitungssätze neu gebildet.

Vgl. 7, 26 (o. l. v.) *endi ioh dhaz ist nu unzwîflo so leohtsamo zi firstandanne.* 11, 29 (o. l. v.) *dhaz heftida arur zi gote.* 25, 16 (o. l. v.) *dhiz ward al sô chidân ziwâre.* 37, 5 (o. l. v.) *dhiz quhad ir.* 5, 4 *dhiu chiwisso ist bighin gotes sunes* (origo scilicet dei). 33, 26 *endi dher ist chitriuwi urchundo in himile* (et testis in coelo fidelis). 35, 33 *dhese ist unser druhtin dher rehtwisigo* (dominus deus noster). In 13, 26 ist eine präpositionale wendung am anfang: *arur auh umbi dhaz — selba quhad David in psalmom* (idem quoque in psalmis).

Überaus beliebt ist die anfangsstellung der pronominalen nominative bei Notker. In N. M. ist sie in 193 fällen (g. l. v. oder o. l. v.) durchgeführt worden.

Z. B. 720, 2 *taz ist quis* (certum est). 690, 4 *tu gibest tien lichamon libhafti* (atque auram mentis corporibus socias). 699, 6 *si lêrta sia mit salbe bestrichena* (nam et unguentis oblitam — docuit). 721, 19 *sie warten guar die sangcutenna darzû faren* (quippe musas adventare praesenserant). 725, 3 *unde du tregest in dinemo muote* (ac mente gestas) usw.

Einige beispiele aus N. B. seien noch angeführt:

30, 27 *ih habo auh tia wârheit . . . gescriben* (cuius rei . . . veritatem . . . mandavi stilo). 42, 20 *tu sagetost fone chiuskero tâte* (de honestate memorasti). 121, 27 *iz ist wunderlich* (mirum est). 205, 30 *taz ist wâr* (verum est). 208, 5 *tu habest ten mittelôsten stupf tero wârheite in dîn herza getrenchet* (ipsam enim mediae veritatis notam mente fixisti). 209, 32 *ih giho des filo fasto Platoni* (Platoni vehementer assentior). 250, 6. 280, 24. 297, 5 *ir tribent handegen wig mit sâldolichero* (proelium cum omni fortuna nimis acre conseritis) usw.

Objektformen der fürwörter werden bedeutend seltener an die spitze gestellt. Bei I. haben wir die drei Zeitschr. 33, 218 erwähnten fälle, in denen der übersetzer die lateinische anfangsstellung des zeitworts beseitigen wollte, sowie die oben angeführte voranstellung des acc. neutr. des hinweisenden fürworts. Sonst findet sich bei I. abweichend vom lateinischen keine pronominale objektform an der satzspitze. Anders ist es bei N. M. Dort begegnen uns immerhin 43 fälle (allerdings gegenüber 193 mit voranstellung des nominativs).

In vielen fällen steht eine präpositionale verbindung am satzanfang.

Vgl. N. M. 690, 2. 690, 15 *fone dir chad si.* 695, 28 *fone diu was redolih taz er gehîien wolta* (rationabili igitur proposito constituit pellere celibatum). 709, 16 *fone in wirt tero menniscon lib pesturzet.* 716, 1 *ioh an uns coten habet sî gewalt* (quin crebrius ius habet illa in nos deos). 720, 20. 731, 26 *fone diu ist reht* (par est igitur). 746, 19. 751, 12 *an demo bechenne sin houbet:* 751, 18. 753, 18 *fone dien maht tu in bechennen.* 763, 16. 770, 12. 774, 3. 778, 11. 788, 10 *an diu ward ein suoze stimma fore iro turen* (ecce ante fores quidam dulcis sonus). 827, 5 *an iro skein ouh tribildig unde missefarewer warb in egebârero mahtigi* (triformis etiam discolorque vertigo terribili quadam maiestate rutilabat). 833, 5 *nâh tero ist apollo consilium.*

Unter den übrigen fällen bemerken wir als verhältnismässig häufig vorkommend diejenigen akkusative, die mit dem nominativ gleichlautend sind:

726, 20 *tie lêret apollo.* 722, 18 *taz sulen wir poetice vernemen.* 747, 18 *unde daz chedent philosophi.* 790, 3 *daz tuot tiu chraft dero sunnun.* 790, 14 *daz tuot si.* 795, 17 *daz tuot amphibolia in grammatica.* 797, 16 *tiz habet tir gegeben dîn sorgen und dîn wachen mit liehte* (cura vigil peritis lucernis tribuit tibi ista). 825, 14 *diz sprichet iuno fone iro selbun.* 843, 19 *tie sahist tû werbin.*

Ausserdem kommen noch folgende objektformen von fürwörtern in betracht:

702, 31 *in frâgeton sie alle.* 724, 27 *tih unsera festunga bito ih is.* 752, 23. 754, 12 *temo ist adamans sament ianuario mit rehte gegeben.* 755, 29 *wanda iro nemahta nicht eclipsis keskêhen.* 758, 26 *tero sint finfe.* 765, 20 *tes ist alles mercurius underchleine.* 786, 22 *aber iro selbun nam sî den bendel aba* (at cingulum ... sibi exsolvit). 796, 10 *dir einun sint chunt tisiu fone naturis ketânen sang* (haec physica carmina tibi soli cognita). 818, 12 *ten gemeinen betônt tie liute sament.* 820, 6 *tie warf in iuno ana.* 833, 27 *iro sint trî obe dir.* 834, 22 *tih chedent sîe.* 835, 2 *dih petot nilus.* 835, 4 *dih petont misselîche sacerdotes.* 844, 6 *wanda dia lobeta er.*

Die demonstrativen adverbien *dhuo, dhar, dhanne* stehen verhältnismässig etwas häufiger am anfang als die ihnen nächststehenden pronominalen objektformen. Ähnlich verhält es sich mit dem nominativ; auch dieser casus tritt häufiger an den satzanfang als die übrigen casus. Was die häufigkeit des vorkommens betrifft, so dürften die adverbien zwischen dem nominativ und den obliquen casus die mitte halten.

So erscheinen bei I., bei dem ja die voranstellung der obliquen pronominalcasus eine recht seltene erscheinung ist, manche vom übersetzer neu gebildeten übergangssätze mit adverb am anfang:

Vgl. 3, 8 *dhanne ist nu chichundit.* 13, 19 *endi saar dhârafter offono araughida.* 23, 18 *dhâr ist izs chiwisso sô zi ernusti araughit.*

In anderen fällen hat I. infolge seiner schon angeführten neigung zu pleonasmen solche adverbien in dem übersetzten lateinischen text am anfange hinzugefügt:

5, 29 *see hear nu ist fona gode chiquhedan got chisalbot* (ecce deus unctus a deo dicitur). 17, 4 *dhâr after sâr auh quhad* (et consequenter adjecit): 17, 6 *see hear zwêne dherô heidô got endi sîn gheist dhea sendidon* (ecce duae personae dominus et spiritus eius qui mittunt). 25, 19 *endi dhuo bilunnun dhiu blôstar irô ghelstrô* (et cessaverunt libamina et sacrificia). 27, 11 *dhuo azs jungist bidhiu quham gotes sunu* (venit tandem filius dei). 37, 29 *hwanda dhâr ist in rehteru chilaubin allero wesan chimeini* (quia in fide communis est conditio omnium). 39, 15 *hear auh noh frammert saghet dherselbo forasago* (adhuc idem Esaias).

Bei N. M. finden sich (o. oder g. l. v.) 99 fälle mit adverb am anfang; vergleichen wir diese mit der anfangsstellung des pronominalen subjektes, das in 193 fällen an die satzspitze tritt, und mit derjenigen der objektformen, die in 43 fällen am anfang stehen, so sehen wir, dass auch bei N. M., wie bei I., die adverbien zwischen subjekt und objekten der fürwörter die mitte einnehmen.

Vgl. 717, 28 *nu ist quis* (certum est). 735, 28 *târ habeta auch iuno gesâze* (iuno etiam ibi domicilium habebat). 761, 3 *doh was er so eraclitus saget peheftâre allero dero werlte* (totius mundi ab eraclyto dictus est demorator). 763, 7 *tô saz selber iupiter an sinemo stuole* (iupiter nunc solio resedit). 766, 4 *nu ladont in ze hîion selben die zite* (illum flagitant saecla iugarier conubio). 766, 23 *nu ist ze ahtonne* (censendum). 777, 13 *pediu haftet ternarius mit rehte demo gote* (rite igitur attribuitur deo). 778, 11. 790, 17 *târ sihest tu wio getân dero goto fliht si* (quae sit cura diis, aspicies). 806, 1 *târ mahtist tu sehen* (cernere erat). 821, 21 *so was ouh sybilla*. 823, 13 *hier sint crehto guote manes unde ubele* (manes igitur hic tam boni quam truces sunt constituti). 842, 2 *tar in lacteo was iovis hûs* (erat autem ibi iovialis domus). 845, 29 *tô onda man iro des pitentero also iz reht was* (cuius petitioni iustissime deorum senatus attribuit) usw.

Der nominale subjektsnominativ hat, wie Delbrück vermutet, im idg. die neigung gehabt, an die satzspitze zu treten. Bei den ahd. übersetzern ist diese stellung ziemlich häufig, aber immerhin finden sich die übrigen wortformen fast gerade so häufig am satzanfang, und daher kann man auch nicht die anfangsstellung des subjektes als regel und die der übrigen wortformen als eine nicht zu seltene ausnahme bezeichnen. Wir müssen vielmehr hier mehrere arten der anfangsstellung als durchaus gebräuchlich annehmen und die ursache, warum bald diese, bald jene form an die spitze getreten ist, nicht in der form für sich allein, sondern in erster linie in der bedeutung des den satz eröffnenden wortes suchen. Erst in zweiter linie kann der form ein einfluss auf die anfangsstellung zugestanden werden, und die tatsache, dass der nominativ etwas häufiger als die

anderen wortformen an die satzspitze tritt, mag dadurch erklärt werden, dass, wenn aus inhaltlichen und stilistischen gründen kein anderes wort an die satzspitze treten soll, der nominativ diese stellung übernimmt.

Bei I. ist nur zweimal ein im lateinischen den satz eröffnendes objekt von dem nominativ an eine spätere stelle gedrängt worden. Sonst tritt das subjekt, ausser in den Zeitschr. 33 erwähnten fällen, wo die anfangsstellung des zeitworts vermieden werden soll, nicht an die satzspitze. Diese zwei fälle sind 17, 17 *endi auh ir selbo Isaias in andreru stedi alla dhea dhrînissa in fingro zalu bifênc* (alio quoque in loco idem Isaias totam trinitatem in digitorum numero comprehendens) und 17, 27 *dher selbo forasago auh in andreru stedi chundida dhazs in dhera dhrînissa chirûni bichnâdi* (cuius trinitatis mysterium alias se cognovisse testatur idem propheta). Man beachte wohl, dass in beiden fällen das subjekt mit *ir selbo* oder *dher selbo* verbunden ist, also sich eng an das unmittelbar vorhergehende anschliesst.

Eine grössere anzahl weist N. M. auf; hier habe ich 177 fälle mit anfangsstellung des subjektes gezählt, allerdings weitaus die meisten nicht gegen, sondern ohne l. v.

Beispiele sind 691, 13 *mîn sun andonde* (non perferens). 694, 12 *samilîh willo chad si ist ouh ana dem arzatgote* (Aesculapio quoque non dispar affectio). 699, 24 *aber selber iro suohho gab iro reitwagen ... mit* (sed vehiculum ei ac ... tradiderat ipse cillenius). 708, 5. 716, 21. 735, 13 *wanda aller der himil wirt keteilet in sehzen lantskefte* (nam in sedecim discerni dicitur caelum omne regiones). 741, 25 *tellus skuohta in mit crasefarewen scuhen* (calceos autem herbosos ... dea annexuit). 750, 19 *anderer heizet scithis* (scithis altera). 751, 3 *ter dritto heizet iaspis* (iaspis tertia vocabatur). 755, 9 *sîne fuoze sint kefideret* (pennata vestigia). 759, 14 *aber iuno warteta mit twerên ougon an sîne grôzen arma* (sed eius miros lacertos sublimis oculis iuno cernebat). 769, 9 *unde bootes herosto dero nordzeicheno zunta die wagena* (ardua tunc senior succendit plaustra bootes). 813, 11 *die zwêne fuorton fore die lecticam* (a fronte lecticam subvehere memorantur). 834, 15 *Latini heizent tih solem* (solem te Latium vocitat). 836, 29 *ter iovis sterno stuont târ* (verum ibi sidus iovis. 842, 14 *sconiu gadem unde gerigot first clizen darana mit snêfarewen brorten* (ibi septa candentia culmenque sectatum limbis nivalibus albicabant) usw.

Die nominalen objektformen treten nicht so oft an den satzanfang wie das subjekt, aber immer noch so häufig, dass man ihre anfangsstellung nicht als ausnahme bezeichnen darf. Während I. sich – abgesehen von den lateinischen sätzen mit einem zeitwort am anfang – an seine vorlage anschliesst, finden wir bei N. M. un-

gefähr 100mal nominale objektsfälle und prädikatsnomina an der satzspitze. Mehr als die hälfte kommt auf die präpositionalen verbindungen.

Z. B. 711. 22 *ûzer demo îseninen eimberine sluog taz heiza fiur* (nam flamma flagrantior ex ferri praedicta anhelabat urna). 736. 30 *fone dero sehstun wurtent ouh ir geladot iovis sune* (vos quoque iovis filii ex sexta poscimini). 737, 20 *fone dero niundun ward keladet genius ûzer iunonis seldon* (iunonis vero hospitio genius accitus ex nona). 778. 23 *aber in musica heizet iz diatesseron* (ac diatesseron perhibetur in musicis) usw.

Wenn man das subjekt häufiger als die objekte und unter den objektformen die präpositionalen verbindungen häufiger als die einfachen formen an der satzspitze findet, so mag dies einen gemeinsamen grund haben. Diese wortformen haben nämlich eine gewisse unabhängigkeit vom zeitwort, die den einfachen obliquen casus nicht zukommt. Man ist zwar von der schulgrammatik her gewohnt, auch das subjekt durch die frage 'wer oder was' in ein abhängigkeitsverhältnis vom zeitwort zu bringen. Eine solche allgemeine abhängigkeit kann aber für den am anfang des satzes stehenden subjektsnominativ unter keinen umständen angenommen werden, vielmehr ist der nominativ der dem sprechenden am meisten geläufige casus und wird immer dann gebraucht werden, wenn nicht aus einem ganz bestimmten grunde ein anderer casus eintreten muss. Der den satz eröffnende subjektsnominativ wird in der regel nicht durch das folgende zeitwort bestimmt, sondern umgekehrt: die wahl des zeitworts und einer bestimmten zeitwortform (z. b. aktiv oder passiv) richtet sich nach dem vorhergehenden nominativ. Das ist eine tatsache, die bei unbefangener beobachtung der lebenden sprache sich jedem aufdrängen muss. Wenn also der nominativ fast in allen sprachen häufiger am satzanfang gebraucht wird als die obliquen casus, so liegt dies nicht daran, dass er in einem bestimmten verhältnis zum zeitwort steht, sondern es ist darauf zurückzuführen, dass der nominativ die dem sprechenden am meisten geläufige und am nächsten liegende form des wortes ist.

Daraus erklärt sich auch die oben erwähnte erscheinung, dass im ahd. die dem nominativ gleichlautenden objektformen der fürwörter häufiger als die anderen einfachen objektformen an die satzspitze treten. Liegt die bevorzugung des nominativs am satzanfang in erster linie in seiner dem sprechenden geläufigeren form, so muss auch jede form, die dem nominativ gleich ist, dieselbe neigung zur anfangsstellung haben.

Eine gewisse unabhängigkeit vom verbum haben auch viele präpositionale verbindungen. Zum grössten teile drücken diese orts- oder zeitbestimmungen aus. Die angabe von ort und zeit kann aber schon stattfinden, wenn auch die vorstellung von dem ereignisse, das an einem bestimmten orte oder in einer bestimmten zeit stattgefunden hat, im einzelnen noch nicht so klar ist, dass sie sich ohne weiteres in die sprachliche form übersetzen lässt. So erklärt es sich, dass die sprachlichen wendungen, durch welche orts- und zeitbestimmungen ausgedrückt werden, also adverbien und präpositionale verbindungen, leichter an die satzspitze treten als die einfachen objektformen. Im ahd. werden genetiv, dativ und akkusativ fast nur in beziehung zu einer anderen wortform gebraucht. Daher stehen diese drei casus nur ganz ausnahmsweise an dem satzanfang, der akkusativ bei N. M. ungefähr in 16 fällen, genetiv und dativ zusammen in 10 fällen.

Beispiele hierfür sind 721, 28 *ten ioris ring pegreif tiu delectatio voluntatis heizet* (Euterpe iovialem). 749, 2 *zwelif tiurero steino glizemen habeta si* (quae duodecim flammis pretiosorum lapidum fulgorabat). 765, 31 *ioh sinen feterôn vulcano neptuno platoni ist er sô gediene* (hic quoque sic patruis servit honoribus).

Das prädikatsnomen steht ebenfalls nur selten am anfang. Bei I. ist (g. l. v.) kein beispiel vorhanden; einige wenige jedoch, wie bei den objekten, finden sich in N. M. Wir unterscheiden unter diesen solche prädikatsnomina, die auf ein bereits im vorhergehenden satze vorhandenes wort zurückweisen, und solche, die einen neuen begriff wiedergeben. Das erste ist der fall 841, 16 *er ist unwortenêr, unworten ist ouh sî* und 687, 12 *sô manige namen nemuoson andere haben âne romani cives. Romani cives hiezen beide ioh selben die burgliute dâr gesezzene ioh tie anderes wâr gesezzene.* Auch 798, 11 kann hierher gerechnet werden, indem dort das prädikatsnomen am anfang lediglich eine zusammenfassung und unmittelbare schlussfolgerung aus dem vorhergehenden ist: *zeigara des wîstuomes pist du dierna* (virgo praevia sapientiae) mit unmittelbar vorhergehendem *daz weist tû al.*

Zwei fälle, in denen das prädikatsnomen einen neuen begriff wiedergibt, sind wohl durch die vorlage beeinflusst worden, obwohl sie mit dieser nicht in allem übereinstimmen. Beide male wurde im ahd. die lateinische konstruktion geändert. 746, 6 *ioh unspuotig was er is* (ac remorator incedit) entspricht aber die ahd. folge der begriffe gänzlich dem lateinischen, und 706, 23 *aber filu ungelîchiu wâren diu wazer dero selbo ahôn* (verum eosdem amnes diversicolor fluentorum discrepantium unda raptabat) wurde aus dem lateinischen

akkusativ ein ahd. genetiv, der in der ahd. prosa von dem zu ihm gehörigen nomen nur selten getrennt erscheint und daher an eine spätere stelle, und zwar neben das durch ihn bestimmte wort *wazer* (unda) gerückt worden ist; hiervon abgesehen, ist die folge der begriffe wiederum in beiden sprachen dieselbe. Zur bezeichnung eines neuen begriffes finden sich prädikatsnomina sonst recht selten, so manchmal bei *heizen*. N. M. zwar ohne, nicht aber gegen l. v.

Vgl. 770, 30 *Nisa heizet ter berg in india.* 791, 11 *aulae heizent tie fistulae, coraulae heizent corneae fistulae.* 701, 24 *petasum heizent graeci singulariter alatum calciamentum mercurii.*

Fassen wir zum schlusse unsere ergebnisse zusammen, so müssen wir zunächst feststellen, dass in 335 fällen, die mehr als die hälfte von unseren 652 fällen ausmachen, hinweisende fürwörter und hinweisende adverbien am satzanfange stehen. Etwas seltener finden sich dort nominalformen, und unter diesen sind die objektcasus nicht so häufig als der subjektsnominativ. Wir haben dieses stellungsverhältnis von subjekt und objekten oben genauer begründet. Aber die formalen unterschiede sind nicht die hauptsache, wenigstens nicht im ahd., überhaupt nicht im deutschen, so berechtigt es bei anderen sprachen auch sein mag, diese formunterschiede bei der wortfolge als wichtigstes moment in betracht zu ziehen. Der Deutsche aber ist bei der anfangsstellung nicht an eine bestimmte wortform gebunden, sondern kann unter den vorhandenen wortformen eine ziemlich reichliche auswahl treffen und daher im wesentlichen für die anfangsstellung inhaltliche gesichtspunkte berücksichtigen. Welche gesichtspunkte im ahd. den ausschlag gegeben haben, geht schon aus dem überwiegen der hinweisenden fürwörter und adverbien hervor. Aber auch die nominalformen, die am anfang stehen, enthalten in der regel einen hinweis auf das vorher gesagte; besonders hervorgehoben haben wir dies soeben bei demjenigen satzteil, bei dem man es am wenigsten vermuten sollte, und bei dem es auch verhältnismässig selten der fall ist, bei dem prädikatsnomen. Immerhin haben wir auch eine anzahl fälle, in denen der die hauptmitteilung enthaltende begriff am anfang steht, und zwar nicht nur bei dem prädikatsnomen, sondern auch bei den übrigen nominalformen. Dass dies jedoch nur als ausnahme anzusehen ist, erhellt daraus, dass bei N. M. solche fälle nur ungefähr 5 % ausmachen und bei l. (g. l. v.) vollständig fehlen. Regel ist demnach im ahd. die anfangsstellung bei solchen worten, die auf etwas vorhergehendes oder etwas bekanntes hinweisen, ausnahme dagegen ist die anfangsstellung des zeitworts oder solcher wörter, welche

die hauptmitteilung des satzes enthalten. Nicht grammatische, sondern psychologische gesichtspunkte geben also den ausschlag für die ahd. anfangsstellung.

Stellung des subjektsnominativs.

Wir haben gesehen, dass im ahd. **hauptsatze** das grammatische subjekt ungefähr in der hälfte der fälle an der satzspitze steht. Zeitschrift 33 ist gezeigt worden, dass die stellung des subjekts am satzende ein ziemlich seltener ausnahmefall ist. Für die fälle, wo die anfangsstellung des subjektes nicht eingetreten ist, bleibt daher nur noch als einzige möglichkeit die mittelstellung übrig, und da das zeitwort regelmässig an zweiter stelle steht, so dürfte die stellung unmittelbar hinter dem zeitwort als regel für die nicht am anfang stehenden subjektsnominative anzusehen sein. Beispiele hierfür finden sich fast auf jeder seite und sind auch schon in den oben angeführten sätzen mehrfach enthalten; daher begnügen wir uns hier mit diesem hinweis und verzichten auf anführung von beispielen.

Eine wichtige ausnahme ist allerdings zu beachten. Trifft ein nominales subjekt hinter dem zeitwort mit tonschwachen wörtchen zusammen, so treten diese gewöhnlich unmittelbar hinter das zeitwort, und erst dann folgt das subjekt. Sowohl bei I. als bei N. M. zeigt sich diese art der stellung fast ausschliesslich.

Vgl. I. 5, 28 *hwer ist . . .? antwurdên nu uns dhea unchilaubendun* (quis est . . . respondeant nobis). 7, 17 *in andra wîs ni wardh êo einic in Israhêlo rihhe Cyrus chinemnit* (praeterea quia nullus in regno Israel Cyrus est dictus). 7, 28 *ibu Christ got nist, saghên nu dhea unchilaubun* (Si Christus deus non est, dicant Judaei). 9, 18 *endi hwer ist dhanne dher druhtin* (nam quis est ille dominus). 17, 5 *endi nu sendida mih druhtin got endi sîn gheist* (et nunc dominus deus misit me et spiritus eius). 19, 8 *inu hwazs andres zeihnit dhâr dhea dhrî sanctus* (nam quid ter sanctus indicat). 21, 31 *hwer ist dhanne dhese man* (quis est iste vir). 23, 10 *suohhêmes avur wir nu zîdh* (quaeramus ergo tempus). 27, 5 *beit noh dhuo dher alwaldendeo* (exspectans).

N. M. 699, 3 *aber alle lucchedâ bôt iro venus ze allen . . . sinnen* (omnes vero illecebras circa sensus cunctos apposuit afrodite). 700, 9 *sus keûfota diernun . . . gewunne gerno cillenius* (his igitur pysichen opimam . . . in conubium arcas superiorum cassus optabat). 700, 30 *dô scunta in virtus* (suggerit virtus). 703, 15 *toh tô sageta in fama* (tandem fama nuntiante). 717, 22 *aber infangenen raten antwurta imo der bruoder* (sed acceptis fatibus respondit ipse maiugena). 718, 20. 738, 1 *fone dero zweleftun ward echert der festenâre geladôt* (ex duodecima sancus tantummodo devocatur). 749, 7 *tiu zeigot tir maior ursa* o. l. v. 762, 11 *tanne bergent sih tie fingera unde ougent sih tie chnoden* o. l. v. 763, 16 *mit temo chetent sih io noh saraceni after altemo site.* 764, 32. 774, 19. 789, 12. 794, 27 *tes ist târfore exemplum gegeben* o. l. v. 803, 3 *châmen ouh ze iro drî diernun ebenziere unde*

*ebenfrôniske in analutte* (praeterea convenere tres puellae ad virginem parili decore et vultu ac venustate luculentae). 810, 1 o. l. v. *sô ward iro diu gotelicha gegeben.* 810, 19. 813, 22. 815, 26 *liutfrowan suln dih tie liute heizen* (peplonam plebes te debent memorare). 815, 28. 820, 6. 828, 9 *aber des wunderóta sih tiu manigi* (sed mirabatur illa multitudo). 829, 9. 830, 15. 831, 18. 832, 24. 834, 5. 835, 20. 844, 10. 844, 20.

Diese tonschwachen worte, die fast ausschliesslich im ahd. unmittelbar vor das hinter dem zeitwort stehende subjekt treten, sind ihrer bedeutung nach – mit ausnahme von *gerno* und *sus* – wörter, die auf das vorhergehende zurückweisen; ihrer grammatischen form nach sind sie fürwörter und adverbien, und nach ihrer syntaktischen beziehung objekte und adverbien, stehen also in einer besonders engen beziehung zum zeitwort. Die art ihrer stellung könnte nun auf folgende gründe zurückgeführt werden: E r s t e n s ist in vielen idg. sprachen beobachtet worden, dass die stellung hinter dem anfangswort des satzes mit tonschwäche verbunden ist (vgl. Wackernagel, Idg. forschungen I, s. 333 ff.). Da nun das zeitwort im ahd. in der regel unmittelbar hinter dem ersten wort des satzes stehen muss, so mussten diese tonschwachen wörtchen hinter das zeitwort rücken, und das subjekt, für welches eine gleich feste überlieferung in der wortfolge nicht bestand, musste zurücktreten. Dazu kommt z w e i t e n s, dass diese wörtchen ihrer bedeutung nach möglichst weit nach dem satzanfang zu rücken müssen, denn sie stellen ja meistens die verbindung mit dem vorhergesagten her oder beziehen sich doch auf vorstellungen, die dem sprechenden bekannt sind. Letzteres gilt nun oft auch für das subjekt, dann steht dieses aber im ahd. meist am satzanfang; gilt es aber nicht, so müssen wir an dem oben erwähnten ergebnis festhalten, dass im ahd. hauptsatz psychologische gesichtspunkte, in unserem fall die beziehung auf das vorhergehende, für die wortfolge den ausschlag geben, und dann muss das subjekt auch h i n t e r die auf das vorhergehende hinweisenden wörter treten.

Diese beiden gründe, ein rhythmischer und ein psychologischer, dürften für diese art der wortfolge von wesentlicher bedeutung sein; einem dritten grunde aber, der engeren grammatischen beziehung, die diese wörtchen zum zeitwort haben, ist kein gewicht beizulegen. Denn dann müsste diese wortfolge unter allen umständen eintreten, einerlei, ob es sich um nominale oder pronominale formen handelt, also nicht nur, wie im ahd., bei nominalem subjekt und pronominalem objekt. Dass das nominale objekt aber nur ganz ausnahmsweise vor dem subjekt steht, ist schon erwähnt worden, und was die stellung des pronominalen subjekts betrifft, so kann man auf jeder seite der ahd.

prosaiker beispiele genug dafür finden, dass dieses den pronominalen objekten vorhergeht (vgl. I. 9, 2. 13, 24. 25, 24. 25, 25 usw. usw.). Die einzige ausnahme bildet das pleonastische *iz* bei N. M. 812, 23 *pediu dûohta iro iz unsemfte* (difficile sibi admodum deputabat). Also kommt nicht ein grammatischer grund (beziehung zum zeitwort), sondern nur jene erwähnten rhythmischen und psychologischen gründe für die erklärung dieser stellung in frage.

Welcher von diesen beiden den ausschlag gebenden gründen der stärkere ist, dafür könnten die ausnahmefälle, in denen das nominale subjekt dem fürwort vorangeht, einen wink geben. Bei I. findet sich (g. l. v.) kein fall mit voranstellung des subjektes, bei N. M. dagegen drei solcher fälle:

734, 14 *sinen bruoder vulcanum eiscota iuppiter imo selbo* (vulcanum vero iovialem ipse iuppiter poscit). 737, 12 o. l. v. *pediu chad philosophia fone iro in consolatione boetii.* 825, 14 *diz sprichet iuno fone iro selbun in tertia persona.*

Wenn aus diesen drei fällen ein schluss erlaubt ist, so beachten wir zunächst, dass es sich um ausdrücke handelt, die nicht so ganz tonschwach sind. Die beiden letzten beispiele nämlich zeigen das fürwort in verbindung mit einer präposition, und im ersten beispiele wird es durch den nominativ *selbo* hervorgehoben. Wir schliessen hieraus, dass die tonschwäche einen wichtigeren grund für die voranstellung des fürwortes bildet als dessen bedeutung. Die besondere wichtigkeit rhythmischer verhältnisse für die wortfolge ist übrigens neuerdings von Ries für 'die wortstellung im Beowulf' ausführlich dargetan worden.

Im **nebensatz** ist die stellung des subjektes im verhältnis zu den tonschwachen wörtern nicht ganz der wortfolge im hauptsatze entsprechend. Doch bevor wir darauf im einzelnen eingehen, müssen wir zunächst feststellen, welche stellung der subjektsnominativ im ahd. nebensatz gehabt hat.

Während im hauptsatz die stellung des grammatischen subjekts eine schwankende ist, muss für den nebensatz die entschiedene neigung festgestellt werden, dasselbe unmittelbar hinter die einleitende konjunktion zu setzen. Neben der anfangsstellung der konjunktion und der endstellung des zeitworts gilt die voranstellung des subjektsnominativs im nebensatz als regel. In folgenden fällen hat bei I. das subjekt abweichend vom lateinischen diese stellung erhalten, indem andere nomina an einen späteren platz im satze rücken mussten:

I. 3, 7 *dhazs Christ gotes sunu êr allêm weraldim fona fater wardh chiboran* (ante omnia saecula filius a fratre genitus esse). 3, 16 *ibu dher gotes*

*forasago Christes chiburt ni mahta arrahhôn* (si ejus nativitas a propheta non potuit enarrari). 3, 17 *hwéo der sunu mahti fona fater chiboran werdhan* (quomodo potuit a patre filius generari). 23, 16 *hwéo dhero Judeo quhalm after Christes chiburdi ioh afta sîneru martyru quheman scoldi* (post adventum eius et post mortem futura Judaeorum excidia). 23, 19 *sô dher angil gotes zi dhemu heilegin forasagin quhad* (sic enim ait ad eum angelus). 25, 16 *dhuo Titus after dheru Christes chiburt quham* (post passionem igitur Christi venit Titus). 29, 21 *dhazs Jhêsus ist druhtin* (dominum esse Jesum).

17, 33 ist die gleiche stellung des subjektnominativs ohne anschluss an ein entsprechendes wort der lateinischen vorlage vorhanden: *dhazs dher forasago auh dhenselbun druhtin dhrîfaldan in sinêm heidim araughida* (quem ut trinum in personis ostenderet). 7, 19 liegt ein pronominaler nominativ vor: *dhazs dhiz fona Cyre Persero chuninge sî chiforabodot* (de Cyro Persarum rege hoc prophetatum). Dem steht 35, 18 gegenüber: aber dort ist der grammatische nebensatz wohl als psychologischer hauptsatz aufzufassen: *nêo nist zi chilaubanne dhazs fona dhemu Salomône sî dhiz chiforabodot* (num quid de illo Salomone creditur prophetatum). 21, 7 ist die nachstellung des nominativs vollständig unter lateinischem einflusse erfolgt: *ioh bidhiu hwanda dhen titulo sines rihtes oba sînêm sculdrôm endi sînemu haubide Pilatus screiph* (sive quia titulum . . . Pilatus scripsit).

In N. M. ist die voranstellung des nominativs ebenfalls so entschieden vorherrschend, dass wir wegen der überfülle der beispiele auf deren anführungen verzichten wollen. Doch müssen die wenigen ausnahmen angeführt werden. Hierbei kommen ausser dem schon früher behandelten nachtrag nur noch folgende stellen in betracht:

726, 30 *sid alle iovis chebesa iuno hazzeta.* 751, 15 *also in arithmetica diu minnesta pyramis kemâlet ist.* 754, 15. 767, 13. 767, 25. 770, 19. 778, 25. 785, 27. 786, 32 *nio iro lide ieht stirbiges nebewulle* (ne quid eius membra pollueret morticinum). 797, 30 *waz an sabaeorum altaro fiuren der rouh chunde.* 807, 19 *wanda in musica octo modi gemâlet werdent.* 817, 26 *so anchisae der sterno in idam silvam zeigota.* 820, 6 *dô eines nahtes sîn muoter alcmene in guan be iove.* 826, 22 *ten ze eleusina salmoneus rex an die scôz.*

Von der grossen anzahl von nebensätzen, die bei N. M. vorkommen, bilden diese nur einen sehr kleinen bruchteil. Es kann also die voranstellung des subjekts im nebensatze als regelmässige ahd. stellung bezeichnet werden. Eine wichtige ausnahme wird nur noch durch die tonschwachen wörtchen hervorgerufen. Wie im hauptsatze, so können diese auch im nebensatze das subjekt an einen späteren platz drängen. Sowohl bei I. als bei N. M. finden sich hierfür genug beispiele.

I. 7, 18 *ibu dhanne einic chilaubit* (quod si quis crediderit). 11, 1 *ibu nu Christ druhtin nist* (item si Chr. dominus non est). 23, 3 *bidhiu hwanda imu elliu himilô endi aerdha chiscafti sindun dheonondiu* (quia cunctae coeli terraeque creaturae illi deserviunt).

N. M. 688, 3 *daz io wizze sulen sîn.* 690, 20 *iu.* 690, 22 *daz tir wíngot tîn fatir ist.* 691, 6 *also mih tiu satyra lêrta.* 695, 12 *sô îo mercurius mit tero sunnûn dara chumet.* 697, 13 *daz iro dia gota ... ze goumo geladete.* 698, 13 *taz imo wâr troumet.* 700, 28 ... *noh in dîe zârta alle neferfiengen noh imo daranâh neheiniu nebecham.* 713, 18 *ube imo darumbe digi châmîn.* 715, 2 *wanda dir noh tîn willo nebecham.* 717, 14 *ube iro iz ratio negâbe.* 724, 26 *wanda iz iuno gerno râtet.* 749, 18 *wanda danne purpurei flores choment.* 750, 10 *wanda io grûone eiver ist.* 753, 19 *wanda an imo die zeichenhaftesten sint.* 761, 1 *daz in iuno stieze.* 771, 29 *also iro fama sageta.* 772, 27. 773, 10 *ube iro der gehileih kefiele.* 773, 11. 773, 12. 776, 1 *daz ío ratio driu gescafot.* 778, 2 *wanda imu ebenmanigiu tempora sint.* 780, 19 *taz temo prospera folgên.* 780, 21 *daz imo adversa begagenen sulin.* 780, 22 *ube sih gemini inin diu ougen beginnên.* 786, 24. 791, 26 *also danne ring an demo sange wirt.* 796, 27 *wanda siu diu luft târ obenan inthaben nemag.* 802, 18 *daz fone iro got sie alle lâzet ze himile chomen.* 806, 23 *wanda dô iu liste zegangen wâren.* 811, 15 *daz iro diu muoter sâr al abazôh.* 811, 17 *des sih mennisken unmûozig tuont.* 828, 31 *daz imo obscuritas unde contentiosa dienoên.* 845, 12 *unde doh sia iovis hieze sizzen bî imo.* 845, 20. 845, 21 *sowaz iro maiugena ze mâli geben woltî.*

Doch ist die voranstellung der fürwörter und tonschwachen adverbien im nebensatze lange nicht so überwiegend, wie im hauptsatze; es finden sich vielmehr im nebensatz recht viele fälle mit voranstellung des subjekts, allerdings weniger bei I. als bei N. M.

Vgl. I. 23, 1 *bidhiu hwanda inan himila endi anghila ubar sih infâhant* (quia eum supra se coeli et angeli suscipiunt). N. M. 688, 9 *den quaedam satira fure in spreche.* 700, 1 *wanda daz anima in mûot kenimet.* 711, 19 *ube diu ungelîchi dero zîto sie nerahti.* 726, 14 *sô diu sunna sia durhskînet.* 727, 6. 731, 14 *daz mîn rât âne dih nesolta sîn.* 743, 18 *sô diu wolchen unde der nebul sih peginnent skeîden.* 744, 5 *taz tiu fêhi darana zegândo sih kedunnerota.* 748, 26 *also diu luft ío danne ist.* 759, 9 *wanda hercules allen monstris sih îo erwereta.* 762, 10 *âne sô diu hant sih petûot.* 772, 16 *nîo iro congressores an demo ringenne sie sô fasto geswerben nemahtin.* 777, 28 *wanda allêr der numerus turh in gât.* 780, 16 *taz ter urlag echert sî an demo ûfrucche dero sternon.* 780, 20 *ube aber stella martis inin diu chome.* 780, 22. 786, 24. 800, 12. 811, 15. 820, 6 *do eines nahtes sîn muoter alcmene in guan be iove.* 845, 20 *daz iro mûosi fore in allên geantwurtet werden.* 845, 27 *tiu so papius unde popeus sîa ze romo iu funden.*

Nahezu gerade so oft steht also im ahd. nebensatz der nominativ v o r einem tonschwachen fürwort oder adverbium als h i n t e r demselben. Diese verschiedenartigkeit der stellung fällt nun keineswegs mit irgendeiner verschiedenheit im inhalt oder im umfang der einzelnen nebensätze zusammen. Von wichtigkeit ist jedoch der starke unterschied zwischen haupt- und nebensatz; im ersteren stehen tonschwache wörtchen fast ausnahmslos vor dem nominativ, im letzteren dagegen wird ohne ersichtlichen unterschied bald der nominativ, bald das tonschwache wort vorangestellt. Wie ist nun dieser unterschied

zu erklären? Etwa aus dem verschiedenartigen charakter von haupt- und nebensatz überhaupt? Daraus lässt sich schwerlich ein hinreichender erklärungsgrund ableiten. Aber die besondere entwicklung, welche haupt- und nebensatz im ahd. genommen haben, wird uns einen weg zur erklärung finden lassen.

Die kennzeichen des ahd. nebensatzes sind die einleitende konjunktion (oder das relativ) und die endstellung des zeitworts. Hiermit sind aber auch für die stellung des subjektes gewisse einschränkende voraussetzungen gegeben, die bei der wortfolge im hauptsatze keine giltigkeit haben. Da nämlich fast stets ein einleitungswort im nebensatz vorhanden ist, so kann – ausgenommen den nicht sehr häufigen fall mit nominativ des relativpronomens an der spitze – von einer anfangsstellung des subjektes im nebensatze keine rede sein, im gegensatz zum hauptsatz, wo das subjekt bekanntlich seinen platz recht oft am anfang hat, ja sogar etwas häufiger dort steht als an einer späteren stelle. Nun gelten aber die gründe, welche im hauptsatz zur anfangsstellung des subjektes führen, auch für den nebensatz, und wenn in letzterem diese anfangsstellung nicht möglich ist, so wird doch das subjekt immerhin möglichst weit nach dem anfange zu rücken und demgemäss, da hierfür gar kein hindernis vorliegen kann, die zweite stelle im nebensatz einnehmen. Diese stellung entspricht daher durchaus der anfangsstellung des subjektes im hauptsatze.

Sie entspricht aber auch der stellung des subjektes an dritter stelle des hauptsatzes. In dem hauptsatze bildet das zeitwort den zweiten begriff des satzes, im nebensatze dagegen steht es am ende. Wenn nun im nebensatze ausser dem zeitwort die gleiche folge der wortarten stattfindet wie im hauptsatze, so muss, wenn das zeitwort nicht mehr an zweiter stelle stehen kann und an das ende gerückt ist, ausser dem einleitungswort jeder andere begriff einen platz weiter nach der satzspitze zu rücken. Wenn nun das subjekt im hauptsatze den dritten platz einnimmt, so muss es unter entsprechenden verhältnissen im nebensatze an den zweiten platz treten. Also entspricht die stellung des subjektes an der zweiten stelle des nebensatzes nicht nur der anfangsstellung, sondern auch der stellung des subjektes an der dritten stelle des hauptsatzes.

Wenn nun den beiden regelmässigen arten der stellung des subjektes im hauptsatz nur *eine* stellungsart im nebensatz entspricht, so müsste in letzterem die stellung des subjektes fast ausnahmslos gleichmässig sein. Es gibt aber, wie wir gesehen haben, doch einen fall, in dem sich bei der stellung des subjekts ein unterschied auch im

nebensatz wahrnehmen lässt. Dieser ist das zusammentreffen des subjektes mit tonschwachen wörtchen. Wenn das subjekt am anfange des hauptsatzes steht, so müssen jene wörtchen an späterer stelle stehen, und der unterschied zwischen haupt- und nebensatz besteht darin, dass das eine mal beide wortarten durch das zeitwort getrennt sind, das andere mal aber infolge der endstellung des zeitworts das enklitikon unmittelbar dem subjekt folgt. Steht aber das subjekt im hauptsatze an dritter stelle, so gehen die tonschwachen wörter ihm voran, und auf den nebensatz übertragen ist diese folge derart, dass auf das einleitungswort zuerst das enklitikon und auf dieses das subjekt folgt. Die verschiedenartigkeit, die wir bei der gegenseitigen stellung von subjekt und enklitikon im ahd. nebensatz festgestellt haben, entspricht also vollständig der gleichfalls schon besprochenen verschiedenartigkeit der stellung, die das subjekt im hauptsatze bald an erster, bald an dritter stelle hat.

Wenn wir hierbei die wortfolge des nebensatzes mit der des hauptsatzes zusammengestellt haben, so soll hiermit nicht gesagt sein, dass die stellung des nebensatzes etwa aus der des hauptsatzes abzuleiten ist. Eine solche folgerung darf unter keinen umständen gezogen werden. Jener vergleich sollte uns nur lehren, dass jener scheinbar so grosse unterschied in der stellung des subjektes zwischen haupt- und nebensatz in wirklichkeit weder mit dem subjekt noch mit dem besonderen charakter des nebensatzes etwas zu tun hat, sondern lediglich durch zwei ferner liegende umstände, die stellung der einleitenden konjunktion und des zeitworts im nebensatze, begründet ist.

Was wir hier für das ahd. festgestellt haben, gilt auch noch im späteren deutsch. In der nhd. umgangssprache, wie sie am Mittelrhein gesprochen wird, finden wir ganz die nämlichen unterschiede in der stellung des subjektes und der tonschwachen wörter. Auch hier überwiegt im hauptsatz die voranstellung der tonschwachen wörter ganz entschieden, während in den nebensätzen bald diese, bald die nominative vorangestellt werden. Nur in einer hinsicht lässt sich ein unterschied wahrnehmen; man sagt in der regel *gestern ist ein brief für dich angekommen,* also mit voranstellung des subjektes, während die folge *für dich ein brief* wohl möglich, aber nicht gebräuchlich ist. Hier ist aber das fürwort mit einer präposition verbunden, also nicht so ganz tonschwach wie sonst. Schon im ahd. konnte es alsdann, wenn auch selten, hinter das subjekt gestellt werden, im nhd. aber ist diese stellung regel geworden. Dieser entwicklung entspricht die Zeitschr. 33, 348 angedeutete tatsache, dass in unserer umgangssprache

auch tonschwache adverbia und fürwörter als nachtrag verwendet werden können. Tonschwache wörter sind also im nhd. nicht mehr so regelmässig in der nähe der satzspitze zu treffen wie in früheren sprachperioden.

MAINZ. HANS REIS.

---

# LITERATUR.

**Hermann Fischer,** Grundzüge der deutschen altertumskunde. Leipzig, Quelle & Meyer 1908. [= Wissenschaft und bildung. Einzeldarstellungen aus allen gebieten des wissens. 40. bd.] VI, 135 s. Geb. 1,20 m.

Dieses kleine, aber inhaltsreiche werk sei als ein neuer beleg für die sich ausbreitenden bemühungen um eine anschaulichere erkenntnis der deutschen vergangenheit willkommen geheissen. Es schränkt sich allerdings nicht auf die sogenannten altertümer ein, sondern erstreckt sich (zu ungleichen teilen) auch auf das mittelalter, so dass der titel des büchleins seinem inhalt nicht ganz angemessen erscheint. Aber den ausserhalb der schranken wissenschaftlicher forschung nach belehrung und aufklärung trachtenden freunden des heimischen volkstums wird diese gelegentliche erweiterung des programms nur erwünscht sein. Vom standpunkt der historischen orientierung wirkt die überschreitung der kulturgrenzen des altertums sehr störend, denn der horizont des mittelalters ist nun einmal ein ganz anderer als der des deutschen altertums. Das kommt dem leser auch sofort da zum bewusstsein, wo Fischer selbst (bei der behandlung des götterglaubens und des gottesdienstes) sich zu der erklärung versteht: 'Es soll hier nur von der heidnischen religion unserer vorfahren die rede sein; christliche institutionen gehören nicht her' (s. 109). An einen autor, der sonst mit breitem behagen über mittelalterliche institutionen und über mittelalterliche christliche lebensformen spricht, stellt man hier die frage nach dem warum? und bleibt ohne antwort.

Ein zweiter übelstand macht sich darin bemerkbar, dass die ausführungen Fischers allzu einseitig auf süddeutsche lebenserfahrungen bezug nehmen und die mittel- und norddeutschen zustände nicht zu der ihnen gebührenden gleichstellung bringen. Wir berühren dabei einen höchst rühmenswerten vorzug dieser 'Grundzüge'. Der verfasser hat in ausgeprägt persönlicher art ernst damit gemacht, dass seinen hörern und lesern zum bewusstsein komme, wie lang- und zählebig unser altertum ist und durch wie viele erscheinungen der gegenwart es noch seine fortdauer bis auf den heutigen tag bekundet. Aber es ist schade, dass die köstlichen schwäbischen besonderheiten in Fischers darstellung allzu aufdringlich werden und allen denen, die daran nicht teil haben, fremdartig bleiben müssen. Wer z. b. mit den überlebseln des norddeutschen volkstums einigermassen vertraut ist, wird mit fug und recht in den grundzügen einer 'deutschen' altertumskunde auch für sie historische beleuchtung fordern dürfen[1]. Und dies um so mehr, als Süddeutschland

1) Im literaturverzeichnis (s. III) fällt auf, dass neben Schröder nicht auch Gierke und Brunner und neben Gradmann nicht auch Hoops erwähnt ist.

nicht zum alten deutschen mutterlande gehört; die auf diesem glücklichsten aller deutschen kolonialgebiete entwickelten existenzformen führen viel weiter von der deutschen art ab und viel näher zu dem gallischen und römischen wesen hin, als der möglichst reinen erkenntnis urdeutschen lebens förderlich ist. Ich weise beispielshalber auf den s. 89 stehenden satz, in dem Fischer selbst dieses bedenken berührt: 'In Süddeutschland fällt die höchste entwicklung in die sogenannte Hallstätter periode, aus der sich auch wieder zeugnisse reicher und üppiger lebenshaltung gefunden haben, z. b. grosse, auf rädern bewegliche tafelgefässe. Die vornehmen im südlichen Deutschland, die schon solchen schmuck des lebens begehrt haben, können freilich aus historisch-geographischen gründen keine Deutschen sein, sondern Kelten'; aber auch an dieser stelle sieht es fast so aus, als liesse Fischer der vermutung eines laien raum, das nicht zu den vornehmen zählende volk sei deutsch gewesen.

Seinen stoff disponiert der autor folgendermassen: quellen der deutschen altertumskunde (s. 1), land und leute (s. 10), ansiedlung (s. 22), haus und hausgeräte (s. 31), kleidung und pflege des körpers (s. 38), kulturpflanzen und haustiere (s. 47), essen und trinken (s. 55), öffentliche verhältnisse (s. 65), familie (s. 75), gewerbe und handel (s. 87), unterhaltung und belustigung (s. 98), götterglaube und gottesdienst; zeitrechnung (s. 109), kriegswesen und bewaffnung (s. 119). Den schluss bildet ein register (s. 131).

Bei dem eng bemessenen raum wollen und dürfen wir mit dem verfasser nicht darüber rechten, wie viel von dem ihm wie uns zur verfügung stehenden quellenmaterial und mit welcher ausführlichkeit er es hätte behandeln sollen und behandeln können. Wäre auf die auch stilistisch nicht gut wirkenden wiederholungen und rückverweise verzicht geleistet worden, so wäre für manches detail, das uns wertvoll erscheint, platz gewonnen worden. Zu bedauern ist insbesondere, dass die ethnographie ausgefallen ist[1], oder dass für eine so fundamentale erscheinung wie das alte deutsche genossenschaftswesen nur rasch vorübergehende andeutungen (vgl. z. b. s. 61) genügen mussten, und dass nicht selten durch die lehrbuchmässige formulierung das verständnis erschwert und die wirkung geschichtlicher tatsachen beeinträchtigt wurde. Wie bekannt, hat Fischer neuerdings durch ausgezeichnete archäologisch-antiquarische beiträge die forschung gefördert — ich erinnere an das rotfärben der haare —; ihre ergebnisse sind in das kleine werk nach verdienst aufgenommen worden; da und dort wird den fachmann eine neue kombination der tatsachen interessieren; aber darüber hinaus ist die gelehrte arbeit nicht befruchtet worden. Der verfasser bietet uns eine auf intimer kenntnis anerkannter tatsachen beruhende zusammenstellung, die stellenweise nüchtern und trocken anmuten mag, aber den vorzug der zuverlässigkeit hat und mit unleugbarem geschick den streitfragen aus dem wege geht.

1) Der verleger kündigt in seinem verlagsbericht Fischers 'Grundzüge' unentwegt also an: 'Zum erstenmal wird hier von berufener seite die kultur der deutschen vorzeit auf archäologisch-ethnographischer grundlage . . . geschildert.'

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

---

**Karl Wehrhan,** Die sage. Leipzig, W. Heims 1908. [= Handbücher zur volkskunde. Bd. I.] VIII, 162 s. 2,75 m.

Ein im folklore wohlbewanderter gelehrter führt die von uns begrüssten 'Handbücher zur volkskunde'[1] nicht übel ein. Er definiert die sage als naive geschichtserzählung (s. 4), übersieht aber dabei, woran ihn der auf s. 6 zitierte Meiche hätte erinnern können, dass naive, volkstümliche geschichtsüberlieferung erst dann zur literarischen gattung eigenen gepräges wird, wenn sie sich nicht mit der überlieferung von volksbräuchen oder volksvorstellungen begnügt, sondern sie auch erklärt. Sage ist immer ätiologisch, geht immer dem ursprung der dinge oder der vorstellungen nach. Nur in diesem sinne sollte man den terminus 'sage' als terminus technicus bei wissenschaftlichen untersuchungen gebrauchen, und nur dieser definition gemässe volksüberlieferungen sollten von unseren sammlern in ihren sagenbüchern vereinigt werden. So buntscheckig wie diese, in denen sage und märchen mit schwank und legende oder gar mit blossem volksaberglauben zusammengerüttelt werden, ist Wehrhans darstellung. Wir vermissen ein einigermassen ausgebildetes stilgefühl für die volkssage und finden darum die probleme der sagenforschung, die in erster linie stilgeschichtlicher art sind, nicht mit der wünschenswerten begrifflichen schärfe und klarheit erfasst und darum auch s. 3–16 die sagen noch nicht präzis genug von den nächst verwandten gattungen des folklore geschieden. Den für den literarhistoriker besonders lehrreichen und sehr häufig eingetretenen vorgang, dass eine echte sage mit märchenmotiven amalgamiert oder mit stilmitteln des volkslieds aufgeputzt wurde; ferner die für jede art von volkspoesie grundlegende erscheinung des motivwechsels und motiversatzes (vgl. John Meier, Kunstlieder im volksmund s. XVIII. XC); schliesslich die seit L. Uhland unentbehrlich gewordene erkenntnis, dass die lebens- und wachstumserscheinungen einer sage damit zusammenhängen, dass sie durch jeden bewegteren zeitraum der geschichte einen auf sie selbst zurückwirkenden durchgang nimmt, der eine organische verjüngung bedeutet — das sind nur einige fundamentalsätze aus der bisher betriebenen detailforschung, von denen wir gewünscht hätten, dass sie allmählich auch in einem für weitere kreise berechneten handbuch zu der ihnen gebührenden geltung gebracht würden. Statt dessen spricht W. über die ethik der sage (s. 17 ff.), über bildung und entstehung der sage (s. 24 ff.), über wanderung der sage und der sagenzüge (s. 31 ff.), über das periodische auftreten der sage (s. 38 ff.), über geschichte und sage und legende (s. 42 ff.), über mythologie und sage (s. 53 ff.), über die mythischen wesen der sage (s. 57 ff.), über die pflanzen in der volkssage (s. 88 ff.), über die tiere in der sage (s. 92 ff.) und schliesslich über form und anordnung der sagen (s. 103). Seine ausführungen verfolgen zur hauptsache die bescheidene tendenz, reichhaltige bibliographische sammlungen mit einleitenden bemerkungen zu versehen. Wir sind dem verfasser aber besonders dankbar für seinen schlussabschnitt: literatur der sagensammlungen (s. 108 ff.). Als bibliographisches nachschlagebuch wird Wehrhans kleines werk dankbare benützer finden.

1) Erschienen sind bisher: Kinderlied und kinderspiel von Wehrhan, Märchen von Timme, Volkslied von Schell.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

**Otto Böckel,** Psychologie der volksdichtung. Leipzig, Teubner 1908. VI, 432 s. 7 m.

Der verfasser versteht unter 'Volksdichtung' nichts weiter als volkslied und beschäftigt sich nicht so sehr mit den psychologischen faktoren, die beim werden und wachsen des volksliedes mitwirken, als mit den motiven, aus denen sich das volkslied aufbaut. Er legt wert darauf, zu konstatieren, dass text und weise ein organisches und untrennbares ganzes bilden, und betrachtet – eine ausgiebigere begründung fehlt – die seelische erregung, den affekt als die mutter alles volksgesangs. Eine primitivste form findet er in den rufen, juchzern und jodlern, wie sie namentlich in den refrains bis auf die jüngste zeit sich erhalten haben. Er handelt (mit reichen literaturangaben, die sich auf kultur- wie naturvölker, auf nahe und ferne räume, auf vergangenheit und gegenwart erstrecken) über die verfasser, den ort und die zeit der entstehung (in zusammenhang mit dem dichterischen erlebnis) und über den hörerkreis. In dem abschnitt volksart und volksdichtung (s. 51 ff.) werden die verschiedenen gattungen des volksgesangs auf die landschaft und die stammesart, die wirtschaftlichen zustände und die geschichtlichen ereignisse bezogen, und im anschluss daran ist der anteil der mundart bezw. der schriftsprache am liedertext erörtert (s. 60 ff.); dabei wird auf die tatsache hingewiesen, dass das volkslied seinem dichterischen wesen nach eine gehobene, den dialekt idealisierende ausdrucksweise liebt oder gar den schriftsprachlichen ausdruck vor dem volksdialekt bevorzugt. Unter den volkssängern ragen die blinden an zahl und bedeutung hervor (s. 65 ff.); auch die teilnahme der frauen ist sehr beträchtlich (s. 90 ff.). So geraten wir in dem Böckelschen buch immer tiefer hinein in sein eigentliches thema einer vergleichenden literaturgeschichte des volkslieds, bei der der verfasser von den totenklagen ausgeht (s. 100 ff.), um sich von ihnen zu den arbeitsliedern (s. 131 ff.) und zu den wettgesängen (s. 185 ff.) zu wenden und den zauberischen gehalt zu betonen (s. 194 ff.). Insbesondere aber ist die erinnerung die muse der dichter (s. 152 ff.), darum hat die geschichtsüberlieferung (vgl. s. 345 ff.) sich als fruchtbar erwiesen und das volkslied durch zeiten schwerer erschütterung hindurch lebenskräftig erhalten. Wesentlich für den volkstümlichen charakter einer lyrik und zugleich für ihre literarhistorische würdigung ist die tatsache, dass die lieder von den orten ihrer entstehung weithin wandern (s. 171 ff.). Die motive der volkspoesie werden von einem unverwüstlichen optimismus beherrscht; der grundzug aller volksdichtung ist bejahung des willens zum leben (s. 206 ff.); reich entwickelt ist die vom naturleben und menschenleben eingegebene motivenreihe (s. 232 ff.), bei der das interesse für die seelischen erlebnisse, die empfindungen und gefühle des naiven menschen unseren autor nicht weniger fesselt (s. 273 ff.) als die naturformen des humors und des spottes (s. 305 ff.). Die militärischen motive werden im 19. abschnitt 'das kriegslied' gesammelt (s. 360 ff.); den hochzeitsliedern ist der 20. abschnitt gewidmet (s. 389 ff.) Das in edler sprache abgefasste, nicht in allen teilen systematisch geordnete werk wird mit einem ausblick auf die ernstlich gefährdete zukunft unserer deutschen volksdichtung beschlossen.

Was wir nach diesem reichhaltigen entwurf O. Böckels wünschen und fordern müssen, ist, dass die literaturgeschichte des volkslieds nunmehr ebenso gründlich ausgebaut werde wie die historie der noch immer unter uns einseitig bevorzugten buchmässigen literatur.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

**Dr. Friedrich von der Leyen,** Einführung in das gotische. [Handbuch des deutschen unterrichts an höheren schulen, herausgegeben von dr. Ad. Matthias, 2. bd., 1. teil, 1. abt.]. München, C. H. Becksche verlagsbuchhandlung 1908. X, 181 s. Geh. 3,20 m., geb. 4,20 m.

Wer dieses buch zum erstenmal zur hand nimmt, wird sich zunächst wohl über allerlei verwundern. Er wird sich fragen, ob überhaupt eine einführung ins gotische in den rahmen eines handbuches für deutschen unterricht passe, noch mehr wird ihn aber die ungewohnte anordnung des stoffes beim ersten durchblättern befremden. Über den zweck des buches und über die benützer, für die es bestimmt ist, klärt uns der verfasser selber auf: es soll dem studierenden das studium des gotischen als eine leichte und lockende aufgabe zeigen und soll ferner dem lehrer, der früher gotisch gelernt hat, und dem es wieder entfallen ist, die erinnerung in angenehmer weise auffrischen. Diese praktischen ziele erklären auch die eigentümliche anordnung des stoffes. Das buch soll keine systematische darstellung der gotischen grammatik bieten. Von anfang an soll neben dem studium der grammatik die lektüre in den vordergrund treten; darum werden nach der einleitung diejenigen kapitel der grammatik vorausgenommen, die für das verständnis der texte besonders viel abtragen: die flexion und bildungsweise des verbums. Durch zahlreiche textproben werden allemal die eben erörterten regeln und spracherscheinungen anschaulich gemacht. Im vergleich mit den bekannten grammatischen darstellungen erscheint hier die lautlehre stark zusammengedrängt; sie soll sich möglichst aus der formenlehre ableiten: so schliesst sich z. b. an die erörterung des ablauts (§§ 10 bis 12) in § 13 eine kurze übersicht an über die indogermanischen vokale im germanischen und gotischen. Dabei beschränkt sich der verfasser, wie schon dieses eine beispiel zeigt, nicht darauf, dem leser den sprachzustand des gotischen vorzuführen, sondern er sucht überall auch das verhältnis des gotischen zum indogermanischen einerseits und zum germanischen anderseits klarzulegen. Im grossen und ganzen scheint er mir diese aufgabe nicht ohne geschick gelöst zu haben: die eigentümliche anordnung erweist sich als ergebnis sorgfältiger überlegung; recht glücklich ist die auswahl der texte, und pädagogisches geschick verraten die anmerkungen dazu. Anfänglich sind diese ganz elementar gehalten und beschränken sich auf das wenige, was in der grammatik schon behandelt worden ist oder was demnächst zur behandlung kommt; für das verständnis alles anderen sorgt eine wörtlich genaue übersetzung, die den ersten abschnitten beigegeben ist; im verlauf beschlagen dann die anmerkungen ein immer weiteres gebiet; gegen den schluss hin werden sie wieder seltener, der leser soll sich nun selbst zurechtfinden können. Dass vielleicht mancher hie und da etwas mehr gewünscht hätte (so scheint mir s. 92 zu Marc. 1, 6 eine kurze anmerkung nötig), an anderen stellen weniger noch für genügend gehalten hätte (so scheinen mir die bemerkungen zu Matth. 6, 9–13 auf s. 37 vielfach unnötig, da der griechische text ja beigegeben ist), das ist nicht zu verwundern. In einem punkte aber hätten die erläuterungen zu den texten meines erachtens anders gehalten werden sollen: zur erklärung der gotischen wortstellung wäre es in den meisten fällen das einfachste und richtigste gewesen, auf das griechische vorbild hinzuweisen. Wenn z. b. s. 29 der übersetzung zu Marc. 4, 8 *Jah sum gadraus in airþa goda* 'und einiges fiel hin in gute erde' der vermerk beigegeben wird 'got. adj. nach subst.', so ist dies leicht geeignet, bei dem anfänger einen falschen begriff von der normalen stellung des adjektivs im gotischen hervorzurufen. Oder ebenda Marc. 4, 19 wäre die wortstellung in *þai bi þata anþar*

*lustjus* durch die beifügung des griechischen textes αἱ περὶ τὰ λοιπὰ ἐπιθυμίαι deutlicher als durch jede andere bemerkung erklärt worden.

Die grammatische darstellung gibt nun freilich im einzelnen zu manchen ausstellungen anlass. Wenn auch die berechtigung der praktischen erwägungen, die den verfasser zur aufgabe der üblichen anordnung geführt haben, zuzugeben ist, so kann man doch nicht verkennen, dass auch die hier versuchte einteilung allerlei mängel aufweist. Gelegentlich werden erscheinungen der lautlehre bei der besprechung auseinandergerissen: so z. b. die auseinandersetzung über die doppelte geltung von *b* und *d* (s. 17 und 73). Ferner muss naturgemäss dem anfänger, solange ihm die tatsachen der lautlehre noch nicht bekannt sind, das volle verständnis für manche erscheinung der flexions- und wortbildungslehre fehlen. Wenn z. b. s. 21 die bildung der starken und schwachen verben erörtert wird und dabei paare wie *urraisjan : urreisan*, *gadrausjan : driusan* usw. zusammengestellt werden, so wäre doch wohl beim leser bereits kenntnis der ablautsverhältnisse vorauszusetzen. Ähnliches gilt von § 22 anm. 5 (s. 55), wo das verhältnis von *siuns* zu *saihvan* einem, der die entwicklung der labialisierten gutturale (§ 34 s. 74) noch nicht kennt, unverständlich bleiben muss. Endlich konnte es bei dieser art der anordnung geschehen, dass etwa eine kleinigkeit, die bei systematischer anordnung ihren festen platz hat, vergessen wurde: so vermisse ich s. 52 bei besprechung der reduplizierenden verba einen hinweis darauf, dass das *ai* der reduplikationssilbe schwierigkeiten bereitet. Freilich der charakter des buches, das ja eine einführung sein will, verbietet dem verfasser, wie er meines erachtens mit recht in der einleitung hervorhebt, alle schwierigen probleme ausführlich zu diskutieren und das material für alle unregelmässigkeiten vollständig vorzuführen; aber die einfache bemerkung 'dies *e* ist indogermanisch, vgl. λέλοιπα, *cecini*' ist geeignet, den anfänger über die schwierigkeit hinwegzutäuschen.

Noch in anderem sinne bedingt offenbar der elementare charakter der darstellung manche schwierigkeit. Der verfasser befleissigt sich durchgehend möglichster kürze; dabei wird aber, wie ich fürchte, manches dem anfänger nicht völlig klar und deutlich; hie und da ist auch der ausdruck ungeschickt und unpräzis, ja einzelnes ist geradezu unrichtig. Einige ausgewählte beispiele mögen dieses urteil begründen. Undeutlich scheint mir ein ausdruck wie (s. 31) 'im indogerm. wird ein diphthong, der den akzent verliert, zum einfachen vokal'; beispiele wie λείπειν, λιπεῖν zeigen ja, was mit dem verlieren des akzents gemeint ist, aber einen anfänger können daneben formen wie λέλοιπα irre machen. Bei der ganz summarischen übersicht über den germ. vokalismus, die auf die entwicklung des indogerm. *e* in den anderen germ. sprachen nicht eingeht, scheint ferner eine bemerkung, wie (s. 37) 'germ. *e* erscheint noch in *Segimerus*, finn. *rengas*, *i* in *Ingaevones*' usw. für das verständnis nicht förderlich. Ganz ungeschickt ist (s. 48) § 20 anm. 8 gefasst: 'Im indogerm. gab es ein part. perf. act.: a) auf *ōs*, *ōt* (aus **vōs*, **vōt*), vgl. τεθνηώς, akk. -ῶτα, εἰδώς usw. Diesem griechischen entspricht gotisch *weitwōþs*; b) auf *us*, vgl. ἰδυῖα' usw. Was für unrichtigkeiten und unklarheiten sich daraus für den leser ergeben, brauche ich nicht auszuführen. Ein beispiel ungeschickter fassung ist auch (s. 74) § 34 über die labialisierten gutturale; hier wäre alles viel klarer geworden, wenn die darstellung ohne weiteres von den drei gutturalreihen des indogerm. ausgegangen wäre. Ich erwähne noch § 38 (s. 79), der von den ausnahmen der lautverschiebung handelt; hieraus muss jeder unbefangene leser den eindruck gewinnen, dass dental + *t* sich im germ. wie in anderen indogerm. sprachen

über *st* zu *ss* entwickelt habe. Aus dem einfachen streben nach kürze ist es wohl auch zu erklären, wenn germ. und got. bei darlegung lautlicher verhältnisse nicht immer scharf auseinandergehalten werden, vgl. z. b. s. 33 bei erörterung des ablauts die kombinationen indogerm. *eu* — *ou*, germ. *iu* — *au*, indogerm. *el* — *ol*, germ.-got. *il* — *al* u. a. Trotzdem finden sich anderseits gelegentlich, wenn auch selten, dinge erwähnt, die in einem elementarbuch des gotischen füglich übergangen werden dürften, so s. 53 die präsensreduplikation, obschon aus dem gotischen für diese art der präsensbildung kein beispiel aufzubringen ist.

Das wesen einer elementaren einführung bringt es mit sich, dass der verfasser im allgemeinen nicht viel neues bieten kann; immerhin fehlt es nicht ganz an eigenen, neuen erklärungsversuchen; mehrere derselben werden allerdings meines erachtens wenig beifall finden. Eine besprechung derselben ist hier freilich dadurch erschwert, dass der verfasser dem charakter des buches entsprechend eine eingehende motivierung seiner ansichten unterlässt. In einzelnen fällen kann man darum im zweifel sein, ob es sich einfach um ein versehen handelt: so wird s. 131 bei besprechung der komparation für das germ. suffix *-iz-* als grundform indogerm. *ies, ios, îs* aufgeführt. Man ist geneigt, *îs* statt *is* für ein versehen zu halten; aber warum fehlt dann in der anmerkung, wo dem germ. superlativ entsprechende indogerm. bildungen aufgeführt sind, neben ἥδιστος das dem germ. komparativ ebenso entsprechende ἡδίων? Überraschend wirkt ferner der ansatz (s. 140) *sibun*, indogerm. **septóm*, wozu sich s. 146 die anmerkung findet: 'das *n* in *sibun* blieb erhalten, weil das indogerm. die letzte silbe betonte'. Auch die ganz problematische erklärung, womit das verwickelte problem, wie die flexion der 2. und 3. schwachen konjugation, zu erklären sei, kurzerhand erledigt wird, dürfte niemanden befriedigen. So wäre noch manche einzelheit herauszuheben, dass z. b. (s. 95), was heute doch wohl allgemein aufgegeben ist, der nominativ *bandi* aus germ. **bandjō*, wie *giba* aus **gebō* hergeleitet wird. Man möchte an solchen stellen fast den eindruck erhalten, dass der verfasser, da ja das buch auf anfänger berechnet ist, bei der darstellung schwieriger probleme sich hie und da gescheut hat, dem leser die vielgestaltige mannigfaltigkeit der indogerm. bildungen vorzuführen und ihn so vielleicht zu verwirren; dass die aufgabe in kürze zu lösen freilich sehr schwierig war, ist gerne zuzugeben; es will mir aber scheinen, dass es wichtiger gewesen wäre, solche fragen gerade im interesse von anfängern entweder ausführlicher zu behandeln oder ohne erklärung kurzweg auf die spezialliteratur zu verweisen. Zum schlusse möchte ich nur einen punkt noch kurz erwähnen. S. 152 wird bei der darlegung der für die verschiedenen dialektgruppen massgebenden erscheinungen mit hinweis auf Kluge, Grdr. 423 erwähnt, dass auslautend *a* und *i* in den malbergischen glossen noch erhalten seien. Nun hat aber van Helten, Beitr. 25, 248 ff. eingehend begründet, dass die auslautenden *o* und *a* in *focla* u. a. nicht das erhaltene urgerm. *a* sind, sondern dass sie aus lateinischen, bezw. romanischen eigentümlichkeiten zu erklären sind. Seinen aus den glossen selbst gewonnenen beweisen lässt sich leicht noch ein anderer beifügen. Streitberg hat Beitr. 15, 495 f. auf grund von doppelformen wie ahd. *ahhar* und *acchar* bewiesen, dass der schwund des auslautenden *o* älter ist als die konsonantendehnung. Wäre nun die auch durch von der Leyen wieder vertretene auffassung der in den malbergischen glossen überlieferten formen richtig, so würden wir ja genötigt, die konsonantengemination weit in die einzelsprachliche zeit herabzurücken. Ein störender druckfehler sei erwähnt s. 36 (1. z. v. u.): statt 'indogerm. *ô* = got.-germ. *â* lies indogerm. *â* = got. *ô*'.

Der verfasser wird in derselben sammlung auch eine einführung in das ahd. und mhd. erscheinen lassen; es ist zu hoffen, dass dort die hier gerügten mängel beseitigt werden mögen. Die vorliegende einführung erweckt namentlich interesse durch die art der anordnung des stoffes; sie ist aber zugleich ein beweis dafür, wie schwierig es ist, bei aufgabe der systematischen ordnung eine andere, wirklich befriedigende zu finden.

BASEL. WILHELM BRUCKNER.

Den norsk-islandske skjaldedigtning udgiven af kommissionen for det Arnamagnæanske legat ved **Finnur Jónsson.** A. Text efter håndskrifterne; B. Rettet text med tolkning. København og Kristiania, Gyldendalske boghandel 1908. (IV), 187 + (IV), 178 s. 5 kr.

Es war die höchste zeit, dass das für wissenschaftliche untersuchungen völlig unbrauchbare Corpus poeticum boreale von Guðbr. Vigfússon durch eine kritische ausgabe der skaldischen dichtungen ersetzt wurde. Die Arnamagnäische commission hat sich das verdienst erworben, die sache in die hand zu nehmen, und sie hat die arbeit den besten händen anvertraut, da der herausgeber, prof. Finnur Jónsson, zu den gründlichsten kennern der altnordischen literatur gehört und durch eine reihe von trefflichen editionen als besonnener und scharfsinniger kritiker sich bewährt hat. Wir durften von ihm eine vorzügliche leistung erwarten, und diese hoffnung ist, wenn man auch dieses oder jenes anders gewünscht hätte, nicht getäuscht worden.

Die neue ausgabe, von der die ersten beiden hefte vorliegen, erscheint in zwei parallelen abteilungen (A und B), die man bei der arbeit nebeneinander benutzen muss. In der abteilung A ist der text jeder strophe buchstabengetreu (doch mit auflösung der abbreviaturen) nach der relativ besten handschrift abgedruckt und die varia lectio der übrigen codices in fussnoten mitgeteilt, die auch die nötigen hinweise auf die älteren ausgaben und kommentare enthalten; die abteilung B bringt die kritisch gereinigten texte und in den noten eine dänische übersetzung, der überall, wo die konstruktion der strophe nicht genügend durchsichtig ist, die prosaische wortfolge vorangeht. Dagegen fehlt die erklärung der kenningar, die auch in der übersetzung durch die nicht umschriebenen ausdrücke (*Þórs fangvina* durch *ælde*, *malm-Gnáar þing* durch *kamp* usw.) ersetzt sind. Infolgedessen sind über die auffassung des übersetzers hie und da zweifel möglich, die erst durch das wörterbuch, das den textbänden hoffentlich recht bald nachfolgt, ihre erledigung finden werden.

An der philologischen behandlung der handschriftlichen überlieferung in der abteilung B werden die liebhaber der konservierenden kritik ihre helle freude haben. Mir scheint der herausgeber in seiner vorsichtigen zurückhaltung doch öfter allzu zaghaft gewesen zu sein. So gibt er, um nur ein beispiel herauszugreifen, die bekannte prachtvolle lausavísa des Skallagrímr (B s. 26) in der folgenden handschriftlich überlieferten gestalt:

*Nú's hersis hefnd*
*við hilmi efnd,*

*gengr ulfr ok ǫrn*
*of ynglings bǫrn:*
*flugu hǫggvin hræ*
*Hallvarðs á sæ;*
*grár slítr undir*
*ari Snarfara* –

es wird also für möglich gehalten, dass der dichter, der in den ersten sechs zeilen völlig korrekter endreime sich bedient und in die ungeraden zeilen stets zwei reimstäbe setzt, plötzlich von dem dichtergotte so arg im stiche gelassen worden sei, dass er in den beiden schlusszeilen nicht nur auf den endreim und auf die anbringung zweier alliterierender wörter in z. 7 verzichtete, sondern auch einen groben verstoss gegen die reimgesetze begieng, indem er in z. 7 ein nicht alliterierendes nomen an den anfang stellte. Dies ist um so unglaublicher, als die handschriften in der letzten zeile zwei wörter überliefern, durch die ohne jede mühe auch hier der endreim hergestellt werden konnte. Finnur ist denn auch, vermutlich auf grund ähnlicher erwägungen, in früheren jahren minder konservativ gewesen: in seine kritische ausgabe der Egils saga nahm er den letzten fjórðungr in der von Gunnar Pálsson (Egils saga, Havn. 1809, p. 124, ann. *) emendierten gestalt auf:

*grǫn slítr ara*
*und Snarfara* –

wofür in der kommentierten ausgabe (mit engerem anschluss an die hss.) eingesetzt ward:

*grár slítr ari*
*und Snarfara,*

was nach Detter (Zur erklärung der lausavísur der Egils saga, Halle 1898, s. 2) 'unbedingt vorzuziehen' ist, während es mir als eine verschlechterung erscheint. Indessen ist auch Gunnar Pálssons konjektur, da sie in z. 7 den gerügten fehler gegen die alliterationsgesetze nicht beseitigt und auch den vermissten stuðill nicht gefunden hat, abzulehnen. Ich möchte glauben, dass der fjórðungr ursprünglich lautete:

*slítr ætt ara*[1]
*und Snarfara,*

und denke mir die genesis der korruptel folgendermassen: Zuerst hat ein flüchtiger schreiber das wort *ætt* ausgelassen; ein späterer kopist änderte dann, um einen sinn in die verstümmelten zeilen zu bringen, *ara* in *ari*. Ein dritter abschreiber, dem mit recht die vorletzte zeile zu kurz erschien, setzte das wort *grár* ein, und schliesslich hat jemand, der vielleicht an dem sing. *und* anstoss nahm, dieses wort in *undir* geändert und, um den schlussvers nicht durch eine fünfte silbe zu überfüllen, *ara* und *undir* ihre plätze wechseln lassen: erst dadurch ist in z. 8 die von Skallagrímr sicherlich nicht beabsichtigte hending in den text gekommen.

In das neue Corpus sind nur die strophen aufgenommen, die Finnur für 'echt' hält indessen ist auch hier die frühere skepsis, die z. b. in der doktordissertation des herausgebers (Kritiske studier over en del af de ældste norske og islandske skjaldekvad, Københ. 1884) noch oft zum worte kam, völlig in das gegenteil um-

1) Vgl. denselben ausdruck HH II 8⁴.

geschlagen. So werden z. b. von den dem Egill zugeschriebenen lausavísur nur die beiden dróttkvætt-strophen, die er als dreijähriger (!) knabe verfasst haben soll, ausgeschieden. Ich habe jedoch gegen die in die sagas eingestreuten angeblichen improvisationen im dróttkvætt — trotz der interessanten mitteilungen, die neuerdings (Nord. tidsskr. f. filol. 3. r. 17, 96 ff.) Finnur Jónsson über die bis auf den heutigen tag von den Isländern bewahrte gewandtheit im improvisieren [illegible] macht — meine schweren bedenken. Ist es denn nicht auffallend, dass Eyvindr skáldaspillir in seinen ohne zweifel echten grösseren dichtungen der alten volksmässigen metra sich bedient, während er in den 'improvisierten' strophen ausschliesslich im dróttkvætt dichtet, und dass derselbe seltsame unterschied bei Egill Skallagrímsson beinahe in gleicher weise wiederkehrt? — das umgekehrte verhältnis würde man eher erwarten. Es kommt hinzu, dass in zahlreichen fällen die möglichkeit, dass die improvisationen unter den angegebenen umständen entstehen oder dass sie der nachwelt überliefert werden konnten — oder beides —, nahezu ausgeschlossen ist. Dass z. b. Þormóðr Kolbrúnarskáld, nachdem er bei Stiklastaðir die tödliche wunde empfangen hatte, an die ärztin, die ihm beistand leistete, noch zwei kunstvolle strophen gerichtet habe (Heimskr. II, 502 fg.), ist schon wenig wahrscheinlich — in solcher situation pflegt den menschen das dichten zu vergehen —, und noch minder ist abzusehen, wie der schwanengesang des Þormóðr vor dem untergange gerettet wurde: ein reporter mit der schreibtafel hat doch nicht dabei gestanden (vgl. auch E. Mogk, Gunnl.[2] s. XIII fg.). Die lausavísur sind gewiss sehr häufig nicht älter als die prosatexte, in denen sie uns erhalten sind, d. h. die sagaschreiber haben sich kein gewissen daraus gemacht, ihren helden erzeugnisse eigener mache unterzuschieben, und wenn z. b. in der Egils saga ein paarmal (c. 61, 35; 75, 13) auf die worte: *þá kvað Egill* keine vísa folgt, so werden wir vermutlich nicht den verlust einer echten strophe zu beklagen haben, sondern eher annehmen dürfen, dass der autor oder redaktor, der augenblicklich nicht in poetischer stimmung war, einen platz frei liess, den er später noch auszufüllen gedachte, was dann aber schliesslich unterblieben ist. Die handschriftliche überlieferung der Njála, die in ihrer älteren rezension eine beträchtliche anzahl von strophen noch gar nicht kennt, gibt in dieser beziehung einen sehr wertvollen fingerzeig.

Doch ich breche ab, um nicht den eindruck zu erwecken, dass ich mit dem vortrefflichen werke unzufrieden sei. Der herausgeber verdient für seine solide und gewissenhafte leistung, die für die skaldische dichtung von derselben bedeutung ist wie einst Bugges ausgabe für die Edda, unsern wärmsten dank. Möge die erstaunliche arbeitskraft, die wir alle an ihm bewundern, auch in den kommenden jahren ihm bewahrt bleiben, damit wir in nicht zu ferner zeit die vollendung der ganzen arbeit schauen, die — das wörterbuch eingeschlossen — schwierig und umfangreich genug ist, um selbst einen fleissigen gelehrten, dem aber von der natur die ἔντερα χάλκεα versagt wären, ein ganzes leben hindurch zu beschäftigen.

KIEL. HUGO GERING.

---

**Wörter und sachen,** Kulturhistorische zeitschrift für sprach- und sachforschung, hrsg. von **R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much, M. Murko.** Band I, heft 1. Heidelberg, Carl Winter 1909. 120 s. (Pro band 20 m.).

**A. Fick,** Vergleichendes wörterbuch der indogermanischen sprachen. 4. aufl. Dritter teil: Wortschatz der germanischen spracheinheit, unter mitwirkung von Hjalmar Falk gänzlich umgearbeitet von Alf Torp. Göttingen. Vandenhoek und Ruprecht 1909. 573 s. 14 m.

**Sigmund Feist,** Etymologisches wörterbuch der gotischen sprache mit einschluss des sog. krimgotischen. Teil I: A–M. Halle, M. Niemeyer 1909. X, 192 s. 6 m.

**Fr. L. K. Weigand,** Deutsches wörterbuch. 5. aufl. Nach des verfassers tode vollständig neu bearbeitet von K. von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. herausg. von Hermann Hirt. Lief. 1 ff. Giessen, A. Töpelmann 1907 ff. à 1,60 m.

**Beiträge zum wörterbuch der deutschen rechtssprache,** Richard Schröder zum siebenzigsten geburtstage gewidmet von freunden und mitarbeitern. Weimar, Herm. Böhlaus nachfolger 1908. VIII, 184 sp. 4 m.

Nehmen wir noch darauf bedacht, dass das Norwegisch-dänische etymologische wörterbuch von Falk und Torp in der neuen bearbeitung rüstig fortschreitet, dass die lexikalischen hilfsmittel fürs schwedische, dänische, englische und niederländische immer reicher ausgebaut werden, dass fürs friesische ein neueres wörterbuch weit vorgeschritten, für die niederdeutschen und mitteldeutschen mundarten spezialwörterbücher in aussicht genommen sind, die dem schweizerischen und bayrischen, schwäbischen und elsässischen idiotikon zur seite treten sollen, hält man umschau auf diesem jetzt im wettbewerb von scharen von arbeitern fleissig beackerten feld germanischer lexikographie, so wird man wohl den Engländern den preis zuerkennen müssen. Das grosse englische wörterbuch von Murray ist eine unvergleichliche leistung. Was dieses vornehme werk auszeichnet, ist nicht bloss die hoch entwickelte technik der darstellung und die besonnene kritik etymologischer irrfahrten, sondern namentlich die sorgfalt, die auf die fixierung der wortbedeutung verwendet worden ist. Die von Rud. Hildebrand dem Deutschen wörterbuch der brüder Grimm gewidmeten artikel sind allerdings nicht erreicht, aber was dieser grosse gelehrte seit J. Grimm zum erstenmal mit geradezu genialer produktivität geschaffen hat, wird wohl überhaupt einzig in seiner art bleiben. Aber mit gebührendem abstand wird man hinter R. Hildebrand zunächst Murray zu nennen haben, weil er die vielfältigen bedürfnisse der philologie am lichtvollsten befriedigt.

Ich habe dabei, wie gesagt, namentlich die fixierung der wortbedeutung und die analyse der bedeutungsgeschichte im auge. In dieser hinsicht lassen unsere wörterbücher sehr viel zu wünschen übrig. Es wird damit erst anders werden, wenn nach dem vorbild der lexikographischen arbeit R. Hildebrands die wortforschung stets zugleich als sachforschung betrieben wird. Dazu kann die unter uns neu begründete, vom verlag reich ausgestattete kulturhistorische zeitschrift 'Wörter und sachen' das ihre tun. Darum begrüsse ich sie aufs wärmste. Von ihr erhoffe ich jene reform unserer wörterbucharbeit, die uns bitter not tut (vgl. Zeitschr. 40, 452). In ihrer programmatischen erklärung haben die herausgeber leider auf diesen praktischen zweck nicht ausdrücklich hingewiesen [1], aber aus einer

1) doch verlangen sie, 'dass die erklärung der bedeutungsveränderungen nicht auf rein spekulativem wege versucht', sondern der tatsache gerecht wird, dass die wörter ihren sinn mit den veränderungen der kultur verändern.

note auf s. 20 ('man sieht aus solchen fällen, wie wertlos ein wörterbuch ohne bilder ist') spricht der entschiedene wille, neuerungen in der lexikographie anzubahnen und durchzuführen. Die herausgeber legen gewicht auf die theoretische erklärung, dass in der vereinigung von sprachwissenschaft und sachwissenschaft die zukunft der kulturgeschichte liege. Das ist nicht bloss im sinn der linguistischen prähistorie von Otto Schrader gemeint. 'Wir müssen es aufgeben,' heisst es s. 27, 'als einziges ziel der indogermanischen altertumskunde die rekonstruktion der gemeinsamen urindogermanischen kultur anzusehen.' Meringer befürwortet in seiner einführenden abhandlung, in der er ein instrument von seinen primitiven anfängen bis auf Krupp in Essen verfolgt[1], das verfahren, eine 'einzelfrage zu studieren und sie vom ende in der gegenwart bis zum vermutlichen ausgangspunkt in der urzeit zurückzuverfolgen. Eine indogermanische altertumskunde, welche die einzelfragen, gruppenweise geordnet, nach diesem gesichtspunkt behandelte und dabei ganz darauf verzichtete, ein zusammenhängendes bild der urzeit zu zeichnen, wäre methodisch unanfechtbar und unanfechtbar auch in ihren ergebnissen, wenn sie es unterliesse, alle die letzten zustände, zu denen sie bei den verschiedenen detailfragen gelangte, als gleichzeitige hinzustellen . . . jeder artikel von O. Schraders reallexikon ist eine aufforderung, die sache besser zu machen' (s. 27 f.).

R. Meringer spricht über jene wortsippe, zu der nhd. *fese* (s. 26) gehört, behandelt aber auch die sippe von got. *bnauan* (s. 22 f.). W. Meyer-Lübke führt die derivate von roman. *bast-* vor (*bastard* s. 36 f.). R. Much knüpft an den spruch an: 'Kleid eine säule, sie sieht wie ein fräule', sammelt unter der überschrift 'holz und mensch' eine sehr bunt zusammengewürfelte truppe von altgermanischen wörtern und gelangt zu dem ergebnis, dass 'bereits in einer zeit mit sehr einfachen und gleichartigen lebensverhältnissen und geringen bildungsunterschieden der knecht dem herrn als *klotz* erschienen sei'. W. Pessler (Ethno-geographische wellen des Sachsentums. Ein beitrag zur deutschen ethnologie) berichtet über neuere forschungen, die sich auf die ausbreitung der niedersächsischen volksstämme erstrecken (bauernhaus s. 52 ff.; grenzen reinsten Sachsentums s. 55). Von R. M. Meyer stammt eine sehr anregende skizze 'Isolirte wurzeln', d. h. unproduktive wurzeln, stämme ohne etymon (für singuläre begriffe), 'an denen sich die etymologie nicht länger die zähne auszubeissen braucht' (s. 69). Es folgt eine wiederum reich illustrierte kleine arbeit von J. Strzygowski: Der sigmaförmige tisch und der älteste typus des refektoriums (s. 70 ff.), danach eine reihe feiner beobachtungen von Ph. Bloch (Über einige altindische götternamen s. 80 ff.), die die religionshistoriker nicht übersehen dürfen, da sie sich um den wichtigen prozess der anthropomorphisierung theriomorpher götter drehen. L. Wenger referiert s. 84 ff. über neuere rechtshistorische forschungen ausgezeichneter romanisten und gräcisten ('Sprachforschung und rechtswissenschaft') und schliesslich bringt J. Janko ('Über berührungen der alten Slaven mit Turkotataren und Germanen vom sprachwissenschaftlichen standpunkt' s. 94 ff.) eine reihe wichtiger wirtschaftsgeschichtlicher termini zur erörterung (namen für milch und käse; got. *skatts* = abgespaltenes stück metall, münze; anord. *naut* = stücke vieh; pflug). Den schluss des heftes bilden etymologien (s. 109 ff. slavisches und romanisches) von Murko u. a. und ein literaturbericht über O. Streng, Haus und hof im französischen von W. Meyer-Lübke, der dahin urteilt, dass die arbeit noch einmal

1) 'Die werkzeuge der *pinsere*-reihe und ihre namen (keule, stampfe, hammer, anke).' Dieser aufsatz ist reich illustriert.

gemacht werden müsse, 'weil man sprachliche probleme, die sich an sachen knüpfen, nur mit kenntnis der sachen behandeln darf' (s. 120).

Nach verdienst wurde in 'Wörter und sachen' s. 84 ff. auf den anteil hingewiesen, den die historische rechtswissenschaft an der wortforschung genommen hat. Das gilt aber nicht bloss für romanisten und gräcisten, sondern in hervorragendem masse von germanisten. Die darstellung des altgermanischen rechts von Amira (in Pauls Grundriss) erfreut sich allgemeinen beifalls, nicht zuletzt wegen der ausgezeichneten lexikalischen beiträge, die sie enthält. Wo aber, so fragt man sich, haben seine erkenntnisse frucht getragen, wo hat man sich nach seinem eindrucksvollen vorgang bemüht, die wortbedeutungen nicht länger auf blutleere begriffe abzuziehen, sondern zu sinnlicher anschauung zu erheben? Auch für das lexikon, nicht bloss für die geschichtliche auffassung unserer alten rechtsordnungen bedeuteten die beiträge, die Otto Gierke und Heinrich Brunner in ihren rechtshistorischen arbeiten oder die Amira in Pauls Grundriss geliefert hat, eine mahnung, mit den rechtshistorikern zu wetteifern und die ganz formalistisch gewordenen wörterbuchartikel auf die ergebnisse der historischen sachforschung zu prüfen. Inzwischen haben die philologen sich den rang von den juristen ablaufen lassen. Das 'Wissenschaftliche wörterbuch der älteren deutschen rechtssprache', das in Heidelberg unter der leitung von Richard Schröder heranwächst, ist bereits in der ausarbeitung. Mit kaum verhaltener ungeduld harren wir des moments, da es ans licht treten und die deutsche altertumsforschung aus vielen nöten befreien wird. Einen vorschmack all des reichtums, mit dem die Heidelberger kommission uns beglücken wird, gewährt die festschrift zu R. Schröders 70. geburtstag: Beiträge zum wörterbuch der deutschen rechtssprache. Zwar machen die einzelnen artikel zum teil noch einen unfertigen eindruck, aber wir erfreuen uns vor allem andern der korrekten bedeutungsbestimmungen, auf die es die bearbeiter ebenso abgesehen haben wie auf die sammlung der belege und die etymologischen zusammenhänge. Das heft beginnt mit einem artikel *Aachenfahrt*, *-weg* (von E. von Künssberg); danach handelt L. Perels über *abbitte*, *abbitten*, *abbittung* — diese wörter fehlen in dem neu bearbeiteten Weigand — und F. Frensdorff über *abdanken* und *abdankung*: hiefür können wir, wenigstens zum teil, auch den neuen Weigand befragen, er sagt: 'abdanken: 1. intrans. (veraltet) eine dankrede halten bei einem leichenbegängnis; sein amt (eig. *dankend*) niederlegen. 2. trans. jemand (eig. mit *dank*) verabschieden. Das ältere nhd. kennt dies *abdanken* nur mit dem dativ, der trans. gebrauch tritt zuerst bei Comenius 1640 auf; *abdanken*, sein amt niederlegen bei Stieler 1691'. Damit vergleiche man die genannten Beiträge sp. 12 ff., hier erscheint – wenn ich nur die bedeutungsentwicklung berücksichtige – als der ursprüngliche sinn des wortes *abdanken*: 'bei beendigung eines rechtlichen verhältnisses, eines öffentlichen vorganges einen dank aussprechen[1] . . . 'abdanken' hebt hervor, dass der zurücktretende gutwillig, in freundlicher gesinnung geschieden ist', 'den dank für die teilnahme am leichenbegängnis aussprechen' (vgl. *abdankung*); 'wie menschen werden auch tiere nach getaner arbeit abgedankt' usw.

*abdienen*, *abdienst* (E. von Künssberg) fehlt bei Weigand.

*abenteuer* (G. Wahl): 'der verwendung in der rechtssprache liegt zugrunde: 1. der begriff des zufälligen, zweifelhaften (daher = gefahr, risiko, kosten; zufall, un-

1) 'Das halten einer rede oder eines spruches beim abschluss einer feierlichen handlung oder einer amtszeit ist charakteristisch' sp. 20.

gefähr; alles, was nicht ware von beglaubigtem wert ist, sondern aufs geratewohl behandelt wird); 2. was ein risiko ausschliesst und für einen möglichen fall sicherheit bietet (daher geradezu sicherheit, unterpfand) — alle diese bedeutungen und noch andere fehlen bei Weigand; ich bemerke aber ausserdem, dass ich es eines philologisch und rechtshistorisch angelegten wörterbuches nicht für würdig halte, wenn von dem in der luft schwebenden 'begriff des zufälligen' ausgegangen wird.

*ableib, ableiben, ableibig, ableibigkeit, ableibung* (H. Brunner).

*abred, abrede, abreden, abreder, abredig, abrednis, abredung* (E. von Künssberg). Der neue Weigand bringt: '*abrede:* festsetzung durch besprechung; entgegensetzung durch rede'. Die juristen entwickeln die verschiedenen konkreten bedeutungen, die hier fehlen, aus 'mündliche vereinbarung' bezw. 'abstreitung, leugnung'.

*abruf, abrufen, abrufer, abrufung* (E. v. Künssberg) fehlen bei Weigand.

*abt* (E. Heymann) = vorsteher eines männerklosters; die bearbeiter des neuen Weigand haben sich dagegen auf die normalbedeutung 'vorsteher einer abtei' geeinigt und geben unter *abtei* an: 'höheres klösterliches stift'.

*abtreiben, abtreiber, abtreibung, abtrieb, abtriebsrecht, abtrift* (M. Wolf) fehlen bei Weigand, desgl.

*abverdienen, abverdienung* (E. v. Künssberg).

*achgang, achgrund, achzucht* (G. Wahl).

*admallare, amund* (H. v. Schwerin).

*aktie, aktienbuch* (L. Perels); nach dem neuen Weigand ist 'aktie' ein anteilschein als versicherungsurkunde bei einem auf gewinn gegründeten gesellschaftlichen unternehmen und kommt von ndl. *actie* (ältester beleg 1716). Die juristischen 'Beiträge' müssen die philologen erst darüber belehren, dass im deutschen bis ins 18. jahrhundert hinein *action* die im singular alleinherrschende form ist, dass aber *actien* schon ende des 17. jahrhunderts belegbar sind; für die wortbedeutung werden wir gern von ihnen hören, dass von dividendenanspruch auszugehen ist, dass *actie* aber auch schon von anbeginn die 'urkunde über den anspruch' mitbezeichnete usw.

*aldia, aldiaricius, aldio* (H. von Voltelini).

*allod* (O. Gierke): nach dem neuen Weigand geht das Wort auf ahd. *alôd* zurück; nach Gierke ist ahd. *alôd* gar nicht bezeugt! und ich kann nicht umhin, einem so gründlichen kenner des altdeutschen sprachgebrauchs wie Gierke recht zu geben. 'allod' ist nach Weigand-Hirt so viel als 'das ganzeigen[1], das echte (vererbliche) eigentum, im gegensatz zu lehngut'; dass Gierke uns an sachkunde überlegen ist, versteht sich bei dem autor des Genossenschaftsrechts von selbst, aber die rechtsliteratur ist doch auch für philologen nicht unzugänglich; ihnen sei jetzt der ausführliche, immer noch als entwurf bezeichnete, grosse wörterbuchartikel des hervorragenden germanisten empfohlen.

*alpe, alprecht* (F. Bilger) = 'bergweide im hochgebirge' und nicht, wie bei Weigand-Hirt gesagt ist, 'bergweide auf den alpen'.

*amt* (M. Rintelen) = amtliche stellung, obliegenheit, gewalt, geschäftskreis; verwaltung (des richters, des geistlichen etc.); dienstverrichtung; gottesdienst; obrigkeit, behörde, sprengel, versammlung, versammlungsraum; landgut; beruf

1) Warum nicht 'das gesamte vermögen'?

(handwerk), kasse: bote, diener, amtmann, handwerker — ich beschränke mich auf die bemerkung, dass u. a. dies persönliche masculinum bei Weigand-Hirt übergangen worden ist.

Wie bekannt, ist von philologischer seite namentlich G. Roethe an dem Rechtswörterbuch beteiligt; er hat den artikel *alt* beigesteuert (sp. 151—168) und nach philologenart auf anschaulichkeit verzichtet. Er ordnet nämlich seine belegstellen nach dem äusserlichsten merkmal, nach dem grammatischen schema der steigerungsformen (Positiv sp. 151. Komparativ sp. 159. Superlativ sp. 161). Die folge ist, dass der sache nach eng zusammengehörendes auseinandergerissen wurde (II. 1c und III. 2c) und dass ein so aufschlussreiches kompositum wie *weralt* gar nicht zur geltung kam.

Die neue auflage von Weigands Deutschem wörterbuch ist, nach den bisher erschienenen lieferungen zu urteilen, sehr verbessert worden in denjenigen partien, in denen das etymologische material ausgebreitet ist. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, dass dem verdienstlichen werk noch viele mängel im einzelnen anhaften, die bei späteren auflagen hoffentlich verschwinden werden. Kaum einen fortschritt finde ich da, wo er am zeitgemässesten gewesen wäre, in der festsetzung der wortbedeutungen. Hier muss in zukunft vieles geändert werden. Was soll z. b. der geneigte leser anfangen, mit der auskunft, die er unter '*banse*' erhält: weiter scheunenraum zur seite der tenne? Die partikel *be* — drückt immer noch aus: 'die allseitige einwirkung, volle bewältigung, ein tätiges einwirkendes nahesein, endlich bloss verstärkung des begriffes des einfachen wortes' — solch überflüssigem wortschwall ziehe ich die schlichte definition Pauls entschieden vor; '*bein*' = 'knochen, das ganze geheglied (gleichsam die am längsten hervorstehenden knochen)' — unter den in einem modernen deutschen wörterbuch entbehrlichen abstraktionen findet sich noch manche altmodische blüte. Ich empfehle dem strebsamen herausgeber, diesen teil des Weigandschen wörterbuchs einer ebenso radikalen bearbeitung zu unterwerfen wie die etymologien[1]. Aber auch bei den etymologien werden gern die wörter ins gestaltenlose verflüchtigt, weil die sachen zu kurz gekommen sind. Das etymologisieren ist zwar eine sehr populäre veranstaltung, hat aber seine wissenschaftliche berechtigung nur innerhalb des durch die wortbedeutung umschriebenen bereichs. Die sprachvergleicher kümmern sich freilich um solche grenzschranken in der regel nicht. Sie mögen aber bedenken, dass sie sich damit des anspruchs begeben, in den fachkreisen der altertumsforscher für ernst genommen zu werden. Geradezu als schibboleth kann die antwort gelten, die der philolog auf die frage nach der etymologie des wortes 'bett' von dem sprachvergleicher erhält. Den philologischen standpunkt hat Braune (Beitr. 23, 250 f.) eingenommen; von diesem aus kann 'bett' unmöglich auf lat. *fodio* zurückgeführt werden, weil die alte bedeutung des wortes 'bett' mit einer herleitung von dem begriffe des grabens ganz unvereinbar ist; vgl. jetzt auch Kluge Beitr. 34, 564. Paul hat darum in seinem wörterbuch die bedeutung von 'bett' kurz und bündig und richtig so bestimmt: 'es bezeichnet ursprünglich die polster, auf denen man ruht'. Ganz verkehrt ist die auskunft, die man bei M. Heyne erhält; aber auch der neue Weigand führt uns wieder auf den holzweg; nach ihm wäre 'bett' der unannehmbaren etymologie zu liebe 'eigentlich die in die erde eingewühlte lagerstätte'. Feist erklärt die anknüpfung an *fodio* für 'kaum möglich'; in der neuen, von Torp besorgten auflage

1) [Vgl. jetzt Hirt in der 6. Lieferung s. IX.]

von Ficks Vergleichendem wörterbuch ist aber unentwegt daran festgehalten (s. 258). So vertreten Hirt und Torp für 'bahn' etymologischen zusammenhang mit *bano* (mörder); unter 'acker' wird von Hirt die verbindung mit *akan* als durchaus unsicher bezeichnet, aber Torp hat anstandslos 'acker' von *akan* (treiben) abgeleitet und als 'trift' erklärt. Ebenderselbe leitet got. *azgo* (asche) von *as* (brennen) ab, Hirt von *as* (trocken, dürr sein); Feist sucht beiden richtungen gerecht zu werden; für 'auge' ist nach Hirt eine entscheidung nicht zu treffen, 'doch sollte man sich von dem wahn losmachen, dass *auge* zu lat. *oculus* gehören muss'; Torp und Feist halten trotzdem daran fest. Hirt will 'bärme' und 'gebären' unter einem und demselben etymon belassen, desgleichen 'bauen' und 'baum' — von Feist nicht aufrecht erhalten. Torp mutet uns sogar zu, 'bauch' mit lat. *fugio* und griech. φεύγω zu verknüpfen ...

Das die bisherigen etymologischen versuche fleissig sammelnde buch von Feist wird das ältere Uhlenbecksche werk vollständig verdrängen. Es hat aber bei allen vorzügen zwei üble fehler aufzuweisen: 1. gibt der verfasser keine belegstellen und 2. fehlen die griechischen entsprechungen. Solche forderungen mögen einem etymologen ganz überflüssig vorkommen; wir philologen können darauf nicht verzichten, denn ehe wir etymologisieren, wollen wir erst wissen, was die gotischen wörter bedeuten.

Die neue auflage des dritten teils von Ficks Vergleichendem wörterbuch der idg. sprachen, die wir Torp verdanken, lässt das alte werk kaum wiedererkennen. Das ist angesichts der fortschritte, die die letzten dezennien gebracht haben, um so mehr zu begreifen, als schon der alte Fick für seine zeit ganz ungenügend war und von jedem studenten in grossem umfang verbessert werden konnte. Aber so gern ich den fleiss der Torpschen leistung anerkenne, wer die sprache nicht bloss als werkzeug, sondern als denkmal der kultur eines volkes anzuschauen gewohnt ist, wird viele, sehr viele von Torp vertretene etymologien und wortbedeutungen mit kopfschütteln ablehnen. Für jene genügt uns durchaus nicht, dass sie nach ihren lautlichen kriterien zutreffen, wir fordern ebenso vollkommene sachliche deckung; ich bin z. b. nicht imstande, ags. *ác* (eiche) und ags. *ácol* (aufgeregt, erschrocken) oder ags. *óm* (rost), ags. *ampre* (ampfer) und nhd. *emsig* auf ein und dieselbe wurzel zu bringen. Für diese muss an dem grundsatz festgehalten werden, dass eine occasionelle bildung nicht über den sprachusus den sieg davontragen darf; ich lehne deshalb die behauptung '*austrô(n)* eine frühlingsgöttin' ab, denn ags. *éastron*, ahd. *ôstarun* würden wohl als 'frühlingsfest' interpretiert werden können, reichen aber nicht dafür aus, diese bedeutung für die zeit der germanischen spracheinheit zu garantieren. Aber gerade in dieser letzteren beziehung ist Torps kritik unentwickelt; er ist sehr weitherzig, wo er entscheiden soll, ob ein westgermanischer oder ein einzelsprachlicher beleg in den 'wortschatz der germanischen spracheinheit' aufzunehmen sei oder nicht (vgl. z. b. *saipa* harz, pomade; *arpon* schwanzriemen u. a.). Am bedauerlichsten ist im gegensatz zu solcher bereitwilligkeit in vielen fällen der verzicht auf eine antwort nach der frage, welche kulturwörter als erbwörter und welche als wanderwörter anzusehen seien; denn damit hat sich Torp der argumente begeben, die nicht bloss dazu führen, den wortschatz der germanischen spracheinheit beträchtlich zu reduzieren, sondern auch die starre normalisierung der sprachformen dadurch zu beleben, dass der wortschatz in chronologisch nacheinander folgende schichten aufgelöst werde.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Grammatik der neuhochdeutschen sprache von **August Engelien.** 5. auflage herausgegeben unter mitwirkung von dr. Hermann Jantzen. Berlin, Wilh. Schultze (L. Grieben) 1902. VIII, 619 s. 8 m.

Die neueste auflage ist durch Jantzen den fortschritten der sprachwissenschaft angepasst worden, wie schon der verfasser selbst immer bestrebt war, mit dem wandel der anschauungen auch an seinem werke zu bessern. Dass dadurch eine gewisse ungleichartigkeit, manchmal auch inkonsequenz in die darstellung getragen wird, ist begreiflich. Am meisten macht sich dies in der einleitung geltend, die die sprache als *'äusserungsform des denkenden geistes in artikulierten lauten'* definiert und die die abstufung von laut, wurzel, wort und satz in paralle setzt zu den entwicklungsmomenten des geistigen lebens: sinneseindruck, sinnliche wahrnehmung, innere anschauung, vorstellung, begriff. Auch in der historischen schilderung der entwicklung der deutschen schriftsprache finden sich einige punkte, die später vielleicht zu änderungen führen. S. 4 wird der flüssigere und melodischere zug der mittelhochdeutschen dichtersprache auf die rechnung der vermischung von ober- und niederdeutschen bestandteilen gesetzt, und s. 5 ist bei der stellung Luthers zur neueren schriftsprache das 'kanzleideutsch' zu eng als bayrisch-österreichisch dargestellt und von der wichtigen mittlerstellung Nürnbergs und seiner drucke gar nicht die rede.

Die gliederung des stoffes, die sich gleich geblieben ist, musste natürlich an mehreren punkten die freiere ausgestaltung neuerer ansichten erschweren. Das gilt vor allem von den tempus- und mehr noch von den modusformen, die in der syntax unter dem gesichtspunkt des mehrfachen satzes behandelt werden, wo sie doch gerade in der deutschen sprache nur zum geringeren teile hingehören. Immerhin ist anzuerkennen, dass durch verweisungen und zwischenbemerkungen manches erzielt wird.

Der erste teil: Lautlehre und orthographie wird den anforderungen am ungezwungensten gerecht. Wenn auch gleich der erste satz (*Jede lautsprache, also auch die deutsche, besteht aus wörtern*) das vocabularium in seiner unnatürlichen vorzugsstellung befestigt und die bedeutung der wortverbindungen unterschätzt, die doch auch lautlich sich geltend macht, so befriedigt doch die eigentliche darstellung durch verständlichkeit und im allgemeinen auch durch treffsicherheit. Manches dürfte schärfer herausgearbeitet werden, wie der gegensatz von kürze und länge der vokale; überhaupt ist die historische betrachtung der physiologischen erklärung vielfach voraus.

Der zweite teil, die wortlehre, fasst einen reichen stoff zusammen, der etwas lose zusammengefügt ist. Zwei abschnitte sind als system aufgeführt: system der grammatischen wortarten, system der grammatischen wortformen, welch letzteres die punkte vorwegnimmt, in denen syntax und formlehre sich berühren und bedingen. Daran schliesst sich als 'übersicht der grammatischen wortformen' die formenlehre. Den schluss macht die wortbildung. Hier ist gar manches irreführend, so gleich die gegenüberstellung: bildung der substantive durch ablautung — durch ableitung. Glücklich und knapp ist in der 'zusammensetzung mit partikeln' die frage der trennbarkeit behandelt. Die darstellung der syntax gewinnt über den rahmen des lehrbuches hinaus bedeutung durch die reichhaltigkeit der belege, die namentlich für die konjunktionen sehr erwünscht sind. Schade, dass die weitere ausnützung derselben durch den mangel an genaueren angaben erschwert wird.

An beispielen und belegen ist auch sonst kein mangel, eher manchmal des guten zu viel. Wenigstens scheint mir das verzeichnis der gebräuchlichsten fremd- und lehnwörter über das ziel hinauszugreifen. Eine zusammenstellung der lehnwörter allein hätte dem zweck besser entsprochen.

HALENSEE. HERMANN WUNDERLICH.

**A. B. Öberg**, Über die hochdeutsche passivumschreibung mit sein und werden. Historische darstellung. (Lunder dissertation.) Lund 1907. VIII, 112 s.

Der verfasser hat sich zur aufgabe gestellt, die gesamtentwicklung der mit *sein* und *werden* gebildeten passivformen vom gotischen zum althoch- und altniederdeutschen bis auf die neueste zeit darzulegen. Mit grosser sorgfalt und einem fleiss, der rückhaltlose anerkennung verdient, hat er aus allen perioden unserer sprache ein umfangreiches material nicht nur zusammengetragen, sondern auch verarbeitet. Auch da, wo ihm andere forscher schon vorgearbeitet hatten: Gering (Zfdph. 5, 408 ff.) und Streitberg (P.B.B. 15, 160 ff.) fürs gotische, Behaghel für den Heliand, Erdmann[1] für Otfrid, hat Ö. deren material einer nochmaligen prüfung unterzogen, es ergänzt und zu manchen stellen neue erklärungen gegeben, die für seine selbständigkeit und unbefangenheit ein gutes zeugnis ablegen. Am ausführlichsten behandelt Ö. das ahd., während er für die spätere zeit nur die neu auftretenden formen *ist — worden, ist — gewesen*, sowie die verwendung von *sein* für *werden* eingehend berücksichtigt.

Leider sind die vorzüge der arbeit durch eine gewisse unübersichtlichkeit beeinträchtigt; denn damit, dass die einzelnen sprachdenkmäler in ihrer zeitlichen reihenfolge behandelt sind, ist es nicht getan. Eine zusammenfassung der resultate entweder am schlusse jedes kapitels oder der ganzen arbeit oder eine knappe übersicht der historischen entwicklung hätte man wohl erwarten dürfen. Statt dessen gibt Ö. ein paar allgemeine bemerkungen in der einleitung, einige weitere am schluss, wieder andere an verschiedenen stellen des textes, wo der leser sie sich selbst zusammensuchen mag. Die wichtigsten ergebnisse seien hier zusammengestellt:

Für das gotische[2]: 1. Die mit *ist* umschriebene verbalform hat stets eine andere temporale bedeutung als das einfache hilfsverb (s. 4); sie hat den wert eines perfektums (s. 19).

2. Zwischen der umschreibung mit *was* und der mit *warþ* besteht kein prinzipieller unterschied (s. 19).

Für das ahd. und as.: 1. Bei Isidor und Tatian 'kann die verbindung *ist* + *part.* ein präsens oder ein perfektum sein, und dabei steht das perfektive part. in präsensbedeutung ebensogut wie das imperfektive in perfektbedeutung' (s. 25 und 53).

1) Löffler, Das passiv im Otfrid und Heliand; Cuny, Der temporale wert der passiven umschreibung im althochdeutschen; und Wilmanns, Deutsche grammatik III[1] sind nicht benützt worden, konnten vielleicht nicht mehr benützt werden. Diese entschuldigung gilt wohl nicht für den aufsatz Pauls, Die umschreibung des perfektums mit *haben* und *sein*, Abh. d. bayr. akad. bd. 22, den Ö. gleichfalls nicht zu rate gezogen hat, obgleich er namentlich für die prinzipielle auffassung der umschreibungen viel daraus hätte lernen können.

2) Ich werde mich im folgenden öfters auf diese resultate berufen.

2. Im Tatian sind die beiden passivumschreibungen 'beinahe vollständig gleichwertig' (s. 46).

3. Im Heliand dringt die beschränkung von *wesan* auf die vollendete und dauernde (imperfektive) handlung durch (s. 54).

Es wird keineswegs *wirdit, ward* aus der klasse der imperfektiva verdrängt; im gegenteil: *werden* wird das vorherrschende hilfsverbum im präs. und imperf. dieser verba, aber nicht das einzige wie in der klasse der perfektiva (s. 57).

Für das mhd.: Die mhd. passivumschreibung kommt im grossen und ganzen nicht über den standpunkt hinaus, der schon in der ahd. periode erreicht wurde. Neu und zunächst noch sehr selten sind die formen *ist — worden, ist — gewesen* (s. 68).

Für das nhd.: Mit dem ausgang des 16. jahrhunderts hat sich der gebrauch von *ist, war — worden* festgesetzt (s. 90).

Die historische darstellung ist in mehreren punkten anfechtbar. Schon die für das gotische (s. o.) aufgestellte behauptung 1 zeigt, dass Ö. sich des unterschiedes zwischen der got. umschreibung *ist + part.* und der heutigen *ist — worden* nicht recht bewusst geworden ist. Im got. lassen sich die formen *ist — part.* (von *was + part.* sehe ich zunächst ab) grösstenteils als resultatsbezeichnungen auffassen. Dasselbe gilt auch, wenn man vom präsentischen und futurischen gebrauch dieser umschreibung absieht, für das ahd. Die nhd. umschreibung mit *ist — worden* ist dagegen häufig, namentlich im süddeutschen sprachgebrauch, ein reines tempus praeteritum, das zur gegenwart in gar keiner beziehung zu stehen braucht. In den süddeutschen dialekten sind sogar (infolge des verlusts von *wurde, war*) *ist — worden* und *ist — gewesen* zu den einzigen[1] formen der passiven vergangenheit geworden. Dass Ö. hierin die dialekte völlig missversteht, zeigt seine bemerkung (s. 103 f.) zu einer stelle aus Rosegger, Das waldhaus: *'Mir sind sie begegnet', berichtete der holzer: 'er hat den hut tief im gesicht gehabt, aber ich habe ihn doch erkannt. Die hände sind ihm gebunden gewesen.' Sind gebunden gewesen* statt *waren gebunden*, meint Ö., stehe vermutlich deshalb, weil der deskriptive satz ein hauptsatz sei! Trotz diesem und ähnlichen fehlern möchte ich gerade den abschnitt über das aufkommen und die allmähliche verbreitung von *ist — worden, ist — gewesen* (s. 80 ff.) lobend erwähnen. Ö hat sich mit erfolg bemüht, die von Weigand (Zfda. 7) für diese neubildung beigebrachten belege zu ergänzen und ihre häufigkeit durch einige statistische angaben zu veranschaulichen. Das verhalten der verschiedenen sprachgebiete in dieser entwicklung lässt sich aus Ö.s darstellung freilich nicht erkennen.

Mit guten gründen nimmt Ö. gegen Gering und Streitberg an, dass im got. *was + part.* die perfektive passivische handlung der vergangenheit auszudrücken vermöge. Wenn er aber behauptet (s. o.), es sei kein 'prinzipieller unterschied' zwischen *was + part.* und *warþ + part.*, so geht dies zu weit; denn *was + part.* bezeichnet neben der perfektiven auch die imperfektive handlung der vergangenheit, sowie den aus der vollendeten handlung resultierenden zustand, *warþ + part.* nur die perfektive handlung der vergangenheit. Überhaupt hat Ö. bei der verbindung *werden + part.* nicht genügend auf den unterschied der aktionsarten geachtet. Seit wann *werden* auch mit imperfektiven verben (s. o. ahd. 4.) verbunden wird, ist aus seiner arbeit nicht ersichtlich; ursprünglich ist diese verbindung jedenfalls nicht.

1) natürlich nur im indikativ.

Zum schlusse noch zwei einzelheiten. Folgende beide behauptungen scheinen mir sich zu widersprechen: S. 27 '. . . bei Isidor wie bei den anderen ahd. übersetzern ist die wahl der einen oder der anderen hilfsverbform (*ist* und *ward*) sehr willkürlich'; und s. 34 'Die untersuchung der Isidorischen passivformen hat gezeigt, dass sie keineswegs willkürlich ohne jeglichen tempusunterschied gebraucht werden.'

Ungeschickt ist die art, wie Ö. (s. 108) die temporale bedeutung der nhd. umschriebenen zeitformen in einem schema zusammenzufassen sucht. Er wählt nämlich als beispiel eines perfektiven verbums 'einschliessen' und gibt an '*wird* oder *ist eingeschlossen*' bedeute die dauernde handlung in der gegenwart. Dies trifft zu für einen satz wie *das dorf ist* (*wird*) *von bergen eingeschlossen*. Aber hier ist doch 'eingeschlossen' nicht perfektiv. Wie käme überhaupt ein perfektives verbum dazu, eine dauernde handlung auszudrücken?

Trotz diesen mängeln und versehen besitzt Ö.s arbeit einen unbestreitbaren wert. Sie mag wohl in einzelnen teilen noch der berichtigung und ergänzung bedürfen, aber als gesamtdarstellung der deutschen passivumschreibung wird sie auf einige zeit genügen.

BASEL. KARL JOST.

---

**H. Ernst Fischer** [dr. phil.], Kants stil in der kritik der reinen vernunft nebst ausführungen über ein neues stilgesetz auf historisch-kritischer und sprachpsychologischer grundlage. ['Kantstudien.' Ergänzungshefte, im auftrag der Kantgesellschaft herausgegeben von H. Vaihinger und B. Bauch. Nr. 5.] Berlin, Reuther & Reichard 1907. VIII, 136 s. 4 m.

Unter lautem aufgebot psychologischer und völkerpsychologischer gesetze und methoden schickt der verfasser sich an, die stilistischen eigenheiten Kants in der Kritik der reinen vernunft aufzuzeigen und zu deuten, um am ende nach weit abschweifenden, doch auch wieder zu Kant zurückführenden exkursen, die neue 'stilgesetze' zu fundieren versuchen, angesichts der komplexion der individualpsychologischen voraussetzungen stilistischer produktion an der lösung seiner aufgabe zu verzweifeln und auf ein ahnendes nachfühlen sich zu beschränken. In der erkenntnis, dass die psychologische nicht die alleinseligmachende methode ist, sondern die philologisch-historische sich ihr zu verbinden hat, lässt der verfasser notgedrungen in jedem falle der psychologischen eine philologische interpretation der zur diskussion stehenden probleme voraufgehen. Im ersten kap. bietet er zunächst einen 'tabellarisch-statistischen überblick über vorkommen und verbreitung von wortbildungs- und satzbildungseigenheiten in der Kr. d. r. v.', die dann in einem zweiten und dritten kap. einer philologisch-historischen und psychologischen interpretation unterworfen werden. Es zeigt sich, dass der verfasser Wundt mit eifer studiert hat und nicht ungeschickt ist in der anwendung psychologischer gesetze auf die konkreten einzelheiten des Kantischen stils. Doch auf philologischem gebiete bewegt er sich mit der unsicherheit des neulings, dem noch nicht einmal die grammatische terminologie geläufig ist. Die psychologische interpretation gibt dem verfasser anlass zu einem verdienstvollen, wenn auch nicht erschöpfenden versuch, einen überblick über die theorien der satzperiode in den 'letzten fünfviertel jahrhunderten' zu bieten.

wobei er gegenüber dem fast ausschliesslich vertretenen logischen wieder und wieder den psychologischen standpunkt vertritt (viertes kap.). Das fünfte kap.: 'Das grundgesetz des periodenbaues' enthält nun die eigentlichen 'entdeckungen' des verfassers. 'Wir gehen davon aus, dass wir eine einheitliche gesamtvorstellung, das psychologische substrat eines satzes, durch ein einfaches buchstabensymbol wiedergeben können. Wie die sätze, und speziell die sätze einer periode, sich der aufmerksamkeit darbieten, bilden sie eine reihe, in der zwischen je zwei gliedern mannigfache beziehungen herrschen können; wir können eine solche reihe durch eine reihe von symbolen (H für einen hauptsatz, $n_1$, $n_2$ . . . für nebensätze) veranschaulichen' (s. 73). 'Bei allen stilistisch zulässigen satzstellungen können die buchstabensymbole, die die einzelnen sätze repräsentieren, mit ihren syntaktischen bindezeichen in einer geraden, linear angeordnet werden. Bei stilistisch unzulässigen stellungen ist diese lineare anordnung der symbole bezüglich ihrer bindezeichen nicht möglich' (s. 74). An sich nicht übel, doch was leistet dies 'lineargesetz' gegenüber dem Kantischen stile? Nicht viel, denn: 'Wenn wir in der Kr. d. r. v. alle jene stellen tilgten oder abänderten, die gegen das lineargesetz verstossen, so würde damit erst das wenigste gebessert und die lektüre des werkes kaum wesentlich erleichtert sein. Neben der unübersichtlichkeit, der irreführenden anordnung der sätze, macht sich die unüberschaubarkeit geltend, die hervorgerufen wird durch syntaktische verkoppelung zu vieler, wenn auch linear angeordneter sätze' (s. 85). Schmiedet man gesetze, damit sie bei der probe sich nicht bewähren? Lieber konstatiert man ohne entdeckermiene die einfache tatsache und stürzt sich nicht in unkosten.

Die erörterung des umfangs der 'periode im weiteren sinne' führt den verfasser zur anwendung von ergebnissen der experimentalpsychologie, um den umfang der aufmerksamkeit festzustellen. Die höchstzahl der in einem gegebenen moment erfassbaren eindrücke beträgt auf grund experimentalpsychologischer untersuchungen sechs. Indem der verfasser dies gesetz, das von einfachen sinneseindrücken gilt, auf die viel komplizierteren satzvorstellungen überträgt, den 'maximalwert der aufmerksamkeit als eine allgemeine eigenschaft des bewusstseins' erklärt, gelangt er zu dem ergebnis: 'Mehr als sechs sätze dürfen parataktisch-konjunktionell nicht aneinandergereiht werden' (s. 87). Da das gesetz der sechszahl nur für parataktische gliederungen giltigkeit hat, versucht der verfasser den umfang hypotaktisch angelegter perioden mit hilfe eines anderen gesetzes zu bestimmen: des gesetzes der drei stufen: 'Intensitäten der empfindung, so formuliert Wundt dieses gesetz, können überall leicht empfunden werden, solange es sich um drei gegenüber irgendeiner ausgangsempfindung abgestufte grade handelt' (s. 89). Trotz der erkenntnis, dass von einfachen sinnesempfindungen bis zur psychischen erfassung komplizierter vorstellungsinhalte 'ein gewaltiger schritt' sei (s. 90), wagt es der verfasser, das dreistufengesetz unter berufung auf seine satzsymbole auf rein geistige vorgänge anzuwenden. Also: indem ich die komplizierten bewusstseinsinhalte eines satzes auf ein lautsymbol, einen buchstaben abziehe, gelange ich — nach Fischer — wieder zu 'einfachsten eindrücken', die denselben gesetzen unterliegen wie einfache sinneseindrücke (s. 90)! In der tat ein 'einfaches' verfahren, das nur zu sehr zu vergleichen aus einem der wissenschaft sehr fernliegenden gebiete herausfordert. Trotzdem gelangt der verfasser zu einem resultat, das man anerkennen kann, wenn man auch die art seiner begründung verwerfen muss: 'Die dreistufige satzgliederung ist uns in ihrem schematischen grundriss auf einmal erfassbar, eine vierte abstufung können wir nicht mehr sofort in ihren wechselseitigen beziehungen einordnen' (s. 91).

Dazu hätte es vielleicht eines solchen aufgebotes nicht bedurft, und man muss sagen, dass eine feststellung von stilgesetzen auf experimentalpsychologischer grundlage auch auf experimentalpsychologischem wege, d. h. durch eigens zu diesem zwecke angestellte versuche, gewonnen werden will und kritiklose übertragung ohne wissenschaftlichen wert ist, wenn auch zufällig einmal ein annehmbares resultat dabei herauskommen sollte.

Bei der erörterung der entstehungsbedingungen des Kantischen stiles, die das letzte kap. behandelt, glaubt der verfasser zwischen der forderung Buffons nach einer stilistischen physiognomik des individuums und dem gänzlichen verzicht Wackernagels auf die möglichkeit einer erforschung der 'subjektiven seite' des stils 'ein gebiet abstecken zu sollen, innerhalb dessen eine wissenschaftliche betrachtung der ursachen des individuellen stils mit unseren mitteln möglich erscheint' (s. 108). Leider spricht, was verfasser zutage fördert, mehr zugunsten Wackernagels als Buffons. Er diskutiert im besonderen die häufungen von satzbildungs- und ausdruckseigenheiten: eine entstehung auf apperzeptivem wege abweisend, sucht er sie aus assoziativen bedingungen herzuleiten, derart, dass er die häufungen nicht gerade als 'triebhandlungen', d. h. völlig passive bewusstseinsvorgänge, 'doch als eine willkürhandlung mit rein passivem ausgange, eine willkürhandlung, die assoziativ entschieden wird' (s. 122), auffasst und charakterisiert. Freilich muss der verfasser wiederum zugeben, dass diese stilistischen erscheinungen damit noch nicht erklärt sind, da sie mit rein assoziativen vorgängen weiter nichts als das moment der passivität gemeinsam haben. So ist er am ende froh, wenn er in den häufungsstellen die einzige tatsache konstatieren kann, 'bei der wir wenigstens mit wahrscheinlichkeit die unmittelbare einwirkung einer allgemeinen psychologischen bedingung auf den stil Kants aufzeigen können, und bei der wir mit gewissheit die beteiligung historischer einflüsse ausschliessen können' (s. 129). Doch das ziel der untersuchung war ein anderes: die faktoren einer individuellen bewusstseinsentwicklung als stilistisch wirksam zu erweisen. Wie steht der verfasser am ende zu diesem problem? Er bekennt offen: Ignorabimus! Das verdienst hat der verfasser auf jeden fall, gezeigt zu haben, wie man sein problem nicht löst. — Alles in allem: Fischer ist mit scharfsinn, aber unvollkommenem rüstzeug an eine interessante aufgabe gegangen, die er jedoch zu ungenügend vorbereitet hat, um zu einigermassen gesicherten resultaten zu gelangen, der er aber vielleicht gewachsen sein wird, wenn er seine philologische bildung vervollkommnet, die vorhandene literatur besser berücksichtigt und seinem nachdenken ein breiteres material, als das aus der Kr. d. r. v. I. auflage gewonnene, zugrunde legt.

KIEL. C. MEYER.

---

**Friedrich Ausfeld**, Die deutsche anakreontische dichtung des 18. jahrhunderts. Ihre beziehungen zur französischen und zur antiken lyrik. Materialien und studien. [Quellen und forschungen zur sprach- und kulturgeschichte der germanischen völker. Bd. CI.] Strassburg, Karl J. Trübner 1907. VIII, 165 s. 4 m.

Ausfelds dissertation verdankt ihre entstehung der preisaufgabe, die die Strassburger philosophische fakultät für das jahr 1900 gestellt hatte. Dass die formulierung des themas das zu bearbeitende gebiet nicht weiter beschränkte, er-

klärt sich wohl aus der richtigen erkenntnis, dass in dieser frage noch so ziemlich alles zu tun sei, und dass daher jeder versuch, zu einem greifbaren resultat zu gelangen. mit freuden zu begrüssen sei. Ausfeld hat demgemäss seine untersuchung auch mutig auf breitester basis begonnen.

Nach einem einleitenden bericht über die geschichte der französischen gesellschaftspoesie, der darum besonders verdienstlich ist, weil dieser gegenstand im zusammenhang noch nicht behandelt worden ist, hat er in zwei wohl disponierten kapiteln alle ihm auffindbaren parallelen zwischen deutscher anakreontik und französischer gesellschaftspoesie einerseits, der dichtung der συμποσιακὰ ἡμιάμβια andererseits fleissig zusammengetragen. Ob eine derartige, gleichsam wörtliche beantwortung der preisaufgabe im sinne der themasteller war, lässt sich vielleicht bezweifeln. Tatsache ist, dass Ausfeld durch diese trennung beständig zu ungeschicklichkeiten verleitet wird. Immer wieder sieht er sich gezwungen, bei aufzählung der übereinstimmenden motive des ersten kapitels zu erklären, dass sie eigentlich in das zweite kapitel gehörten. Er scheint ganz übersehen zu haben, dass er, wenn er sich nun einmal auf das sammeln von parallelen beschränken wollte, zum mindesten drei zettelkasten hätte aufstellen müssen: den ersten für französisch-deutsche, den zweiten für griechisch-französisch-deutsche und den dritten für griechisch-deutsche motive. Wäre Ausfeld auf diesen ausweg verfallen, wer weiss, ob nicht das von ihm so fleissig zusammengetragene material selber etwas formvollere gestalt angenommen hätte. So aber bleibt seine arbeit leider völlig im rohen stecken. Er kommt weder zu einem schluss noch zu einem ende. Dass seine materialsammlung nicht auf vollständigkeit anspruch machen kann, ja dass eine vollständigkeit in dem von ihm gedachten sinne eigentlich unmöglich ist, erklärt er gelegentlich selbst. Leider aber verzichtet er auch darauf, das material irgendwie auszubeuten. Weder erhält das bild der deutschen anakreontik für uns eine ausgeprägtere physiognomie, noch sehen wir unsere kenntnis sonst irgendwie wesentlich gefördert.

Dieser mangel macht sich um so peinlicher fühlbar, als Ausfeld zu anfang seines ersten kapitels, wo er gleichsam exponierend seinen faden anzuspinnen beginnt, einen sehr glücklichen anlauf nimmt. Ja, in unvorsichtiger kühnheit stellt er sogar die an sich nur zu richtige behauptung an die spitze, dass die 'philologische wissenschaft' die aufgabe, 'die literatur eines volkes im zusammenhang mit seiner kulturellen und politischen entwicklung verstehen zu lehren, bis heute noch nicht völlig erfüllt' habe (s. 29). Freilich bemerkt man bei näherem zusehen sehr bald, dass das, was in diesen 'vorbemerkungen über die gesellschaftsdichtung in Deutschland' erfreuliches geboten wird, in der hauptsache den vorarbeiten anderer zu verdanken ist. Schon im zweiten abschnitt aber versinkt der verfasser in den tiefen des zettelkastens. Und er weiss sich selbst da nicht aus ihnen herauszuretten, wo es die reizvolle aufgabe gilt, anakreontik und schäferdichtung genauer gegeneinander abzugrenzen. Dass dabei gelegentlich auch motive gesammelt und als charakteristika der anakreontik ausgegeben werden, die sich in der vorangehenden literaturepoche schon ebensogut aufweisen lassen (so z. b. die s. 39 hervorgehobene 'apologetische tendenz' in bezug auf 'lebensgenuss'), ist bei einer erstlingsarbeit vielleicht nicht allzu verwunderlich. Das zweite kapitel liefert ein etwas geschlosseneres bild als das erste, schon insofern, als die poesie der συμποσιακὰ ἡμιάμβια schärfere züge trägt als die französische gesellschaftsdichtung. Auch ist der verfasser hier weniger gezwungen, beständig in das andere kapitel hinüberzuschielen. Es lässt sich daher die frage aufwerfen, ob es nicht vielleicht trotz allem rätlicher gewesen wäre, beide

kapitel wenigstens umzustellen. Zum mindesten würde der gang der untersuchung dann dem schlussergebnis besser entsprochen haben, zu dem Ausfeld seine erkenntnis am ende kurz zusammenfasst: 'Die anakreontik resultiert teilweise aus dem humanistischen interesse, das seit dem 16. jahrhundert auch in Deutschland erwachte. Der wichtigste faktor ihrer gesamten entwicklung und gestaltung ist jedoch die einwirkung der seit der renaissance aufblühenden französischen poesie, von der ein nicht unwesentlicher teil gleichfalls anakreontisch war und das verständnis für die griechischen lieder in Deutschland vorbereitete' (s. 144).

In den letzten abschnitten seiner beiden kapitel kommt Ausfeld auch auf vergleichspunkte der stilistischen und metrischen ausgestaltung zu sprechen, leider weit weniger eingehend als bei den inhaltlichen parallelen. Charakteristische metrische übereinstimmungen zwischen französischer gesellschaftspoesie und deutscher anakreontik werden überhaupt kaum mit einem worte berührt. Es ist das um so bedauerlicher, als die form der ganzen untersuchung durchaus den eindruck erweckt, als ob des verfassers individuelle begabung ihn auf fragen mehr formaler natur geradezu habe hinweisen müssen. Wie wenig aber der verfasser sich auf seinen vorteil versteht, beweist der umstand, dass er einen neudruck von Bodmers polemischem artikel 'Von den grazien des kleinen' (1769), mit dem Bodmer der anakreontik den letzten stoss versetzte, seiner arbeit im anhang beigefügt hat. Aus diesem musterstück grosszügiger charakterisierungskunst hätte Ausfeld lernen können, das wesen einer geistigen erscheinung im kern zu erfassen. Statt dessen hat er zur illustrierung der Bodmerschen charakteristik alle stilistischen wendungen, die sich als merkmale jener 'kleinen manier' deuten lassen, aus Jakobis gedichten ausgezogen.

Es wäre überaus erfreulich, wenn das von Ausfeld so fleissig gesammelte material bald weitere verwertung fände.

TÜBINGEN. F. ZINKERNAGEL.

---

**Rud. Ideler,** Zur sprache Wielands. Sprachliche untersuchungen im anschluss an Wielands übersetzung der briefe Ciceros. Berlin, Mayer und Müller 1908. VIII, 121 s. 2,40 m.

Der autor dieser materialsammlung hat die absicht zu zeigen, 'inwieweit die sprache Wielands in seiner Cicero-übersetzung von der heutigen schriftsprache abweicht, welche wandlungen der sprachgebrauch (?) innerhalb von (!) hundert jahren durchgemacht hat (s. 5)'; ein versuch, der andererseits notwendig als ein beitrag zur charakteristik der Wielandschen sprache erscheinen müsse. Zu diesem behufe hebt der verfasser – von der unschuld des kapitels 'Lauteigenheiten' sei geschwiegen – aus der übersetzung die vom heutigen sprachgebrauch abweichenden eigenheiten des wortschatzes und der syntax aus und reiht sie schematisch aneinander, wobei denn bedeutung und funktion des wortmaterials auf der folie des lat. textes freilich hervortreten. Im übrigen aber sieht man, diese 'methode' zeichnet sich durch denkbar grösste einfachheit aus, und man könnte hienach ernstlich befürchten, es möchte dem verfasser die tatsache entgangen sein, dass erstens doch ein unterschied besteht zwischen der sprache Wielands und der seiner zeit und dass zweitens die sprache Wielands in den verschiedenen stadien ihrer entwicklung selber verschieden aussieht. Dies ist jedoch mit nichten der fall. Vielmehr meint verfasser, jene tat-

sache sei freilich zu 'beachten', und zur erkenntnis des zweiten punktes werde man wegen des hohen lebensalters Wielands durch eigene 'überlegung' geführt. Wenn diese erkenntnis als resultat der überlegung gewiss sehr erfreulich ist, so wäre es doch noch schöner gewesen, der verfasser hätte diesen wissenschaftlichen grundsatz, sowie die einsicht, dass zu scheiden ist zwischen dem, was Wieland und was der zeit gehört, auch in seiner arbeit fruchtbar gemacht. So bleibt nur eine gewissenhafte materialsammlung, die dem geschichtschreiber wohl einiges nachschlagen ersparen kann, bis die neue Wielandausgabe der Berliner kommission sie ergänzt haben wird.

KIEL. CARL MEYER.

---

**Karl Freye**, Jean Pauls Flegeljahre. Materialien und untersuchungen. (Palästra, herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt. LXI.) Berlin, Mayer und Müller 1907. 305 s. 8,60 m.

Je mehr wir erkennen, dass wir die grossen dichterischen erzeugnisse in erster linie als die spiegelbilder des kampfes nach gesicherter weltanschauung anzusehen haben, desto mehr muss es uns locken, nun auch im einzelnen zu verfolgen, auf welchem wege der dichter seiner jeweiligen vorstellungswelt zum ausdruck zu verhelfen strebt. Jean Paul wird hierbei immer wieder zur illustration herangezogen werden. Kein zweiter geht so absonderlich zu werk wie er, aber auch kein zweiter lässt uns durch die fülle des überlieferten studienmaterials in die eigenart seines verfahrens so offen hineinschauen wie er. Nur scheint es nicht gerade leicht, sich in diesem material nun auch wirklich zurechtzufinden. Wollte man freilich des dichters erstem biographen, seinem neffen Spazier, aufs wort glauben, so begriffe man nicht, warum die forschung nicht schon längst dieses kostbare material mehr ausgebeutet hat. Denn seine unterscheidung von 'studienheften' und 'arbeitsbüchern' soll uns doch wohl glauben machen, dass es sich hier um die niederschläge zweier genau unterscheidbaren entwicklungsphasen der einzelnen dichtungen handle. Und selbst Joseph Müller, der im Euphorion (VI, 548 ff., 721 ff.; VII, 61 ff., 291 ff.) über 'Jean Pauls literarischen nachlass' ausführlich berichtet hat, erweckt durchaus den anschein, als ob die heranziehung dieses ganzen apparates keine allzu grossen schwierigkeiten biete.

Allein schon Ferdinand Joseph Schneider, der verfasser von 'Jean Pauls altersdichtung Fibel und komet' (Berlin 1901) und 'Jean Pauls jugend und erstes auftreten in der literatur' (Berlin 1905), musste erfahren, dass diese einladenden berichte mehr sirenengesängen glichen. Es zeigte sich ihm, dass das überlieferte material keineswegs so leicht benutzbar wäre, dass im gegenteil ein förmlicher schlüssel dazu gehöre, um sich hindurchzufinden.

Nichtsdestoweniger aber hat er sich tapfer hindurchgearbeitet und es so auch zuwege gebracht, uns ein gut orientierendes bild von des dichters arbeitsweise zu entwerfen.

Karl Freye ist der erste, der ihm auf diesem wege gefolgt ist. Er sucht über seinen vorgänger hinauszukommen, indem er bewusster als Schneider seine untersuchung fast ausschliesslich auf des dichters arbeitsweise einstellt. Und wohl aus diesem grunde hat er zum ausgangspunkt seiner untersuchung denjenigen roman Jean Pauls gewählt, der, wie es scheint, den kompliziertesten entwicklungsgang

durchlaufen hat, die 'Flegeljahre'. Dass sein buch dadurch lesbarer geworden wäre als dasjenige Schneiders, lässt sich nun freilich nicht behaupten, wenn er auch, wie anerkannt werden muss, alles getan hat, um den leser in den stoffmassen nicht versinken zu lassen. So hat er z. b. der besseren übersicht wegen in einem eingangskapitel die resultate seiner arbeit in aller kürze zusammengefasst. Auch hat er sich in den einzeluntersuchungen eigener reflexionen möglichst enthalten, um sie sich für einen zweiten teil aufzusparen.

Wie Schneider, so folgt auch Freye in erster linie — die briefe besagen leider sehr wenig — den angaben des 'vaterblattes', da die vom dichter hier aufgezeichneten 'arbeitsperioden' ihm auch die verschiedenen phasen der inneren entwicklung zu repräsentieren scheinen. Die ergebnisse seiner untersuchung bestätigen diese voraussetzung *anscheinend* auch vollkommen. Denn ob die einzelnen partien des studienmaterials den verschiedenen arbeitsperioden nun auch wirklich richtig zugeordnet sind, vermag höchstens der zu beurteilen, der das handschriftliche material aus eigener anschauung genauer kennt. Sehr bedauerlich dagegen bleibt der umstand, dass Freye darauf verzichtet hat, die sammelbücher des dichters nach verwerteten motiven zu durchsuchen. Hätte er diese arbeit geleistet — dass sie keine einladende war, glauben wir gerne —, so hätte seine untersuchung um das doppelte und dreifache an wert gewonnen. Denn so werden wir uns doch immer wieder fragen, ob der erfolg der aufgewandten mühe wert gewesen. Was nützt es uns, das langsame entstehen einer dichtung zu verfolgen, wenn nicht das interesse an der dichterischen konzeption uns in erster linie hierbei leitet? Gerade bei der ausgeprägten individualität Jean Pauls wäre die frage nach dem künstlerischen *schauen* wichtiger gewesen als die nach dem mehr verstandesmässigen *gestalten*.

Für diesen mangel vermag selbst das nicht zu entschädigen, was Freye im zweiten teile seiner arbeit uns bietet, obgleich gerade hier manches wertvolle zu finden ist. Um den Flegeljahren die richtige beleuchtung zu geben, sucht er zunächst zu zeigen, wie unähnlich trotz aller ähnlichkeiten dieses werk den übrigen romanen des dichters gegenüber erscheine, und wie die innere reife des menschen und künstlers diese gegensätzlichkeit bedinge. Alsdann folgt erst die eigentliche verwertung der im ersten teil gewonnenen resultate. Sie ist vom verfasser nicht ohne geschick durchgeführt. In durchaus richtiger würdigung des wesentlichen ordnet er das gefundene in einzelne kapitel und bringt hierbei eine ganze reihe überaus feiner bemerkungen, so z. b., um nur eine anzuführen, wenn er im sechsten kapitel darauf hinweist, dass unserem dichter 'das epische behagen' fehle. Gleichwohl ersteht auch hier von neuem die frage, ob innerhalb der grenzen, die Freye sich gezogen, sich wirklich das leisten lässt, was hier notwendig geleistet werden müsste. Die freiwillig auferlegte beschränkung betrügt den verfasser auch hier um den erfolg. Die alte erkenntnis, dass die beständige wiederholung der bereits verwerteten motive das hauptcharakteristikum der dichtweise Jean Pauls darstellt, macht es ohne weiteres einleuchtend, dass die beschränkung auf die entstehungsgeschichte eines werkes an der wichtigsten frage überhaupt vorbeigeht, an der frage, wo wir den zielpunkt des künstlerischen ringens bei Jean Paul überhaupt zu suchen haben. Am wenigsten aber dürfte eine solche beschränkung bei demjenigen werke am platze sein, das nach des dichters eigenem bekenntnis gleichsam als supplement zu seinem 'Titan' entstanden ist. Zwar soll keineswegs geleugnet werden, dass Freye häufig genug diesen zusammenhang berührt. Noch weniger soll verkannt werden, dass er überhaupt der kernfrage ziemlich nahe kommt, wenn

er z. b. in dem mehr einleitenden ersten kapitel des zweiten teils des dichters erfolgreiches streben nach objektivität nachdrücklich betont. Aber selbst wenn er diese und ähnliche punkte noch eingehender behandelt hätte, die richtlinie in Jean Pauls schaffen wäre dadurch doch noch nicht zum vorschein gekommen, denn dem widerspricht die ganze anlage der arbeit. Auf diese richtlinie aber scheint es mir bei einer untersuchung, die die arbeitsweise eines dichters ergründen will, in erster linie anzukommen. Denn wäre der verfasser dieser aufgabe wirklich gerecht geworden, dann hätte er das grosse verdienst für sich in anspruch nehmen dürfen, die künstlerische eigenart Jean Pauls uns wirklich erschlossen zu haben. Wir würden dann endlich einmal klar erkannt haben, wo denn nun in aller welt dem einstigen stets verneinenden spötter die schönheit der welt aufgegangen ist. Wir kämen zum richtigen verständnis des dichterisch wertvollen in Jean Pauls schaffen und fänden uns in den absonderlichkeiten seines inneren stils um so leichter zurecht. Dass es dem jungen verfasser um diese einsicht letzten endes wirklich zu tun war, lassen die andeutungen seines vorworts sehr wohl vermuten. Es wäre daher durchaus zu wünschen, dass er den faden nicht wieder fallen liesse.

TÜBINGEN. F. ZINKERNAGEL.

---

**J. Erdmann**, Eichendorffs historische trauerspiele. Eine studie. Halle, Niemeyer 1908. XII, 123 s. 3 m.

Die arbeit schreitet nach einigen worten über Eichendorffs tätigkeit als dramatiker zu sorgfältiger, etwas pedantisch durchgeführter analyse des 'Ezzelin von Romano' und des 'Letzten helden von Marienburg' vor. Die historischen vorlagen und die literarischen vorbilder werden auf ihre beziehung zu handlung und charakteren befragt, wobei er sich im ganzen von der manie, überall anlehnungen zu wittern, freihält, viele aber (z. b. s. 50, vielleicht auch s. 63 anm.) glücklich aufdeckt. Alsdann erfolgt ein nicht sehr ergiebiges kapitel über die technik und ein drittes, in dem des dichters theorie an seine praxis gehalten wird; urteile der zeitgenossen und nachweise anderer behandlungen derselben stoffe sind angehängt.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

---

**Saladin Schmitt**, Hebbels dramatechnik. (Schriften d. lit.-histor. gesellsch. Bonn, herausgegeben von B. Litzmann). Dortmund, Ruhfus 1907. 112 s. 2.20 m.

In dieser schrift eines tüchtigen, ruhig auf die sache gehenden anfängers wird ein wichtiges problem angerührt, leider aber eben nur angerührt: die frage, in welchem verhältnis bei Hebbel die dramatische praxis zur theorie steht. Nur einmal, bei der besprechung des 'stimmungsgehaltes der szene' (s. 94), merkt der verfasser an, dass die 'Genoveva' den anforderungen des dichters noch nicht entspricht. Aber die nuancierung der charaktere wird (s. 74) einfach mit ein paar anfechtbaren beispielen im sinne Hebbels illustriert, denen doch recht viele gegenüberzustellen wären, in denen der redestil der figuren nicht genügend dramatisch individualisiert ist (z. b. in den komödien!); und die letzten worte des schriftchens ignorieren mit ihrer allgemeinen anerkennung der monologe Hebbels die am häufigsten und schärfsten (seit Otto Ludwig!) gegen den dichter erhobenen einwürfe.

Schmitts methode ist aber die, dass er in ruhiger klarheit auseinandersetzt, welche mittel der dramatiker braucht, um den stoff zu formen — wobei der begriff der form in selbständiger gliederung bis ins einzelne verfolgt wird —, dann hiefür aussprüche Hebbels (leider ohne genaueres zitieren) angibt und sie drittens durch beispiele aus der praxis illustriert. Da nun aber Hebbels anforderungen vielfach eben einfach die des dramatikers sind, so wird zwischen dem allgemein herrschenden und dem ihm eigentümlichen schema kaum irgendwo unterschieden; und da natürlich beispiele des gelingens stets aufzuweisen sind, erhalten wir mehr eine allgemeine technik des dramas, an Hebbel erläutert, als eine darstellung seines verfahrens. Es ist eine art seitenstück zu Wunderlichs 'Kunst der rede, aus Bismarcks reden dargestellt'; die dankbare aufgabe einer empirischen und genetischen gesamtdarstellung von Hebbels verfahren bleibt Sch. uns schuldig.

Geringer schlage ich das bedenken an, dass der verfasser auf die starke und wertvolle literatur zu der frage nicht mit einem wort rücksicht nimmt; Scheunert, Poppe, Gr. Schwerin u. a. scheinen für ihn so wenig zu existieren wie die Shakespeareliteratur für den armen Mann aus dem Toggenburg. Aber ein resolutes absehen von aller literatur 'über' ist wohl verzeihlich, wo nur, wie hier, aus guter beobachtung selbständiges zutage gefördert wird. Dahin rechne ich z. b. die grundlegenden ausführungen über die 'parallelhandlungen' (s. 32 f.), über die als reagensmittel benutzten gegenstände (s. 71), das bewusste ablenken (s. 79), die technik der steigerung (s. 88).

Eine ungemein störende eigentümlichkeit ist die scheinbar ganz nebensächliche, dass der verfasser jeden einzelnen vers in gänsefüsschen setzt, wodurch der fluss der rede in unerträglicher weise vernichtet wird. Man muss sich immer erst wieder daran erinnern, dass diese zeilen éinem sprecher angehören:

'Die zeit ist um, wo der befleckte ball'
'Der erde neu verkündigt werden muss',
'Wenn nicht der donner aus der hand des herrn,'
'Die sich schon hob, zermalmend fallen soll.'

Wenn die literarhistorische gesellschaft das tüchtige mitglied nicht bibliographisch beraten wollte, konnte sie es nicht wenigstens vor dieser sinneswidrigen äusserlichkeit behüten?

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Heinrich Laubes ausgewählte werke in 10 bdn. Herausgegeben von **H. H. Houben.** Mit 2 bildnissen, einem briefe als handschriftenprobe und einem namens- und sachregister. — Leipzig, M. Hesse. Broch. m. 7.50, in 5 leinenbdn. m. 10, feine ausg. m. 15, lederausg. m. 20.

Man hat einst den Cottaschen verlag verspottet, weil er den erzbischof Pyrker unter die deutschen 'klassiker' einzuschmuggeln versuchte. Der rührige Leipziger verlag von Max Hesse trägt sich nicht mit solchen ambitionen; aber seine sammlung an ausgaben deutscher schriftsteller der 19. jahrhunderts fängt sichtlich an, auf die literarische kenntnis des grösseren publikums einen merkbaren einfluss auszuüben. Unzweifelhaft wird durch die aufnahme Laubes in diesen bereich auch der berühmteste Burgtheaterdirektor ein schriftsteller werden, dessen kenntnis zur 'allgemeinen bildung' gehört.

Hierzu trägt nun die lebendig geschriebene einleitung Houbens sicher ihr gut teil bei; hat er sich doch nach und nach wohl zum genauesten kenner jungdeutscher einzelheiten und persönlichkeiten entwickelt, während eine gesamtauffassung dieser bewegung ihm aus seinen zahlreichen studien und veröffentlichungen noch nicht aufgegangen ist. Wäre das der fall, so würde wohl auch die (neben den 'Karlsschülern') 'jungdeutscheste' leistung Laubes in der auswahl nicht fehlen. das 'Junge Europa' hätte mindestens durch proben vertreten sein müssen. Ebensowenig durften die 'Reisenovellen' völlig fehlen; und selbst aus der 'Geschichte der deutschen literatur' wäre ein oder der andere abschnitt so unentbehrlich, wenn man Laubes stellung innerhalb jener tendenzen beurteilen will, wie die einleitung zu Heinses schriften. Freilich weiss ich nicht, ob H. nicht vielleicht hier durch die früheren verleger beschränkt wurde — er macht selbst darauf aufmerksam, dass Laube. 1884 gestorben, noch nicht 'frei' ist und also verhandlungen mit ihnen nötig waren; ich glaube aber nicht, dass gerade für jene werke hieraus schwierigkeiten erwachsen wären. Weniger vermisse ich den grossen roman, dessen fehlen Minor besonders gerügt hat: den 'Grossen krieg'.

Als schriftsteller kommt L. vor allem als dramaturg und kritiker, nächstdem als dramatiker in betracht. Diese beiden seiten bringt die ausgabe vortrefflich zur anschauung. Sie enthält die 'Briefe über das deutsche theater', die drei theatergeschichten, die autobiographischen schriften, denen ich noch das 'Erste deutsche parlament' angegliedert hätte, ferner 'Rokoko', 'Struensee', 'Gottsched und Gellert', 'Die Karlsschüler', 'Graf Essex', dazu noch die vorrede zu 'Monaldeschi.' Das erste habe ich mich besonders gefreut hier zu treffen; es ist wenig bekannt — ich hatte es auch noch nie gelesen — und gibt zu Brachvogels Pompadourdrama 'Narciss' eine vortreffliche ergänzung. Die andern sind als rechte paradigmata des 'Burgtheaterstücks', der vereinigung von französischer mode mit jungdeutscher tendenz. unentbehrlich und werden weiten kreisen die voraussetzungen des 'neuen dramas' erst verständlich machen.

Den schluss bildet die novelle 'Louison', die gewissermassen zu den theatergeschichten gehört, weil Katharina Schratt als Modell gedient haben soll; doch trägt sie zur charakteristik Laubes weniger bei, als etwa das 'Jagdbrevier' getan hätte.

Ein ungemein gründliches sach- und namenregister, des bibliographen Houben würdig, steht zuletzt und erhöht die brauchbarkeit der ausgabe, die in bezug auf die auswahl vielleicht nicht allen ansprüchen genügt, jedenfalls aber doch ausreicht, um eine bedeutsame individualität der lebendigen kenntnis unserer zeit wiederzugewinnen. Von dem gesunden realismus und der welterfahrenen nüchternheit des grossen dramaturgen und ausgezeichneten theaterhistorikers, des geschickten dramatikers und klugen kritikers muss die zerfahrene originalitätssucht vor allem der modernen bücherwelt sich noch einmal belehren und schulen lassen!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**F. Marlow (L. M. Wolfram).** Faust. Ein dramatisches gedicht in drei abschnitten. Neu herausgegeben und mit einer biographischen einleitung versehen von O. Neurath. Nebst drei registern, einem faksimilierten brief und einer stammtafel. 518. XX, 218 s. Berlin o. j., Frensdorff. M. 4, geb. 5.50.

Ein wahrhaft tragisches produkt! Vor 70 jahren — 1839 — hat ein schriftsteller, über dessen geringen ideenreichtum (s. 258) auch der herausgeber sich nicht

täuscht und dessen verse ('Graue lieder' s. 161) zum schlimmsten gehören, was impotenz gereimt hat, einen 'Faust' geschrieben. Das allegorische drama ist nicht ohne interesse als denkmal seiner zeit wie als glied in der nachgeschichte von Goethes wunderwerk. Ein neudruck mit bescheidenem kommentar wäre der mühe wert gewesen; besser noch freilich hätte man das dichterisch nicht eben hochstehende poem mit analyse und proben in eine sammlung nachgoethischer Faustdichtungen eingefügt. Nun aber hat ein unglücklicher herausgeber ein halbes tausend eng bedruckter seiten vorausgeschickt, um jedes datum im leben eines schriftstellers zu kontrollieren und zu erläutern, den er selbst nicht einmal überschätzt! Es wird der ganze stammbaum seiner vorfahren mit biographischen notizen gegeben, und da wir über seinen charakter nicht viel erfahren können, wird wenigstens (s. 59 anm.) mit quellenmässigem beleg erhärtet, dass Wolfram raucher war.

Mir ist noch kaum je ein buch vorgekommen, dessen autor im sammeln solchen fleiss und im wegwerfen solche trägheit entwickelt hätte. Der verfasser gieng von der berechtigten absicht aus, durch zahlreiche mitteilungen aus büchern und besonders zeitschriften jener periode Wolfram-Marlows stellung aufzuklären; nun aber wird die technik der literarhistorischen anmerkung ins lächerliche getrieben. Zu dem namen der tänzerin Taglioni muss (s. 67 anm.) angemerkt werden: 'Redern . . . engagierte für das ballett den solotänzer Paul Taglioni, bruder der berühmten Marie Taglioni. Vgl. J. V. Teichmanns Liter. nachlass, herausgegeben v. F. Dingelstedt, Stuttgart 1863, s. 164.' . . . Es muss notiert werden, dass im gleichen jahr mit Wolfram auch Laube sein liebesverhältnis begann (s. 78 anm.). Ja notate werden in noch künstlicherer weise herangeschleppt. N. sagt (unter anspielung auf das drama s. 12), dass sein held sich 'gleich Minkwitz und Platen in mannigfachen dichtungsformen versuchte', und in der anm.: 'vgl. auch, was die zusammenstellung von Platen und Minkwitz anlangt: Briefwechsel zwischen August v. Platen und Joh. Minkwitz, Leipzig 1836' . . . 'Fiel da nicht ein schuss? Nein? Da wir gerade vom schiessen sprechen, fällt mir eine anekdote ein!'

Nun erst die akribie, wo es sich um diesen Wolfram, der doch wahrlich nicht der von Eschenbach ist, handelt, um diesen Marlow, der wahrhaftig kein Shakespeare vor Shakespeare war! 'Wir drucken diese briefe alle vollständig ab (im orig. gesperrt), damit sie ein für allemal publiziert sind, nicht, als ob wir ihnen besonderen wert beilegten, zumal sie einander sehr ähnlich sind' (s. 426 anm.). Wir schaudern! denn N. will auch noch andere werke W.s herausgeben und findet vielleicht noch weiteres, was ein für allemal publiziert werden muss. Oder zu einem sehr schlechten gedicht werden (s. 177 anm.) varianten ('differenzen' sagt der her.) mitgeteilt wie z. b.: 'du statt Du' dreimal, daneben 'dich statt Dich,' 'dein statt Dein'. Sollte man nicht glauben, dass N. die angeblich so arge mikrologie der Goethephilologen 'karrikieren' (s. 309) will?

In diesem sammelsurium von notizen und belegen verschwimmt das wertvolle. N. fordert mit recht 'topologien' neben der chronologie: zusammenstellungen über den gleichzeitigen aufenthalt von dichtern etwa in Dresden oder Leipzig (s. 86), wie man sie freilich z. b. bei Adolf Stern oder J. Prölss gelegentlich findet; aber der verfasser, der die literatur um 1839 durchaus studiert mit heisser müh, weiss in der neueren mässig bescheid und kennt z. b. (s. 86 anm.) für Ortlepp das buch von Ilges nicht. Er spricht selbst (s. 291 f.) sehr gut über die schwierigkeit einer Fausttragödie, die unwillkürlich in den Don Juanstoff gerät; er hebt wichtige stellen heraus wie die von Th. Mundt gegen den begriff der weltliteratur (s. 434

anm.). Aber wenn seine einleitung nicht von einem neuen Neurath herausgegeben wird, der sich aufs streichen und zusammendrängen besser versteht als er, wird das wohl spurlos verloren gehen: denn man kann im wust ersticken, ehe man zu solchen stellen kommt.

Ein ahn Wolframs hat eine schrift De masticatione mortuorum in tumulis geschrieben, die N. natürlich mit vampyrszenen des dramas zusammenbringt (s. 13; ebenso wird s. 75 anm. zu 'Leipzig' erläutert: die stadt des Auerbachschen kellers, der in der Faustsage eine rolle spielt' . . .). Aber die toten sollen nicht den lebenden das blut aussaugen! wer so tot ist wie Wolfram-Marlow, den mag man aus seinem grabe beschwören und dann wieder zurücksenden; 500 seiten lang soll er nicht an zeit und fleiss der lebendigen saugen dürfen!

Aber wir kommen zu Marlows Faust fast so spät wie der herausgeber selbst. In der tat ist die einleitung viel charakteristischer als das werk selbst, charakteristisch für eine falsche und ungesunde art von 'vollständigkeit', die bei jeder gelegenheit alles heranschleppt und den leser zwingen möchte, alles noch einmal zu lesen, was der verfasser lesen musste. Diese typische art — für die z. b. Tielos doch viel ergebnisreicherer 'Strachwitz' ein anderes beispiel ist — glaubte ich doch einmal ausführlich beleuchten zu sollen. Wenigstens soll man uns philologen nicht nachsagen, wir wären davon entzückt, wenn einer alles sagt, was er weiss.

Für die charakteristik von Marlows hauptwerk leistet dabei diese 'den rahmen einer einleitung stark überschreitende' arbeit (s. 471 anm.) recht wenig. Vor allem: es ist durchaus kein 'Faust der romantik'. Am nächsten gehört das gedicht, das in stillosester weise Goethe und Rosenkranz, Platen und Glasbrenner durcheinandermengt, zu Jordans Demiurgos: es ist eine jener produktionen, in denen das gedankenchaos der vormärzlichen intelligenz aufbrodelt (dass Jordans lehrdichtung erst nach 1848 entstand, tut nichts) und in denen der übergang vom Hegeltum zur 'Aktualität' sich fühlbar macht. Freilich hat Jordan sich die ergebnisse der forschung selbst angeeignet, die Wolfram nur so vorträgt, wie er Grillparzersche verse oder gar eine umkehr der kerkerscene aus Goethes Faust — bei der die geliebte den helden befreien will — in seine schreibselige dichtung einlegt. Gelegentlich möchte man ihn fast mit seinem eigenen ausdruck (s. 65) als einen 'Kasperl der Faustnatur' bezeichnen.

In dichterischer hinsicht gelingen ihm pathetisch-lyrische schilderungen am besten; reine lyrik ist seiner rhetorischen natur völlig versagt und dramatische kraft seinem mangel an psychologischer anschauung. So begegnet denn manche tragikomische perle der diktion wie z. b.:

Leb' wohl, Amanda! kühlig wars in deinem arm;
Doch war's auch grausig und, im zutrauen sei's gesagt,
Mehr todesängstlich, als für eines mannes nerven passt (s. 123).

Wertvoller als fast sein ganzer 'Faust' scheinen mir einige ganz oder teilweise mitgeteilte kritische aufsätze. Auch hier offenbart sich ein mann, der nach seiner ganzen art und anlage zu den Jungdeutschen gehört, aus seinen ästhetischen und politischen anschauungen heraus sie aber leidenschaftlich hasst und bekämpft. Und sein lebenslauf zeigt eins jener unglücklichen viertelgenies wie Ortlepp und der bedeutendere Griepenkerl: elend, polizeistrafen, trunk, ende in der verkommenheit. Es überläuft uns bei dem gedanken, wie viel dichtern jener zeit noch solche mausoleen errichtet werden können.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

**Karl Stieler**, der bayerische hochlandsdichter. Von A. Dreyer. Mit einem bildnis des dichters, einer bibliographie seiner schriften sowie einigen bisher ungedruckten gedichten und briefen Karl Stielers. Stuttgart, Adolf Bonz, 1905. VIII, 147 s. 2 m.

Seinen gediegenen wissenschaftlichen forschungen über den altmeister der bayerischen dialektpoesie ('Franz von Kobell, sein leben und seine dichtungen', Oberbayer. archiv für vaterländische geschichte, 52. bd., 1. heft) lässt der um heimische geschichte und literatur mannigfach und verdienstlich bemühte verfasser hier eine leichter geschürzte, an weitere kreise sich wendende studie über den zweiten hauptvertreter der bayerischen hochlandsdichtung folgen. Mit verständiger benutzung der arbeiten Munckers, Proelss' u. a., vor allem K. v. Heigels, in allem wesentlichen indessen durchaus selbständig, dazu gestützt auf reichhaltiges ungedrucktes briefmaterial und persönliche mitteilungen von freunden des frühgeschiedenen, hat es Dreyer verstanden, in sicheren zügen und frischkräftigen farben ein fest umrissenes, lebensvolles und ansprechendes bild der dichterischen wie der menschlichen persönlichkeit Stielers zu entwerfen. Die charakterisierung des poetischen schaffens, der mundartlichen und der hochdeutschen lyrik des dichters steht, wie billig, im vordergrund und wird von D. in verständnisvoller, allenthalben auch das entwicklungsgeschichtliche moment betonender weise durchgeführt. Aber auch der stimmungsmächtige essayist und reiseschilderer, der feinsinnige und gelehrte kulturhistoriker und ethnograph, endlich und nicht zuletzt die allerorts in den literarischen leistungen und briefen Stielers sich aussprechende und aus den erinnerungen der freunde eindrucksvoll hervortretende prächtige vollnatur des edlen, auch nach der charakterseite so reich beanlagten liebenswerten menschen kommt in biographischer schilderung des lebensgangs und charakterbildes Stielers zu ihrem recht. Bei aller warmherzigen sympathie für seinen helden verkennt D. indes keineswegs, dass Stieler in der dialektdichtung seinem vorbilde Kobell an ursprünglichkeit und kraftvoller eigenart nicht gleichkommt, und mit recht legt er, im gegensatz zu einem weit verbreiteten vorurteil, in ästhetischer hinsicht den nachdruck auf die noch heute meist nicht nach gebühr gewürdigten schriftsprachlichen liedersammlungen Stielers. Eine sorgfältige, wenn auch nicht erschöpfende bibliographie der schriften, aufsätze und sonstigen veröffentlichungen des vielseitig literarisch tätigen dichters, sowie einige bisher ungedruckte gelegenheitsgedichte und briefe Stielers an seine mutter vervollständigen die anspruchslose, knappe, aber als erster versuch zusammenfassender verarbeitung des stoffes dankenswerte monographie.

MÜNCHEN. RUDOLF UNGER.

---

Deutsche dichter des neunzehnten jahrhunderts. Ästhetische erläuterungen für schule und haus. Herausgegeben von prof. dr. **Otto Lyon.** Heft 1: Fritz Reuter, Ut mine stromtid, von prof. dr. Paul Vogel. — Heft 2: Otto Ludwig, Makkabäer, von dr. R. Petsch. — Heft 3: Hermann Sudermann, Frau Sorge, von prof. dr. G. Boetticher. — Heft 4: Theodor Storm, Immensee und Ein grünes blatt, von dr. Otto Ladendorf. — Heft 5: Wilhelm Heinrich von Riehl, Fluch der schönheit, Quell der genesung, Gerechtigkeit Gottes, von dr. Th. Matthias. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902 und 1903. 36, 48, 47, 36 und 46 s. à 0,50 m.

Die von Lyon herausgegebenen erläuterungen deutscher dichter des 19. jahrhunderts werden, daran zweifle ich nicht, leser genug finden. Ich will auch gern

annehmen, dass es unter diesen lesern nicht an solchen fehlen wird, die sich den verfassern für anregung, belehrung und vertiefung des verständnisses zu dank verpflichtet fühlen werden. Aber ich habe auch meine bedenken gegen diese ästhetischen kommentare, insofern sie einer verkehrten neigung vorschub leisten, die oft genug zu beobachten ist: gibt es doch so manchen, der seltsamerweise das, was über das werk eines dichters geschrieben wird, ebenso gern oder gar lieber liest als das werk selbst. Deshalb halte ich im allgemeinen gute und billige ausgaben, meinetwegen mit ganz knappen einleitungen und erläuterungen, für wünschenswerter als kommentare wie die vorliegenden.

Sehe ich von diesen grundsätzlichen bedenken ab, so kann ich die fünf bändchen der Lyonschen sammlung als früchte eingehender und liebevoller studien gelten lassen. Im ersten heft bespricht Vogel die Stromtid zunächst in der weise, dass er kapitel für kapitel kurz durchgeht; im zweiten teil der abhandlung wird auf die hauptidee des romans, auf die beziehungen zu dem leben und zu anderen werken des dichters hingewiesen, namentlich aber ausgeführt, wie der grosse humorist sich als meister feiner charakterzeichnung und anschaulicher schilderung bewährt. Nicht in allen punkten deckt sich meine auffassung mit der Vogels, doch will ich auf einzelheiten nicht eingehen und nur das eine noch bemerken, dass die ansicht, Reuter werde heutzutage von der jüngeren generation nicht mehr nach gebühr geschätzt, nach meinen erfahrungen allzu pessimistisch ist.

R. Petsch analysiert Otto Ludwigs tragödie sehr eingehend und spürt den absichten des dichters scharfsinnig genug nach, man möchte sagen ein wenig zu scharfsinnig, so dass er ihm wohl auch einmal absichten unterlegt, die er in wahrheit schwerlich gehabt hat.

An der schrift Boettichers über Frau Sorge möchte ich als besonders gelungen die feinsinnige art hervorheben, in der der charakter des helden dargelegt wird. Recht ansprechend ist auch die würdigung des romans, die seine schwächen wie seine vorzüge in die richtige beleuchtung rückt.

Was Ladendorf über die kunst Stormscher stimmungsmalerei und charakteristik im vierten bändchen ausführt, ist gewiss richtig und gut beobachtet, aber das meiste wird sich ein wirklich aufmerksamer leser der novellen selbst sagen können. Ungefähr das gleiche lässt sich von dem büchlein über W. H. Riehl behaupten.

FRANKFURT A./M. J. SCHMEDES.

---

Vierhundert schlagworte von **Richard M. Meyer.** S.a. aus den Jahrbüchern f. d. klassische altertum, gesch. usw. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 95 s. 2 m.

Einer anzeige bedarf dieser aufsatz, der schon eine ganze schlagwortliteratur nach sich gezogen hat, heute nicht mehr; wohl aber scheint es gerechtfertigt, wenn wir einzelne züge des ersten wurfes gerade aus den nachwirkungen neu beleuchten.

Die 'schlagworte' — ob es wirklich vierhundert sind, lässt sich bei eingehender prüfung anzweifeln — folgen sich bei Meyer nicht eigentlich aus inneren gründen, sie sind aber auch wieder nicht einfach alphabetisch geordnet. An stelle des bedeutungszusammenhangs oder der wortsippe tritt die jahreszahl. Die redensarten sind nach dem geburtsjahr aneinandergereiht, das der verfasser zu bestimmen sich bemüht. Wenn somit die schwächste und angreifbarste stelle jeder wortuntersuchung, die altersbestimmung, in den mittelpunkt gerückt wird, so zeigt schon dieser umstand deutlich, dass das lexikalische moment nicht den hauptzweck der

untersuchung bildet, dass es vielmehr nur den boden vorbereitet, auf dem ganz andere ergebnisse gewonnen werden sollten. Denn eben jene jahreszahlen, an die der verfasser die einzelnen schlagworte bindet, dienen ihm zu anhaltspunkten, um die wellenlinien menschlicher entwicklung zu berechnen; mit den schlagworten sucht er in die strömung zu greifen, von der sie getragen und überflutet werden.

Dass der verfasser sich nicht damit begnügt hat, den fruchtbaren gedanken in einer der jetzt so beliebten forderungen zu formulieren, dass er sich selbst ans werk machte, muss ihm aufrichtig gedankt werden. Denn darüber war er in keiner täuschung befangen, dass die ausführung erst recht die hindernisse aufzeigen werde, die dem ziel entgegenstehen. Aber den ersten weg hat er nun doch glücklich erschlossen, und auf seinen spuren können die nachfolger verschiedenartig sich den platz wählen, von dem aus sie vorwärtskommen.

Da zeigt sich, dass der rahmen, in den der verfasser seine beobachtungen einfügte, der zusammenhang mit den kulturgeschichtlichen wandelungen, am wenigsten anziehungskraft besass. Diejenigen unter den nachfolgern, die überhaupt einen zusammenhang für die einzelnen beobachtungen suchen, verfolgen dieses ziel auf neuem wege; die meisten aber halten sich von vornherein nur an die einzelheiten. Die altersgrenze dieser und jener redensart wird nach rückwärts geschoben und damit das gefüge, in dem sie bei M. aufgeführt und gedeutet worden war, gelöst; nicht immer ganz zerstört, da die von M. festgesetzten zahlen, auch wenn sie nicht das geburtsjahr angeben, doch fast immer auf bemerkenswerte abschnitte im entwicklungsgang einer redensart deuten. Es gilt hier in mancher beziehung das, was sich über das verhältnis der lesarten und textveränderungen gegenüber dem urtext sagen lässt.

Manche irrtümer weisen jedoch auch auf fehlgriffe in der methode. Die wortforschung verfügt bereits über einige erfahrungssätze, die bei der unzulänglichkeit des materials da und dort weiterhelfen, indem sie das eine mal auf eine lücke weisen, das andere mal davor warnen [1], aus einer breiten fülle von belegen zu weitgehende schlüsse zu ziehen. Ob solche erfahrungssätze auf dem gebiete der 'schlagwortforschung' nicht einschränkungen und veränderungen unterliegen, das wird sich freilich erst zeigen müssen. Und hierzu ist vor allem notwendig, dass man sich über den begriff 'schlagwort' zunächst einmal einig wird. M. hat eine solche abgrenzung noch nicht versucht. Vielleicht hat er auch hier gedacht, die grenzlinien werden allmählich dem stoffe selbst entwachsen. Jedesfalls sind spätere arbeiten gerade in dieser richtung tätig, freilich ohne bis jetzt zu sicherem ergebnis zu kommen. Wie gross der spielraum ist, wird sich schon an einigen der von Meyer gebrauchten oder angeführten benennungen zeigen: 'modeworte' 'volkstümlich gewordene ausdrücke', 'charakteristische zeitworte', 'kunstworte' usw. Die benennung 'schlagwort' führt dazu, der durchschlagskraft des ausdrucks die entscheidende rolle zuzuweisen (vgl. O. Ladendorf, Historisches schlagwörterbuch). Eine andere auffassung bekundet sich bei Feldmann (Beilage zur Münchner Allg. zeitung 1905, nr. 77), der zwischen geflügelten worten, modewörtern und schlagworten unterscheidet. In dieser trennung der modewörter von den schlagworten liegt entschieden der ausgangspunkt einer begriffsbestimmung, und von hier aus liessen sich auch für die schlagworte die bedeutungsmerkmale gewinnen, die in dem älteren ausdruck 'stichwort' schon festgelegt sind.

1) Solch ein warnungssignal gehört wohl auch vor die erklärung von 'manschetten haben'.

Bei Meyer ist keine auslese getroffen; er vereinigt alles, was für eine zeitepoche charakteristisch ist oder scheint, unter dem namen schlagwort: vorübergehende und eingebürgerte erscheinungen, wortprägungen wie 'volkslied' und 'taktlos' so gut als formelhafte verbindungen wie 'schöne seele', 'übertünchte höflichkeit'. Der metaphorische gebrauch einzelner ausdrücke wie 'festnageln' wird ebensogut eingereiht als die moderichtungen in wortbildung und wortfügung 'hochmodern', 'furchtbar nett' (letzteres fehlt allerdings im verzeichnis) u. a.

'Charakteristische zeitworte' könnte man den grösseren teil der angeführten wendungen benennen, wenn der ausdruck 'zeitwort' nicht schon an das verbum vergeben wäre.

In der entwicklung der geschichte der einzelnen worte und redensarten lässt begreiflicherweise die sicherheit der zeichnung manches vermissen. Das bedeutsame ist oft zu wenig aus dem stoffe selbst herausgeholt, zu häufig von aussen um ihn herumgeschichtet worden. Damit soll nicht etwa bemängelt werden, dass der grosse artikel 'übermensch' die zeichnung des wortes 'genie' vorausschickt. Im gegenteil, gerade dieses eingehen auf die vorgeschichte zeigt, wie weit der verfasser gerade neueren forderungen der wortforschung entgegenkommt. Aber grössere kürze und mehr beschränkung auf das wesentliche wäre hier im rahmen der vierhundert schlagworte geboten gewesen, auch wenn man dem verfasser das recht zugesteht, dass er an einem seiner beispiele die methodologischen grundsätze breiter darlegen wollte. Eben in einer übersichtlicheren skizze wären diese schärfer hervorgetreten.

Der ausgangspunkt, den M. für betrachtung und deutung seiner schlagworte wählt, führt ihn manchmal in die irre und verlockt ihn namentlich, die eigentlich literarischen einflüsse bei der ausbreitung einer redensart zu hoch einzuschätzen, so bei der 'weissen salbe', die er anfangs an den krankheitsbericht der ärzte kaiser Friedrichs anknüpft, bei der er aber selbst volkstümliche ältere überlieferung am ende für möglich hält. Auch bei 'festnageln' führt ihn die literaturkenntnis und belesenheit über die gegebenen schranken hinaus; noch deutlicher wird dies bei 'rechte hand', für die über Scherenbergs 'Abukir' hinweg der anschluss an Nelson gesucht wird, während die bezeichnung doch auch vom deutschen gebrauche des wortes 'hand' so ungezwungen sich abzweigt. Meyer lässt sich denn auch — wieder erst am schlusse — von anderer seite den älteren beleg aus dem Götz ('wer ist der Weislingen?' — 'des bischofs rechte hand') beibringen. In Grimms Deutschem wörterbuch, das er hier zu unrecht einer lücke bezichtigt, hätte er bei Heyne (IV, 2, sp. 337) einen noch älteren beleg aus G r y p h i u s gefunden. Überhaupt gehört die würdigung des Wörterbuchs zu den partien, in denen der so belesene verfasser auf grund weiterer 'lektüre' sein urteil vielleicht wieder revidiert.

Zum schluss als dank für so mannigfache anregung und belehrung eine kleine ergänzung. Zu 'tatsachen' (s. 73) möchte ich auf die stelle in Bismarcks brief an seine schwester verweisen (vom dezember 1844): *Ich teile dir dies mit, um dir ein beispiel zu geben, wie du dem vater in deinen briefen mehr von den kleineren begebenheiten deines lebens schreiben möchtest . . . t a t s a c h e n , f a c t a.* Zu pressfrechheit vgl. jetzt auch gewerbefrechheit im Dwb.

BERLIN-HALENSEE 1906. HERMANN WUNDERLICH.

**Richard Wossidlo**, Mecklenburgische volksüberlieferungen. Im auftrage des Vereins für mecklenburgische geschichte und altertumskunde gesammelt und herausgegeben. 3. band: Kinderwartung und kinderzucht. Wismar, Hinstorff 1906. XIX, 453 s. und 10 s. notenbeilagen. m. 6,40.

Wossidlos grosses sammelwerk hat sich durch seine überaus sorgfältige und liebevolle vorbereitung und ausführung, durch die fülle und die übersichtliche anordnung des materials, die genauigkeit der wiedergabe, durch seine reichhaltigen parallelen aus der volksliteratur und seine sorgfältigen register längst den dank und das vertrauen aller erworben, die sich mit irgend einem zweige der volkstümlichen kleinliteratur oft weit entfernter stämme zu beschäftigen haben. Doch auch die eigentlich philologische forschung, vor allem die mundartliche grammatik und metrik können an dem werke nicht mehr achtlos vorübergehen und werden hier oft ansatzpunkte entdecken, die auch dem kundigen herausgeber noch entgangen sind.

Seine aufopfernde hingabe an das riesige, die kraft eines einzelnen arbeiters scheinbar weit übersteigende werk ist um so mehr zu bewundern, als im eigenen lande die förderung der arbeit durchaus nicht so energisch ist, wie man im ersten augenblick vermuten möchte. Zwar hat der mecklenburgische landtag, wie das 'vorwort' ergibt, abermals eine namhafte summe zur verfügung gestellt, aber daran die bedingung geknüpft, dass mit band III, IV und V die kinder- und volksreime zum abschluss gebracht werden müssen; so dass sich W. genötigt sieht, die spielreime, die einen eigenen, starken band füllen würden, von der sammlung auszuschliessen. Wir müssen das um so mehr bedauern, als die spielreime, die ja meist unter den halberwachsenen kindern fortgepflanzt werden, verhältnismässig wenig durch kindlichen unverstand oder durch plumpe besserwisserei wohlmeinender erwachsener entstellt sind; in schreitenden bewegungen und gesten halten sie den rhythmus fest und geben uns einerseits ein kulturgeschichtlich oft sehr wertvolles material, z. b. mimische tänze der 'galanten zeit' in relativer reinheit[1], wie sie andererseits das metrische studium mit ihren ausführlicheren und abwechslungsreichen gebilden anregen und befruchten. Vielleicht können diese zeilen dazu beitragen, noch rechtzeitig dem verlust dieser schätze aus einem volkskundlich so fruchtbaren lande, das noch dazu von einem beispiellos glücklichen forscher durchstreift wird, energisch vorzubeugen. Sollte sich aber der entschluss der landesvertretung nicht ändern lassen, so müssen wir doch darauf hinweisen, dass dann an den andern texten sehr wohl gekürzt werden kann. Bietet doch W. in den vorliegenden bänden, auch in dem heute zu besprechenden, nicht bloss die alten, strophischen und gereimten, eigentlich poetischen stücke dar, sondern auch die ganze fülle der sprichwörtlichen redensarten, ja schliesslich eine vollständige phraseologie über die einzelnen gebiete des kinderlebens. Das ist für den dialektforscher, auch für den völkerpsychologen sehr wertvolles material und mag auch gerade zur charakteristik des mecklenburgischen volkes dienen, da die meisten wendungen bodenständig sein dürften, könnte aber auch im Niederdeutschen jahrbuch oder ähnlichen publikationen untergebracht werden. Freilich kann man es verstehen, dass der sammler zunächst einmal die einfacheren erzeugnisse der volksphantasie in die scheuern bringen will, ehe er sich an die eigentlich künstlerischen schöpfungen,

1) Vgl. das kinderlied vom herrn von Ninive, worüber J. Bolte, Zs. des vereins f. volksk. IV, 180–184, trefflichen aufschluss gegeben hat.

das lied, das märchen usw. wagt. Ist ihm doch nicht einmal dafür gewähr gegeben, dass er über die ersten fünf bände hinaus irgendwelche mittel zur drucklegung des weiteren erhält, so dass wohlmeinende ratgeber ihm nahegelegt haben, die ganze arbeit aufzugeben. Dabei hat der unermüdliche, durch krankheit in seiner wirksamkeit zeitweilig noch behinderte mann die zeit und den mut gefunden zur verarbeitung seines volkskundlichen materials in einem kleinen stücke 'Ein winterabend in einem mecklenburgischen bauernhause', das bis zum druck seiner vorrede 163 aufführungen in Mecklenburg und draussen (auch im Berliner vereine für volkskunde) erlebte; er hat damit den weitesten kreisen teilnahme für sein werk eingeflösst und hat weiter auf eigene faust ein ziemlich reichhaltiges museum der heimischen volkstrachten und anderer altertümer angelegt, dessen bergung, wahrung und vermehrung auch eine der aufgaben seines staates sein wird.

Mit einem manne von dieser hingabe an die sache und dieser aufopferungsfähigkeit rechtet man nicht gern über einzeldinge. Mögen ihm unsere bemerkungen aber zeigen, wie ernst wir es mit seiner arbeit nehmen, und wie uns daran liegt, dass sie ein wirkliches hilfsmittel wissenschaftlicher forschung werde, worauf sie denn doch in der hauptsache angelegt ist. Denn als lese- und werbebuch für weitere kreise kommt auch der vorliegende band erst in zweiter linie in betracht. Freilich hat W. einzelne anstössige nummern auch hier wieder dem auge des oberflächlich blätternden entzogen, aber nach art der Weimarer Goetheausgabe dem anhange das weggelassene anvertraut. Ebenda sind die 'volkstümlichen' lieder untergebracht, wobei nun freilich zu beachten ist, dass die grenzen zwischen volks- und volkstümlichen liedern allgemach immer mehr verfliessen und die zuordnung immer etwas subjektives behält. Manche hochdeutsche nummern weisen sich durch süssliche sentimentalität (wie nr. 6) oder metrische störungen u. dergl. als kontrafakturen aus und könnten gut in die anmerkungen gestellt werden, falls sie nicht, wie das 'unechte', worunter W. wohl erzeugnisse der kindergärtnerinnenphantasie u. dergl. versteht, einfach hinauszuwerfen wären. Im grossen ganzen ist übrigens der takt des herausgebers anzuerkennen. Auf guten glauben müssen wir denn auch seine auswahl aus den zugrunde liegenden materialien annehmen: 'bei den scheltwörtern und scheltreden, sagt W., durfte ich, schon aus rücksicht auf den umfang des buches, nur das landläufige geben'; hier hört für denjenigen, der nicht landeskind ist, jede nachprüfung auf. Immerhin sind die proben charakteristisch genug, vor allem auch in stilistischer hinsicht.

Schwerer wiegen andere bedenken. Sie betreffen zunächst die absteckung des rahmens für diesen und die folgenden bände. W. brachte im ersten bande eine ganz ausgezeichnete rätselsammlung, so dass wir vermuten konnten, dass sein werk nach formalen kriterien geordnet werden würde: etwa rätsel, reime, lieder, sagen, märchen usw. Der zweite band führt schon den titel: 'Die tiere im munde des volkes', und brachte somit statt des formalen ein ganz entschieden inhaltliches abgrenzungsprinzip zur durchführung. Dem widersprach natürlich die tatsache, dass die rätsel über tiere bereits im ersten bande vorweggenommen waren. Es gibt noch ein drittes prinzip der einteilung des volkstümlichen materials: dasjenige nach den kreisen, innerhalb deren die einzelnen gebilde ihr intensivstes leben führen: ein besonders für den kulturhistoriker, auch den völkerpsychologen sehr wertvoller einteilungsgrund. So wurden bisher schon immer von den volksliedern die auch formal im ganzen weit einfacheren kinderlieder abgetrennt, obwohl sich, wie oben gesagt, bei den spielreimen z. b. schon unzuträglichkeiten ergaben und manches

kinderlied, wie 'Mariechen sass auf einem stein' auf ältere gesellschaftslieder zurückgehen dürfte. Dieses prinzip scheint W. den nächsten drei bänden zugrunde legen zu wollen, kommt aber alsbald in schwierigkeiten, insofern es ganze gebiete gibt, in denen sich das kinderlied mit dem der erwachsenen auf das engste berührt und der sammler selbst muss sich den einwurf machen: 'Bei vielen redensarten war es auch trotz sorgfältiger erkundigungen unmöglich, mit sicherheit zu entscheiden, ob sie kindern gegenüber üblich seien oder mehr im verkehr mit erwachsenen verwendung finden' (s. VI). Das ist zum teil gar nicht zu entscheiden. Ein rotkopf wird von seinen genossen gehänselt, ob er 4 oder 20 jahre alt ist, und die verse sind ziemlich die gleichen. Da würden wir denn wieder auf eine sachliche gruppe geführt, die 1899 in einem eigenen schriftchen von P. Wigand unter dem unappetitlichen titel: 'Der menschliche körper im munde des deutschen volkes' behandelt wurde. Die schwierigkeiten, sich für eins der haupteinteilungsprinzipien zu entscheiden, wollen wir gar nicht verkennen, aber die einseitige durchführung eines einzelnen unter beifügung entsprechender verweisungen wären doch wohl nützlicher gewesen als diese verwirrende, in ihrer buntheit und mannigfaltigkeit den leser ästhetisch vielleicht mehr befriedigende, für den forscher aber zeit und überblick raubende vielseitigkeit.

Auch sonst trägt natürlich der band die zeichen der entwicklung des ganzen werkes an sich, zu dem er gehört. Zu unserer freude scheint W. jetzt hinsichtlich des mitzuteilenden variantenmaterials die rechte mitte gefunden zu haben: die entstellungen, die in einfache, vierzeilige volksreime eindringen können, sind ja geradezu unzählig. Nicht eine einzige silbe ist vor der verderbnis sicher; was hier und da eine alte frau aus zimperlichkeit oder zu erziehender wirkung, auch wohl unabsichtlich aus unverständnis oder auf grund einer aufsteigenden erinnerung an ähnliches ändert oder zufügt, was ein kind ihr nachspricht oder vielleicht noch weiter entstellt und andere kinder dann wieder aufnehmen und weitertragen, das mag ja, wenn es wirklich 'fest wird', des aufzeichnens wert sein, obwohl man sich ja nicht einbilden darf, nun jede abweichung alsbald psychologisch erklären zu können: da bleiben oft gerade die wichtigsten zwischenglieder, und zwar vor allem individuelle einflüsse im dunkeln, wie bei der fortpflanzung und abanderung der märchen. Aber die meisten nummern sind gar nicht fest; unaufhörlich arbeitet die produktive phantasie dem reproduktiven gedächtnis entgegen. Es gilt also, in den varianten einerseits alles festzuhalten, was, ungeachtet seiner verständlichkeit oder schwierigkeit, wirklich in weiteren kreisen als feststehend belegt ist; andererseits aber alles das, was sich mit klarheit aus den festgestellten oder zu erschliessenden grundformen ableiten lässt und dabei geeignet ist, auf das getriebe der associationen, auf sprachliche ausgleichsvorgänge, auf das rhythmische und metrische gefühl des singenden und damit des kreises überhaupt, dem er angehört, einiges licht zu werfen. So hält W.s jetzige auswahl eine wohlgefällige mittelstrasse zwischen dem erdrückenden reichtum des zweiten bandes und dem unsere neugier übel bevormundenden lakonismus der meisten andern sammler inne. Auch hierin wird W.s buch für die zukunft vorbildlich sein, was man von Böhmes oberflächlicher schleuderarbeit [1] denn doch nicht behaupten kann.

Böhmes alberne schulmeisterlichkeit ist denn auch den eigentlich redaktionellen beigaben des verfassers fern geblieben. Kurz bezeichnet er den inhalt der

1) Vgl. Archiv für das studium der neuern sprachen, bd. 102, s. 399 ff.

einzelnen gruppen, am liebsten mit einer prägnanten zeile des textes (dien mudder sitt in 'n rosengoorn — dien mudder is 'n etterling — dien vader de fangt hiring usw.). Hier, wie bei den grossen gruppen (wiegenlieder, wiege und bett, kindergebete usw.) ist natürlich die subjektivität des bearbeiters gar nicht auszuschalten, doch hätten dem suchenden reichliche verweise manche vergebliche mühe erspart. Das reichhaltige, nach sachlichen kategorien fortschreitende, zugleich die lexikographisch wichtigsten ausdrücke buchende register erleichtert schon die übersicht, doch fehlen ausreichende abschnitte über die einzelnen körperteile u. dergl. Andererseits ist zwischen 'wiegenliedern' (umstandsbestimmung) und 'kinderzucht' (inhaltsbestimmung) nicht scharf genug zu scheiden und die drohenden reime an das kind, das nicht einschlafen will (nr. 56 ff.), gehörten streng genommen in den zweiten teil.

Nicht durchaus zufrieden sind wir auch mit dem freilich sehr reichhaltigen anhang von literaturvergleichungen. Nicht zufrieden, weil uns W. selbst mit seiner rätselausgabe so sehr verwöhnt hat. Leider ist E. Mogks und Hauffens forderung auf eingehende heranziehung der skandinavischen und slavischen überlieferungen wieder nicht erfüllt. Ja, auch das niederländische material ist nicht vollständig ausgebeutet. 'Ein gelegentliches zitieren, verteidigt sich der herausgeber, wäre zwecklos gewesen, und ein eindringendes vergleichen der grossen skandinavischen und der englischen und schottischen sammlungen hätte das erscheinen des bandes noch weiter verzögert und die anmerkungen auf einen umfang gebracht, der dem ganzen unternehmen hätte gefährlich werden können.' Es war leicht raum zu sparen durch reichliche verwendung von siglen, wie ich sie in meiner arbeit 'Formelhafte schlüsse im volksmärchen' (1900) zur anwendung gebracht habe und durch den hinweis auf sammlungen, die selbst wieder reichliche verweise bringen.

Dann aber wollen wir doch gegen die höchst summarische zitierungsweise nach landschaften hier energisch verwahrung einlegen. Einen mann, der das gesamte material in der hand hat, wie niemand vor ihm und höchst wahrscheinlich so bald niemand nach ihm, sollte sich nicht damit begnügen, den inhalt seiner zettelkasten durch die finger gleiten zu lassen und uns dann mit additionen abzuspeisen: 'ndd. 22mal, md. = oberd. 16mal', womit jedes verknüpfen der vielen varianten seiner ausgabe mit den fassungen der nachbargebiete unterbunden wird, worunter also nicht bloss die eigentliche stoffgeschichte, sondern auch die dialektforschung und das metrische studium leiden müssen. W. hofft, seine genaueren notizen 'später der forschung zugänglich machen zu können': möge das recht bald geschehen, etwa in der Zeitschrift des Vereins für volkskunde. Warum sollen wir erst auf die veröffentlichung grosser süddeutscher sammlungen warten? Ob sich da ein W. finden wird, bleibt abzuwarten. Auch wir sehen G. Zürichers schweizerischer sammlung mit dankbarer erwartung entgegen; aber warum die veröffentlichung der bisherigen parallelen bis dahin verschieben? Wird doch durch ihre eröffnung gerade solchen werken der boden bereitet und mancher zur mitarbeit ermuntert und erzogen, der sonst sich nicht viel um diese dinge kümmern möchte. Ohne W.s ersten band mit seinen überaus reichlichen verweisen wäre die neuere volksrätselforschung und -sammlung nicht so mutig vorangeschritten, wie ich aus eigener erfahrung versichern kann. Dankbarkeit für die solide grundlage, die er meinen 'Neuen beiträgen zur kenntnis des volksrätsels' geschaffen hatte, zwingt mich zu der forderung, künftigen arbeitern nicht durch die verhüllung des materials die lust zu nehmen.

W. hat auch nicht ganz recht damit, dass erst auf grund gleich reichhaltiger sammlungen aus dem süden und der mitte Deutschlands metrische, literaturgeschichtliche u. a. untersuchungen grösseren massstabes angestellt werden könnten. Wir können auf grund seiner sammlungen ganz gut z. b. den niederdeutschen vierzeiler untersuchen und mit Reinles feststellungen 'Zur metrik der schweizerischen volks- und kinderreime' (1894) vergleichen, was auch für süddeutsche dialektforscher nicht ohne nutzen sein dürfte. Dazu aber muss aus Niederdeutschland selbst erst so viel vergleichsmaterial wie möglich vorliegen; W. hat es, soweit es in oft sehr versteckten zeitschriften und sammelwerken vergraben liegt, mit einer erstaunlichen vollständigkeit in seiner hand vereinigt; wie lange sollen wir noch darauf warten? Für mechanische vorarbeiten könnte manche rüstige kraft, deren name auf der grossen mitarbeiterliste vermerkt ist, angespannt werden.

Welchen wert die riesigen sammlungen von varianten desselben typus besitzen, der sonst etwa durch ein beispiel oder eine zufällig zustande gekommene auslese vertreten ist, mögen noch ein paar worte zeigen. Die zum einschläfern des kindes bestimmten wiegenlieder sind durch 103 nummern mit fast 200 versen und sehr vielen varianten vertreten. Sie sind darum so interessant für den metriker, weil sie noch den deutlichen zusammenhang zwischen arbeit und rhythmus verraten; keine der bewegungen, mit denen der vortrag irgendwelcher kinderreime verbunden ist, bedarf des aufwandes einer derartigen rhythmisch sich äussernden energie, als das schaukeln der wiege; infolgedessen bleiben hier die alten formen fester erhalten als sonst. Bei jedem arbeitsliede ist die grundlage eine onomatopoetische, die in stoss und gegenstoss zerfallende bewegung rhythmisch und lautlich ungefähr bezeichnende, die einzelnen bestandteile vielleicht durch irgendwelche bindungsmittel (end- und stabreim, assonanz) verknüpfende reihe, die dem ganzen ihr gepräge gibt, die den gesang auch da, wo er später durch sinnvolle sätze fortgeführt wird, rhythmisch beherrscht, auch gern auf die lautgestaltung hinüberwirkt und am schluss der strophe nicht selten wiederkehrt. Die primitive, zunächst nur durch die schälle wirksame, erst allmählich auch inhaltlich mit dem folgenden verbundene zeile möchte ich geradezu **leitzeile** nennen. W. hätte sie überall, auch im satze, von dem folgenden abtrennen und nicht, wie er meistens tut, mit dem zweiten verse zusammenrücken sollen, wodurch das bild des strophischen aufbaues getrübt wird. Ich würde an seiner stelle auch die wiederholung der leitzeilen am schlusse jedesmal im druck, und nicht bloss in den unverhältnismässig spärlich mitgeteilten melodien angeben und dementsprechend z. b. nr. 1 so abdrucken:

Slaap, kinning slaap,
Dien vadder höddt de schaap,
Dien mudder sitt in'n rosengoorn,
Spinnt das allerfienste goorn,
Slaap, kinning, slaap.

Übrigens scheint dieses ganze gebilde, das eine so überaus kräftige entwicklung, auch nach seiten der parodie gefunden hat, verhältnismässig jungen datums zu sein. Viel früher belegt und in der mecklenburgischen sammlung mit überwältigender mehrheit vertreten sind die wirklich lautmalenden, das einschläfern nur andeutenden leitzeilen von dem typus 'Eija susaninne'. Auch das ist übrigens schon eine fortbildung. Die älteste erreichbare form scheint einfach 'Eija susu' zu sein; sie konnte sich nur halten, so lange sich der sänger mit der einfachen repetition einer zeile begnügte. Auf 'su' lässt sich nicht leicht ein reim finden; man

hilft sich durch ausfüllung der pause im vierten taktteil. Die form 'Eija susu se' genügt aber, so willig sie sich dem reime unterwirft, doch nicht dem differenzierungsbedürfnisse des sängers. Statt dessen finden wir:

Suse lewe suse (: huse) 36. 37 a
Eija brummsuse (: kruse) 29
(: huse) 30.

Dazu using brummsusing (: husing) 37 b, vgl. 35 d mit dem deminutivsuffix, das an jede wortform angehängt werden kann, ohne eigentlich neue formen zu bedingen. Vgl. Huse brummsuse (: muse) 72 b und die weiterbildungen auf = susen (: musen) 70 c und = büsing, auch brüsing (: müsing) 70 a, b. 72 a, vgl. 35 e.

Reiche reimmöglichkeiten ergeben sich auch bei der betonung 'súsè susé', woraus die konsonantische differenzierung 'busse bussee' hervorgeht, die sonst in niederdeutschen wiegenreimen wohl bekannt, in unserer sammlung aber nur mit s = r = wechsel und in entsprechenden weiterbildungen belegt ist:

Suse burree, s. busee, burre buree, burr burr ree, huur huur hee, eija burree (: twee, see) 37.

Bei der beobachtung der reimverhältnisse wird man in diesen fällen fast immer noch der leitzeile den vorrang zugestehen: sie ruft das reimwort in der nächsten zeile und damit die vorstellungen auf, die den inhalt der neu zu bildenden strophe ausmachen. In den weitaus meisten fällen aber ist das anders. Die endsilbe der zweiten zeile gibt den führenden reim, die leitzeile hat sich nun danach zu richten. Dabei gibt es wieder fälle, die noch den vokal der leitzeile beibehalten, so dass vielleicht ursprünglich bloss assonanz vorlag:

Eija brummsuut (: ut) 24 a, vgl. brummkrüting (: üting) 42 b; eija bumbum (: jung) 56; eija permuck, oder muckmuck (: buck) 58; eija burrburr, oder pullpull (: vull) 42 a—b.

Dann würden die leitzeilen folgen, deren schlusssilbe wenigstens einen durch ablaut verwandten vokal zeigt, wie die alte zeile 'su sa sinne', woraus das 'susaninne' entstanden sein dürfte. Diese verhältnisse sind in den mecklenburgischen belegen schon zerstört:

Eija sisinn 41 a; eija poppeija in sinn 41 b; suse businn 43 d; und weitergehend: Eija bolint 43 e; höse, pöse oder höösper böse in 43 a—b (sämtlich: in).

Auch deminutive nebenformen treten auf:

Su su sinning (: kinning) 437; susu su sinneken, oder ru ru rinneken (: kinneken) 51 a—b.

Ähnliche verhältnisse bei den nebenformen wie 'buree buree burinn' (: in) 43 c.

Dann aber entfaltet sich das reichste spiel onomatopoetischer bildungen, die mit dem kinderwiegen kaum noch etwas zu tun haben, sondern nur des reimes wegen da sind:

su sank (: krank) 75 b.
su su seiken (: eiken) 67 c.
ru ru reiking (: eiking) 67 b, 68.
ru ru ra ra (: baba) 38.
ruur rier rann (: mann) 18.
eija wiwi (: mi) 50.
wi wi wei (: intwei) 39 (: ei) 67 d.
wi wi weiking (: eiking) 67 a.
wi wi weh (: weh) 75 c.

wi wi wanke (: kranke) 75 a.
stripp strapp strull (: bull) 54.
eija poleretitt (: grütt) 69 c.
eija brummimm (: sünn) 53.
ru ru rierning (: stierning) 52.
eija brummsäusan (: bräuhahn) 69 a.

Auch ein gebilde aus zwei derartigen reimpaaren kommt vor:

Wi wi wäuding,
mien lütt kind is mäuding,
wi wi wutsch,
mien kind slöppt in de kutsch 40.

Allmählich macht sich doch auch hier das bestreben nach sinnvolleren reimwörtern geltend, wenngleich von einem engern zusammenhang mit dem gesamttexte noch keine rede ist:

Eija brummvoss, auch profoss, brummdrost oder ene bene drost (: oss) 8. Weitere fortbildungen des 'brummsuse' im anschluss an reimwörter:

eija brummlütt (: grütt) 77.
eija brummnelling (oder neelken), auch putschenelling (: mamselling, bzw. mamseelken) 35.

Hüur, haus (oder manning), hüür (: döör, 28: rühr 78); auch röör röör röör (: döör) 28.

Damit gelangen wir schon zu der weiteren gruppe, wo der text des hauptteils die alte leitzeile in seinen bann zieht und mehr oder weniger sinnvoll umgestaltet. Damit wird aber nicht bloss der reim, sondern auch die rhythmische struktur beeinflusst. Den scharf markierten, taktfüllenden silben widerstrebt die jüngere, auf annähernd regelmässige abwechslung von hebung und senkung berechnete weiterbildung und drängt zur umgestaltung der leitzeile, so dass die klangvollen lautwörter metrisch verkürzt werden und zu bedeutungslosen eingangsworten herab sinken. Einzelne hier vorangestellte belege zeigen wenigstens darin noch ein leises bewusstsein von der ehemaligen selbständigkeit der leitzeile, dass sie sie durch zäsurreim als eigenes glied von ihrer fortsetzung abheben:

Züh so, kruup in't stroh. 47.
Eija, kruup in't stroh. 48 a. (Vgl. 45, 49.)

Doch bleiben solche zeilen dann ohne reimkorrespondenz, die einheit der strophe erscheint gestört, bis die leitzeile jeder erinnerung an ihre frühere selbständigkeit beraubt ist:

Hürse bürse luwes kind (: hiring) 15 a.
Su su in't hawerstroh (: froh) 16 a.
Eija in der wiegen (: figen) 64.
Eija soldatenkind (: kümmt) 66.
Eija slaap söting (: föting) 34.

Damit sind wir beim ziel der ganzen entwicklung angelangt: die eingangszeile wird ganz frei nach dem inhalt der strophe gestaltet. Zugleich aber lenkt die bewegung, wenigstens in metrischer hinsicht, zum ausgangspunkt zurück und wir erhalten scharf markierte, nicht selten mit binnenreim geschmückte gebilde:

Slaap, kinning, slaap (: schaap) 1 ff.,

die wir hier nicht weiter verfolgen können.

Die bisher angeführten beispiele bewegten sich in zweiteiligem, und zwar zumeist steigendem rhythmus; der auftakt fehlt selten, in der zweiten, häufiger in der dritten und mit überwiegender mehrheit (ca. 75 %) in der schlusszeile der vierzeiligen strophen; bisweilen beginnen mit einer art von systemzwang alle vier zeilen ohne auftakt: 16, 29, 50a u. ö.

Allmählich aber dringen auch dreiteilige rhythmen ein, besonders wohl, seitdem die leitzeile die wucht ihrer ikten durch verdrängung der klangwörter und ausfüllung der senkungen verloren hatte. Die neuen leitzeilen arbeiten zunächst mit binnenreimen:

Huse brummsuse, de winter is kamen. 18, vgl. 31—32, 74.
Suse, lewe suse, wat russelt in't stroh. 46, vgl. 60.
Slöping, min söting, wo wisst du hengahn? 31c.
Eija, pulleija, will kindken nich swiegen. 59, vgl. 63, 65, 74.
Huckel, bekuckel den wech entlank. 79.

Auch hier aber treten allmählich störungen ein (Hüür mal, Peter Kruse, wat huult de wind? 33), obwohl sich die alten formwörter und binnenreime gerade in diesem rhythmus besonders festhalten, wie manche dreschreime und volksrätsel zeigen ('Entepetente', Wossidlo, bd. I, nr. 20, auch meine 'Neuen beiträge zur kenntnis des volksrätsels' [Palästra IV], s. 50 ff.)

Strophenerweiterung tritt nicht bloss durch einfache anfügung neuer reimpaare ein (wie 20, 23, 29 u. ö.), sondern ist schon mit der wiederholung der leitzeile am schlusse jüngerer gebilde gegeben (slaap, kinneken, slaap), dafür denn auch eine ganz neue, gereimte oder nichtgereimte schlusszeile eintreten kann (15 bezw. 14).

Strophenverkürzung tritt ein, wenn die leitzeile mit dem nächsten verse zu einer eingangszeile zusammengezogen ist, insbesondere wenn die beiden hälften dieser neuen zeile durch zäsurreim noch geschieden werden, z. b.:

Züh so kruup in't stroh,
kruup ok nich so deep herin,
dat ik di ok wedderfinn. 47, vgl. 75b.

Des weiteren soll hier in die rhythmik, reim- und strophenbautechnik nicht eingedrungen werden, weil mit der aufgabe der alten, die wiegenbewegung malenden klangwörter die bezüglichen verse ihre charakteristischen merkmale gegenüber andern ähnlichen gebilden der volkspoesie verlieren und auf die allgemeinen verhältnisse im rahmen dieser rezension nicht eingegangen werden kann. Überhaupt kann an stelle dieser sporadischen bemerkungen eine methodische untersuchung erst dann treten, wenn uns die benutzung des materials aus den nächstbenachbarten gegenden in der oben angedeuteten weise erleichtert wird.

HEIDELBERG. ROBERT PETSCH.

### Zu Zeitschr. 40, 356 ff.

Durch die freundlichkeit herrn prof. Gebhardts wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass er und prof. Bremer bereits in des erstern 'Grammatik der Nürnberger mundart' die vokalisierung des *n* annahmen. Aus der fassung der betreffenden stellen (§ 95, 2 und § 152), die mir übrigens bei der niederschrift der miszelle nicht gegenwärtig waren, scheint mir dies indes nicht mit genügender deutlichkeit hervorzugehen; doch wurde ich in zuvorkommender weise von prof. G. über deren sinn belehrt.

MÜNCHEN. VIRGIL MOSER.

---

## NEUE ERSCHEINUNGEN.

**Albrecht von Halberstadt.** — Runge, Otto, Die Metamorphosen-verdeutschung Albrechts von Halberstadt. [Palaestra LXXIII.] Berlin, Mayer & Müller, 1908. (VI), 158 s. 4,50 m.

**Alexandersage.** — Hilka, Alfons, Zur textkritik von Alexanders brief an Aristoteles über die wunder Indiens. Breslau 1909. [Gymn. progr.] 20 s. 4°.

**Althoff.** — Klatt, Max, Althoff und das höhere schulwesen. Vortrag. Berlin, Weidmann, 1909. 42 s. 0,60 m.

**Arthursage.** — Pokorny, Julius, Der ursprung der Arthursage. [Sonderabdruck aus band XXXIX der Mitteilungen der Anthropol. gesellschaft in Wien.] Wien 1909. 30 s.

**Böckel, Otto,** Die deutsche volkssage. [Aus natur- und geisteswelt nr. 262.] Leipzig, Teubner, 1909. IV, 162 s. Geb. 1,25 m.

**Dahm, Karl,** Der gebrauch von *gi-* zur unterscheidung perfektiver und imperfektiver aktionsart im Tatian und in Notkers Boethius. Leipziger dissert. 1909. 92 s.

**Droste-Hülshoff, Annette von.** — Badt, Bertha, A. von Droste-Hülshoff, ihre dichterische entwicklung und ihr verhältnis zur englischen literatur. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. XVII.] Leipzig, Quelle & Meyer, 1909. 96 s. 3 m.

**Edda Sæmundar.** — The Elder or Poetic Edda, commonly known as Sæmunds Edda. Part I. The mythological poems. Edited and translated with introduction and notes by Olive Bray. Illustrated by W. G. Collingwood. Printed for the Viking club. London 1908. (IV), LXXX, 327 s. 12 sh.

**Egils saga Skallagrímssonar.** — Vogt, W. H., Zur komposition der Egils saga kpp. 1–66. Görlitz 1909. [Gymn. progr.] (IV), 65 s.

**Goethe.** — Pinger, W. R. R., Der junge Goethe und das publikum. [University of California publications in modern philology I, 1.] Berkeley 1909. 66 s.

— Wolff, Eugen, Mignon, ein beitrag zur geschichte des Wilhelm Meister. München, C. H. Becksche verlagsbuchhandlung, 1909. X, 328 s. und 2 bildnisse. Geb. 6 m.

**Haupt- und staatsaktionen,** Wiener, eingeleitet und hrsg. von Rudolf Payer von Thurn. 1. band. [Schriften des Literarischen vereins in Wien. X.] Wien, 1908. XLI, 461 s. geb.

**Hebbels** Werke herausgegeben mit einleitungen und anmerkungen versehen von Theodor Poppe. Berlin, Bong & Co., o. j. [1909.] 10 teile in 5 bdn.

XXXII, 334; 301; 345; 162; 329; 131, 285; 483; 499; 465 s.; 1 portr. und 1 faks. Geb. 7,50 m.

**Heine.** — Siebert, Wilh., Heinrich Heines beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft herausg. von E. Elster. VII.] Marburg, Elwert, 1908. VIII, 109 s. 2,80 m.

**Hennig, Kurt,** Die geistliche kontrafaktur im jahrhundert der reformation. Ein beitrag zur geschichte des deutschen volks- und kirchenlieds im 16. jahrh. [Königsberger dissert.] Halle 1909. 123 s.

**Hermannsson, Halldór,** The Northmen in Amerika (982—c. 1500). A contribution to the bibliography of the subject. Ithaca, N. Y., 1909. (VIII), 94 s.

**Hjelmqvist, Theodor,** Runinskriften på en bennål i Lunds historiska museum. [Lunds univ. årsskrift, n. f. afd. I, bd. 5 nr. 5.] Lund 1909. (IV), 40 s. u. 1 taf.

**Jean Paul.** — Berend, Eduard, Jean Pauls ästhetik. [Forschungen zur neueren lit.gesch. XXXV.] Berlin, A. Duncker, 1909. XV, 294 s. 13,50 m.

**Keller, Gottfried.** — Preitz, Max, Gottfried Kellers dramatische bestrebungen. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft. XII.] Marburg, Elwert, 1909. (VI), 187 s. 4,40 m.

**Kinzel, Karl,** Das deutsche volkslied des 16. jahrhunderts, für die freunde der alten literatur und zum unterricht eingeleitet und ausgewählt. 2. aufl. Halle, Waisenhaus, 1909. 93 s. 1,50 m.

**Klaj, Johann.** — Franz, Albin, Joh. Klaj, ein beitrag zur deutschen literaturgeschichte des 17. jahrh. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft. VI.] Marburg, Elwert, 1908. XI, 264 s. 6,40 m.

**Kleinpaul, Rudolf,** Die deutschen personennamen, ihre entstehung und bedeutung. Leipzig, Göschen, 1908. 132 s. Geb. 0,80 m.

**Kleist, Heinr. von.** — Senger, Joachim Henry, Der biblische ausdruck in den werken Heinrichs von Kleist. [Teutonia . . . herausg. von W. Uhl. VIII.] Leipzig, E. Avenarius, 1909. VI, 68 s. 2 m.

**Kock, Axel,** Svensk ljudhistoria. Andra delen, förra hälften. Lund, Gleerup (Leipzig, Harrassowitz), 1909. 240 s. 3 m.

**Meyer, Konr. Ferd.** — Taylor, Marion Lee, A study of the technique in K. F. Meyers Novellen. [Dissert.] Chicago 1909. IV, 109 s.

**Monatsschrift,** Germanisch-romanische, in verbindung mit F. Holthausen, W. Meyer-Lübke, V. Michels und W. Streitberg herausgegeben von Heinr. Schröder. Heft 1. Heidelberg, Winter, 1909. 80 s. Preis für den jahrgang von 12 heften 6 m.

**Mundt, Theodor.** — Draeger, Otto, Th. Mundt und seine beziehungen zum Jungen Deutschland. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft. X.] Marburg, Elwert, 1909. V, 179 s. 4 m.

**Ohnesorge, Wilh.,** Die deutung des namens Lübeck. Ein beitrag zur deutschen und slavischen ortsnamenforschung. [Sonderabdruck aus der Festschrift zur begrüssung des XVII. deutschen geographentages.] Lübeck 1909. (II), 98 s.

**Olsen, Magnus,** Runerne paa et nyfundet bryne fra Strøm paa Hitteren. [Det kgl. norske videnskabers selskabs skrifter 1908 nr. 13.] Trondhjem 1909. 20 s. und 1 taf.

— Om sproget i de Manske runeindskrifter. [Christiania videnskabs-selskabs forhandlinger 1909 nr. 1.] Christiania, Dybwad, 1909. 26 s.

**Paoli, Betty,** Gesammelte aufsätze, eingeleitet und hrsg. von Helene Bettelheim-Gabillon. [Schriften des literarischen vereins in Wien. IX.] Wien 1908. CXIV, 310 s. geb.

**Pestalozzi, Rudolf,** Syntaktische beiträge. I. Systematik der syntax seit Ries. II. Die casus in Joh. Kesslers Sabbata. [Teutonia XII.] Leipzig, E. Avenarius, 1909. VIII, 80 s. 3 m.

**Psalm 138** (MSD XIII). — Kom, Karl, Die ahd. bearbeitung des psalmes 138. Radautz (Bukowina) 1909. 15 s.

**Sachs, Hans.** — Ricklinger, Erich, Studien zur tierfabel von Hans Sachs. Münchner dissert. 1909. 61 s.

**Schwartzkopf, Werner,** Rede und redeszene in der deutschen erzählung bis Wolfram von Eschenbach. [Palaestra LXXIV.] Berlin, Mayer & Müller, 1909. (IV), XI, 148 s. und 2 tabellen. 4,50 m.

**Segremors.** — Beyer, Paul Gerh., Die mitteldeutschen Segremorsfragmente. Untersuchung und ausgabe. Marburger dissert. 1909. (VIII), 121 s.

**Sievers, Paul,** Die akzente in althochdeutschen und altsächsischen handschriften. [Palaestra LVII.] Berlin, Mayer & Müller, 1909. (IV), 137 s. u. 2 taff. 4 m.

**Thomasin von Zirklære.** — Ranke, Friedr., Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Circlaria. [Palaestra LXVIII.] Berlin, Mayer & Müller, 1908. IV, 173 s. 4,80 m.

**Thümmel, Mor. Aug. von.** — Kyrieleis, Rich., M. A. von Thümmels roman 'Reise in die mittäglichen provinzen von Frankreich'. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft. IX.] Marburg, Elwert, 1908. (VI), 78 s. 2 m.

**Volkslieder** aus der Rheinpfalz, mit singweisen aus dem volksmunde gesammelt. Im auftrage des Vereins für bayrische volkskunde hrsg. von Georg Heeger und Wilh. Wüst. 1. band. Kaiserslautern, Herm. Kayser, 1909. XV, 304 + 7 s. Geb. 3,80 m.

**Wernicke, Christian.** — Chr. Wernickes Epigramme herausgegeben und eingeleitet von Rud. Pechel. [Palaestra LXXI.] Berlin, Mayer & Müller, 1909. (VI), 591 + 4 s. 18 m.

**Wilmanns, W.,** Deutsche grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. 3. abteilung: flexion. 2. hälfte: nomen und pronomen. 1. und 2. aufl. Strassburg, Trübner, 1909. S. I–VIII und s. 317–772. 9 m.

---

## NACHRICHTEN.

Der um sprache, literatur und volkskunde der Færöer hochverdiente propst Venceslaus Ulricus Hammershaimb ist am 10. april 1909 in Kopenhagen gestorben (geb. auf den Færöer 25. märz 1819).

Der ausserordentliche professor dr. Gustav Ehrismann in Heidelberg wurde als nachfolger Al. Reifferscheids an die universität Greifswald berufen.

Für deutsche philologie habilitierten sich: in München dr. Julius Petersen und in Strassburg dr. Ernst Stadler; für ästhetik und neuere deutsche literatur (nicht, wie wir auf grund einer zeitungsnotiz meldeten, für deutsche literaturgeschichte) in Heidelberg dr. Ph. Witkop.

Professor dr. Ludv. F. A. Wimmer in Kopenhagen wurde zum auswärtigen mitglied der Göttinger akademie ernannt, geh. regierungsrat professor dr. Gustav Roethe in Berlin aus anlass des jubiläums der universität Löwen zum ehrendoktor dieser hochschule.

Professor dr. Albert Küster in Leipzig erhielt den charakter als geheimer hofrat.

---

An der universität Leipzig ist im sommersemester 1909 ein institut für kultur- und universalgeschichte eröffnet worden, mit dessen leitung der geh. hofrat professor dr. K. Lamprecht betraut wurde.

---

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.

# STUDIEN ÜBER DIE NIBELUNGENHANDSCHRIFT A.

## Einleitung.

## Geschichte der forschung.

### 1. Von Bodmer bis auf Lachmann.

Die entdeckung der Nibelungenhs. A erfolgte im zusammenhange mit den bemühungen Bodmers um die ältere deutsche literatur[1] am 9. september 1779 durch den ehemals Hohenemsischen oberamtmann von Wocher auf dem schlosse Hohenems in Vorarlberg[2]. Schon 1782 wurde aus Bodmers abschrift der 'Chriemhilden rache und die klage' (1757) ergänzende teil des codex gedruckt (str. 1–1582$_3$ Lachm. einschl.)[3]. Der durch Bodmer verschuldete irrtum des herausgebers, dass seinem texte nur eine hs. zugrunde läge[4], wurde zwar 1795 von Giesecke[5] und endgültig von Jak. Grimm (1807)[6] beseitigt, doch blieb die existenz der hs. verborgen. So musste man den vorderen[7] teil des Myllerschen textes auf B (seit 1769 in St. Gallen) zurückführen[8]. Erst 1812 klärte sich das dunkel bezüglich der ausgabe Myllers[9]: da in demselben jahre die Münchener hof- und staats-

1) Vgl. darüber Pauls Grdr. I², 52.

2) Den betreffenden teil von Wochers begleitschreiben bei übersendung der hs. an Bodmer druckt z. b. ab: Abeling, Das Nibelungenlied und seine literatur (= Teutonia heft 7), Leipzig 1907. s. 149.

3) In Myllers Sammlung deutscher gedichte.

4) A. a. o. Der Nibelunge liet s. 152; auch bei Abeling s. 153 anm. 1.

5) Vgl. Müllenhoff in Jak. Grimms Kl. schr. IV, 3 anm.

6) Jetzt Kl. schr. IV, 1–7.

7) Grimms behauptung, dass der letzte teil des textes aus B stamme, hatte Docen alsbald berichtigt; vgl. Neuer literar. anzeiger 1807, 764.

8) Dies tat z. b. v. d. Hagen im anhange zu seiner übersetzung (1807). Noch in der vorrede zu der ausgabe von 1810 hielt er dies infolge mangelhafter kenntnis von B für das 'wahrscheinlichste', verzeichnete jedoch in den lesarten unter 'B' varianten 'einer vielleicht von Bodmer gebrauchten handschrift'.

9) Vgl. v. d. Hagens bericht: Sammlung f. altd. literat. I, 1–14.

bibliothek den wiederaufgefundenen codex A erwarb, fanden auch die äusseren wechselvollen schicksale der hs. ihren abschluss[1].

Wichtiger als v. d. Hagens kurzer hinweis auf die hs.[2] waren einige detaillierte angaben Docens[3]. Er bestimmte das verhältnis von A zu C und B dahin, dass A eine 'eigene rezension' gegenüber C darstelle; im übrigen zeige die hs. A 'durchgängige übereinstimmung mit der St. Gallener, vor der sie durch ihr alter und reinere orthographie vielleicht vorzüge hat (in allem diesem war Bodmer anderer meinung)'. 1815 berührte auch Jak. Grimm die schicksale der hs. A[4], vermutete bezüglich der orthographie, A und B seien 'sparsamer' in der verwendung von 'übergeschriebenen diphthongen' als C und urteilte über das alter von A, B und C im anschluss an Bodmer dahin: die St. Galler hs. kenne er zu wenig, allein sie sei schon Bodmer als die allerälteste erschienen; A halte er für älter und besser als C, woran die strophendifferenz nichts ändere. 'Schon die überschriften der abenteuer zeigen in A eine gewisse altertümliche einfachheit.'

Die im spätherbst 1815 erschienene zweite ausgabe v. d. Hagens[5] versuchte eine genauere bestimmung des handschriftenverhältnisses[6]: A B D werden C gegenüber zu einer gruppe zusammengefasst. 'Alle drei müssen eine gemeinsame ältere abkunft anerkennen.' Des strophenbestandes wegen seien B und D näher verwandt, könnten jedoch nicht unmittelbar von einander abstammen. B und A ständen sich in sprache und schreibart sehr nahe: B sei die ältere hs., da A schon öfter *ou* für *u*, *û* in B habe. Die strophendifferenzen in den 3 hss. 'kommen entweder aus nachlässigkeit, wie die vielen auslassungen in der zweiten Hohenemser[7] (besonders in avent. 6. 7), oder sind auch wohl spätere zusätze'.

1) Über das detail vgl. Jak. Grimm, Altdeutsche wälder II, 145 ff. und Lassbergs abweichende darstellung (nach Barack) in Pfeiffers Germ. X, 505–507. (Abdruck bei Abeling s. 160 f., 163.)

2) Vgl. Neuer literar. grundriss zur geschichte der deutschen poesie (1812) s. 79 f.

3) In seiner rezension der ausgabe v. d. Hagens von 1810. Vgl. Jenaische allgem. literaturzeit. 1814, 407.

4) In seiner abhandlung 'Über die Nibelungen', Altdeutsche wälder II, 145–89; insbesondere s. 145–47, 149, 162 f.

5) Das titelblatt trägt die jahreszahl 1816; vgl. die einleitung zur 3. aufl. von 1820, s. XXXV.

6) Vgl. vorrede s. VI ff. u. XXIII.

7) D. h. A nach Lachmanns 1826 eingeführter bezeichnung, die ich überall vorweggenommen habe.

Erst 1816 nahm v. d. Hagen eine vergleichung von A vor, über deren ergebnis er in einem briefe an Büsching mitteilung machte[1]: 'das hauptergebnis ist, dass diese handschrift mit der St. Galler fast durchaus übereinstimmt, wie nicht leicht zwei altdeutsche handschriften, so dass ich in der vergleichung des hinteren teils die abweichungen bequem meiner neuen ausgabe beischreiben konnte'. Es folgte eine beschreibung der hs., die er noch dem 13. jh. zuwies. A und B führte er auch hier auf eine gemeinsame vorlage zurück.

Diese aufstellungen hält die einleitung zu der ausgabe von 1820 (trotz der inzwischen erschienenen forschungen Lachmanns) im wesentlichen aufrecht[2]: das alter der hs. A sei etwas jünger als das von B und um die mitte des 13. jhs. anzusetzen[3]. Sie erscheine zwar 'in der darstellung' noch etwas älter als B, stehe jedoch ganz einzeln und sei überhaupt 'mangelhafter, roher, später und örtlicher'[4].

Als Lachmann 1816 mit seinen ansichten über das Nl. hervortrat, benutzte er A als ein 'sehr naheliegendes zeugnis' für seine liedertheorie[5]. Die vergleichung der lesarten für die noch unbekannte partie der hs. könne vielleicht 'eine neue seite' für seine untersuchungen darbieten. C sei eine jüngere, A eine ältere rezension des Nl., das in B, ob die hs. älter oder jünger als A sei, seine höchste blüte habe. B zeige eine 'meistenteils absichtliche künstliche, weitere ausbildung der noch weniger glatten und geschmückten form' von A. In den partien, wo B keinen bedeutenderen neuen zuwachs erhalten habe, sei die hand des früheren ordners zu erkennen, 'dessen arbeit uns das Hohenemser manuskript liefert'.

Der scharfsinn, den Lachmann in der zerlegung des im Nl. verarbeiteten sagengeschichtlichen stoffes bewiesen hatte, veranlasste Jak. Grimm, ihm auch hinsichtlich der beurteilung der hss. zu folgen: so spricht er in seiner rezension von Lachmanns habilitationsschrift von dem 'Hohenemser diaskeuasten der Nibelungen'[6]. Das handschriftenverhältnis erscheint nunmehr verkoppelt mit einer theorie über die entstehung des Nl.

1) Vgl. Büschings Wöchentliche nachrichten II, 337–42 (1816).

2) Vgl. s. XXXIX und XLIV f. Doch zeigt sich Lachmanns einfluss z. b. in folgender äußerung (s. XLIV): 'E. M (d. h. A) stammt bei manchen auslassungen und versehen wohl zunächst aus der ältesten urkunde und bewahrt uns diese, besonders in ihren eigentümlichkeiten des vorderen teiles.'

3) A. a. o. s. XLI.

4) A. a. o. s. LIV.

5) Jetzt Kl. schr. I, 49 f.

6) Kl. schr. IV, 92–98, besonders s. 97.

Das erscheinen der ausgaben v. d. Hagens von 1816 und 1820 gab Lachmann veranlassung zu sehr eingehenden rezensionen. 1817 stellte er[1] seine ansichten über das entstehen des Nl., den dichter der erhaltenen fassung und ihr verhältnis zur Klage dar, gab im anschluss daran das höhere alter von B gegen A zu – aus schreibungen in A wie *hout, trourie, ouf* etc. wollte er nicht auf späteres alter, sondern auf 'nachlässigkeit des schreibers' schliessen – und äusserte hinsichtlich der rekonstruktion des originaltextes: 'an genaue herstellung der ältesten gestalt ist nun wohl nicht eher zu denken, als bis man wenigstens noch eine A sehr ähnliche hs. auffindet'. Die plusstrophen von B seien durch 'eine planmässige und absichtlich verbesserte ausgabe oder rezension' des textes von A entstanden. Für die textkritik stellte er den grundsatz auf, dass 3 von den 4 hss. A B C D 'allemal' eine überstimmen; eine von C D gebotene lesart sei einer solchen von A B vorzuziehen.

1820 riet er zu dem versuche[2], aus der hs. A, 'welche dem ursprünglichen text am nächsten steht', diesen wiederherzustellen. Über die sprache des gedichtes äusserte er sich in folgendem zusammenhange[3]: das verfahren v. d. Hagens, der die orthographie von B zugrunde legte und sie nur konsequent in sich durchführte, sei zu tadeln. 'Wäre nur die eine hs. erhalten, zeichnete sich die sprache des gedichts durch eigene formen einer besonderen mundart aus vor allen übrigen schriften derselben zeit: so möchte jene weise so natürlich und statthaft sein, als sie hn. v. d. Hagen dünkt'; beides sei aber 'gar nicht' der fall. Die 1817 aufgestellten textkritischen regeln seien für die meisten fälle 'hinreichend'[4].

Die bahnbrechende ausgabe 'Der Nibelunge noth und die klage' von 1826 führte die früher vertretenen ansichten mit gesteigerter konsequenz durch: ausgehend von der zum erstenmale vollständig gedruckten hs. A suchte L. den ältesten text zu erreichen. Bezüglich des alters der hs. stimmte er – etwas widerstrebend – dem urteil Docens zu, wonach A jünger als B und C und 'um 1250' geschrieben sei. Eine begründung der textkritischen wertung der s. V f. beschriebenen hs. A fehlt; die erwähnten grundsätze für die textkritische arbeit hat er verlassen, beeinflusst wahrscheinlich durch die inzwischen (1824) vorgenommene autopsie der hs., deren mancherlei flüchtigkeiten seine

1) Kl. schr. I, 81–114, besonders s. 86 f.

2) Kl. schr. I, 206–77.

3) A. a. o. s. 223.

4) A. a. o. s. 216.

ansichten über die entstehung des gedichtes zu begünstigen schienen. Die bevorzugung von A ist derartig einseitig, dass ihm 'jedes wort, das nicht in A steht, keine grössere beglaubigung als eine konjectur' hat.

Für die vorlage der hs. suchte er 1836 in den 'Anmerkungen' (zu $204_4$) sächsische oder thüringische provenienz zu erweisen: *end* für *ê* und *her* für *er* 'deuten, wie viel anderes, auf eine sächsische oder thüringische hs., die zum grunde lag'. So sah er auch (zu $934_2$) in *uns* statt *unser* 'eine der vielen spuren einer ins niederdeutsche spielenden abschrift unseres gedichts' und äusserte (zu $1277_1$) von dem 'umarbeiter oder anordner' des elften und zwölften liedes: 'wer weiss, ob er nicht etwa in Thüringen arbeitete' (vgl. auch zu 1272).

## 2. Von Holtzmann bis auf Bartsch.

Die im todesjahre Lachmanns (1851) erfolgte aufdeckung der heptaden durch Jak. Grimm erschütterte das vertrauen zu Lachmanns textkritischem verfahren. Holtzmann griff dann 1854 die Lachmannsche wertung der hss. an: es sei 'vor allen dingen und vor jeder sonstigen untersuchung über das Nl. nötig, das verhältnis der hss. untereinander zu bestimmen'[1]. Er hob die fehlerhaftigkeit von A hervor und urteilte hinsichtlich der fehlenden strophen[2], 'dass in A wenigstens einige strophen fehlen, die notwendig schon in dem ältesten text vorhanden sein müssen. Einige strophen sind absichtlich übergangen, einige aus versehen. Da die meisten der fehlenden strophen nur in A fehlen, so hat sie wahrscheinlich erst der schreiber von A ausgelassen'. Jedenfalls könne der text von A nicht allen andern hss. zugrunde gelegen haben. Die lesarten von A erklären sich nur zum teil 'durch die gedankenlosigkeit des abschreibers'; daneben zeige sich oft 'überlegung in eigentümlichen wendungen, die dann aber nicht dem schreiber von A zugeschrieben werden dürfen', die er vielmehr schon in seiner vorlage fand[3]. Die bevorzugung von A durch Lachmann erkläre sich daraus, 'dass der text von A für die vorgefasste theorie Lachmanns über die entstehung des Nl. besonders günstig' sei[4]. Über das alter der hs. behauptete er in seiner ausgabe des textes von 1857[5]: 'wahrscheinlich zu ende des 13. jhs. geschrieben'.

1) Untersuchungen über das Nl., Stuttgart 1854, s. 1.
2) A. a. o. s. 9.
3) A. a. o. s. 12.
4) A. a. o. s. 17.
5) Das Nl. in der ältesten gestalt, Stuttgart 1857, s. VII.

Geschichtliches interesse verdient die erst in seiner ausgabe der Klage[1] auftretende, wahrscheinlich von Lachmann beeinflusste meinung über die sprache des Nl. und der Klage, nach der dem ältesten hochdeutschen texte beider 'in der orthographie, in formen, in wörtern' deutliche spuren davon anhafteten, 'dass sie vorher in einem andern deutsch, das ich im weitesten sinne, ohne es näher bestimmen zu wollen, niederdeutsch nenne, geschrieben waren'. Angeführt werden zum beweise der fehler *het* für *hiez* (Nib. $1345_4$ C), ferner *Segemunt* statt *Sigemunt* ($717_1$ C) und die wörter *Helpfrich* und *Helpfrât*, die auf ein 'niederdeutsches *p* für *f*' deuten sollen. Aus A wird angezogen '*herct* Kl. 1, *rîke, herlîken* usw.' 'Das alles und sonst noch manches sind hinreichende spuren einer niederdeutschen aufzeichnung des gedichts'.

In der auffassung des handschriftenverhältnisses stimmte ihm Zarncke zu[2]; er bemerkte in seiner ausgabe des C-textes von 1856[3], A sei 'wohl noch im 13. jh. flüchtig und unschön' geschrieben. Zahlreiche kürzungen hätten besonders in der partie zwischen der VI. und XI. aventiure stattgefunden; die veränderungen, 'die zuweilen von geschick zeugen', verrieten einen bestimmten geschmack. Die vorlage von A übertraf 'augenscheinlich sämtliche uns erhaltene hss. der überarbeitung an wert'. Die hs. selbst wollte er auf grund ihres fundortes und der partikel *ent* Tirol zuweisen[4].

Drei jahre später versuchte Müllenhoff[5], Lachmanns ansicht von einer niederdeutschen vorlage von A gegenüber Zarncke zu verteidigen. Die formen *rîke* für *rîche, wætlîke* usw. nahm er als 'zahlreiche und entscheidende spuren des niederdeutschen in A' in anspruch. Demgegenüber erklärte Zarncke[6] das angeblich ndd. *k* für *ch* als eine rein orthographische erscheinung, verständlich aus dem bestreben des schreibers, älteres *ch* durch *k* zu ersetzen, eine anschauung, zu der sich später auch Bartsch[7] bekannte.

Hinsichtlich des alters von A brachte 1866 der handschriftenkatalog der Münchener hof- und staatsbibliothek die augenscheinlich auf grund paläographischer indizien, jedenfalls unabhängig von dem

1) Die Klage, Stuttgart 1859, s. XIV und XXVII.
2) Zur Nibelungenfrage, Leipzig 1854.
3) Das Nibelungenlied, Leipzig 1856, s. XX.
4) Sitzungsber. d. Leipziger akad., phil.-hist. kl., bd. 8 (1856), 227.
5) Zfda. XI, 271.
6) Pfeiffers Germ. IV, 427–30.
7) Untersuchungen über das Nl. s. 65.

streite über das Nl. gegebene ansetzung Schmellers[1] 'vom jahre 1280', eine datierung, die z. b. auf Scherer nicht ohne eindruck blieb[2].

Eingehend beschäftigte sich Bartsch in seinen 'Untersuchungen' (1865)[3] mit der hs. A. Neben ihren sehr zahlreichen mängeln betonte er das alter und die güte ihrer vorlage: 'offenbar liegt A eine sehr alte hs. zugrunde'; 'übrigens beruht A auf einer guten alten hs., die an wert der vorlage von B mindestens gleichkam' und die nach einer späteren bestimmung[4] 'eine hs. aus dem anfang des 13. jhs.' war. Über ihre orthographie bemerkte er[5], sie habe *sc* und *s* für *sch*, häufiges fehlen der umlaute und altertümliche schreibungen gehabt; manche fehler in A seien aus ihrer graphischen beschaffenheit verständlich. Die annahme von ndd. spuren in A wies er zurück[6]. Dass die vorlage keine abgesetzten reimzeilen besessen habe, suchte er im ersten bande seiner ausgabe wahrscheinlich zu machen[7].

Ansätze zu einer genaueren darlegung der handschriftenfiliation sind vorhanden: so schloss er aus gemeinsamen fehlern in A, B und D auf einen näheren zusammenhang dieser hss.[8]; so verwertete er auch das zusammengehen von A und B in fehlern der überlieferung[9]: 'gemeinsame fehler von A und B lassen schliessen, dass beide aus einer und derselben hs., wenn auch nicht unmittelbar geflossen sind'.

Sprachliches aus den reimen stellte er fest[10], ohne sich bestimmt für Österreich als heimat des Nl. zu entscheiden; er glaubte jedoch, dass es dort entstanden sei[11], und sah demgemäss die heimat des dichters später 'in der Donaugegend von Passau bis Wien abwärts'[12].

1) Schmeller, Die deutschen hss. der k. hof- und staatsbibliothek zu München, 1. teil, München 1866, s. 4.

2) Kl. schr. I, 683.

3) A. a. o. s. 63–83; über die vorlage s. 63 u. 381.

4) Bartsch, Der Nib. nôt II 2, XI.

5) Untersuchungen s. 63 f.

6) A. a. o. s. 67.

7) Der Nib. nôt I, XVI.

8) Z. b. 'Untersuchungen' s. 83.

9) A. a. o. s. 381.

10) A. a. o. s. 180 ff.

11) A. a. o. s. 369.

12) Der Nib. nôt I, XXXII. Neuerdings behauptet Roediger (Ergebnisse und fortschritte s. 596), dass 'das epos, wie es in A und B vorliegt', 'gewiss nicht' in Baiern oder Tirol, 'sondern in Österreich am Wiener hof entstanden' sei.

### 3. Die neuere forschung.

Nachdem von Muth[1] die fehlerhaftigkeit der A-varianten bei Lachmann und Bartsch, insbesondere aber ein abhängigkeitsverhältnis zwischen beiden in falschen lesarten dargetan hatte, war es ein verdienst Laistners, die hs. A in phototypischer nachbildung zu veröffentlichen und so den streit um ihren wert von der auswahl der lesarten bei früheren herausgebern unabhängig zu machen[2]. In der einleitung zu dieser für die vorliegende arbeit zugrunde gelegten publikation will Laistner, die ansicht Zarnckes überspannend, auf grund des vorkommens von *end* im Meraner stadtrechte die hs. A auf das benachbarte schloss Tirol zurückführen[3]. Bezüglich der datierung ist er schwankend: unter heranziehung einiger historischer tatsachen[4] gelangt er dazu, die abfassung von A von 1251 bis 'spätestens 1272' zu verlegen, versucht aber später, auf der voraussetzung fussend, dass *x*, die vorlage von A, auch die vorlage von S gewesen sei, das alter von A unter 1254 hinabzurücken[5]. Die abschriften aus dem original seien wahrscheinlich im burggrafenamte genommen worden[6]. 'Dass das werk so, wie es uns vorliegt, in jener gegend auch entstanden sei, daran lässt schon der mangel bairischer spuren in der sprache zweifeln'[7].

Während Bartsch, die untersuchungen von Holtzmann weiterführend, sich damit begnügt hatte, die hs. A aus ihrer massgebenden stellung zu verdrängen, sie der rezension B* zuzuweisen[8] und die hss. A und B auf grund gemeinsamer fehler auf eine gemeinsame vorlage zurückzuführen, hat Braune in seiner eindringenden, ergebnisreichen untersuchung 'Über die handschriftenverhältnisse des Nl.'[9] die stellung von A zuerst genauer bestimmt. Er hat insbesondere die zugehörigkeit von A zü der gruppe A D b erwiesen[10] und von diesem standpunkte

1) Vgl. Zeitschr. VIII, 446 ff.
2) Laistner, Das Nl. nach der Hohenems-Münchener hs. A, München 1886.
3) A. a. o. s. 4.
4) A. a. o. s. 3 f.
5) A. a. o. s. 10.
6) A. a. o. s. 6.
7) A. a. o. s. 45.
8) Hierin stimmte ihm Paul zu, vgl. PBB III, 374.
9) PBB XXV, 1 ff.
10) Die wenig überzeugenden bemerkungen Martins (Deutsche literaturzeitung 1901, 115 ff.) scheinen mir ebensowenig geeignet, die gruppe A D b aufzulösen, als die von Zwierzina (Zfda. 45, 395) gegen die zusammengehörigkeit von A und D b geäusserten bedenken.

aus A als eine 'selbständig ändernde rezension' erkannt, 'welche uns nur in einer relativ jungen hs. erhalten ist, die selbst in vielen einzelheiten unsorgsam geschrieben, aber doch im wesentlichen treu eine mit überlegung redigierte vorlage (x) kopiert'[1]. 'Die selbständigen änderungen von x bestehen nun einmal in der auslassung von strophen und zweitens in der oft sehr starken umformung einzelner lesarten'. In beiden punkten suchte er die unursprünglichkeit von A eingehend nachzuweisen.

Unter den anhängern von A konnte Roediger schon 1897 die sonderstellung der hs. nicht mehr aufrechterhalten und wollte ihre fehler aus B bessern[2]. Auf grund von Braunes forschungen erkennt er nunmehr den ansatz der gruppe A D b an, 'doch entstellen A D b nicht so viel falsche lesarten, als Braune annimmt'[3].

Die feststellungen Braunes über die hs. A sehe ich im wesentlichen für gesichert an, um so mehr, als die untersuchungen von Ursinus[4] sie grossenteils bestätigen. Dieser lehnt jedoch die annahme einer besonderen hs. x als für die Klage nicht notwendig ab[5]. Für das Nl. werde ich aus der verschiedenen stellung der beiden hauptschreiber von A zu ihrer vorlage wahrscheinlich zu machen suchen, dass die letztere sich nicht wesentlich von A D b unterschied, sofern man nicht überhaupt ohne zwischenglieder A auf A D b zurückführen darf (vgl. kap. $II_1$).

Eine widerlegung Braunes bezüglich der von ihm der A hs. zugewiesenen stellung hat bisher nur E. Kettner versucht[6]. Er bespricht zunächst die von Braune behandelten 25 fehlerhaften A D b-lesarten: nur in 5 fällen kann der entschiedenste anhänger von A sie als ursprünglich in anspruch nehmen; von den übrigen 20 werden 6 als 'fehler der urhs.' und 9 als 'zufällig übereinstimmende änderungen und versehen in A D b' angenommen. 3 der verbleibenden stellen sind 'zweifelhaft', 2 'nicht beweisend'. Der nachweis der priorität von A D b scheint mir – vielleicht mit ausnahme von $1994_{3-4}$ – in keinem falle geliefert. Wenig vertrauen erweckt ferner der umstand, dass an den 25 stellen 5 verschiedene erklärungsweisen erprobt und dass 36 %

1) A. a. o. s. 75.
2) Herrigs Archiv 98 (1897), 421.
3) Vgl. Jahresbericht 22 (1900), 89; Herrigs Archiv 108 (1902), 158 f. Ergebnisse und fortschritte der germ. wiss. s. 594.
4) Über die handschriftenverhältnisse der Klage, Diss., Halle 1908.
5) A. a. o. s. 38 f.
6) Zu den handschriftenverhältnissen des Nl., Zeitschr. 34, 311–64.

der fehler auf zufall zurückgeführt werden! Bedenken gegen die prinzipiell durchaus zulässige annahme von fehlern in der urhs. sucht Kettner zwar abzuschwächen[1]; ausser den soeben erwähnten 6 fehlern werden aber noch weitere postuliert: z. b. $838_1$ *er sprach*[2], $1531_{4b}$ *scherlîche* statt *sicherlîche*[3], ferner $1433_{1-3}$ und $1553_1$[4]. Demgegenüber ist Braune in der forderung beizupflichten, dass es doch vermieden werden sollte, der urhs. mehr fehler als 'unbedingt nötig' zuzuweisen[5]. Auch die behandlung der auf s. 320 22 von Kettner diskutierten stellen ist vielfach unglücklich[6]. Der versuch, die gruppe A D b aufzulösen[7], ist nicht auf tatsachen gestützt, sondern auf die annahme des in hs. b vorhandenen schreibfehlers *gemuot* (für *genuoc*) für D b, obwohl D korrekt ist; der so zwischen A und D b konstatierte gegensatz ist erst von Kettner künstlich konstruiert.

## Kapitel I.

### Über die sprachform des Nibelungenliedes und der hs. A.

#### 1. Zur sprache des Nibelungenliedes.

Nach Johannes von Müllers vorgang[8] hielt von der Hagen die sprache des gedichtes für schweizerisch, wie folgende äusserung in der vorrede zu der ausgabe von 1816 lehrt[9]: 'überhaupt stellt sie (= hs. B) die schwäbische, d. i. damals zugleich schweizerische mundart, in welcher das gedicht in dieser letzten gestalt ist verfasst und niedergeschrieben worden, am vollkommensten dar, z. b. in dem (dort noch jetzo) fast durchgängigen tiefkehligen *ch* für *k*'.

1) A. a. o. s. 319.

2) S. 317.

3) S. 322.

4) Beides s. 315.

5) A. a. o. s. 29.

6) So wird die A D b-lesart $1393_{3b}$ *durch ir tugenthaften muot* als 'feste formel' durch zwei stellen aus dem Erec belegt, während sie für das Nl. beispiellos ist. Zu $1539_4$ ist darauf hinzuweisen, dass auch $442_4$ A D b die verbindung *wíslichen tuon* durch *willeclichen tuon* ersetzte; die D b-lesart ist auch für die vorlage von A anzunehmen: erst A beseitigte die formel; vgl. unten kap. II 2.

7) A. a. o. s. 322 f.

8) Er hatte gemeint, die sprache des Nl. sei 'unter dem schweizerischen volk, zumal im innern land und am fuss der hohen berge, z. b. im tal Hasli', noch lebendig. Vgl. Götting. gelehrte anzeigen 1783, s. 356.

9) Diese ansicht vertrat er auch in der dritten ausgabe (1820); vgl. s. LVI u. XXIX.

Lachmann hingegen vertrat die ansicht, das gedicht sei in der mhd. hofsprache gedichtet[1]. Ihm schloss sich Zarncke an: er bestimmte 'Tirol mit den westlich und östlich angrenzenden gebieten' als heimat des Nl.[2] wesentlich auf grund der verbreitung einerseits der hss. des Nl. und der übrigen gedichte aus dem kreise der heldensage, andererseits der sage[3]. Die sprachform des Nl. biete wenig anhaltspunkte für eine dialektbestimmung; sie scheine 'völlig der korrekten mhd. hof- und schriftsprache entsprochen zu haben'. In den reimen *e : ë, c : ch* erblickte er mit wahrscheinlichkeit 'eigenheiten eines ganzen kreises von gedichten, zum teil wohl dialektische eigentümlichkeiten'[4].

Müllenhoff erschloss aus dem inhalt der 'Nibelungenlieder' 'das land unter der Ens' als ihre heimat[5] und fand eine bestätigung dafür in der sprache. Er betonte die verbreitung der 'ungenauen reime, die im dialekt der Nibelungen für erlaubt gelten'[6].

Zwierzina[7] erkannte die sog. vokalisch 'unreinen' reime als charakteristisch dialektisch und erwies aus ihnen die sprache des Nl. als bairisch-österreichisch.

Zu einer engeren abgrenzung innerhalb dieses dialektgebietes verhelfen die konsonantisch ungenauen reime *lk : lh, rk : rh.* Diese 'reimungenauigkeiten' konstatierte zuerst Lachmann[8] und erklärte in dem briefwechsel mit Wilh. Grimm die bindungen *marschalk : bevalch, verch : werk* für 'falsche reime' des zweiten ordners[9]; den reim *march : stark* lehnte er ab, da *marc* das übliche wort sei[10]. In den 'anmerkungen' scheint er dagegen geneigt, verschobenes *k* anzuerkennen[11].

Zuerst betonte wohl Paul, dass sich aus diesen reimen 'das vorhandensein der affricata oder vielleicht der spirans im auslaut nach

1) Vgl. oben s. 3 f.

2) Vgl. Sitzungsber. d. Leipziger akad., phil.-hist. kl., bd. 8, 220 (1856).

3) Von einer südtirolischen heimat des Nl. spricht neuerdings Roethe, Berliner sitzungsberichte 1909, s. 650.

4) A. a. o. s. 226, anm. 65.

5) Zur geschichte der Nibelunge not s. 17.

6) A. a. o. s. 18.

7) Zfda. 44, 249 ff.

8) Kl. schr. I, 92. Als solche fasste sie noch Holtzmann auf; vgl. Die Klage s. XI.

9) Zeitschr. 2, 198.

10) A. a. o. s. 523 f.

11) Vgl. zu 11 1 und zu 1464 4; über *verh : werch* vgl. s. 255.

*l* und *r*' erschliessen lasse[1]. Zugleich hob er die unrichtigkeit der form *marc* mit tenuis hervor, die nach Lachmanns vorgang in allen folgenden ausgaben von Holtzmann, Zarncke, Bartsch erscheint und die einsicht in den ziemlich häufigen reim *marh : stark* verhindert hat. Die etymologische berichtigung Pauls machte sich zwar Edzardi für seine ausgabe der Klage zu nutze, hielt aber 'in diesen vereinzelten fällen'[2] eine reimungenauigkeit für 'wahrscheinlicher' als eine verschiebung von *k* nach *l* und *r*; demgemäß führte er die betreffenden bindungen unter den assonanzen auf[3].

Schon die verbreitung dieser reime[4] nötigt dazu, in ihnen eine dialektische eigentümlichkeit anzuerkennen. Nach dem bestätigenden ausweise der heutigen mundarten[5] sind sie in verbindung mit den von Zwierzina als bairisch-österreichisch erwiesenen besonderheiten des vokalismus ein dialektmerkmal des südbairischen, also im wesentlichen der heutigen mundarten von Tirol, Kärnten und Steiermark[6]: germ. *k* ist hier im allgemeinen nach *l* und *r* zur spirans verschoben.

Gegenüber Zwierzina, der den reim *c : ch* (bezw. *k : h*) nur für den zweiten teil des Nl. konstatiert[7], wahrscheinlich unter dem einflusse von *marc : starc* des Lachmannschen textes, ist zu betonen, dass die reime liquida + germ. *k*: liquida + germ. *h* über das ganze gedicht verbreitet sind. Nachfolgend stelle ich die belege von A zusammen[8]:

1. *rh : rk : marh : stark* (die hs. schreibt in der regel in beiden fällen *ch*; über die orthographischen varianten siehe unten) $35_{1-2}$,

1) Vgl. Paul, Mittelhochdeutsche schriftsprache s. 27 f., jetzt Mhd. gr. § 95.

2) Die Klage, Hannover 1875 s. 45. Es sind allein in der Klage 4 fälle (vgl. unten s. 11), von denen E. jedoch nur 3 aufführt.

3) A. a. o. s. 39.

4) Ausser dem Nl. und der Kl. reimt z. b. die Gudrun *marh : stark* $65_{1-2}$. Für *verh : werk* verwies schon Müllenhoff (Zur geschichte der N. N., s. 18) auf die Krone 12039. Der Biterolf bietet *marschalk : enphalh* 3229 (vgl. Jänicke, Deutsches heldenbuch I, IX) und 20 belege für den reim *marh : stark*: 2971, 3129, 5703, 8033, 8115, 8345, 8713, 8871, 9141, 9201, 9235, 10035, 10075, 10101, 10159, 197, 391, 11825, 917, 993; vgl. Weinhold, Bair. gr. s. 190.

5) Vgl. Schatz, Mundart v. Imst, s. 99 f., Lessiak, PBB 28, 145 ff.; Schatz, Die tirolische mundart, s. 13 ff.

6) Über die gliederung des bairischen vgl. Lessiak, PBB 28, $_{6\,f.}$; Schatz, Tirolische mundart, s. 8, 10.

7) Vgl. Zfda. 44, $_{89}$.

8) Die zitate sind für A nach Lachmanns ausgabe (5. ausgabe 1878) gegeben; wo aus B bezw. C zitiert wurde, beziehen sich die angaben auf die editionen von Bartsch bezw. Zarncke (6. aufl.).

$37_{1-2}$, $209_{1-2}$, $834_{1-2}$, $898_{3-4}$, $1657_{1-2}$[1]. *verh : werk* $2147_{3-4}$ (*werch* st. *verch* der hs. ist eine orthographische variante, s. u.).

2. *lh : lk : marschalk : bevalh* $1674_{1-2}$[2].

Aus der Klage[3] sind folgende belege beizubringen:

1. *rh:rk: marh:stark* 2851/2, 2905/6, 3551/2.

2. *lh:lk: enphalh* (so A statt *bevalh*):*marschalk* 1437/8.

Aus den reimen ergibt sich im liede auch der spirant für das alte lehnwort *sarch* (nhd. sarg) und für *march* (= mark): *starch : sarch* $979_{1-2}$, $1008_{3-4}$: *starch : tûsent march* $1221_{1-2}$; *die marche : starche* $176_{1-2}$ (zäsurreim).

In der Klage: *sarch : starch* 2327/8, flektiert 2365/6; *die marche: starche* (adv.) 2803/4; *der starche : Tenemarche* 2371/2.

Den zusammenfall von auslautendem etymologischen *g* mit verschobenem *k* in dem spiranten *ch*, zum mindesten nach *r*, beweisen die reime[4]:

*daz getwerch : diu werch* $469_{1-2}$; *verbarch* (prät.) : *starch* $1080_{1-2}$.

Auch nach *n* ist der zusammenfall von *-g* und *-k* durch reime gesichert; offenbar ist hier der lautwert der affricata anzusetzen.

*banch : erclanch* (prät) $616_{3-4}$; *: lanch* $1868_{1-2}$, $1723_{1-2}$; *kranch : klanch* (sub.) $1984_{1-2}$; *danch : lanch* $879_{3-4}$, $359_{3-4}$; *: spranch* $434_{1-2}$, $712_{1-2}$, $1376_{3-4}$; *: gesanch* (prät.) $300_{1-2}$, vgl. $750_{3-4}$; *tranch* (prät.) : *spranch* $922_{1-2}$; *: lanch* $1012_{1-2}$.

Dies verhalten des auslautenden *-g* (*-g* in allen stellungen > $\chi$, ausser *-ng* > *nk*$\chi$) zeigt weder das heutige kärntische[5], noch die lebende tirolische mundart[6]. In Tirol scheint die noch heute weit verbreitete affricata in älterer zeit die entsprechung für *-g* in allen stellungen

1) Aus einer 'plusstrophe' bieten die anderen hss. noch die stelle $383_{9-10}$.

2) Ob auch *elch : schelch* $880_{1-2}$ hierhergehört, bleibt bei der etymologischen dunkelheit des letzteren wortes zweifelhaft.

3) Für die Klage wurde Lachmanns zählung nach reimpaaren (langzeilen), die sich an die paläographische einrichtung der hs. anschliesst, verlassen. Übrigens ist sie fehlerhaft: die nach Vollmers feststellung von Lachmann übersprungenen 2 verspaare sind zwar von L. in den text aufgenommen (nach 1093 und nach 1356 seiner zählung), die zählung ist jedoch unverändert geblieben. Da A und B sich in der Klage bezüglich des zeilenbestandes im wesentlichen decken (vgl. unten kap. $II_1$), war für das zitieren der anschluss an die B zugrunde legende ausgabe von Bartsch (Leipzig 1875) geboten.

4) Vgl. z. b. *berc : werk* Bit. 4055, 10661.

5) Vgl. Lessiak, PBB $28,_{149}$.

6) Vgl. Schatz, Mundart von Imst, s. 102 ff. und Die tirolische mundart, s. 17.

gewesen zu sein; später ist die entwicklung vielfach durch ausgleichungen gestört. Über die lautlichen verhältnisse der steiermärkischen mundart fehlt bisher eine untersuchung[1].

### 2. Vorlage und schreiber der hs. A.

Als Docen 1814 in der Jenaischen allgemeinen literaturzeitung die erste nachricht von der wiederaufgefundenen hs. A gab[2], wies er darauf hin, die hs. sei 'von mehr als einer hand geschrieben, daher die orthographie nicht ganz gleichförmig; z. b. in der zweiten hälfte steht häufig *œi* st. *ei*, *ai* st. *ei*'[3].

v. d. Hagen dagegen behauptete[4] 1816 irrtümlich, A sei 'von éiner hand, etwas ungleich, enge geschrieben'.

Die erste genaue, im wesentlichen zutreffende scheidung der schreiberhände nahm 1826 Lachmann vor[5]: er unterschied im ganzen 5 schreiber.

Seinen aufstellungen gegenüber war die polemik v. d. Hagens[6], der nur 3 hände anerkennen wollte, erfolglos (1853).

Zarncke bestätigte 1859 Lachmanns angaben[7], nahm aber noch eine sechste hand an, indem er $1904_{1-3}$ einer anderen hand zuwies als $1664_{4\,ff.}$ Von Muth stimmte ihm darin zu[8], ebenso an der hand der phototypie Laistners auch Schönbach[9], der auf die verschiedenheiten im allgemeinen schriftductus und auf die abweichende gestaltung von *g*, *z*, *œ*, *v* im besonderen aufmerksam machte.

Die anzusetzenden 6 schreiberhände verteilen sich folgendermassen:
schreiber I: str. 1–$1659_2$ einschliesslich;
" II: str. $1659_3$ – schluss der Kl.;
" III: str. 89; 'er lehrte den ersten die strophenanfänge

1) Die sprache der Kl. unterscheidet sich von der des Nl. durch den reim *eke : flecke* 1881/2, für den Lachmann (zu 941) ein reiches belegmaterial beigebracht hat. Da die südbairischen dialekte etym. *gg* von etym. *kk* streng scheiden, ist er als ungenau anzusehen; vgl. für Tirol: Schatz, Mda. v. Imst, s. 100 f. und s. 104 ff., für Kärnten: Lessiak PBB 28, 145 und 149 ff.

2) S. o. s. 2.

3) A. a. o. sp. 407.

4) Büschings Wöchentliche nachrichten (1816) bd. II, 338.

5) Lachmann, Der Nibelunge noth s. V.

6) 'Nibelungen. Die einzige hs. der ältesten gestalt' in den Verhandlungen der kgl. preuss. akad. d. wiss. 1853, s. 334–53; insbesondere s. 337 anm. 2.

7) Pfeiffers Germ. IV, 430 anm. 2.

8) Zeitschr. VIII, 465.

9) Afda. 13, 13.

auszeichnen durch weiteres einziehen der zweiten, dritten und vierten langzeile'[1];

schreiber IV: str. $1664_4$–$1666_4$;

„ V: str. $1767_2$ $1769_2$;

„ VI: str. $1904_{1-3}$.

Schreiber VI setzt die reimzeilen nicht ab, ebenso unterlässt es schreiber V in str. 1767, bemerkt jedoch dann das versehen und führt für die folgenden 1½ strophen das absetzen der langzeilen durch. Der irrtum beider schreiber geht auf die einrichtung der vorlage zurück und bildet eine deutliche bestätigung der von Bartsch aufgestellten[2] vermutung, dass die vorlage von A bei den reimwörtern nicht abgesetzt war. Im anschluss an Lachmanns abweichende ansicht[3] suchte Scherer[4] die wohlbegründete annahme von Bartsch zu erschüttern. Nach von Muth[5] soll die vorlage so eingerichtet gewesen sein 'wie A auf den beiden ersten blättern: abgesetzte verse, nicht ausgezeichnete strophen'. Am wahrscheinlichsten bleibt die ansicht von Bartsch: die vorlage besass eine einrichtung wie die der hs. C; A wurde vom ersten schreiber modernisiert zunächst durch absetzen der langzeilen, dann auch auf grund späterer unterweisung durch absetzen der strophen.

Indem ich für eine nähere beschreibung der hs. auf v. d. Hagens angaben[6] verweise, hebe ich hervor, dass die aventiurenüberschritten und -initialen mit roter tinte geschrieben sind. Der erste schreiber verwendet kustoden am schlusse der ersten vier quaternionen (fol. 8*v*, 16*v*, 24*v*, 32*v*) und auf den rand gesetzte vorschriften für die aventiurenüberschriften. Letztere pflegte er nach vollendung der betreffenden seite zu setzen, wie sich aus dem fehlen der vorschrift für die überschrift der 28. aventiure ergibt; der rest der seite stammt nämlich schon von der hand des zweiten schreibers, der weder vorschriften noch kustoden gebraucht. Bereits v. d. Hagen vermutete[7] aus dem fehlen der vorschriften in dieser partie, dass ihr schreiber die überschriften sogleich selbst eingetragen habe und mit demjenigen identisch sei, der

1) Lachmann, Der Nib. noth s. V.

2) Der Nib. nôt I, XVI.

3) Vgl. Anmerkungen zu 1155 4.

4) Kl. schr. I, 651 ff. und Deutsche studien I, 27 (309). 'Sie (d. h. hs. A) bewahrt den echten text, und so bewahrt sie die einrichtung der urhandschrift'.

5) Zeitschr. VIII, 465 f.

6) Verhandlungen d. kgl. preuss. akad. 1853, s. 335–39.

7) A. a. o. s. 335.

in dem ersten teile des Nl. nur die überschriften und initialen ausgeführt hätte. Dies lässt sich sowohl aus dem schriftductus als auch aus orthographischen, für den zweiten schreiber charakteristischen selbständigkeiten gegenüber den vorschriften bestätigen:

*krimhilt* fol. 6 *r*, fol. 22 *r*, fol. 27 *v*, fol. 34 *r* (in der vorschrift stets *kriemhilt*, ausser fol. 27 *v krimhilt*; *zen heunen* fol. 30 *r* (vorschrift *zen hunen*). Die bei II häufige diphthongierte form meidet I durchaus.

Dass die in Lachmanns kritischen text aufgenommene sinnlose aventiurenüberschrift (nach str. 1589) *von Rudigers* sich daraus erklärt, dass der maler der überschriften den kustos am unteren rande der seite irrtümlich für die vorschrift zu der hier fehlenden aventiurenüberschrift gehalten hat, sah schon v. d. Hagen [1].

Ein weiterer unterschied zwischen beiden schreibern liegt darin, dass der zweite sehr viel seltener als der erste die zäsur innerhalb der langzeile durch einen strich bezeichnet; dieser ist jedoch auch bei dem ersten schreiber keineswegs überall durchgeführt [2].

Die unterschiede in den schriftzügen beider charakterisiert von Muth [3] folgendermassen: 'zwischen beiden waltet ein unterschied wie eben zwischen der hand zweier aufeinanderfolgender generationen'; den zweiten schreiber setzt er auf grund der charakteristischen buchstabenformen gegen ausgang des 13. jhs. an. Im folgenden wird sich auch bezüglich der orthographie diese hand als moderner erweisen.

Die geringe sorgfalt beider schreiber hob schon Lachmann hervor: die hs. sei 'von zwei wenig sorgfältigen händen nicht schön geschrieben' [4]; daneben wird sie als eine 'unsorgfältige und mit ziemlich wilder orthographie' [5] bezeichnet. An die offenkundigen mängel der überlieferung von A setzte die kritik der gegner an. Gegenüber der vorzüglichen überlieferung von C betonten Holtzmann und Zarncke [6] die fehlerhaftigkeit von A. Vom standpunkte der hs. B tat es Bartsch; er lieferte [7] zugleich ein anschauliches bild von der schwere dieser

1) A. a. o. s. 338.

2) v. d. Hagen a. a. o. s. 337.

3) Zeitschr. VIII, 467.

4) Nibelunge noth s. V.

5) A. a. o. s. X.

6) Vgl. z. b. Lit. zentralblatt 1854, sp. 116: 'denn in der tat liegt es auf der hand, dass die, denen wir die jetzige gestalt von A verdanken, geschmacklose und gewissenlose stümper waren'.

7) Untersuchungen s. 64 ff.

mängel in A durch eine sehr umfangreiche, ziemlich erschöpfende sammlung der fehler der hs., die ich überall als bekannt voraussetze. Einige nachträge, besonders orthographiegeschichtlicher art, werden im folgenden an den entsprechenden stellen gegeben (siehe unter I 3,4).

Für die Klage konstatiert Bartsch[1] 'dieselbe nachlässigkeit in wortentstellungen, wortauslassungen, falscher stellung von worten' wie im Nl. Genauer charakterisierte Zarncke[2] den zweiten schreiber, von dem die Kl. herrührt: 'korrekter als der erste schreiber, wenn auch noch immer flüchtig genug'. Ähnlich lautet das urteil von Ursinus[3].

Wenn Zarncke[4] meinte, diesem zweiten schreiber wären selbständige abweichungen 'schon eher zuzutrauen als dem ersten' und dafür auf 2201 ff. und 2672 f. verwies, so verkannte er offenbar die bedeutung gerade dieser varianten, zu denen es in der partie des ersten schreibers genaue seitenstücke gibt. Die angezogenen stellen, schulbeispiele für die genesis gewisser lesarten, beruhen nicht auf planmässiger änderung, sondern sind aus der metrischen kunstform sich ergebende, erzwungene eingriffe des schreibers, hervorgegangen aus einer anfänglichen blossen nachlässigkeit. So hatte der schreiber v. 2201 infolge von flüchtigkeit übersprungen[5]. Im weiterschreiben bemerkte er den fehler, trug jedoch (wohl um eine korrektur zu meiden) den fehlenden vers nicht nach, sondern setzte in v. 2202 A ein höchst ungeschicktes *mêr* als reim auf das reimwort *sêr* der folgenden zeile (2203) zu. Nach 2204 wurde ein ganz neuer, als schreibermache kenntlicher vers hinzugedichtet, um die letzte spur der auslassung von v. 2201 zu tilgen. In v. 2673 stellte der schreiber gedankenlos die prosaische wortfolge her, ohne bei der einrichtung der vorlage gleich zu erkennen, dass er damit den reim zerstörte; so sah er sich, um einer korrektur zu entgehen, in v. 2674 genötigt, einen neuen reim zu schmieden (*innen werden : scheiden von den werden* statt *werden innen : scheiden hinnen*)[6].

Die fehlerhafte umstellung von 983/4 ist durch A und b für ADb gesichert[7]; hier und bei der von A vorgenommenen umstellung von 985/6 ändert Lachmann mit den übrigen hss.

1) Die Klage, s. XVII.
2) Bei Edzardi, Die Klage, s. 3.
3) A. a. o. s. 40.
4) A. a. o. s. 3.
5) Über weitere auslassungen aus flüchtigkeit vgl. kap. II 1.
6) An beiden stellen hat Lachmann sich der hs. B angeschlossen.
7) So auch Ursinus a. a. o. s. 31.

Ganz analoge, durch reimzwang nach einer einmal begangenen gedankenlosigkeit entstandene varianten bietet im liede auch die partie des ersten schreibers: $1475_3$ führte er statt *wât* das ihm offenbar geläufigere *gewant* ein [1]; 'um den schein eines reimes zu gewinnen', behalf er sich (zeile 4) mit dem höchst anstössigen *ergânt* (statt *ergât*) [2]. $1414_3$ floss ihm unter dem einfluss der verbreiteten formel die wendung *von Burgonden lant* (statt *von Burgonden dan*) aus der feder; die dadurch erzwungene umformung der 8. halbzeile veranlasste nicht nur das auftreten von 4 gleichen reimen, sondern auch eine starke überladung dieser halbzeile. Nachdem $1168_1$ *vil manic schœne wîp* in *vil manige schœne meit* geändert war, führte der reimzwang zu der stilistischen entgleisung *diu vrouwe vil gemeit* (s. kap. $II_2$). Diese stellen des liedes beurteilte Lachmann anders als die analogen der Kl.

### 3. Zur orthographie der vorlage.

Aus den als survivals in A vorhandenen resten älterer orthographischer traditionen, die ich getrennt von den systemen der schreiber behandle, ist eine rekonstruktion der orthographischen verhältnisse der vorlage möglich.

## A. Vokalismus.

### I. Stammsilbenvokalismus.

§ 1. Akzente.

Die nur in beschränktem umfange und allein aus der partie des ersten schreibers nachweisbare verwendung des dachakzents wird auf die vorlage zurückgehen.

1. Abgesehen von den vereinzelten belegen *mîn* $500_1$ und *wîtgeselle* $906_4$ begegnet er zur bezeichnung der länge nur bei *ê* in: *ir êrn* $455_3$ (^ in der hs. fälschlich über dem *r*). *êverdingen* $1242_1$.

Das subst. bezw. adv. *ê* verwendet I fast ausschliesslich zirkumflektiert, wohl um es als selbständiges wort zu bezeichnen. (Der akzent fehlt $186_4$, $309_1$, $1597_3$ und häufiger, wenn *ê* stropheninitiale ist, so z. b. 1104, 1229). III benutzt dazu *ee* $89_1$ ( *ê*), II hat ein vereinzeltes *ê* Kl. 87. VI meidet den akzent: *e* $1904_2$. Zirkumflektierte belege: *ê* (sub.) $34_3$ und im reim $1202_1$; *ê* (adv.) $315_3$, $468_1$, $986_1$. $1281_3$ etc. (oft im reim).

1) Ausserhalb des reimes wird *wât* $341_1$ durch *kleit* vertreten.

2) Vgl. Bartsch, Untersuchungen. s. 73. In ähnlicher weise musste auch der schreiber von ADb str. $1537_1$ ändern, nachdem er $1537_3$ das fehlerhafte *sar* (statt *sêr*) der vorlage durch *schar* wiedergegeben hatte; vgl. Braune s. 53 f.

2. In der funktion einer umlautsbezeichnung findet sich der dachakzent bei *u, û* und *iu*.

a) *u*: *prûnhilde* 509 3; *diu tûre* 612 3; *der slûzle* 481 1 [1].

b) *û*: *hûte* 895 2 (d. sg. zu *hût*). *hûten* 354 1 (d. pl.); *trûtinne* 862 1; *er trûte* 629 2 (prät.); *trûte* 271 3 (*o* ist aus dem dachakzent korrigiert); *Hûnen* 1108 3, 1272 1, 1356 3.

c) *iu*: *lûte* 269 3, 465 4, 883 2, 932 4, 1458 2 etc. (16mal; dazu *lüte* 607 1: der dachakzent ist oben offen); *lantlûte* 1567 2; *amplûte* 1445 1. Auch das vereinzelte *iû* in *tiûsch* 1294 4 gehört wohl der vorlage.

3. Über nicht umlautsfähigem *û* steht der zirkumflex 27mal, vielleicht als zeichen der eingetretenen diphthongierung. Davon entfallen 11 belege auf das adv. *lûte*; ferner: *trûrich* 1499 1, 1509 4; *trût* 294 4, 331 3; *hûs* 255 1, 495 2, 1587 2; *tarnhût* 337 1; *tarnhût:irût* 1059 3–4; *trûwen* (inf.) 1051 3; *Zeizenmûre* 1276 1; *Mûtaren* 1269 3; *lûterliche* 282 2; *dûhte* 623 1; *lûhte* (prät.) 1291 2.

4. Für diphthongisches *uo* ist 2mal *û* [2] belegt in *der nâchhûte* 1539 3; *rûwe* 1571 1. Diese schreibung tritt z. b. in der Vorauer hs. der Kaiserchronik auf (Diemer 70 7 *snûr* etc.); aus Steiermark weist sie ferner Schönbach nach: Zfda. XX, 130, 137, 145, 157. Vgl. unten s. 299.

§ 2. Umlaut.

**1. a.**

Das produkt der älteren umlautsperiode war nach dem zeugnis der hs. schon in der vorlage durchgängig bezeichnet: neben *e* begegnen 2 *æ* in *mæge* (opt.) [3] Kl. 2657, 3643.

Der jüngere umlaut (mag er auf *i* der zweitfolgenden silbe zurückgehen oder funktioneller natur sein) blieb nicht selten unausgedrückt; erhalten sind:

Bei I: *wagene* 92 3; *satele* 202 3 bezw. *satel* 385 1; *schamel* 531 3; *haven* 720 3; *trahen* 572 4; *daz gagensidel* 571 2; *ze gagene* 1621 3. (In *gewachset* 1027 3 [3 sg. präs.] hat *hs* wohl umlauthindernd gewirkt.) Vor umlautenden suffixen [4] fehlt die umlautsbezeichnung in *Swamlîn* 1439 1; *angestlich* 604 4; vor *iu* in *alliu* 1183 2; *manigiu*

1) Versprengt findet sich *û* auch in B, z. b. *fûrste* 2374 1; als umlautszeichen finde ich es z. b. im Speculum ecclesiae (ed. Johann Kelle): s. 14 *kûnftich*, s. 6 *rûnf*, s. 9 *ŵrde* (opt.) 2 × usw.

2) Das sporadische auftreten von *û* = *uo* in hs. B legitimiert *û* als ältere tradition der vorlage: *tûn* 333 2; *ich sŵr* (= *swuor*) 612 3; *mûste* 1666 1; *sûchen* 1899 3; *gerûchen* 2195 1; *Ûte* 703 2, 717 2, 747 1, 1081 2.

3) Primärer umlaut steht aus den älteren belegen (vgl. Schatz, Altb. gr. s. 173 f.) und aus dem zeugnis der mdaa. fest; vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 177; Lessiak, PBB 28, 218.

4) Die kontrahierte form *meidîn* erfordert zwar den umlaut in *magedîn*, doch hat daneben durch einfluss des grundwortes *maget* die unumgelautete vollform bestanden (*magedîn* 2 1 usw).

102$_4$. Bei II: *manigiu* 1739$_1$, 1764$_1$[1]. Dieser schreiber hat sonst nur aus der reihe der adjektiva auf *-lich* unumgelautete formen erhalten; lied (9 fälle): *klagelich* 1950$_1$; *zagelich* 1963$_2$. 1964$_3$; *lasterlichen* 1964$_1$; *angestlich* 1836$_4$, 1919$_4$, 2286$_3$, 2312$_3$; *unangestlichen* 1934$_1$. Klage (6 fälle): *angestlich* 1085. 1675, 2098, 3691, 3838; *chlaglich* 2321.

Die umlautsbezeichnung durch *æ* war daneben üblich. I gibt 17, II 23 belege (davon nur 2 im liede) an die hand:

I: a) *træhen* (pl.) 362$_3$. 1055$_1$; *mægde* (pl.) 1226$_1$; *ûfwægnen* 912$_1$[2].

b) Suffixumlaut: *Swæmelin* 1352$_1$; *Wærbelin* 1353$_1$; *Wærbel* 1367$_2$; fol. 28r. spalte b, unten am rande *Wærbel unt Swæmel; mænige meit* 946$_2$; *mænigiu leit* 1149$_1$[3]; *kæmerere* 560$_1$; *iægere* 871$_2$, 873$_4$, 876$_1$, 886$_1$, 889$_4$. Beachtenswert ist *ædelfri* 771$_1$: unter das umlauts-*e* setzte der schreiber das auslassungszeichen und schrieb ein *a* über.

II: a) *schærf* 1723$_3$; *æhte* Kl. 380; *træhen* 730, 1514; *hærte* (sub.) 1724; *hêrre træhtin* 2823; *dænne* 2055, 3158; *ze stæte* 2912; *er hæt* (ind.) 108, 634, 1886; *si hæt* 114, 386 vgl. 91; *si hæte* (ind.) 133.

b) *Wærbel* 1901$_1$; *-lîch: tægelîch* Kl. 48, 92; *ængestlîch* 372; *erbærmechlîchen* 3150; *græmlîch* 3870; *chlægelich* 4254.

## 2. â.

Das fehlen der umlautsbezeichnung ist in ziemlich zahlreichen fällen zu registrieren:

I: *iamerlich* 6$_4$, 963$_1$; *unmazlich* 50$_2$, 1006$_4$; *mazlichen* 192$_4$, 669$_4$; *watlich* 383$_2$, 761$_1$; *undertanech* 112$_4$; *wate* (g. sg.) 528$_4$; *gewafen* 458$_1$; *die meinraten* 824$_1$; *wortraze* 788$_3$; *nahste* 1352$_4$; opt. prät.: *er name* 110$_3$, *zamen* 340$_4$. *waren* 905$_4$. *ware* 245$_2$, *wate* 430$_4$; *nat* (imp. zu *najen*) 846$_2$; *ratestû* 1185$_1$; *ich wan* (= *wæne*) 1649$_3$; *drate* 926$_2$, 1552$_3$; wohl auch *seltsaniu mære* 91$_4$. *des troniares* 1513$_4$.

II: *videlare* 1669$_2$; *geraht er* 1852$_1$; *truhsatze* 1885$_1$; *unmazlichen* 1924$_4$; *mazlichen* 1951$_1$; (*er*) *ratet* 1760$_3$, (*dû*) *râtest* 1960$_4$; *gewaffen* 2105$_1$; *ez beswart* (präs.) 2268$_3$, *beswart* (pc.) 2276$_3$, *warn* (opt.) 1814$_3$, *versmahen* 1659$_4$. Kl.: *brahten* (opt.) 1627, *warn* (opt.) 3502. (*beswârt* 2575 [prät.] hat wohl keinen umlaut.)

Zur bezeichnung des umlauts in der vorlage wird das von beiden schreibern noch häufig verwandte *æ* gedient haben.

## 3. o.

Der umlaut von *o* fand in der vorlage seinen ausdruck durch *ô* und *ŏ* (= *ö*), eine orthographische eigentümlichkeit, die auch bei bezeichnung des umlauts der länge *ô* (s. unter 4) auftritt[4].

1) Zweifelhaft bleibt der eintritt des umlautes in *andriu* 851$_2$.

2) Der schreiber verschrieb *ûf wægnen* in ein wort, nahm dies für ein verbum und änderte den text weiter.

3) Umgelautetes *mænig* belegt aus hs. I: Sommermeier (Diss., Halle 1905) s. 122. Hier kommt noch *swæmel* 1314$_1$; *Warbel* 1370$_2$; *Warbellin* 1429$_1$ vor.

4) Die erklärung für den wechsel zwischen *ô* und *ŏ* wird unter *uo* gegeben.

a) *ǒ*: I *ǒrtwin* 161$_1$, 177$_4$, 210$_3$, 230$_1$ also nur 4mal im anfang[1].

Für die funktion von *ǒ* als umlautsbezeichnung sprechen einige belege aus Weinhold, Bair. gr. s. 102 f.: vereinzelt belegt *ǒ* = *ö* aus kärntischen urkunden Lessiak, Prager studien VIII.$_1$ 253 ff. (z. b. *Gǒtfrid* 2mal vom jahre 1164).

b) *ů*: I: *kůnemâgen* (= *kunemagen*) 1351$_4$: der schreiber erhielt nur durch zerlegung in *kůne mâgen* einen befriedigenden sinn[2]. Auf *ů* der vorlage beruht wohl *frůmde* Kl. 3536 (= *frömde*); vgl. anm. 3.

Höchst auffällige schreibungen erscheinen in dem adj. *vremde*. Aus den belegen von I *vromde* 1022$_1$ und III *vromde* 89$_4$ ergibt sich der eintritt der rundung von *e* > *ö* (vgl. Weinh., Mhd. g.[2] s. 24, B. g. s. 41). Schwierig ist es jedoch, den *ö*-laut in I: *freumede* 527$_3$, II: *freůmde* 2257$_4$, *frůmde* Kl. 3536 zu erblicken[3].

Die heutigen mdaa. haben *e*: Schatz, Mda. v. Imst s. 42 Lessiak, PBB 28,$_{68}$.

**4. ô.**

Den umlaut der länge *ô* gab das orthographische system der vorlage (der umlautsbezeichnung bei der kürze entsprechend) durch *ǒ* bezw. *ů* wieder.

a) *ǒ*: I: *ǒheim* (*öheim* z. b. 82$_4$) 660$_2$; *frǒlichen* 180$_4$ 850$_2$; *trǒstet* 1022$_3$.

b) *ů*: I: *manich schůniu meit* 31$_2$; *der schůnen* (g. s.) 259$_1$; *der schůnen frouwen* 370$_4$; *schůne kunigin* 403$_4$; *schůnez houbet* 1009$_2$[4]. II: *Blůdelin* 1841$_1$.

Gegenüber Weinh. (B. g. s. 103), der in *ou* 'einen gebrochenen laut' zu sehen scheint, und gegenüber Waag (PBB 11, 153), nach dem 'lautliche bedeutung . . . kaum anzunehmen' ist, sehe ich in *ǒ* und *ů*[5] versuche der umlautsbezeichnung[6]. Einige belege für *ǒ* hat Lessiak, Prager stud. a. a. o. s. 253 ff. (besonders s. 255) aus kärntischen urkunden gegeben, ohne jedoch *ǒ* als umlautszeichen anzusetzen.

1) Den umlaut sichert B: *ǒrtwin* 11$_2$, 81$_1$, 116$_2$, 119$_1$, 120$_1$, 125$_1$ usw.

2) Aus B weise ich nach *chǒnemâgen* 749$_2$, 763$_3$, Kl. 825 (unbezeichnet z. b. 1411$_4$, 1914$_2$). Sichergestellt wird *ů* = *ö* durch den beleg *vrůmde got* (= fremde götter) in Diemers Deutschen gedichten 158,$_{11}$.

3) Kl. 3536 mag der schreiber *ů* (= *ǒ*) durch *ů* ersetzt haben (wie oft bei umgelautetem *uo*); *ů* wurde als *eu* aufgelöst.

4) Das später getilgte *schǒne* 1055$_1$ st. *suone* erklärt sich aus dem bestreben, *ů* durch *ǒ* zu ersetzen.

5) *ů* (= *œ*) scheint nach Bartschs variantenapparat (d 75$_4$ *můre* [= *mœre*]) auch in der vorlage von d gestanden zu haben, ebenso *ǒ* (= *oe*) in der von I, wo *mǒre* 655$_3$, 707$_3$, 710$_4$, 721$_4$ erhalten ist. Vgl. Sommermeier (Diss., Halle 1905) s. 124.

6) Man vergleiche bei Weinh., B. g. s. 67 die verschiedenheit der experimente. Das langsame eindringen der umlautsbezeichnung erhellt aus Weinh. a. a. o. s. 57; Schatz, Altb. g. s. 44 f.; Schönbach, Zfda. XX, $_{137,\ 144,\ 157,\ (1\ œ),\ 159,\ 173,\ 174}$. (Wo Schönbach zitiert wird, ist stets Zfda. XX gemeint.)

c) *æ* ist vereinzelt in *Blædelîn* Kl. 1305 vorhanden. Dass in vielen fällen eine umlautsbezeichnung[1] fehlte, zeigen besonders die reste bei II (vgl. § 18, $_{1a}$).

**5. u.**

Das system der vorlage bezeichnete den umlaut durch *iu* bezw. durch *ů, ŏ*. Für *û* vgl. oben § 1, 2 a.

a) *iu: riumphtehalben* (*ü* < *i* gerundet) $1210_{1}$.

Der beleg bildet den letzten posten dieser alten schreibmode. Man vergleiche dazu Weinh. s. 45 (2 belege); Schatz, Altb. g. s. 45 (1 beleg aus Salzburger urk. des 12. jhs.); hs. C bietet:

*Priunhilde* 51 $2_{4}$, 128 $1_{4}$; *diu tiure* 281 $5_{2}$. Kl. 2160.

Vorwiegend scheint *iu* auf das 12. jh. beschränkt zu sein. Spärlich ist es in der Vorauer hs. vertreten:

Diem., Dtsche ged. 347, $_{3,\,19}$ *uiunfte;* Diem., Kaiserchr. 227, $_{22}$ *fiunftehalp* und in der jüngeren partie *liuzel* $528_{30}$, $529_{19,\,23}$; vgl. Schönbach s. 137.

b) *ů:* I: *mit zůhten* $478_{4}$; *manige hůtten* $1256_{3}$; *thůr* $1166_{1}$; *fůr* $1425_{3}$; *die sůne* $1368_{3}$; *ůrewise* (= *vůrewise*) $857_{4}$; *Průnhilde* $474_{4}$, $476_{4}$, $543_{3}$, $544_{2}$, $547_{1}$, $662_{3}$; *ich kůme* $449_{3}$; *si frůmten* $228_{1}$, $233_{1}$; *gefrůmet*[2] $1418_{2}$ (16 belege).

II: *můge* $2165_{3}$; *fůr* $2303_{3}$.

*ů* ist phonetisch als *ü* zu werten; diphthongische aussprache (Weinh. s. 115) ist abzulehnen. Der exponent *o* bezeichnet (wie *u* bei den *o*-lauten) eine lautliche modifikation von umlautsfähigem *u*. *ů*, wohl kaum vor 1100 nachweisbar, erscheint erst mit eintritt des umlauts, für den Schatz, Altb. gr. s. 44 die ältesten belege gibt: *i, ui, ů* zeugen für die ratlosigkeit der schreiber, es fehlte eine feste schreibtradition. Zweifelhaft bezüglich dieser bedeutung von *ů* als umlautszeichen bleibt Lessiak, Prager stud. VIII 1, $_{256\ f.}$

Für die verbreitung von *ů* sei auf sein massenhaftes auftreten in der Vorauer hs. verwiesen; in C zähle ich 11 *ů* ü (z. b. *Průnhilde* 52 $4_{4}$, *frůmchliche* 296 $2_{4}$, *gefrůmt:chůmt* 340 $3_{1-2}$, *chůmt* [3 sg.] 51 $5_{2}$), in B ist *ů* etwas stärker vertreten. Vgl. ferner Schönbach s. 145, 159, 137 (neben *iu*).

c) *ŏ:* I: *prŏnhilt* $712_{3}$; *hŏbis* $1393_{4}$ (sonst *hubsch* $1282_{2}$, $1594_{4}$; *hubschen* $345_{3}$, $855_{4}$); II: *Pŏten* Kl. 2228 (= *Püten;* B hat *Püten*).

1) Zweifelhaft bleibt, ob in dem hochgestellten *o* folgender belege eine umlautsandeutung zu sehen ist: *sch°ne* (= *schœne*) $892_{4}$, $901_{3}$, $1059_{4}$, $1269_{4}$.

2) Den eintritt des umlauts in *frůmen* beweisen z. b. aus C: *gefrůmt* (pc.) 226 $1_{2}$, Kl. 1426, 1530; *frůmcheit* 226 $1_{4}$. Die mda. hat *i* (aus *ü* entrundet): *frimmə*, Schatz, Mda. v. Imst s. 58. Zu *chůme* stimmt *kχimm* (a. a. o. s. 171), das allerdings auch aus angleichung an den sg. präs. von *nëmen* entstanden sein kann (vgl. kap. I $_{4}$).

Für den wechsel von *ů* und *ǒ* verweise ich auf die bei diphthong. *uo* gegebene erklärung; *ǒ* = *ů* hat die Vor. hs. oft. Dass *ů* vorliegt und nicht schwanken zwischen *o* und *u* (Weinh. s. 102 f.), beweist z. b. Diem., Deutsche ged. $343_6$ *daz uǒnfte ceichen:* hier liegt etymol. *i* zugrunde, das durch rundung zu *ů* mit dem umlaut von *u* zusammenfiel.

**6. û.**

a) Unbezeichnet liess die vorlage den umlaut in folgenden fällen: I: *truttinne* $866_1$, $937_4$, $1111_1$, $1615_2$; *trute*[1] (prät.) $134_4$, $868_2$, $1237_3$, $1608_3$; *ûz der ruhe* (zu *rûch*) $895_3$ (zus. 10mal). II: *coverture* $1819_2$; *brute* (d. sg.) $1864_4$; *buln* (= beulen) $1868_4$; *grulich* $1971_4$; *mich enduhte niht* (opt.) Kl. 1006 (zus. 5mal). Ausserdem bei beiden stets *Hunen, hunisch* (*Hiunen* nur $1190_3$).

b) Soweit die vorlage überhaupt eine bezeichnung des umlauts besass, verwendete sie dieselben orthographischen mittel wie für die kürze, also *ů* und *ǒ* (= *û*). Dass beide zeichen den lautwert *û* repräsentieren, bestätigt ihr auftreten für das aus ungelautetem *iu* hervorgegangene *û* (vgl. unter 7)[2]. Über *û* vgl. oben § $1,_2$; daneben wurde *uͤ* und *iů* verwandt.

aa) *ů:* I: *trůten* (inf.) $3_1$, $1173_3$, $1340_3$; *ze trůtenne* $47_3$; *trůten* (pl. prät.) $27_4$; *trůte* (sg. prät.) $609_3$, $1455_4$; *getrůtet* (pc.) $556_4$; *trůtine* (sub.) $505_3$; *der brůte* (d. sg. zu *brût* $546_3$). II: 3 belege aus der Kl.: *trůtinne* 4133; *trůten* (inf.) 2276; *gemůr* (= gemäuer) 2150[3].

bb) *ǒ* bezw. *ou:* I: *hǒte* $885_3$ (pl. zu *hût*); *dû troutest* (= *triutest*) $604_1$. *ǒu* begegnet in *hǒunen* $1211_2$ (= *Hiunen*). II: Kl. *ersoufte si* 2868 (= *ersiufte si*). Durch 2 *eu*-schreibungen steht der eintritt des umlauts in dem letzten falle fest.

Belege für *ů* (= *û*) bei Schönbach s. 137 (*zůne* = *ziune*), s. 160 (*sůft* = seufzer, pl.); für die verbreitung des *ǒ* (= *û*) ist zu vergleichen Weinh. s. 102, 111.

cc) *ů:* II: 7 + 1mal in *Hůnen* $1822_2$, $1833_3$, $1954_4$, $2038_4$, $2058_2$; *trůten* (inf.) $1843_4$; *lůten* (inf.) $1788_4$. (*ersůfte : lufte* Kl. 1571/2 [st. *erschufte*]; der zusammenhang *den sûft vil lûte ersufte* [*s* für *sch*] legte *ersiufte* nahe; der fehler *ersůfte* gehört also schon der vorlage)[4].

1) Es ist zweifelhaft, ob hier umlaut anzusetzen ist, vgl. 6 b, aa, § $3,_{10}$, § $20,_2$.

2) Nicht von der hand zu weisen ist die möglichkeit, dass *ů* bezw. *ǒ* schon den aus *ů* hervorgegangenen diphthongen *eu* bezeichnen soll; dazu würde stimmen, dass die bezeichnung von ungelautetem *ou*, das mit *eu* = *ů* überall zusammenfiel, oft unterblieb, *ǒ* bezw. *ů* also für *eu* gelten konnte. Vgl. unter § $3,_6$. Die bestimmung des lautwertes ist noch mehr dadurch erschwert, dass *ů*, *ǒ* auch zur bezeichnung des aus unumgelautetem *û* entstandenen *ou* dienen. Vgl. unten § $3,_5$.

3) Auch in B ist *ů* in resten erhalten: *ersůfte* Kl. 1008, 2868; *trůte* (prät.) $135_4$, $272_3$, $1515_4$, $1516_3$.

4) *ů* ist vereinzelt schon in C belegbar: *trůtinne* 129 $5_2$; *trůten* 213 $6_3$. Aus B weise ich nach: *trůttinne* $1651_1$; *hůte* $943_3$, Kl. 4339 (d. sg. zu *hût*); *brůte* (d. sg. zu *brût*) $589_3$, $1927_4$; *důhte* (opt. prät.) $1300_3$; *bůln* (pl. beulen) $1931_4$.

*ü* = *û* diente ebenfalls zur bezeichnung des umgelauteten *iu* (vgl. unter 7) und galt als umgekehrte schreibung für umgelautetes *ou* (vgl. unter 8).

dd) *iü:* 4mal nur bei II: *triütinne* 2142$_3$, Kl. 1917; *hiünisch* 2079$_2$; *hiünen* Kl. 800. (Auf *iü* geht wohl *heünen* Kl. 85 zurück, doch vgl. 8 d). Auch für umgelautetes *iu* begegnet dies zeichen (s. unter 7 e).

## 7. iu.

Die graphischen ausdrucksmittel für den umlaut[1] sind schon in der vorlage bunt zusammengelagert. Während die alte schreibung *ui* völlig fehlt[2], ist *u* in einer starken schicht von belegen erhalten; über *ü* vgl. oben § 1$_2$.

a) *u:* I: *lute* (= *liute*) stets (*liute* nur 31$_2$, 866$_2$, 1001$_2$; *schifliute* 1509$_3$)[3]; *conflute* 1238$_4$; *lantlute* 1002$_3$; *Ruzen* 1279$_1$; *luhten* (inf.) 597$_2$; *fruntschaft* 1334$_2$; *truwe* (hs. *t'we* = *triuwe*) 1345$_1$; *kuset* 1174$_3$; *er enbutet* 1136$_2$; *enbute ich* 1345$_3$.

II: *u* ist seltener und tritt in der Kl. stark zurück: *lute* (6mal) 1776$_3$, 1824$_2$, 1947$_3$, 1955$_4$, 1995$_3$, 2102$_3$; *gesune* 1672$_1$; *vrunde* 1835$_1$; *mit uren vriunden* 1934$_4$. Aus der Kl. nur *lute* 2169; *getru* 905 (= *getriuwe*).

*iu* scheint also auch vor *w* umgelautet zu sein; aus der 2. 3. sg. präs. der starken verba der 2. ablautsreihe drang der umlaut in die 1. sg. ein.

Die schreibung *u* ist nicht mit Weinhold (s. 69) als *ü*, sondern als *û* zu interpretieren: diesen lautwert repräsentiert sie auch bei umgelautetem *û* (s. oben 6 a). Für die verbreitung von *u* vgl. Weinhold a. a. o. und Schatz, Altb. gr. s. 31 f.; ferner Brenner, Germ. 34,$_{245}$; Behaghel, ebd. 34,$_{247}$; Brenner, PBB 20,$_{80}$; Sievers, ebd. 20,$_{330}$; Schönbach s. 159.

b) *ü:* I: *daz für* 1552$_3$ (= *fiur*); auf *ü* weist *uoch* 1388$_3$ st. *iuch* (vorl. *üch*). II: *du růwest mich* Kl. 1492 (= *riuwest*). Auch hier ist *iu* vor *w* umgelautet.

c) *ŏ:* II: *gepŏze* 1823$_2$ (= *gepiuze*)[4].

1) Über die den schreibern und der vorlage gemeinsame orthographie *iu*, mit der auf bezeichnung des umlauts verzichtet wird, siehe unten. Den in den mdaa. erhaltenen lautlichen zusammenfall von umgelautetem *iu* (über *iü* = *u*) mit umgelautetem *û* sichern die reime: *den lantliuten : triuten* Kl. 1763 4. *den liuten : trüten* 2275 6.

2) Belege dafür bei Weinh. s. 109; Schatz, Altb. g. s. 31, 44 f.

3) In *des liutes* 902$_1$, *dem liute* 1541$_2$ ist umlaut sprachgeschichtlich nicht berechtigt, wahrscheinlich aber analogisch durchgedrungen.

4) Erschliessen muss man *ŏ* für umgelautetes *iu* aus dem fehler *vrŏde* st. *vriunde*, den I 1225$_2$, II Kl. 1252 begeht; ferner *vröde* 2254 mit der für II charakteristischen bezeichnung des *ou*-umlauts. Die vorlage bot wohl überall *vrŏde*: der strich wurde vom abschreiber übersehen (Kl. 2254 hat auch D *vroude* st. *vriunde*). Anders Bartsch, Unters. s. 71 f.

In *ů* und *ǒ* sehe ich den lautwert *û* bezw. *eu*, vgl. oben 6 b. Zu der verbreitung von *ǒ*, das vor dem 12. jh. kaum zu belegen ist, vgl. Weinh. s. 102; Bulthaupt, Milstäter Gen. und Exod., Berliner diss. 1908, s. 34 f. *ů*, *ǒ* für umgelautetes *iu* bei Schönbach s. 159.

d) *ů:* Nur bei II: *den lůten* 2095 $_2$; *verdrůzet* Kl. 951. *ue* nur in *ungefüge nöt* Kl. 1268. Auf *ů* weist auch *deheineů* Kl. 1944. Vgl. hierzu *due* (= *diu*): Schönbach s. 157; *ů* weist er s. 151 nach.

*ů* bedeutete ursprünglich wohl *û*; aus seiner verwendung für umgelautetes *ou* (siehe unter 8 a) ergibt sich, dass es später für *eu* galt.

e) *iů:* II: *si hiůen* 2296 $_3$ (= *hiůwen*, prät.). Auch hier ist *iu* vor *w* umgelautet bezw. schon diphthongiert. *iů* in *liůt* 2159 $_3$ geht wohl auf *iů* der vorlage zurück.

*iů*, das ich als *û* auffasse, wird einem orthographischen systeme entstammen, in dem *iu* den unumgelauteten diphthongen bezeichnete. Später wurde *iu* als *û* interpretiert, wie aus seiner anwendung für umgelautetes *û* folgt (s. unten § 20 $_2$).

**8. ou.**

Da noch die schreiber der hs. den umlaut in der mehrzahl der fälle nicht bezeichnen (s. u. § 22 $_2$), darf man für die vorlage ein ähnliches verhalten voraussetzen. Immerhin standen ihr für die graphische fixierung des umlauts folgende mittel zu gebote.

a) *ů:* I: *frůten* 440 $_4$ (= *freuten*); II: *frůde* (= *freude*) 2179 $_3$, 2260 $_3$, 2269 $_3$, Kl. 1466.

b) *iu:* II: *(en)liugent* 2284 $_1$ [= *(en)leugent*]; oder ist *ů* der vorlage, das auch für *ou* vorkam, vom schreiber II fälschlich durch *iu* ersetzt? Auch aus *vriůden* 1394 $_4$ st. *vreuden* muss man *vriude* für die vorlage erschliessen, das der schreiber missverstand (vgl. anm. zu 7 c.).

*ů* und *iu* für *eu* < *ou* sind umgekehrte schreibungen; *eu* < *ou* und *eu* < *û* (das entweder auf *ů* oder *iu* zurückgeht) waren zusammengefallen; so verwandte man die zeichen für den letzteren laut auch für den ersteren.

c) *oi:* I: *froide* 495 $_4$; *vloite* 751 $_2$.

d) vereinzeltes: I: *(si) vrǒnt*[1] *sich* 696 $_2$ (II hat häufig *ǒ*, aber nur in der Kl.); II: Kl. *frǒude* 1225; *trœůme* 2884; *treůme* (pl.)[2] 2904.

**9. uo.**

a) *ue:* während den schreibern als umlautszeichen *ů* eigen ist, besass die vorlage *ue*, für das I 5, II 3 belege (nur im liede!) liefert.

1) Vielleicht gehört dies *ǒ* nicht der vorlage, sondern dem schreiber.

2) *eu* lässt sich für die vorlage erschliessen aus dem schreibfehler *viende* 1226 $_4$, 1342 $_3$ für *vreude* und aus 2 isolierten *eu* bei II: Kl. *gefreun* 770; *freut* 3013 (prät.).

I: *guetlichen* $266_2$, $516_4$: *fueren* $474_4$; *bruedere* $1441_1$; *Ruedigêr* $1633_4$. II: *kuene* $2013_4$; *sturmmuede* $2034_3$; *muede* $2297_4$.

b) *iů:* nur *triůbe* Kl. 1590 (= *trûbe*)[1].

## § 3. Unumgelautete vokale.

### 1. ë und lautwechsel von ë : i.

*æ* für *ë* belegt II 2mal: *sælten* Kl. 650; *gæbe* (sub.)[2] 3493; vgl. Weinh. § 6. Schönbach s. 136. Auch das isolierte prät. von *weiz* : *wiste* $598_2$ gehört wohl der vorlage.

### 2. y für i.

a) *y* für *i*.

I: *Gybeke* $1292_2$; *Hyltebrant* $1656_2$; *Libya* $408_3$; *Lybia* $355_1$ (der schreiber verlas hier in *cgbia*, unter dem *c* ein haken). II: *Gybeche* $1818_1$; *Nybelunge* $2112_2$, $2284_3$, $2285_4$, $2316_4$; *yspanie* $2281_3$; *Sygstap* $2259_3$ (dies *y* ist anders stilisiert). Kl.: *Sygemunt* 120, *Sygelinde* 123; *Nybelunge* 1542; *nywan* 1910.

b) *y* für *î*.

I: *gysel* $237_2$, $249_2$ (gegen 4 *i*); *Syfrit* (9mal): $331_1$, $516_2$, $605_1$, $611_4$, $622_2$, $664_4$, $671_4$, $723_1$, $824_2$; *Gyselher* (16mal) $266_1$, $1036_2$, $1078_4$, $1088_2$ usw.

II: *Gyselher* (13mal) $1662_1$, $1675_3$ bis $2059_1$ (9 *i* von $2038_1$ bis $2216_3$); *fry* Kl. 3618.

Das fast ausschliessliche vorkommen des *y* in eigennamen und das deutliche streben von II, sich davon zu emanzipieren, weisen *y* der vorlage zu[3].

c) *y* in diphthongen.

aa) in *ie:* II: *Dyetrîch* (9mal): von $1660_2$ bis $1696_2$, also nur zu anfang seiner partie, hält der schreiber die orthographie der vorlage fest, schreibt dann aber konsequent nur noch *ie* st. *ye*[4]. *buhurtyern* $1809_3$.

bb) in *ei:* I: *meye* $294_1$ (aber *meie* $1579_3$), *maniger leye* $415_3$; *hey* (10mal) $21_4$, $213_4$, $295_1$ etc., zuletzt $1602_4$ (daneben 18 *hei*). II: *hey* (9mal) $1807_4$, $1812_1$, $1903_4$, $1940_4$, $1990_4$, $2007_4$, $2022_4$ etc. (*hei* $1882_2$, $2220_2$, $2221_3$). *hey* Kl. 1406, 1714; *Alzey* 1361.

In *ey* der vorlage haben die schreiber vereinzelt jüngeres *a*, bezw. *æ* eingeführt: I: *Alzaye* $9_4$; II: *Alzæy* Kl. 3827.

cc) in *ei* - *î:* II: *Geyselher* $1918_4$, $\text{-}81_4$, $\text{-}82_1$, $\text{-}83_4$, $\text{-}84_1$, $\text{-}85_4$, $\text{-}86_3$, $2013_1$, $2029_1$. *Turkey* : *edelfrey* Kl. 355 6. (Diphthongierte belege sind für die vorlage gesichert; wenn man ihr *ey* [für *î*] nicht zuweisen will, so muss man annehmen, dass II *y* durch *ey* [statt durch *ei*] ersetzt hätte, was wenig wahrscheinlich ist.)

1) Dass *i* hier der umlautsbezeichnung diente, zeigt z. b. *iu* (wo *u* = *ů*) für umgel. *uo* in B: *behiuten* $426_1$, $486_1$, $531_3$, $904_3$; *chiune* $467_1$; *betriubet* $473_1$ etc. Diemer, Dtsch. ged. $364_{20-21}$: *griune* : *chune* ( *grüene* : *chuone*). Vgl. Weinhold s. 96 f.

2) Grösseren umfang hat *æ* für *ë* in B.

3) Über sein vorkommen für *j* vgl. § 10, 1a. Für *i*, *î* und in *ei* begegnet es auch in I; vgl. Sommermeier s. 122 anm. 2.

4) In I restweise in *erdyezzen* $161_2$.

### 3. ei < î.

Die diphthongierung von *î* > *ei* hatte zur zeit der abfassung der vorlage schon einen graphischen ausdruck gefunden: ein über bezw. hinter das *i* gesetztes *e* bezeichnete den neuen diphthongen. Zu *ey* vgl. oben 2 cc.

a) *î:* II: *schînen* Kl. 601 (gegen seinen gebrauch); III: *pî* $89_3$.

b) *ie:* I: *fliezen* (= *flîzen*) $534_4$; II: *dienen* (= *dînen;* poss.) $2028_2$; *ir liebs* (= *lîbes*) *ende* Kl. 385; *mit striete* 3859 (= *strîte:* die hs. hat für *ri* hochgestelltes *i*, vgl. darüber unter *r*).

Mit Scherer (GDS[1] s. 27, Denkm.[3] zu LXXXVI, B $2_5$ und zu XCV, $_{39}$) und Weinhold (s. 81 anm. 1)[1] ist in *ie* diphthongiertes *ei* zu sehen; so auch Schatz, Altb. gr. s. 20 (*siet* = *sît*). Belege für *ie* in dieser funktion gibt Schönbach[2] s. 157, 158, 168, 169 (neben *ei*); vgl. Schroeder, Kaiserchron. s. 37. Die verwendung von *ie* für altes *ei* entscheidet über den lautwert dieses *ie* (vgl. 4 a).

c) *œi* und *ai:* vereinzelt hat II diese ursprünglich wohl zur differenzierung des alten diphthongen gegen den neuen gewählte schreibung erhalten.

2 *œi: bœiten : gereiten* (*î : î*) Kl. 2693/4; *sœit* (adv.) 3313 (vgl. Schönbach s. 159). 1 *ai : erraiten* 967.

### 4. ei.

a) *ie* für *ei:* I: *rieten* $1154_3$ (= *reiten* < *redeten*) ADbd; *hiez ich* $1626_2$ (= *heiz ich*) ADa; *rîten* $1191_4$ (so = *reiten*). II: *riet* $1814_1$ (= *reit*, prät.); *hiez* $1966_2$ (= *heiz*, imp.); *hiez ich* $2201_3$ (= *heiz ich*) ADb.

Das zusammengehen der hss. bezeugt das alter der schreibung[3]. Zu ihrem verständnis ist zu beachten, dass ebenso wie *ie* für *ei*, so auch umgekehrt *ei* für *ie* verwandt werden konnte; vgl. Weinh. s. 83 und unten 8 b.

b) *i* für *ei:* I: *schin* $281_2$ (= *schein* [prät.]: *stein*); *siten* $725_1$ (= *seiten* < *sageten*); *islîch* $944_2$ (= *eislîch*). II: *gemit* $1945_4$ (= *gemeit*).

*i* für *ei* ist (ebenso wie *û*, *iu* für *eu*) eine umgekehrte schreibung: *i* repräsentierte den neuen diphthongen, der auch für den alten eintrat (vgl. *û* für altes *ou*).

c) *œi* für *ei:* I hat *œi* 2mal bewahrt: *rœise* $873_4$, *berœite* (prät.) $1102_3$; vgl. Schönbach s. 146, 173. (Für II ist es die geläufige schreibung.)

1) Vgl. Wrede, Zfda. 39, $_{294}$.

2) Mit unrecht sieht er (a. a. o. 157) darin '*î* angedeutet'; '*ziet* noch nicht zu *ei* diphthongiert'.

3) Aus B belege ich: *hiezen* $1222_1$ (= *heizen*, inf.); *viege* $2145_3$ (= *veige*); *hieze* $2288_4$ (= *heize*, adv.); *riete* Kl. 1969 (= *reite* < *redete*). Diemer, Dtsche. ged. *er lienete* $253_1$ (= *leinete*); *den lieden* (= *leiden*): *gesceiden* $339_2$.

### 5. ou = û.

Die vorlage wies folgende schreibweisen auf (für *û* vgl. § 1):

a) *ü*: Dies zeichen für den neuen diphthongen hat, wie aus seiner anwendung für altes *ou* (siehe unten 6 b) folgt, diphthongischen lautwert. Es ist noch die übliche orthographie der schreiber der hs., muss aber für die vorlage erschlossen werden aus der variante *ü* für *ü* (= *û*): I: *gerümet* (*û*) 1396$_1$. II: *ze trüte* Kl. 1819 (B: *trüte*. D: *troute*). Auch der fehler *küne* 425$_4$ (st. *kûme*) und *küne* 419$_3$ (st. *kûme*) weist auf *ü* der vorlage. (Vgl. Bartsch, Unters. s. 71, anm. 2.)

b) *ŏ*: I: *höt* 894$_2$; *ŏf* 491$_4$; *ŏre* 880$_2$ (vereinzelt *ŏu* in *trŏuren* 61$_2$). II: *trŏrichlichen* 2246$_1$; *chŏme*[1] 2248$_4$.

c) *ou*: I: *trout* 426$_3$ (: *brüt*); *ouf* 861$_2$, 1657$_4$; *roumte* 493$_1$; *roumen wir* 887$_1$; *trouregen müt* 578$_1$; *trourinde* 597$_4$. Dass I *ou* zu meiden suchte, zeigt *ọ üf* 367$_1$. II: *trourichlichen* 2104$_1$; *trouren* 2289$_4$.

*ŏ* und *ou* sind ursprünglich zeichen für den alten diphthongen; wie *ei* auf diphthongiertes *î* wurden sie auf den neuen diphthongen übertragen; Weinh. belegt ihre verbreitung s. 101 f.

d) *o* für *û*: I: *kome* (= *kûme*) 416$_4$, 1069$_3$. Das fehlen von ^ auf flüchtigkeit zurückzuführen, hindert das vorkommen von *o* für altes *ŏ* (s. unten 6 a).

### 6. ou.

a) *o* für *ou*: aa) umgelautetes *ou*: I: *erode* 555$_3$; II: *daz dron* 1880$_1$. bb) unumgelautetes *ou*: I: *zomen* 531$_2$ (= *zoumen*); *pogen* 534$_3$ (= *pougen*); *logen* 984$_1$ (= *lougen*): *si erlobte* 440$_3$. Vgl. Schönbach s. 131. Hs. I hat *o* st. *ou* in *slof* 410$_4$.

Zu dieser tachygraphischen verwendung von *o* = *ou* ist die von *u* = *uo*, *i* = *ie* zu vergleichen: alle drei gehören offenbar einem systeme an (siehe unten 7 b, 8 a).

b) *ů* für *ou*: I: *tůch* 811$_3$ (= *touc*); *gedrůt : gefrůt* 409$_{1-2}$ (unter verzicht auf die umlautsbezeichnung). II: *hůwen* 1980$_2$ (= *houwen*); *hůbet* 1990$_1$.

Zu der in *ů* für *ŏ* vorliegenden umkehrung der komponenten stellt sich *ŏ* für *ů* und *ie* für *ei* (vgl. 4 a, 7 a).

### 7. uo.

a) *ŏ* für *ů*: I: *rowende* 683$_4$ (= *ruowende*, *ow* für *ŏw*); *troiben* 573$_2$ führt auf *trŏben* (= *trůben*) der vorlage (*vorten* 1114$_3$ [= *vŭrten*] beruht auf *ŏ* = *vŭ*); II: *tŏnawe* Kl. 3292 (= *Tuonouwe*)[2].

Die ältesten fälle von *ŏ* für *uo* verzeichnet Schatz, Altb. gr. s. 57; vgl. Weinh. s. 103 f. Schon die ältesten Brixener urkunden[3] (2. hälfte des 10. jhs.) haben *ŏ* für *uo*: nr. 4 (955–75) *Ŏdalrih*, nr. 5, 7; nr. 11

1) Die schreibungen für das verbum *trûren* werden gesondert behandelt, s. unten § 20, 1 b.

2) Auch aus B ist *ò* für *ä* zu belegen: *hòp* 567$_2$, 814$_1$; *sòze* 589$_4$.

3) = Acta Tirolensia I (ed. Redlich, Innsbruck 1886).

*Ôdalscalch* (985–93). *ô* kommt jedoch nur im wortanlaut vor, wohl um die verlesung von *uo* in *vo* bezw. *wo* zu verhindern[1]; sonst gibt es nur *uo*. Inlautend tritt *ô* für *uo* erst im letzten drittel des 11. jhs. auf, zuerst nr. 191 *Rôtpreht* (1065–75 geschrieben), dann nr. 197 *Gôto*. *ů* ist erst zu anfang des 12. jhs. nachzuweisen (zuerst nr. 389 *hůba*, *Gůto* [2mal], 1085–97, geschrieben zu anfang des 12. jhs.). verbreitet sich dann aber rasch neben *ô* auf kosten des immer mehr zurücktretenden *uo* (vgl. unter c). Im wortanlaut tritt *ů* erst in einer urkunde von 1157 auf: nr. 482 *Ůdalscalch* (3mal); ferner nr. 496 a, b, vgl. 508 c. *ô* für *ů* verschwindet zu anfang des 13. jhs.

b) *u* für *uo*: I (19 bel.): *wegemude* 454 4; *ruwe* 251 1; *gnuge* 1242 2; *zu in* 1584 1; (*en*)*stunde* 361 3 (opt.); *Rudiger* 1141 2, 1142 1, 1173 1, 1191 4, 1195 1 usw., zusammen 13mal, dazu als kustos fol. 32 v, von wo es in die überschrift nach 1589 eindrang. II (13 bel.): *enruch ich* 1823 4; *kune* 1686 3; *truge* 1962 2 (: *slůge*); *chulten*. 2070 3 Kl.: *blute* 865 (d. s.); *mut* 931 (: *gůt*); *ungutlichen* 892; *kune* 1531; *ubte* 1651; *blut* 1671 (: *gůt*); *gruben* 2401; *fur* 2779; *muter* 2870.

Zu dieser ohne rücksicht auf den umlaut gehandhabten orthographie[2] stellt sich *û* – *ü*, vgl. § 1, 4; als ähnliche abkürzende schreibungen sind auch *i* für *ie* und *o* für *ô* anzusehen (vgl. 6 a). *u* für *ů* ist in tirolischen urkunden um die mitte des 12. jhs. nicht selten. Schönbach belegt es s. 131, 145, 159, 180; vgl. Weinh. s. 70.

c) *uo* statt *ů*: I hat 7 belege der vorlage bewahrt: *schuof* 163 4; *sluoch* 185 1; *tuon* 332 2; *stuont* 343 3; *genuoch* 416 3 (: *getrâch*); *guot* 1287 3; *bluot* 1507 1. Vgl. 557 1 *gůot*: das nebengeschriebene *o* ist nachträglich getilgt.

d) *ue* statt *ů*: nur in *suehte* 454 4. Einige *ů* für *ü* gehören vielleicht erst den schreibern. Zu der orthographie *ue* vgl. Schönbach s. 130, 157, 184.

e) *ů* statt *ô*: neben *dô* hat sich haupttoniges *dů* 2169 2, Kl. 4058 wohl aus der vorlage erhalten.

### 8) ie.

a) Abkürzende schreibweisen:

aa) *e* für *ie*: I: *swe* 1462 4. II: *swe* 2052 4 (= *swie*); *sere* 2156 4 (= *schiere*, *s* = *sch* oft, s. u.). *Kremhilt*[3] 1807 1; *mit treffenden* (= *trieffenden*) *hâren* Kl. 2717. *zwene* Kl. 2755 st. *ze Wiene* deutet auf *ze wene* der vorlage.

1) Noch im 12. jh. konnte *ů* = *wo* sein, vgl. Act. Tir. nr. 420 *V̊lftrigil* (= *Wolftr.* 1110–22) und nr. 482 *V̊lfratenhûsen* (1157).

2) Die hs. B hat *u* = *uo* in der partie des 3. schreibers sehr oft. Auch in C ist es sehr verbreitet. In resten hat es noch I bewahrt, vgl. Sommermeier s. 125.

3) Bohnenberger hat (PBB 24, 228) *Kremhilt* 10mal für A konstatiert. Alle seine belege (ausser 1807 1) sind von ihm verlesen: die hs. hat stets *Kiemhilt*, dessen hochgestelltes *i* als *ri* aufzulösen ist (vgl. § 10 3 c). Alle vermutungen über den ursprung der formen mit *e* (a. a. o. s. 230) sind damit überflüssig. Auch für Roethe (Berliner Sitzber. 1909, 655, anm. 3) ist es 'wohl kein zufall', dass 'die namensform *Cremhilt* in A dem schlussteil' angehört: sie soll aus der quelle stammen.

*e* für *ie* verzeichnet Weinhold s. 57 f. und Lessiak aus kärntischen urkunden Prager Stud. a. a. o. s. 271.

bb) *i* für *ie:* I (11mal): *nimen* 734 2, 1025 3; *dinest* 287 2; *lihtem* (d. s.) 385 3; *ditrîch* 1304 1; *schit* 1456 4; *si hilten* 1542 1; *nine* 1360 1, 1441 3; *Krimhilt* 687 3 und vorschrift fol. 27 v, spalte a unten [1]. II: *tirel* 1682 1, 1892 4 (= *tierel*); *zihen* Kl. 693; *liber brûder* 887; *Ditlinde* 2700; (*si*) *schiden* 2777; *von Winen* 2787; *Krimhilt:* in den überschriften nach 263, nach 1082, nach 1326, 1655, 2260 und stets in der Kl. (ausser 761) [2]. *i* für *ie* setzen ferner voraus: *niwan* (aus *niman*) 4084 st. *nieman*, *sihest* 2000 st. *liezest* (*h* und *z* auch sonst vertauscht).

Die schreibung *i* für *ie* belegt Weinh. s. 62; Schönbach s. 130, 144, 157, 159, 168, 173; Lessiak, Prager stud. s. 271; in B ist sie ziemlich oft vertreten, in I noch in resten (vgl. Sommermeier s. 125). In tirolischen urkunden ist *i* für *ie* im letzten drittel des 13. jhs. anzutreffen: vgl. Acta Tir. I, nr. 597, 613, 624, 604 a, c, 643.

b) *ei* bezw. *æi* für *ie:* II: *er hei* 2221 3 (= *hie*). Kl. *beræiten* 2390 (= *berieten*); *læit* 4322 (= *liet*); vgl. I *leiehte* 543 4 (= *liehte, e* getilgt).

Rein graphisches *ei* für *ie* entspricht dem eintreten von *ie* für *ei* (vgl. 4 a). Nach der reichlichen verbreitung dieser schreibung in der Vorauer hs. [3] zu urteilen, scheint Steiermark diese mode im 12. jh. zu befolgen; vgl. Weinh. s. 83; Schönbach s. 137, 169. Aus Kärnten führt Lessiak (Prager stud. s. 271) 6 *ei* für *ie* an; Tirol kennt es nicht, abgesehen von 2 belegen in einer urkunde vom anfang des 12. jhs.: Act. Tir. I, nr. 375 *Deitrihc* (2mal). Vgl. auch Germ. 8, 274 (*virleisent* = *verliesent*).

## 9. i.

a) *i* > *ie* vor *r:* I: *ier*, 364 2, 675 4 (pron.); *wier*; 386 2 *miern* (hs. fälschlich *imern*) *zerinne* 164 4. II: Kl. *schrieren* 653 (= *schriren*); vgl. Weinh. s. 92 ff.

Dass ein lautlicher prozess vorliegt, bezeugt die lebende sprache: Schatz, Mda. v. Imst s. 53 f. Wenn man zweifeln kann, ob dies *ie* der vorlage zuzuweisen ist, so gehört ihr sicher

b) *ei* für *ie:* I: *permeint* 285 2 (: *kint*); II: *alle sameit* Kl. 3177 (= *samit*); *marchgraveinne* (: *zinne*) 2698, 2813; *æi* für *ei* in *wæizzen* Kl. 1434 (= *wizzen*).

Da die vorlage *ei* für diphthongisches *ie* schrieb (vgl. oben 8 b), so wird auch hier *ie* anzusetzen sein; für den prozess vgl. Weinh. s. 93; Bulthaupt, Milstäter Genes. und Ex., Berliner Diss. 1908, s. 26. Bei Lessiak (PBB 28, 71) scheint ein rest davon vorzuliegen.

1) Sonst stets *Kriemhilt*; vgl. Bohnenberger a. a. o. s. 228.

2) Zu *islîch* st. *ieslîch* s. unten.

3) In der Kaiserchr. ist sie selten, doch vgl. Diem. 169, 32 *geizen* (= *giezen*), 529 3 *hæiz* (st. *hiez : stiez*).

### 10. û.

Seltenes *iu* für unumgelautetes *û* ist auf konto der vorlage zu setzen; es begegnet nur in *lûte* (adv.):

I: *liute* 203$_1$; II: *liute* Kl. 2723 und 3111, dazu im reim *liute : trûte* 3147 8 (d. s.); aus b: *lewte* (ebenso in h) und I *lût* (= *lût*) ist auf das alter der hier missverstandenen schreibung zu schliessen.

Aus der Wiener Gen. (Hoffmanns Fundgruben II) ist 32$_{41}$ *triute* (pl. zu *trût*) : *liute* und 39$_{36}$ *liute* (beides = *lûte*) beizubringen; vgl. ferner Schatz, Altb. gr. s. 20. Seiner ansicht, wonach diese *iu*-schreibungen für *û* 'als versuche, den diphthong zu bezeichnen', aufzufassen wären[1], kann ich mich nicht anschliessen. Ich sehe in *iu* für *û* eine rein graphische erscheinung; sowohl für umgelautetes *û* als für umgelautetes *iu* wechselten die schreibungen *u* und *iu*; weil *u* für *iu* verwandt werden konnte, so trat wahrscheinlich auch *iu* für unumgelautetes *û* ein.

### 11. u, o.

a) *ů* bezw. *ǒ* für *o*: I: *ůrmez* 524$_3$ (= *würmez*: über *w* = *wu* siehe unter *w*). II: *Wǒrmz*[2] Kl. 3529. Aus *ǒ* für *o* erklären sich: *oub* 1048$_3$ (= *ob*); *zougte* 1261$_2$ (= *zogte*)[3]. Scherers konjektur (Zfögymn. 1866,$_{485}$) *zouwte* ist entbehrlich. Vgl. Weinh. s. 102 f.

b) *ů* für *u*: I: 158$_{3-4}$ *frůmen* (subst.) : *chumen* (inf.); 288$_{1-2}$ *kůmen* (inf.): *frůmen* (subst.). In *chumen* st. *chomen*[4] sehe ich eine analogiebildung nach dem sg. präs. II: *sůn* Kl. 1531 A B (st. *sun*), nicht im reim, wo es stets *sun : tůn* heisst, vgl. 332$_{1-2}$, 1853$_{3-4}$ etc. Der fehler *an mine sûne* Kl. 1893 A st. *an mînen sun*, was der sinn fordert, gehört wohl schon der vorlage. (Hier ist *ů* = *ü*.)

c) Schwanken zwischen *u* und *o*:

aa) *u* für *o*: I: *Wurmez* 221$_1$, 751$_3$, 1652$_3$ (gegen 13 *o*). II: *Wurmz* 2030$_3$; *Lutringė* Kl. 419 neben *Lotringe* 402.

bb) *o* für *u*: I: *Borgonden* 103$_3$, 496$_4$. *begond* (ganz isoliert = *begunde*) 1334$_4$; *si konden* 1248$_4$, *er chonde* 1417$_4$, *wie chond iu* 1407$_1$, *mir enkonde* 1253$_4$ (verschrieben in *erkonde*)[5]; *solen wir* 874$_1$. II: Kl. 2499 *sol wir*[6].

Aus dem schwanken zwischen *o* und *u* scheint eine entwicklung von *o* > *u* zu folgen; vgl. Weinh. s. 43. Diese lautliche veränderung

1) Vgl. s. 44: 'bei *û* und *iu* fallen umlautsbezeichnung und diphthongierung zusammen'.

2) Der schreibung *m̊ort* 1898$_4$ ist keine lautliche bedeutung beizumessen.

3) *zǒgte* auch in C 112 3$_3$. D hat *tzoute* an beiden stellen.

4) Vgl. Kl. 4192 *chumen* (pc.): *gefrumen*, aber 2537 8 *gefrumen : chomen* (inf.) A B; 1239/40 *benomen* (so A, verlesen für *bechomen*) : *frumen* (sub.).

5) Vgl. Weinh. s. 330. Lessiak und Schatz belegen dies *o* nicht aus der mda.

6) Analogie nach dem vokal des sing. praes. und des praet. wird den laut *o* eingeführt haben; vgl. Weinhold s. 327; Schatz (Mda. v. Imst s. 177) kennt nur den opt., dessen *ö* wohl aus *o* stammt; Lessiak s. 218 belegt *o* in allen formen.

ist jedoch den mdaa. fremd: vgl. Lessiak s. 72; Schatz s. 54 f., Tir. mda. s. 26 ff. Die unsicherheit zwischen *u* und *o* wird also in der mehrzahl obiger fälle wohl rein graphische bedeutung haben.

Eine lautliche differenz besteht wohl zwischen *Burgunden* und *Burgonden*. Die isolierte lautsubstitution des *u* durch *o* in *Burgunden*, dessen *u* I $50_1$, $80_4$, $85_4$, $242_4$, $1517_1$ bewahrte[1], ist wahrscheinlich unter französischem einflusse vorgenommen: *Burgonden* ist die jüngere modeform.

## II. Nebensilbenvokalismus.

### § 4. *i* und *e* als zeichen des reduzierten vokals.

**1. i.**

Aus den von den schreibern bewahrten resten geht hervor, dass *i* zur bezeichnung des reduzierten vokals dem system der vorlage gehörte.

a) Präfixe:

aa) *bi-*: I: *bireiten* $263_1$ (inf.); *bireit* $358_1$ (adj.); *si biliben* $1564_1$. II: *bineben* $2095_4$.

bb) *gi-* (< ahd. *ga-*): nur in *gishiht* Kl. 766 (sub.).

cc) *in-* (ahd. *ant-*): *inbîzen* $886_2$.

b) Mittelsilben:

aa) part. praes.: nur bei I: *tragínde* $286_3$; *weininde* $980_4$; *smielinde* $423_2$; *trourinde* $597_4$; *klinginde*[2] $1245_3$.

bb) — *ist* und — *ost*: letzteres nur im reim: *vorderôst : trôst* $1466_1$, $1957_2$. Das *i* folgender belege geht wohl auf die vorlage zurück: I: *ze iungist* $1154_3$, *iungiste* $1081_4$; *groziste* $230_4$, $1044_4$; *verrist* $1658_1$.

II: *iungiste* $1680_4$, $2151_4$, $2309_3$, $2315_4$, Kl. 2430, 3199; *grôziste* $1762_4$, $1858_4$, $1964_2$, Kl. 3480; *chüniste* $2290_3$; *nideriste* Kl. 1000; *daz minist* 1517 (*: list*); *verriste* 4269.

cc) Leichte mittelsilben:

I: *Lindigêr* $163_1$; *edilia* $226_2$; *tegilichen* $264_1$; *lobilich* $304_2$; *schedilîch* $176_4$, $1532_4$; *schedilîchen* $1076_4$. II: *willichomen* Kl. 3595.

c) Endsilben:

I: *ir næstin friunt* $493_2$ (hs. verschrieben in *næstiu*): *gehabit* $712_4$ (*i* in *e* korrigiert); *pferit* $681_1$, $1245_3$ (sonst synkopiert). II: *schermin* $2155_4$ (inf.); *den kunigin* $1738_3$ (d. pl.); *ligit* $2269_2$; *von schuldin* Kl. 1940. *zweinzich* $1734_3$, $2020_4$; *sehzich* $1744_3$; *drîzich* Kl. 1128. Hierher fällt auch *i* für vortoniges *e* in *iz* $2154_3$ st. *ez* (ganz vereinzelt)[3].

1) Auch B kennt das ältere *Burgunden* noch, z. B. $467_2$.

2) II hat 2 *u* bewahrt: *weinunde* $2075_2$; *snidunde* $2146_3$. (Im reim Kl. 2253 4 *sûchunde : stunde*). Vereinzelt steht *u* auch in I: *wilunt* $823_2$; *kungunne* $226_2$.

3) *i* in der flexion, im superlativ etc. belegt Schönbach (aus Steiermark) s. 130, 131, 136, 144, 169, besonders s. 173; *gi-* für *ge-* wird s. 184 nachgewiesen.

### 2. e.

Während die schreiber in obigen fällen *i* durch *e* zu ersetzen strebten, gehörte es in der endsilbe *ig* (ahd. *îg*) ihrem system an. Die hier auftretenden *e*-schreibungen zeugen demnach für promiscuegebrauch von *i* und *e* in der vorlage. I hat ziemlich zahlreiche reste des *e*:

*minnechlich* $70_2$, $241_1$, $257_3$, $331_2$, $1105_3$ etc.; *willechlîch* $260_2$; *zuchtechliche* $298_3$; *wunnechlich* $270_3$, $272_2$, $1618_3$; *kreftechlich* $435_3$; *ledechlich* $314_1$ etc. II: *minneclich* $1660_4$, *geslleclich* $1745_2$, vgl. $1859_2$, $1999_3$; *unmüzzech* $31_3$ $266_1$; *undertanech* $230_3$; *meistec* $112_4$; *kundech* $330_1$; *ledech* $250_1$, $802_3$, $803_3$, $854_1$; *gewaltech* $739_2$; *willech* $1568_4$; *trourec* $578_1$; *grimmec* $1502_1$, $115_1$; *zornec* $782_1$; *unschuldec* $984_2$; *schuldech* $1403_2$; *swertgrimmec* $1494_4$. II: *grimmech* $1786_3$; *lebendech* $1985_3$.

Ahd. *ing* ~ *ig* in *kunic*. Neben *i* hatte die vorlage *e*: I: *kunnech* $487_2$, *dem kunege* $1457_3$; *kunegin* (bezw. *-inne*) $299_2$, $398_1$, $480_3$, $483_1$, $486_1$, $488_1$, $511_2$, $519_1$, $953_1$, $1170_1$. II: *kunegin* Kl. 3025.

Ahd. *ag* ~ *ig* in *manic*. *manec* ist $17_2$, $18_2$, $19_4$, $71_1$, $124_3$ vertreten.

### 3. æ für reduziertes ə.

*æ* für reduziertes *ə* [1] liegt vor in *kamærere* $994_1$; II: *den rîænden* Kl. 1986.

### § 5. Unorganisches *e*.

Die folgenden fälle einer anfügung von unorganischem *e* [2] entstammen wohl der vorlage:

I: *den gêre* $921_3$; *der kunige* (n. s.), $103_1$ $187_4$; *helme* $144_4$; dies wort ist übrigens in die schwache deklination übergetreten: vgl. *ir helmen* (n. pl.) $67_4$, $73_2$; *an sîme rôten helmen* $190_4$; *sînen helmen* $458_2$ (a. sg.). II: *helme* $1682_3$ (n. s.), *den helme* $1988_3$, $2214_1$; *Dyethrîche* $1661_1$ und $1664_3$ (gegen den reim!); *riche* $1667_1$ und $1686_2$ (gegen den reim!); *schîne: sîn* 1917/8.

Über diese dialektische entwicklung vgl. Weinh. s. 32, 339, 347; für die Milstäter hs. vgl. Bulthaupt a. a. o. s. 47.

### § 6. Svarabhakti.

I: *vrou Heliche* $1291_3$; *Ortuwîn* $1428_1$; *vriuntelich* $1644_2$; *si warende* $971_4$; *bereit* $454_1$ (= *breit*), auch $1234_2$, $1467_3$; nachträglich tilgte der schreiber das *e* *Cheriemhilt* in $261_2$; *piresgewant* $861_2$.

II: *Wicharat* $2218_1$; *Heliche* Kl. 64; *Nîtigêr* 2205; schreibfehler ist wohl *vilehet ir* $1930_1$ (= *vlêhet*). Getilgt ist das *e* in *senfeter* $1773_3$ (comp.); vgl. Weinhold s. 32, 16.

1) Vgl. B: *chamærere* $437_4$, $557_4$, $627_2$; *mit willegær hant* Kl. 1082; *etwæn* $1988_4$. C: *kamærære* 43 $4_1$, 84 $5_4$; *vidælære* 317 $5_4$; *vælændinne* 362 $2_4$; *zornær* 313 $5_4$; *tuschær* (d. s.) Kl. 4697.

2) C belegt dies *e* häufig im sg. praet. starker verba; auch B hat versprengt *helme* $2219_3$, *helme schîn* $2270_2$; *vande er* $2167_2$; *swre ich* $498_3$ (= *swuor ich*). *helme* z. b. auch Bit. 637.

## B. Konsonantismus.

### § 7. Labiale.

#### 1. Germ. p.

In der vorlage wechselten für die affricata *ph* und *pf* (doch dürfte *pf* in der minderheit gewesen sein). Dies geht daraus hervor, dass I überwiegend *pf* schreibt, daneben aber ziemlich häufig *ph* bewahrt, während II stets *ph* (ausser für die geminata) schrieb, aber 13 *pf* beim kopieren übernahm.

a) *ph.*

aa) *ph* zur bezeichnung der affricata.

α) Im anlaut aus germ. *p*: 30mal von I erhalten; davon entfallen 16 belege auf formen von *phlëgen* (z. b. $4_1$. $130_2$, $253_3$, $308_1$, $391_1$, $456_1$. $553_1$, $714_3$, $957_2$ usw.), ferner *phant* $108_4$. $828_4$, $1409_2$; *phunt* $485_1$: *phelle* $531_3$, $533_1$. $741_2$; *phert* $530_4$, $1251_3$: *phaffe* $981_2$, $1005_4$, $1519_1$; *phîl* $1280_4$; *phinxtac* $1305_1$.

β) Zur bezeichnung der affricata aus der geminata (germ. *pp*): I: *opher* $995_2$, $1000_2$, $1221_2$; *gelphen mût* $621_3$: *Gelphrât* $1493_3$; *scherphe* $896_2$. ohne umlaut $201_3$, $962_2$, $1173_2$, $1554_2$[1]. II: *knophe* (d. s.) $1721_2$.

γ) *mpf* < germ. *mp*: *schinphen* $960_1$. Die mundart hat nach *m* noch heute die affricata (Schatz, Mda. v. Imst s. 74; Tir. ma. s. 11).

δ) *mpf* < *mf*: I: *samphte* $600_2$, $673_2$; *viumphtehalp* $1210_1$.

ε) *pf* < germ. *f* in sandhi nach dem präfix *ent-*: I hat in der überzahl der fälle *ph* erhalten, besonders in *enphangen* $1238_4$, $1250_1$, $1567_4$. $1569_1$, $1595_4$ usw.; *antphanch* $1245_4$, (doch vgl. Weinh. s. 134). Bei II regelmässig *ph.*

bb) *ph* zur bezeichnung der spirans:

Inlautend für *f* < *p*: I: *phaphe* $981_2$; *kaphen* $75_3$. II: *gekaphet*[2] $1700_1$; vgl. Schönbach s. 131, 185; Weinh. s. 133.

b) *pf.*

Die reste von *pf* als zeichen für die affricata bei II setzen die schreibweise der vorlage fort.

aa) Im anlaut für germ. *p*: im Nl. 5mal in formen von *pflëgen* $1674_3$, $1680_2$, $1951_2$, $2166_3$, $2211_1$, dazu *pfelle* $1763_2$. In der Kl. 2 *pf.*: *pflëgen* 51, 113.

bb) *pf* < germ. *f* in sandhi: im Nl. 2 *pf* (gegen 13 *ph*) er *enpfâhet* $1690_3$: *enpfant* $2000_1$: in der Kl. 5 *pf* (sonst *ph*): *enpfarn* 3623; formen von *enpfân* 990. 3017, 3031, 3073.

c) Vereinzeltes *pfh* in *pfhellin* $893_2$ geht wohl auf *ph* der vorlage zurück; doch vgl. Weinh. s. 131; Schatz, Altb. gr. s. 65.

d) *ff* und *f.*

Im inlaut galt für den spiranten (neben dem bereits erwähnten *ph*)

1) Für *gelpf* und *scharpf* sind doppelformen mit einfachem und geminiertem *p* anzusetzen (siehe unten s. 319).

2) Die heutige mda. kennt nur die spirans: *gǫffə* (Schatz, Mda. v. Imst s. 74), doch kann auch die affricata vorliegen.

*ff* auch nach länge; ob *f* (statt *ff*) nach kürze schon der vorlage zukam, erscheint nicht sicher.

aa) *ff* nach länge: I: *den wâffen* 962$_3$; *des touffes* 1085$_2$; *dar ûffe* 1521$_2$. II: 12 *ff* im Nl., 18 in der Kl.: *von ûffe* 1909$_4$, 2171$_3$; *wâffen* (sub.) 1915$_3$, 2121$_4$, 2185$_2$, Kl. 1549, 1692, 2534, 3551; *gewâffen* (sub.) 2105$_1$; *wâffen* (verb.) 2104$_3$, 2106$_1$, 2189$_1$, 2254$_2$; *ir griffet* 2125$_3$; *wâffen* (int.) 2311$_1$, Kl. 932; *wâffen* 624, 877, 1321, 1449, 1572; *rûffen : wâffen* 1443 4; *entslâffen* 851; *geslâffen : wâffen* 927 8; *geshâffen si* 987; *trieffen* 2717; *entwâffen* (inf.) 1597.

bb) *f* nach kürze: I hat 19 belege (auf 4 wörter verteilt!): (*si*) *grifen* 1456$_2$; *schafen* 247$_3$, 349$_2$, 392$_1$, 1297$_3$, 1301$_1$, 1600$_1$, 1603$_2$; *schife* (d. s.) bezw. *schifen* (d. pl.) 410$_2$, 479$_1$, 539$_1$, 541$_3$, 543$_2$, 1500$_3$, 1507$_2$, 1512$_1$; *schifel* 387$_3$, 451$_2$, 452$_1$. Vgl. Schönbach s. 198.

## 2. Germ. b.

Der bairische wechsel von *p* und *b* kam sicher der vorlage zu: bei den schreibern tritt *p* zurück (siehe unten). Silbenanlautend nach präfixen hat es nur II in resten bewahrt: *erpiten* 1816$_2$; *gepiaze* 1823$_2$; *enpôt* 1867$_4$, 2050$_2$; *gepârt* Kl. 1073; *enpietet* 2572.

Auf grammatischen wechsel geht *v* statt *b* zurück in: *aver* (= *aber*) 2079$_4$; *hevet* (= *hebet*) Kl. 1 (beide vereinzelt)[1].

## 3. Germ. f.

Aus dem geregelten usus der schreiber ist zu entnehmen, dass im anlaut *v* vor *u* (statt *f*), *f* vor anderen vokalen als *u* und *w* (statt *v*) aus der vorlage übernommen sind. Daneben besass sie die ältere stilisierung des *v* als *u*.

a) *v*: *si vunden* 1256$_3$.

b) *f*: I: *der ferte* 498$_4$ (d. s.); *fierin* 595$_4$; *antfanch* 246$_4$, 1123$_4$; *fon* 1230$_3$ II: *fier* 1782$_2$; *fiur* 2048$_2$, 2055$_1$, 2061$_2$, 2063$_3$, 2215$_1$, Kl. 1551; *fiurrôt* 2212$_4$ (*viur* 4mal).

Auch inlautend zwischen vokalen ist *f* (st. *v*) selten bewahrt: I: *tiufel* 215$_4$ II: *zwîfel* 2142$_4$, Kl. 985; *hofereise* Kl. 3511; *briefen* 4314; *prûfen* Kl. 36, 261, 511.

c) *w* für *v*: I: *wriuntliche* 293$_1$; *wol* 750$_1$ (st. *vol*); *wiwerstat* 885$_2$, *wand er* 1505$_3$ (= *vant er*). *w* für *vu* in *wrbüge* 75$_2$ (= *furbüge*) beruht wohl auf *uu* der vorlage. (Über $u = v$ siehe d.)

II: *werchgrimme* 1902$_2$ (auch hs. C); *werch* 2147$_3$; *wellent* 1939$_2$ st. (*vellent*); *weige* (= *veige*) 2022$_4$. *wolker* (= *Volker*) Kl. 1811.

*w* für vokalisches *u* ist selten: I *iwnchfrôwen* 271$_4$; vgl. II *wnbetwungen* 1837$_4$.

Der verwendung von *w* für *v* entspricht die von *v* für etym. *w*, die ich hier anschliesse[2].

1) *heuen* (für *heben*) belegt Schönbach (s. 138, 158) als steiermärkisch.

2) *v* als abkürzende schreibung für *vu* ist belegt in *v̊rewîse* 857$_4$ (= *vårewîse*, *ä – ü*); *vorten* 1114$_3$ st. *vürten* deutet auf *v̊rten* der vorlage. *urwise* C 138 6$_4$, das Holtzmann und Zarncke in den text setzen, ist als *vurwîse* aufzulösen.

d) *v* für *w*:

aa) Im anlaut: I: *Vider* 551$_1$; *vider* 1624$_2$; *daz vas* 208$_2$; *vaz* 959$_1$ (*v* korrigiert); *vetlich* 1095$_4$; *viz* 1623$_3$; *vie fol.* 21 *v*. spalte b unten[1]. II: *ez virdet* 1821$_3$; *vanden* Kl. 212 (= *wânden*): *Vaz* 581. Darauf beruht *vater* Kl. 1746 st. *wâret* (vorl. *varet*, *t* und *r* auch sonst verlesen).

bb) Nach dentalen konsonanten nur bei I: *von svannen* 86$_4$; *svester* 562$_3$, 1383$_2$; *zvai* 917$_3$; *trench* 927$_1$ (so!); *zuelf* 1062$_2$; *zvelf* 1115$_1$, 1262$_2$; *zvêne* 1167$_2$. Vgl. Weinh. s. 138 f.

cc) Intervokalisch nur *ce kieuen* 1280$_1$ st. *Kiewen*.

e) *u* = *v*. *u* als vertreter des eckig stilisierten *v* hat II selten bewahrt: *unuerwundet* 1977$_1$; *lanterâue* 2008$_3$, 2009$_4$. Bei I ist es in der anfangspartie häufig vertreten, weicht später jedoch immer mehr zurück: vgl. *unuerzaget* 8$_4$; *ualche* 14$_3$; *uater* 28$_1$; *geuellet* 37$_3$; *uarnde* 39$_2$; oft in *uil*, z. b. 46$_1$, 72$_2$, 93$_1$, 152$_1$, 210$_2$, 263$_2$ etc.; *heruart* 59$_3$, 157$_3$; *heruerten* 143$_3$; *uon* 71$_3$; *eruant* 257$_2$, 1266$_4$; *uerte* 1220$_4$ (zu *vart*); *goltuarben* 75$_1$. Fest ist *u* in den flektierten formen von *hof*: vgl. 10$_3$, 12$_1$, 35$_2$, 73$_2$, 83$_4$ etc. *neue* 11$_1$; *marchgraue* 693$_1$; *zwelue* 117$_4$; *Siurid* 87$_2$ (sonst stets *f*).

## § 8. Dentale.

### 1. Germ. t.

Zur bezeichnung der affricata verwandte die vorlage das lat. *c*, neben dem *zc* (aus -*c*- der vorlage) nur 1537$_1$ (*in vil kurzcen zîten*) vorkommt, in folgenden stellungen:

a) *c*:

aa) Im anlaut vor *e* und *i*[2]: II behielt anfangs *c* bei in *scheck* 1704$_1$: *zweincik* 1734$_3$ und *ce* 1663$_2$, 1669$_{3, 4}$, 1670$_{1, 3}$, 1671$_4$, 1713$_1$, dann bricht er energisch mit der altmodischen schreibung: nur *Ce* 1821$_1$ und *cetal* 1950$_3$ entschlüpfen ihm noch. Die Kl. hat nur e i n *c* in dem fremdworte *cepter* 2469[3]. *c* vor *ei* nur bei I in *beceiget* 412$_1$; *ceichen* 928$_3$; *ceig* 1483$_4$ (imp.).

bb) Nach *l*, *n*, *r*: I: *kurcewile* 307$_2$; *hercc* 1174$_3$; *hercenlîchen* 1174$_4$; *in kurcer stunt* 1435$_2$; *stolcen* (n. pl.) 366$_3$, 904$_{2, 4}$; *unce* 1061$_4$; *hince* 1346$_1$. Bei II nur 3 fälle: *gehilce* 1722$_2$; *hercenlichen* 1737$_2$; *herce* 1800$_2$.

cc) Für die geminata *tt*: I: *kracen* 891$_1$; *ergecen* 990$_3$, 1020$_3$, 1174$_1$, 1184$_1$; *sece ich* 1477$_2$; *lucel* 42$_1$, 128$_4$, 369$_4$, 667$_4$, 1228$_4$, 1440$_2$, 1594$_1$, 1623$_4$ (8mal). *Mece* 9$_2$, 82$_1$, 115$_2$, 230$_1$, 1124$_2$; *sicen*: 13mal; *Ecele* ca. 80mal; *dice* (*dit*+*se*) 422$_1$, 534$_4$, 823$_3$. II: *Ecele*: von 1668$_3$ bis 2026$_1$ einschl. ist *c* festgehalten, von 2029$_2$ ab steht n u r *z*. IV: *ecel* 1665$_2$.

1) In *zâvin* 1140$_4$ ist nachträglich ein *w* hineinkorrigiert.

2) *kuchte* 458$_3$ (st. *zuchte*) hat kaum etwas mit einem *c* in der vorlage zu schaffen (vgl. Bartsch, Unt. s. 67). Das *c* der vorlage, dessen form in *ce* 32$_4$ bewahrt ist, stand dem *l* sehr nahe. So erklärt sich *l* für *c* in *liert n* 3$_4$ st. *cierten* und *wál* 1467$_3$ st. *wác*. Vgl. *cybian* 355$_1$ st. *lybian*; *c* hat hier einen der frz. *cédille* ähnlichen schnörkel unter der zeile, den ich noch bei *unçe* 1061$_4$; *eçel* 1089$_1$, 1215$_2$ und *hôchgeçît* 1635$_3$ finde.

3) Über die stellung von I zu *c* siehe unten kap. 1, 4.

b) *z* und *zz:*

Zur wiedergabe der spirans diente *zz* bezw. *z* [1], doch galt *zz* auch für die affricata.

aa) *zz* für die affricata:

α) Für *tz* ∼ *t* : *dâzze Pazzouwe* $1567_1$, $1569_2$. β) Für *tz* aus der geminata *tt*: I 6mal: *schazzes* $316_1$; *schazze* $1212_4$; *wizze* $995_1$; *ergezzen* $1195_3$; *luzzel* $1190_4$, $1429_1$. II: *erreizzen* $1994_2$ und *entshezzet* Kl. 2616 (st. *entsetzet*). γ) In *dizze*: I 5mal $88_1$, $228_2$, $398_3$, $448_3$, $1060_3$; *ditze* $105_2$: *tz* aus *zz* korrigiert.

bb) *z* für die affricata:

II hat *z* der vorlage bewahrt in *luzel* $1839_1$, $1994_3$, Kl. 613, 632, 1910; *Ezele* von $2029_2$ bis schluss des Nl. In der Kl. schon häufig *Etzele* neben *Ezele*. *dize* $1839_3$.

cc) *zz* für die spirans nach länge (vgl. *ff* für *f*):

I: 12 *zz*, davon 7 in den ersten 31 str.! *grôzzer* $1_2$, $7_4$, $11_4$; *geheizzen* $2_3$; *unmâzzen* $5_2$; *flizze* (d. s.) $24_1$; *unmâzzech* $31_3$; *heizzen* (inf.) $82_3$; *sâzzen* $597_1$; *geniuzzet* (3 sg.) $804_1$; *wîzzen* (adj.) $1009_2$; *lâzzet* $1599_3$. II: 11 *zz* im Nl., 10 *zz* in der Kl. *lâzzen* (8mal): $1664_1$, $1669_3$, $1720_1$, $1834_1$, $2035_2$, $2205_2$, Kl. 1976, *lâzzen : mâzzen* (d. pl.) 3671/2; *mûzzen* $1792_1$, $2050_1$; *sûzzer* $1773_3$; *dû wîzzest* $2080_3$; *geniezzen* $2301_4$; *haizzen* 1307, 2210, 3006, 4322; *verwâzzen* 194; *sâzzen* 3809; *wizzen* (d. pl. zu *wiz*) 1766. *zz* im silbenauslaut nur in *grôzlichen* $1909_4$.

dd) *z* für die spirans nach kürze (vgl. *f* für *ff*):

I: 20 *z* (gegen 51 *zz*), von denen 15 auf das erste drittel seiner partie entfallen: *wizen* (verb.) $133_3$, $238_2$, $364_4$, $598_4$, $1382_2$, $1388_4$ vgl. $1367_4$; *bezer* (komp.) $232_4$, $530_4$; *vermezen* (inf.) $117_2$; *vergezen* $268_2$; *flizen* (praet.) $129_1$; *schuzen* (praet.) $129_4$; *fluzen* (praet.) $986_1$; *verslozen* $455_1$; *entslozen* $389_1$; *geschozen* $432_3$; *rezel* $415_1$; *sluzel* $483_1$; *schuzes* (g. s.) $433_3$. II nur 7 *z*: *hazes* (g. s.) $1673_3$; *beslozen* $1916_2$, $2293_2$; *schuzen* (d. pl.) $2047_2$; Kl. *unverdrozen : erschozzen* 1083 4, *wazer* 3963, *Pazouwe* 4295. IV: *wizen* (inf.) $1666_4$.

## 2. Westgerm. d.

a) *th:*

Als variante für *t* hatte die vorlage *th:*

I: *thûr* $1166_1$; *thenemarche* $1285_1$; *rienthlich* $314_3$; *Gothelinde* (6mal) $1218_1$, $1240_1$, $1243_3$, $1252_{3,4}$, $1254_1$; ausserdem in dem lehnworte *panthel* $917_3$. II: *Dyeth-*

1) Die form des *z* in der vorlage ähnelte einem *h;* vgl. Lachm. zu 959; Bartsch, Unters. s. 67 und Germ. 10, 49; gegen die von letzterem daraus gewonnene chronologie wenden sich Zingerle und Martin, Zfda. 27, 137, besonders anm. 1. *h* für *z* und *z* für *h* stellen die alte stilisierung des *z* sicher: *iuz* st. *iuh* $959_3$; *geseze* $1455_2$ st. *geschehen* (vorl. *gesehē*); *sihest* Kl. 2000 st. *liezest* (vorl. *lizest*). Das ἅπαξ λεγόμενον *mortreze* $2099_3$ A B (= $2036_3$ A, st. *mortreche*) beruht auf *mortrehe* der vorlage. (Über *h* für *ch* vgl. § 9, 5b.) Db besserte den alten der vorlage von A Db und B gehörenden schreibfehler; vgl. $2145_2$.

Auch die vorlage von B hatte das alte *z*: *sâhen* $1320_4$ st. *sâzen*; *sâzen* $1761_4$ st. *sâhen*.

*rich* 1660$_2$, 1661$_1$, 1686$_1$ (nur am anfange!); *rethlich* Kl. 2502 (zu *rât*). Für *th* der vorlage, das der schreiber irrtümlich durch *ht* ersetzte (über *th* = *ht* vgl. § 9,7), spricht *si þuhten* 1816$_3$ (= *buten*, vorl. *buthen*): Weinh. s. 148.

b) *d* für *t*:

Nur bei I in *drache* 845$_1$, *lintdrache* 842$_2$ (*lintrache* 101$_2$). In der mda. hat das wort die hd. lautverschiebung mitgemacht: Schatz, Mda. v. Imst s. 101: *trǫkχ* (= *draco*). *Üde* 271$_3$ scheint ein schreibfehler, ebenso *daz det* Kl. 3113 (st. *tet*).

Im anlaut unbetonter silben bezeichnen die schreiber die nach *n* eingetretene intensitätsreduktion fast ausschliesslich durch *d*; *t* in folgenden belegen entstammt also wohl der vorlage:

I: *senten* 141$_2$, 1345$_2$; *diente* 100$_1$, 664$_1$, 1141$_1$; (*si*) *wonten* 1327$_2$; *vriunten* (d. pl.) 1231$_4$; *unter* 1141$_3$. II nur in der Kl.: *lebentich* 1288, 2060, 3110; *wintende* (pc. praes.) 1020, 1678, 3675; *si wunten* 2414; *senten* 2592; *man sante* 2606; *sibente* 4222.

**3. Germ. þ.**

a) *t* für *d:*

I: *betiuten* 1386$_2$; *magetin* 1267$_4$. II: *tacte* 1974$_2$ (= *dachte* zu *decken*); *getruht* Kl. 1770 2930; *getreun* 2072; *getrucket* 2851 (vgl. *d* für *t*).

b) *dw:*

Erhalten in *erdwingen* 56$_4$ (die schreiber haben stets *tw*).

## § 9. Gutturale.

### 1. c.

a) Im anlaut.

aa) Für germ. *g-:*

I hat *c* für *g* nur in dem namen *Criemhilt* (13mal) bewahrt: 516$_4$, 790$_1$, 1139$_1$, 1165$_1$, 1224$_4$, 1225$_4$, 1254$_1$, 1298$_4$, 1314$_4$, 1320$_3$, 1380$_3$, 1401$_2$, 1451$_3$.

II *marcrâve* 1813$_4$, 1830$_2$, 1933$_1$, 1953$_1$, 1965$_1$, 1995$_4$, 2082$_1$: es sind dies die ersten belege für das wort, später nur *margrâve*. *lantcrâve* 2008$_3$, 2009$_4$. Kein *Criemhilt*.

bb) Für germ. *k-:*

Vor vokalen ist *c* nur in I *coufliute* 1238$_4$ und dem frz. fremdwort *covertiure* II 1819$_2$, Kl. 2909 (aber z. b. *kolter* 1763$_1$) belegt. Auf *curzewile* der vorlage lässt der zweimalige fehler *zurzewile* schliessen: 740$_4$, 753$_3$[1]: dem schreiber galt *c* vor vokal als *z*[2]. Vor liquiden hat I 40 *c* bewahrt: im anfang selten (zuerst *cleit* 42$_2$, 242$_1$, 278$_3$; *gecleit* 219$_4$), dann zunehmend an häufigkeit: *clagen* 11mal: *cleit* 14mal; *cleiden* 350$_2$, 1226$_2$, 1447$_1$; *cleine* 615$_4$, 846$_2$, 1248$_4$; *criuze* 847$_2$, 922$_2$; *closter* 1235$_3$; *cristen* 1188$_2$, 1293$_4$, vgl. 1328$_3$; *creftic* 1322$_2$; *clê* 1255$_3$; *claffen* 1541$_2$. II bewahrte nur 1 *c: erclanch* 1772$_3$.

1) C begeht denselben fehler *zúrcewîlen* 54 6$_3$ (inf.). *c* vor *u* hat B z. b. in *cuchenmeister* 1465$_1$.

2) Anders Bartsch, Unt. s. 67.

b) Im inlaut.

Nur für germ. *-k-* bei I belegt:

*sicerlichen* 714$_4$; *wetlic*(*h er*) *man* 1227$_1$. *c* der vorlage ist in *t* verlesen *riter spise* 904$_1$ (st. *richer spise*)[1]. II hat kein *c*.

Für den usus vgl. Weinh. s. 187; Schönbach s. 131 (*wocen* = *wochen*). B bietet 2247$_2$ *snellechlîce*.

c) Im auslaut.

aa) Für germ. *-k*.

α) Im wortauslaut: nach vokal I: nur bei *sprac* 500$_1$; *grözlic* 1329$_4$: *willichlîc* 1539$_4$. 8mal *sic* (= *sich*, pron.): 34$_2$, 207$_4$, 273$_1$, 492$_3$, 622$_3$, 920$_3$, 1450$_1$, 1456$_1$[2]. II hat kein *c*[3]. Vgl. Weinh. s. 190 (§ 186) und MSD[3] II, zu LV$_{19}$ (s. 332). Nach konsonanten: I: *volc* 198$_1$, 1134$_2$; *marc* 1000$_4$, 1221$_2$; *starc* 815$_3$; *banc* 616$_3$; *banc : danc* 719$_{3-4}$, *tranc : danc* 919$_{3-4}$. II nur *starc* 1706$_1$.

β) Im silbenauslaut; nach vokal: I: *Beclâren* 1643$_4$, 1647$_4$; *scicte* 851$_1$; *er zuct in* 925$_3$; *wacte* 946$_2$; *ructe* 1291$_1$; *blicte* 1604$_3$ (zus. 7 *c*). II: *wacten* 1787$_4$; *blicte* 1856$_1$, 1874$_2$; *ructe* 1875$_3$, 2000$_2$; *zucte* 1954$_3$; *tacte* 1974$_2$ (7 *c*). Kl.: —. Nach konsonant: I: *marcgrâve* (6mal) 1243$_1$, 1297$_2$, 1595$_4$, 1596$_1$, 1633$_3$, 1641$_3$ (gegen 25 *ch*); *marcgrâvinne* nur 1637$_1$; *schancte* 473$_1$; *dancten* 1125$_1$; *Dancwart: c* zuerst 1128$_2$ (vorher *ch*), dann ausschliesslich. II *schancte* 1750$_2$; *dancte* 1768$_4$; *Dancwart* 1674$_1$ etc. (stets bis auf 3 *ch*). In der Kl. nur 1mal *Dancwart* 427 (gegen 8 *ch*).

Im anlaut und nach *n* steht *c* für die affricata; sonst ist es als zeichen für die spirans zu interpretieren. Dafür spricht

bb) *c* für germ. *-h:* vereinzelt in *marc* 209$_2$ (vgl. Weinh. s. 180) und

cc) *c* für auslautendes westgerm. *-g*.

Für I ist promiscue-gebrauch von *-c* und *-ch* zu konstatieren. Bei II tritt *-c* als altmodisch allmählich zurück: im Nl. noch ca. 40 *-c*, davon 20 im absoluten auslaut, in der Kl. nur 17 *c*, davon nur 5 im absoluten auslaut.

*kunic* 1690$_1$, 1720$_4$ etc., im Nl. 10mal, in der Kl. nur 532; *lanc* 1672$_3$; *manic* 1680$_1$, 1816$_4$; *stîc : wîc* 1735$_{1-2}$; *Irinc* 1745$_1$; *tac* 1764$_3$; *einic* 1851$_3$; *genûc* 1860$_4$; *slûc* 1982$_4$. Kl. *mac* 412; *slûc* 522; *tac* 572; *genedic* 585. Alle anderen *c* stehen im silbenauslaut vor *-lîch*.

1) Als 'schreibfehler' fasste schon Bartsch die anscheinend höfische variante auf: vgl. Nib. nôt II 2, XII f.

2) Verlesen ist *si* st. *sich* 207$_3$, 737$_1$, 920$_2$, 1377$_2$ und umgekehrt *sich* st. *si* 254$_3$, 1155$_4$, 1250$_1$, 1464$_3$ (Bartsch, Unt. s. 68); *dich* st. *die* 266$_4$. Für auslautendes *ch* schrieb die vorlage *c*, das paläographisch dem *e* sehr nahe gestanden haben muss; *sic* konnte so in *sie* verlesen werden, wofür der schreiber konsequent *si* schreibt. In den anderen fällen wurde *sie, die* der vorlage in *sic, dic* verlesen und mit ersatz der archaischen orthographie als *sich, dich* wiedergegeben. 720$_1$ wurde *sît* in *sic* verlesen und dafür *sich* (*: wît!*) geschrieben.

3) Auch I hat *c* für *ch* restweise in *Albric* 462$_2$.

### 2. k.

a) Im anlaut.

aa) Für germ. *g*.

Im freien anlaut hat *k* sich nur bei I in *kaphen* $75_3$ und bei II in *gekaphet* $1700_1$ erhalten, häufiger dagegen (13mal) im gedeckten silbenanlaut (besonders nach *nt*): I: *enkalten* $787_4$, $836_4$, $943_4$, $1014_3$, $1026_4$, $1556_4$; *enkolten* $930_3$; *enkân* (= entgehen) $880_4$[1]. II: 6mal in: *enkegne* $1877_4$, $1890_1$, $1998_2$; *enkalt* $1728_3$; *enkiltest* $1860_4$; *enkolten* $1890_3$: es sind dies die 3 ersten belege für *engelden*, später nur *g* (10mal).

Der anlaut von *Kriemhilt* wird von I selten durch *k* wiedergegeben, z. b. $298_2$, $302_4$, $303_4$, $317_2$, $500_2$, $580_4$, $641_1$, $669_2$. II hält das *k* der vorlage anfangs fest (doch steht *ch* auch schon nach 1655, $1664_2$, $1777_4$, nach 2260), von $2299_2$ an und in der ganzen Kl. begegnet nur *ch*.

Über *c* und *k* für *g* vgl. Weinh. s. 178.

bb) Für germ. *k*.

Während bei I *k* und *ch* nebeneinander auftreten, scheint II *ch* zu bevorzugen. *ch* setzt sich neben einem starken einschlag von *k*-schreibungen bei ihm allmählich durch und herrscht in der Kl. fast ausschliesslich, so dass man berechtigt ist, *k* der vorlage zuzuweisen.

b) Im inlaut.

Nur für germ. *-k-* vorkommend (vgl. *-c-*).

aa) Intervokalisch: II bietet nur 2maliges *reken* (= *rechen*) $1917_3$, $2226_4$; I hat dagegen 83 *k* (= *ch*). Zuerst begegnet es in *werlîke* $166_4$, zuletzt in *rîke* $1402_3$; in den letzten 250 str. tritt nur noch ein *k* auf ($1554_3$). *rîke*: 35mal von $235_4$–$1402_3$; *-lîke(n)* (= *liche[n]*): 19mal ($166_4$, $236_1$, $301_3$, $333_4$, $393_3$, $458_4$, $459_3$, $856_{1, 4}$, $989_1$, $1029_1$, $1031_{2, 3}$, $1037_1$, $1100_4$, $1120_3$, $1214_4$, $1277_3$, $1379_1$); *reken* (inf.) $826_4$, $850_3$, $968_2$, $969_4$, $974_3$, $1554_3$, ferner spalte 54a, vorschrift am rande unten; *sprâken* (praet.) $968_1$, $976_4$, $1029_1$, $1079_1$; *zeiken* (subst.) $833_1$; *drake* $845_1$; *kuken knehte* $900_2$; *mikel* $963_4$, $1042_2$, $1152_4$; *breken* (inf.) $1295_1$; *maken* $1313_2$; *wiken* $1252_3$; *erreken* $987_2$; *erroken* $837_4$; *geroken* $852_2$. In eigennamen: *Albrikes* $1064_4$; *Dietrikes* $1294_1$; *Gibeke* $1283_4$, $1292_2$[2]; *Bekelâren* $1121_2$, $1171_1$, $1258_2$.

Schon Zarncke[3] erklärte mit recht *k* für *ch* als eine rein orthographische erscheinung[4]: in dem bestreben, älteres *ch* durch *k* zu ersetzen, habe der schreiber dies irrtümlich auch dort getan, wo spirantisches *ch* vorgelegen habe.

1) Irrtümlich wurde *k* der vorlage durch *g* ersetzt in *ganze wagene* $93_2$ st. *kanzwagene* (lat. *cantus*).

2) B hat *Gibeke* $1343_4$ (mit A zusammen!) und $1880_1$. 'Das *k* ruht' nach Roethe (Berliner sitzber. 1909, s. 666) 'auf der lateinischen versteinerung des namens'!

3) Vgl. Pfeiffers Germ. 4, 429. Bartsch (Unt. s. 65) stimmte ihm zu.

4) Gegenüber Müllenhoff, der darin eine spur niederdeutschen dialektes sah. Lachmann hatte nur konstatiert (Kl. schr. I, 92), A habe *k* 'oft unrichtig, wo *ch* erfordert wird'.

Schon die verbreitung des *k* für *ch* in A macht die annahme irrtümlicher schreibungen unmöglich; sein vorkommen bei beiden schreibern nötigt, es der vorlage zuzuweisen. Doch handelt es sich nicht um eine individuelle marotte, sondern um ein festes system: vgl. die belege bei Weinh. s. 187. Derselbe promiscue gebrauch von *k* und *ch* begegnet

bb) Postkonsonantisch: bei I ist *k* die geläufige schreibung, nur in *kirke* $1042_4$ und *Helke* $1101_4$, $1109_2$, $1137_2$, $1152_2$, $1270_3$, $1320_2$ steht es vereinzelt für *ch*. II hat *k* im liede 27mal[1], in der Kl. nur 3mal der vorlage entnommen, sonst schreibt er *ch* (bezw. *ck*): *chirke* $1793_2$; *sterke* $1924_4$, $1998_4$; *Tenemarke* $1965_1$, $2006_1$; flektierte formen von *stark* 9mal mit *k* (gegen 28 *ch*); *senken* $1680_3$; *winken* $1926_1$; *trinken* $1897_3$, vgl. $2053_2$, $2054_2$; *vanke* $1990_1$ etc. In der Kl.: *volkes* (g. s.) 327, 3878, 3964.

*k* neben *ch* in den unter aa behandelten fällen ist eine konsequente ausdehnung des wechsels von *k* und *ch* im anlaut und im inlaut nach konsonanten. Die systematische anwendung von *k* für *ch* zwischen vokalen beruht darauf, dass der buchstabe *k* (wie *c*) den lautwert eines spiranten repräsentieren konnte. Überträgt man dies konsequent auf den anlaut, so muss man auch hier dem *k* ein spirantisches element zusprechen; den verhältnissen in der labialen und dentalen reihe entsprechend, wäre die affricata *kχ* anzusetzen. Dem schriftzeichen *k* einen doppelten lautwert (-*kχ* für den anlaut, *χ* für den inlaut) beizulegen, erscheint keineswegs bedenklich: vgl. den doppelten wert von *ph* (§ 7, 1 a). Das Südbairische bewahrt noch heute die affricata im anlaute: Schatz, Mda. v. Imst s. 97 f.; Tir. mda. s. 12; Lessiak s. 144 (hier *kh* unter gewissen bedingungen).

c) Im auslaut:

aa) Für germ. -*g*: bei I nur 5 *k*: *ahzek* $1057_2$; *zweinzek* $1282_3$; *mak* (3. sg.) $444_1$; *flizeklichen* $358_2$; *kuniklich* $595_1$. II hat im liede 13 *k*: *sehzek* $1704_1$, $1744_3$, $1827_2$; *zweincik* $1734_3$; *mâk* (sub.) $1953_2$; *kreftek* $2007_3$; *burk* $2030_1$; *iemerklichen* $2089_4$; *chunik* $2095_1$; *mak* (3. sg.) $2230_4$; *trâk* $2303_3$; *genâk* $2306_4$, $2311_4$ (die 3 letzten fälle im reim auf *ch*). In der Kl. 9 *k* in *gewaltik* 1037; *mak* (1. bezw. 3. sg.) 1337, 2429, 3245; *phlak* 2489; *rink* 1416; *genâk* 2154; *manik* 2822; *burk* 4224; fest ist *k* in *chunk* (= *chunich*): 51 belege.

bb) Für germ. -*k*:

α) Im wortauslaut steht nach vokalen nur *ch*[2]. Nach konsonanten hat I 3 *k* in *stark* $8_4$; *volk* $246_3$, $708_1$ (gegen 11 *ch* in den beiden wörtern). II belegt *k* im liede 1mal in: *volk* $2048_4$, in der Kl. 16mal (gegen 26 *ch*): *volk* 11mal; *lantvolk* 663; *volkdegen* 1661; *undank* 546; *dank* 1106, 3087.

1) Dazu in *volker* $1957_1$ (st. *volkes*) und *volkers* $1965_3$ (st. *volkes*).

2) Vereinzelt steht *k* in I: *dik* (= *dich*) $785_2$.

β) Im silbenauslaut: nach vokalen bei I in *si schikten* $831_{1}$. II: *blikte* $1696_{3}$. Nach konsonanten: I: *markgrâve* (5mal) $1093_{1}$, $1111_{1}$, $1129_{3}$, $1201_{4}$, $1292_{1}$; *markgrâvinne* $1100_{2}$, $1107_{3}$.

Analog den verhältnissen im inlaut bezeichnete *k* auch im auslaut den spiranten. Dass *k* (vgl. *c*) für einen reibelaut steht, folgt nicht nur daraus, dass neben obigen *k*-schreibungen auch solche mit *h* vorkommen (s. unter *h*). sondern auch aus der verwendung von

cc) *k* für germ. *-h:* nur 3mal bei I: *dark* $978_{3}$; *verkunde* $930_{1}$, $933_{2}$ (= *verhwunde:* über *u* = *wu* siehe unter *w*). Diese orthographie belegt Weinh. s. 180; sie geht wohl auf ältere *c*-schreibung zurück.

In allen diesen fällen bezeichnet *k* den spiranten *ch*.

### 3. ch.

a) Für germ. *g-* bezw. westgerm. *gg*.

aa) *ch* für germ. *g-:* I: *erchrummen* $13_{4}$; *daz er ir des chônde* $1339_{2}$ (= *gônde*). II: *verchrummen* Kl. 1682; *marchrâvinne* 1813; *marchrâve*[1] 1966 (vgl. oben § 9, 1 a, aa).

Weit verbreitet ist *ch* für *g-* in dem namen *Chriemhilt*. Weinh. weist (s. 186) den usus nach. Aus tirolischen urkunden belege ich *burchravius* Acta Tir. I, nr. 531, 537, 546 neben *burcravius* nr. 507 a[2]. Inlautendes *ch* = *g* in *phinchisten* Zfda. 20, 158. *ch, c, k* (und wohl auch *g*) standen anscheinend als varianten für etym. *g-* in der vorlage.

bb) *ch* für westgerm. *gg*.

I: *Echewart* $1252_{2}$, $1338_{3}$, $1581_{1}$; II *ze ruch* $1831_{3}$[3].

Aus tirol. urkunden ist *ch* neben *cch* zuletzt zu anfang des 13. jhs. nachweisbar: *Echehardus* Act. Tir. I, nr. 521 B; *Winech* nr. 530 A; *Velleshech* neben *Vellesheche* nr. 531 A; *Echardus* 544 B.

b) Für germ. *kk*.

I: *reche:* 31mal bis $547_{3}$, dann noch 2 vereinzelte belege $1342_{3}$, $1658_{3}$; *diche* $17_{2}$, $101_{4}$, $132_{2}$, $323_{3}$, $546_{1,4}$, $671_{1}$, $1394_{3}$: *diche* (adj.) $416_{2}$; *geluche* $248_{3}$, $1156_{1}$; *bliche* (pl.) $292_{3}$, $348_{1}$, $1608_{1}$; *wechen* (inf.) $459_{1}$; *roch* $893_{2}$; *zuchen* (inf.) $1251_{3}$ (16 *ch* + 33 *reche*).

II: *reche:* im lied 9mal, in der Kl. 10mal; *dechlâchen* $1764_{1}$; *verruchet* $1777_{3}$; *stechen* $2069_{4}$. Kl.: *diche* 1280, 2007, 2123, 2811; *enstrichen* 1605.

Entsprechend den verhältnissen für den anlaut wird *ch* für *kk* wohl die affricata repräsentieren.

1) *marchrâve* hat auch C 2mal: überschrift zu XXVII und $1684_{2}$.

2) Der schwund des *-g* (= χ) ist schon in der Vor. hs. der Kaiserchron. belegt: *burgrâve* Diem. $216_{5}$; *burgraben* $468_{16}$ (= burggräben).

3) Während B kein *ch* für *gg* besitzt, hat C *bruche* Kl. 3034; vgl. Kl. 3690 *gloche*.

### 4. ck.

Nur die wahrscheinlich der vorlage zukommenden fälle werden hier behandelt.

a) Für westgerm. *gg*.

Bei I 3mal zu anfang: *Eckewart* 9$_3$; *buckel* 37$_2$; *ecke* 74$_1$. Bei II 2mal (nur im liede!) *zerucke* 1917$_2$; *ecke* 2214$_2$.

*ch* (s. oben 3 a, bb) und *ck* wechselten für *gg* in der vorlage, den schreibern ist *k* eigen. In den urkunden Tirols wird übrigens *ck* noch am ausgang des 13. jhs. neben *k* und *kk* gebraucht, doch prävalieren die letzteren.

b) Für germ. *kk*.

I hat es nur ganz im anfange in *recke* 3$_2$, 4$_2$, 5$_2$ und versprengt 1181$_4$[1]. II hat im Nl. zwar nur 3 *ck* in *blicke* 1687$_4$; *recke* 2052$_1$, 2219$_2$; in der Kl. ist aber *ck* die produktive schreibung (25mal, s. unten).

### 5. h.

a) Anlaut.

Ohne lautliche bedeutung ist das auftreten von prothetischem *h*[2] sowie das fehlen von etymol. *h* in folgenden fällen:

aa) Prothetisches *h*: nur bei I: *han* 527$_4$ (st. *an*); *her hete* 993$_4$; *her hütet*[3] 1487$_4$; *hende* 1547$_4$ (st. *ende*); *der halte hyltebrant* 1656$_2$. $^h$*abe* 543$_2$ (so! st. *abe*). Getilgt ist dies *h* in *hahten* 511$_1$; *hie* 84$_3$; vgl. *alle heren* 1132$_4$ (st. *aller êren*).

Prothetisches *h* belegt z. b. Weinh. s. 192 und Mhd. g.$^2$ s. 240; Schönbach s. 138, 158, 168; ausserdem ist es z. b. belegt in der Vor. hs.[4], dem Speculum ecclesiae (z. b. s. 17 *haht* = *octo* usw.).

bb) Fehlen von etymol. *h*: *erlich* (= *hêrlich*) 24$_1$, 80$_3$, 195$_4$, 267$_2$, 860$_1$; (*h*)*ochgezit* 1309$_1$; (*h*)*eben* (inf.) 1251$_4$; (*h*)*innen* 1636$_2$; *en*(*h*)*ende* 1638$_3$[5]. *h* ist nachgetragen in: *ir* $^h$*eren* 1372$_1$; *hof* 1236$_2$; *heiden* 1278$_3$. Im anlaut des zweiten kompositionsgliedes fehlt *h* in: I: *iâm*$^{er}$*aft* 982$_4$ (= *iâmerhaft*); *Wolfart* 1657$_1$; II: ***Kriemilde*** 1774$_4$[6], aber *Kriem*$^h$*ilde* 1775$_3$ (so!). *er* für *her* ist sprechform: Weinh., Mhd. g.$^2$ s. 240; (vgl. unten).

1) Das ganz vereinzelte *Volckêr* 9$_4$ geht kaum auf die vorlage zurück; *ck* entstand wohl irrtümlich bei dem ersatz von *ch* durch *k*, das in dem namen fest ist (*ch* in resten!).

2) Rein graphisch ist auch *h* in *Michahel* Kl. 2359 (vgl. Weinh., Mhd. g.$^2$ s. 245 f).

3) 204$_4$ konjizierte Lachmann *her* für *er*.

4) In B z. b. *hich hân* 2143$_2$; in C *hôheim* 13 5$_4$; in der Kaiserchron. z. b. *hêre* = *êre* Diem. 174$_{18}$, 526$_{25, 31}$, 527$_{13, 21}$.

5) Vgl. Bartsch, Unt. s. 68, 69; Zarncke in Pfeiffers Germ. 4$_{428}$.

6) Auch C hat *Chriemilde* 3 1$_1$.

Zu dem fehlen von etymol. *h* vgl. Weinh. s. 195; in den obigen fällen dürfte es meist auf unsicherheit des schreibers beruhen, der das prothetische *h* der vorlage zu beseitigen trachtete.

b) I n l a u t.

Hier ist *h* für germ. *-k-* zu behandeln.

aa) I n t e r v o k a l i s c h: I: *versähende* 622$_4$; *versprehen* 1161$_1$. II: *wihet* 1759$_3$, 1880$_1$ (= *wichet*): *rehen* 2312$_4$ (inf.); *chriehisch* Kl. 354; *eteslihe* 669; *gemahet* 1417 (pc.). Fehlerhaft ist *geråhet* 1752$_3$ st. *geråhtet*.

Vgl. Weinh. s. 193 f.; Germ. 8, $_{274}$; Bartsch, Unt. s. 67, anm. 1. Wiederum bietet die Vor. hs. eine reihe von belegen für *h* = *-ch-*.

bb) P o s t k o n s o n a n t i s c h: nur *durhel* Kl. 3233, vgl. Weinh. s. 194.

*h* repräsentiert in diesen fällen den spiranten.

c) A u s l a u t.

aa) *-h* f ü r g e r m. *-h*:

α) Nach vokalen: I: *sah* (3. sg.) 307$_1$, 917$_4$; *hôh* 5$_1$, 599$_4$; *nâh* 1473$_1$, 1552$_4$: *gâh : vâh* (imp.) 1516$_{1-2}$; *nâch : gâh* 1538$_{1-2}$, 1556$_{3-4}$; *ceh* 208$_4$. *c* ist unter dem einfluss der vorlage wieder getilgt in *Nạch* 359$_1$. Silbenauslautend z. b. in *hôheit* 1307$_3$; *hôhgemüt* 693$_2$; *hôhverten* 443$_2$ etc. II: *nâh* 8mal im Nl., 8mal in der Kl.: *noh* 13 + 7mal; *iuh* 1682$_4$, 1741$_2$: *dannoh* 1692$_2$; *doh* 1810$_1$, Kl. 422; *geschah* 1746$_4$, Kl. 617; *slah ich* 1759$_1$; *zôh* 1723$_1$.

β) Nach konsonanten: I: *durh* 383$_4$. II: *durh* 17 + 10mal.

bb) *-h* f ü r g e r m. *-k*:

α) Im wortauslaut: *sih* 2177$_1$ und vor konsonant in *mihs* 1686$_1$, 2090$_4$: Kl. 1270. *c* ist wieder getilgt 1967$_1$ *ịchz* (vgl. Weinh. s. 196).

β) Im silbenauslaut: I: *rîhtum*[1] 1216$_2$. II: *tihten* Kl. 45, 4316; *tihtere* Kl. 18. Die alte verbindung *-ht-* hat I oft bewahrt: *sähte* (formen des praet.) 127$_2$, 831$_4$, 1210$_2$. 1473$_1$, 1593$_2$; *versähte* 22$_2$, 184$_4$, 201$_1$, 207$_3$, 629$_3$, 669$_1$ 1049$_4$: *gerähte* 1374$_4$; *strûhte* 209$_2$, 1500$_3$; *mahte* 1263$_2$. 3 *h* im praet. der verba mit geminiertem *k* im inf.: *drahte* 623$_2$, 624$_3$; *schihte* 722$_1$. (Im reim *gestraht : naht* 370$_{1-2}$). II: *versähten* 1819$_4$; *erschrahten* 2113$_1$ und im reim Kl. 2041; *getruht* Kl. 1770, 2930; *schiltwaht* nach 1755.

## 6. Germ. sk in der vorlage.

a) *sc*:

Die 12 *sc* von I dürfen wohl der vorlage zugewiesen werden: II hat k e i n *sc*.

*gescehen* 37$_4$, 724$_4$; *scarf* 212$_4$; *verscröten* 246$_2$; *sciet* 636$_1$, 1267$_4$; *gesceiden* 825$_3$; *sciete* 851$_1$; *scade* 933$_3$; *scré* 954$_1$; *seriende* 1005$_1$; *ze seife* 1512$_1$. Vgl. Weinh. s. 162.

b) *s*:

Beide schreiber sichern es für die vorlage: das streben, *s* zu beseitigen, zeigen schreibungen wie

1) *krihhof* 1002$_2$ st. *kirchhof* ist verschrieben.

I: $316_1$ ~~sc~~ *schazzes* (so!); *sachatze* $1058_1$ (*a* getilgt): *schatz* $1080_1$ (so!). II: *gesachach* $1761_4$ (*a* zu tilgen vergessen)[1].

aa) *s* für *sch:* II hat nur *sere* $2156_4$ (= *schiere*) und *gesach* Kl. 3661 AB bewahrt. I übernahm 43 *s* für *sch:* α) Im anlaut: 32 *s: sulden* (d. pl.) $71_4$; *silt* $81_3$, $1422_1$; *Silbunch* $88_3$; *satz* $99_2$, $1212_4$; *senchen* $125_4$, $392_1$, $697_2$, $1127_2$; *senche* (sub.) $905_1$; *sefte* $212_4$; *suzzes* (g. s.) $431_3$; *gërsuzze* $843_2$; *sachære* (= *schâchære*) $941_4$; *srach* $961_4$. 16mal hat sich *s* in formen von *geschehen* erhalten, und zwar in reimstellung, wo sich überhaupt ältere orthographie leichter erhält; so reimt *gesach* (zu *sehen*) : *gesach* (zu *geschehen*) $137_{3-4}$, $322_{3-4}$, $337_3$, $376_3$, $763_3$, $777_1$, $985_3$, $1331_3$; vgl. ferner $369_4$, $712_4$, $757_2$, $1353_4$, $1600_4$; *gesehen : sehen* $579_3$, $694_4$; vgl. $511_1$. β) Im inlaut nach konsonanten (vgl. unten 6 *c!*): 7 *s* in *wunsen* $281_3$; *wnse* (pl.) $299_3$; *valsen müt* $905_3$; *valse* (d. s.) $1285_2$; *marsalch* $1562_3$, $1585_3$, $1587_1$. γ) Im auslaut (bezw. silbenauslaut): 4 *s. pesnære* $1280_2$; *hubs* $1282_2$; *höbis* $1393_4$; *harnas* $1415_3$[2].

Zu *s* für germ. *sk* vgl. Schönbach s. 157. Weinhold verzeichnet diese orthographie, die auch in hs. B nicht selten bewahrt ist[3], s. 159: vgl. Braune, Ahd. gr. § 146 anm. 5.

bb) *sch* (bezw. *sc*) für etym. *s:* I: *scluzle* $1072_3$ (st. *sluzle*); *aller schlahte* $308_3$. Bei der annahme, dass hier schon *š* für *s* vorläge (vgl. Weinh. s. 158), würden unerklärt bleiben: *geschůchet* $275_1$ (= *gesůchet*); *schůne* $310_3$ (= *suone*); *schone* $401_2$ (= *sône* < *sô* + *ne*). II: *geschach* $1778_1$ (= *gesach*)[4]. 3maliges *sh* für *s*[5] in der Kl. gehört dem schreiber: *entshezzet* 2616; *entshagen* 3748; *geshichet* 3159 (st. *gesiget*). Vgl. Weinh. s. 158, 159.

Der rein graphische wechsel von *s* und *sch* für etym. *s* erklärt sich wohl daraus, dass *s* für *sch* stehen konnte: so trat umgekehrt auch *sch* (bezw. dessen vertreter *sc*, *sh*) für *s* ein (vgl. z. b. *iu* für *û* § $3_{10}$).

c) *ss:*

Es stand intervokalisch für *sch* an stelle von *s*.

I hat $1120_4$ *von hunnissen landen* übernommen. Bei II erklärt sich Kl. 153 *mischelîch* st. *misselich* daraus, dass *ss* = *sch* in der vorlage vorkam, hier aber zu unrecht durch *sch* ersetzt wurde. Auch die vorlage von B hatte *-ss-* (= *sch*): vgl. *bissoff* $658_2$, $1428_2$, $1495_4$; *ce thisse* $1911_2$, $1913_3$, $1921_3$, $1922_1$, $1926_3$, $1962_3$, $1963_1$, $1966_1$, $1967_1$, $1989_1$. Vgl. Weinh. s. 159.

1) *scharpsch* $2156_1$ (= *scharpf*) beruht auf der verlesung von *f* in *s* (vgl. $2028_4$ *ûs* = *ûf*), für das dann *sch* eintrat. *geseze* $1455_2$ st. *geschehen* ist durch *gesehē* der vorlage veranlasst, dessen *h* in *z* verlesen wurde.

2) Vgl. *harnasch* Kl. 2936.

3) *s* statt *sch* in C nur in *gesiht : versiht* 343 $1_{1-2}$ (st. *geschiht*).

4) Aus C ziehe ich an: *scholt* 38 $7_1$ (= *solt*, sub.); *geschůchet* 122 $3_4$; *geschehe* 127 $4_2$; *schwester* 192 $5_1$; *geschiht* 327 $4_4$; *geschach* Kl. 249; *schwert* 2104. B: *geschach* Kl. 1533. Speculum ecclesiae s. 105 *scôchet ir genâde.* Diem., Dtsch. ged. $176,_{15}$ *schuchte* (= *suochte*); Kaiserchr. $12_5$ *gescl̄ehte* (so!). Dass hier *sc* nicht gleich *š* ist, beweisen *scah* (= *sach*) $172_{30}$; *rescach* (= *ersach*) $401_{29}$; *scihest* (= *siechest*) $240_{27}$.

5) Aus einer tirol. urkunde von 1298 ist ebenfalls *sh* für *s* belegbar: Act. Tir. I, nr. 681 A *biderbe lůt die dâbî wâren di daz shâhen unde hôrten.*

### 7. ht.

a) t für ht: I: *nit* $746_3$ (einziger beleg!); *niht : geschit* $1012_{3-4}$, $1028_{1-2}$, $1144_{1-2}$[1]; *Spethart* $908_3$ ( *Spehthart*). Auch *wort* $1419_2$ st. *vorhte* geht auf *t* der vorlage zurück (*w* für *v* vgl. § 7, 3 c). II: *vortlichen* Kl. 3763.

Diese besonders im 12. jh. verbreitete schreibung belegt Weinh. s. 194; Schönbach s. 146.

b) *th* für *ht*: es ist zwar nicht belegt[2], aber aus folgenden schreibfehlern zu erschliessen: *richen* $1445_2$ st. *rihten* (vorl. *rithen*, *t* in *c* verlesen wie oft) und umgekehrt *nahthäte* $177_4$ st. *nâchhüte*: *reken* $1526_3$ st. *rehten* (vorl. *rethen* in *rechen* verlesen und *k* durch *ch* ersetzt), vgl. *rechten* $247_1$ st. *reken* (vorl. *rechen* in *th* verlesen und dies durch *ht* bezw. *cht* ersetzt). II *durchbrach* 3223 durch *durchbraht* ersetzt. Zu *th* *ht* vgl. Schönbach s. 136, 138.

### 8. x.

Das zeichen *x* tritt nur 2mal bei I auf: *phinxtac* $1305_1$ (aber $270_1$ *pfinchsten*) und für *hs* in *sex* $1603_1$. *h* ist in den mdaa. vor *s* zu *k* geworden: Schatz, Mda. v. Imst s. 107; Lessiak s. 156.

## § 10. Sonorlaute.

### 1. j.

a) *y* für *i*: an stelle des üblichen *i* hat sich *y* aus der vorlage erhalten (vgl. § $3_2$). I: *Trongere* $644_2$; *tyost* $1549_2$; II: *tyost*[3] $1816_3$.

b) *y* und *i* für *ie* (= *je*): neben der form *tronie* für die heimat Hagens steht bei I *trony* und *troni*; II hat *trony* und *tronge* (über *g* für *j* siehe c bezw. unten).

aa) *tronie* (7mal) $100_3$, $118_2$, $171_4$, $1371_1$, $1547_3$, $1556_3$, $1559_1$.

bb) *trony*: 26mal von $150_1$ bis $1539_1$: der erste beleg für den namen ist *tronȳ* $9_1$ (mit strich über dem *y*, was für ein kompendium [= *ie*] spricht). II hat anfangs nur *trony* (13mal von $1670_1$ bis $1991_3$), dann nur die ihm geläufige orthographie *Tronge*.

cc) *troni* (10mal nur bei I): $910_1$, $1047_1$, $1359_2$, $1404_1$, $1415_1$,

1) B hat *geschit* ausserhalb des reims nur $1092_2$: in reimstellung $421_3$, $1145_4$, $1471_2$, $1857_4$, $2022_2$, $2375_2$ und mit A übereinstimmend $1088_2$ ( A $1028_2$). Ferner *hinat* $652_{2,4}$; *bräte* $1812_1$, $1852_3$; *zitechliche* $1436_3$, *nit* Kl. 1548. (I hat $1072_1$ *geshit*.)

2) Der vorlage von B kam *th* zu: *brâthe* $1331_1$; *nith* $2104_2$. C hat ein *th* aus der vorlage übernommen: *lieth* $367_1$. *dache* $561_3$ st. *dahte* scheint aus *dathe* verlesen.

3) Auch I hat *tyost* $552_2$.

$1466_1$, $1523_1$, $1544_1$, $1558_2$, $1658_1$. *i* beruht augenscheinlich auf ersatz von *y* der vorlage[1]; beide sind rein graphisch.

c) *g* für *j*: es ist im anlaut vor *i* noch den schreibern als graphische variante[2] geläufig (um *ii* = *ji* zu meiden). Vor *e* nur in *gehen*[3] Kl. 1065. Die ältere tradition verwandte auch hier *g*, vielleicht zur differenzierung gegen diphthongisches *ie*.

**2. w.**

a) *v* für *w*: siehe oben § 7, 3c.

b) *w* für *wu*: die verbreitung dieser sparenden schreibweise beweist, dass sie bei den schreibern nicht mehr lebendig ist. I hat 33 belege in den ersten 500 str., 12 in den folgenden 1160 str., II 6 im Nl., 8 in der Kl.; dazu 10 *w̌* (1mal im Nl. + 9 belege in der Kl.). Von I hebe ich nur einige belege heraus: *wnder* $1_1$, $30_1$, $110_1$ (*w̌nder* $23_2$); *wndern* $90_4$, vgl. $105_1$; *wnse* (sub.) $299_3$; *betwngen* $216_4$; *antwrte* (prät.) $121_1$, $123_4$, $148_4$, $153_4$, $332_1$, $373_1$, $773_4$; *wrde* bezw. *wrden* 11mal: *w̌hs* $20_1$; *sw̌r* $562_1$, $566_3$; *sw̌r* $467_3$ (*swor* $1071_1$); unsicherheit zeigt *sw̌ṿaren* $334_1$ (= *swåren*). II: *sw̌r* $2087_1$; *wrben* nach 1361; *w̌ffe* (d. s.) $1909_4$, $2171_3$; *wrden* $2046_4$, nach 2171, Kl. 201, 297, 499, 1073, 1130, 2406; *wndert* 430.

*w̌*: *antw̌rte* $1801_1$; *w̌rden* 302, 2418, vgl. 1233, 3479; *w̌rben* 367; *antw̌rte* 2151, 2931, 3567; *w̌ndert* 3535 (hs. *w̌nrdet*). Vgl. Weinhold s. 139.

c) *u* = *wu*: in resten bei I bewahrt: *verchunde* (= *verchwunde*) $238_2$, $937_1$ und (mit *k* für *h*) *verkunde* $930_1$, $933_2$[4]; *betungen* (= *betwungen*) $424_4$[5].

Diese im 12. jh. auch sonst, doch nur postkonsonantisch belegbare schreibung liegt z. b. in dem in der Milstäter hs. ausschliesslich gebrauchten *anturte* (= *antwurte*) vor; vgl. Bulthaupt a. a. o. s. 7, 27.

d) *uu* bezw. *vv*: diese ältere stilisierung des *w* ist bei II nur in *vverlde* $2098_2$ und *gevvegen* $2156_1$ nachweisbar[6]. I bewahrt *Vv* als initiale in *Vvaz* $15_1$, *Vvir* $422_1$, *Vvider* $551_1$, sonst tritt die ligatur auf. *uu* in *suuenn* $228_3$; *fiuuer* $431_2$ (*w* steht hier für *u!*); *vv* z. b. *getrŏvven* $489_3$; *vvaren* $552_1$; *schŏvven* $774_3$; *vvibe* $814_3$ (d. s.); *dem vivvre* $903_4$; *zvvelf* $1175_2$; *ivver* usw.

1) Auch in I kommt *troni* vor: $390_3$, $403_1$, $739_1$, $1670_4$, $1675_4$.

2) So schon Lachm., Kl. schr. I, 227; vgl. Weinh. s. 182. Ein interessanter versuch, *g* auch hier zu verdrängen, in B: *ihit* $1118_4$ (= *gihit*); *iht* $1142_4$; $1244_4$ *iht* ('*g* von späterer hand', Bartsch).

3) B hat *gehen* $1184_4$, $2312_2$ (beide fälle im reime!); C *gehn* $165\,1_1$ (im reim!) und *begagen* $26\,5_2$ (= *beiagen*)! I hat *g* im anlaut nur in *geht* $818_1$.

4) Auch C hat *verchunde* $150\,3_2$ neben *verchwnde* $151\,1_1$, $284\,5_3$. Aus B ist *versunden* Kl. 2647 (= *verswunden*) anzuziehen. Vgl. *dâch* (= *dwâch*) im Spec. eccl. s. 56, 59 (3mal), 60.

5) Ich glaube nicht, dass hier die alte form *betungen* noch vorliegt. So ist auch Diem., Kaiserchr. 483, 16 *si tŏngen* (= *tungen*) rein graphisch.

6) *geunert* Kl. 3835 st. *gewert* beruht auf *geuuert* der vorlage.

### 3. r.

Ein fester posten in dem orthographischen system der vorlage war die abkürzende schreibung, nach der *r* + vok. durch den hochgestellten vokal bezeichnet wird. Bei den schreibern ist sie nicht mehr usuell.

a) *r + a:* I zuerst *sp$^{a}$ch* 1091$_{1}$, dann sehr oft in dem worte; *sp$^{a}$chen* nur 1179$_{1}$: *gesp$^{a}$ch* 1195$_{2}$; *markg$^{a}$ve* 1201$_{4}$, 1223$_{1}$, 1243$_{1}$, 1292$_{1}$, 1595$_{4}$ (die beiden letzten fälle ohne *a*) 1596$_{1}$: *marchg$^{a}$rinne* nur 1251$_{1}$. Auf gedankenloser auflösung beruht *Gelphates*[1] 1493$_{3}$. II: *sp$^{a}$ch:* oft. Formen von *t$^{a}$gen:* 1776$_{2}$, 1791$_{2}$, 1953$_{3}$. *beg$^{a}$ben* 2202$_{4}$: *sp$^{a}$nch* 1887$_{1}$, 1898$_{3}$, 1918$_{3}$, 2231$_{4}$, 2285$_{3}$ etc. In der Kl. nur *lantg$^{a}$re* 397; *ch$^{a}$ft* 1197: *ch$^{a}$nch* 1626; *ch$^{a}$men* 2257; *marchg$^{a}$ve* 2686: fest ist *Hildeb$^{a}$nt* 1171, 1175 etc. (Oft steht ein wagerechter strich über dem *a*.)

b) *r + e:* muss aus folgenden schreibfehlern erschlossen werden: I: *keftige* 1072$_{2}$ (= *kreftige*), *kefte* 1492$_{1}$ (vgl. *k$^{r}$eftichlichen* 430$_{1}$). II: *gemlîch* Kl. 3831 (= *gremlîch*).

c) *r + i:* I: *g$^{i}$mmich* 206$_{4}$; *g$^{i}$mmen* 880$_{2}$; *swertg$^{i}$mmege* 1494$_{4}$: *p$^{i}$est*[1] 1520$_{1}$ (= *priester*). Auf hoch gestelltes *i* führt 7maliges *kiemhilde* (vgl. *k$^{r}$iemhilt* 1421$_{1}$) und *binge* 1546$_{3}$ (= *bringe*). II: *g$^{i}$mmich* 1736$_{3}$, 1797$_{4}$, 2223$_{4}$: *k$^{i}$emhilt* 1784$_{3}$, 1791$_{4}$ usw. (11mal); *sp$^{i}$ngen* 1923$_{4}$; *g$^{i}$mme:* 7mal; *t$^{i}$wen* 1844$_{4}$ (= *triwen* für *triuwen*), *st$^{i}$ete* (*ie* = *ei*, *strîte*) 3859. Fehlerhaft *Ki:mhilde* 1760$_{4}$; *stṛîte* 2016$_{4}$ (*r* getilgt).

d) *r + o:* I: *t$^{o}$ni* 1404$_{1}$ (= *Tronje*); *g$^{o}$ze* 1125$_{4}$ (= *grôze*); *von* statt *vron* (*vrouwen* reduziert) I 579$_{4}$, II Kl. 151 setzt *v$^{o}$n* voraus.

e) *r + u:* I: *t$^{v}$ge* 549$_{4}$ (= *truge*); *t$^{v}$we* 1345$_{1}$ (= *triuwe*, *u* für umgel. *iu*). II: *sp$^{v}$ngen* 1866$_{3}$. Falsch ist *durfe* 895$_{2}$ (st. *drûfe*).

Auch die verbindung vokal + *r* fand durch hoch gestellten vokal ausdruck: erhalten ist 3maliges *B$^{v}$gonden* (= *Burgonden*) 1818$_{3}$, 1915$_{4}$, 2299$_{3}$. Irrtümliche auflösung veranlasste folgende fehler, die sämtlich *r* + vok. statt vok. + *r* aufweisen: I: *tranhût* 337$_{1}$ (= *tarnhût*): *trankappe* 431$_{4}$; *strach* 892$_{2}$ (= *starch*); *prisgewarte* 893$_{1}$ (st. *pirs-*); *vrawe* 928$_{3}$ (= *varwe*); *krihhof* 1002$_{2}$. II: *trost ich* 2204$_{3}$ (= *torst*, opt.); umgekehrt: *getórstet* 1992$_{2}$ (= *getróstet*); *germelich* Kl. 1444 (= *gremelich*); *forlich* 3209 (= *frolich*); *t$^{r}$orst* 3234 (= *trost*; so!). Übergeschriebenes *r* z. b. in *ma$^{r}$ch* 484$_{3}$; *ma$^{r}$che* 1640$_{4}$; *he$^{r}$zoge* 1283$_{1}$ usw.[2].

## § 11. Wechsel von einfachem und doppeltem konsonanten.

Im folgenden stelle ich eine reihe von belegen zusammen, in denen ein schwanken zwischen einfachem und doppeltem konsonanten

1) In einer reihe von fällen ist *r* nachträglich übergeschrieben, z. b. *k$^{r}$iemhilt* 1421$_{1}$: *erch$^{r}$ummen* 13$_{3}$; *t$^{r}$owet* 403$_{4}$ etc.

2) *r* fehlt in: *boten* 1432$_{1}$ (= *borten*); *unerro(r)hten* 1723$_{4}$; vgl. Bartsch, Unt. s. 67 f. Überflüssiges *r* (Bartsch, Unt. s. 69) in *rirch* 82$_{2}$; *wertlich* 296$_{3}$, 745$_{4}$ (= *wartlich*).

auftritt, ohne es endgiltig der vorlage zuweisen zu wollen[1]. Für den wechsel von *f* und *ff* (= germ. *p*) ist auf § 7, 1 d, aa und bb, für den von *z* und *zz* (= germ. *t*) auf § 8, 1 b, cc und dd zu verweisen.

1. *p* statt *pp:* nur in *chnape* Kl. 2845 (I hat 3mal, II 6mal *pp* in *sippe* und *knappe*).

2. *pp* statt *p:* in den fremdwörtern *schapel* und *kapelân:* I: *kappelân* $1529_3$ (sonst *p* $1482_3$, $1514_4$ usw.); *schappel* $544_3$ (*p* in $1594_3$). II: *schappel* $1791_3$; *chappellân* 3397.

3. *ff* st. *f:* nur *offte* Kl. 3717; für das alter der schreibung zeugt, dass sie auch in B hier vereinzelt begegnet.

4. *tt* st. *t:* I: *triutten* $1340_3$; *triuttinne* $795_2$, $866_1$, $1111_1$, $1591_1$, $1615_2$; *si hetten* $33_4$; *ettewenne* $1356_4$; *Gottelinde* $1248_3$, $1436_3$, $1643_2$; *bitten* $1103_4$[2]. II: *bereitte* (= *beredete*) $1756_4$; *ritten* $1825_3$; *stritten* $1973_4$; *fügtte* $2195_3$. *hætt si* Kl. 91.

5. *t* st. *tt:* im allgemeinen steht das auf westgerm. konsonantendehnung beruhende *tt*. *t* bei I in *biterlîchen* $464_3$, $1552_1$; *bete* $268_1$, $472_1$, $613_1$; *drite* $339_2$, $1142_1$. II: *bete* $1773_4$; *spoten* $2271_1$; *drite* $2229_3$, Kl. 2384, 3720. *bitten* und *biten* (letzteres sichern die reime) sind doppelformen.

6. *ss* st. *s:* nur bei II in *ross* Kl. 2578, 2724, 2855, 3547 (daneben *ros* z. b. 3539 etc.) und *daisswâr* Kl. 753 (1 *s:* 782, $1867_3$).

7. *s* st. *ss:* vereinzelt in *wes ich* $953_4$ (= *wess[e] ich*).

8. *ll* st. *l:* a) Nach länge *wîllen* $823_2$ (adv.). II: *wîllent* $1681_3$; vgl. Weinh. s. 166; Schönbach s. 157 (*sêlle*), 158. b) Nach kürze *alleine* $454_1$; *Bechellâren* $1123_3$. II: *schalle* $1750_3$; *chappellân* Kl. 3397.

9. *l* st. *ll:* I: *ubelîche* $781_3$; *elende* $1343_4$. II: *tievelîch* $2167_3$.

10. *rr* st. *r:* in *zerrunnen* $1540_1$, $1577_2$ (aber II *zerizzen* Kl. 2157).

11. *r* st. *rr:* in *here* (= *herre*) $940_1$, $1516_2$, $1628_1$.

12. *mm* st. *m:* I: *von ir kammeren* $1113_1$. II: *summer* Kl. 3913.

13. *m* st. *mm:* I: *imer* $768_1$ (nur hier!); *nimer* $117_4$, $672_4$, $1071_2$; *Swæmelîn* nur $1352_1$ und in der vorschrift zu av. XXIV; *swertgrimec* $1494_4$. II: im Nl. nur *imer* $1703_1$; in der Kl. *grime* 2092, 2425; *Swemelîn* 2592, 2620, 3104, 3183, 3288; *Swemel* 3351 (sonst *m̃; mm* nur 3584); *imer* 11mal, *nimer* 13mal.

14. *nn* st. *n:* a) Nach länge: *mînnen* $769_3$ (poss., schreibf.?); *von hunnissen landen* $1120_4$. II: *wenne* Kl. 1233 (= *wæne*). b) Nach kürze: *kunnich* $487_2$, $1128_4$, $1157_2$, $1171_2$, $1202_2$, $1214_2$; *kunniginne* $61_4$, $477_2$, $483_1$, $485_4$, $777_2$ usw. (31mal).

15. *n* st. *nn:* I: *mine* $47_1$; *mineclîch* $440_1$, $1259_2$, $1376_4$; *triutine* $505_3$. II: *kunigine* $1689_1$; *danen* $1737_3$; *minist* Kl. 1517; *wune* 2648. In den flektierten formen des inf. herrscht *n* (z. b. *ze sehene* $276_2$, $548_4$, $1614_4$ etc.); *nn* hielt sich noch in *ze sehenne* $354_2$, $382_3$, $716_3$, $737_4$, $831_2$; *gebenne* $487_3$; *trûtenne* $47_3$; *ligenne* $295_3$. II: *klagenne* $2025_4$.

1) Im allgemeinen wird gemination jüngeren ursprungs sein.
2) Falls der ansatz von Bartsch richtig und nicht *bitten* zu lesen ist.

KIEL. CARL CORVES.

(Fortsetzung folgt.)

# HIATUS UND SYNALOEPHE BEI OTFRID.

(Fortsetzung.)

## § 12. Substantiva.

### 1. Dat. sg. *-e.*

### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der endvokal des substantivs ist in mindestens einer hs. elidiert.

#### Das sb. trägt stets einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I 3$_{32}$ *in himile érenti.* P *himilẹ.* V 20$_{81}$ *themo kúninge ántwurti.* P *kúningẹ.* V 22$_{11}$ *Wio scóni thar in hímile ist.* P *hímilẹ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 23$_{4}$ *in themọ éinotẹ ínne.* IV 15$_{44}$ *zi mámmunte in iz wúrti.* P *mámmuntẹ.* V 20$_{101}$ *themo díufele ist iz gárawaz.* V *díufele* (letztes *e* aus *i*). P *díufelẹ.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

#### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

I 16$_{9}$ *zi gotes thíonoste ana wánc.*

#### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 15$_{61}$ *Úf zi hímile er tho sáh.* IV 33$_{27}$ *joh zi férehe er nan stáh.* III 20$_{157}$ *Er ouh mit hórowe iz biklán.* V 12$_{60}$ *fon hímile inan sid ouh gáb.* V 16$_{19}$ *In hímile inti in érdu.* II 1$_{12}$ *joh quam fon hímile óbana* = 13$_{21}$. IV 11$_{17}$ *mit themo sábane ouh gisuárb.* III 8$_{2}$ *duan zi kúninge ubar síh.* S$_{41}$ *In hímile unsih blíden.* V 21$_{8}$ *ist férro irdríban fon hímile uz.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III 5$_{13}$ *sih druhtine ébonoti.* III 4$_{21}$ *zi themo wázare imo zéinti.* III 10$_{42}$ *was drúhtine iz gimúati.* IV 7$_{12}$ *in húngere int in súhti.* V 2$_{10}$ *in hóubite inti in brústin.* III 17$_{42}$ *mit themo fíngare avur reíz.* IV 7$_{35}$ *mit fínstere únwunna.* I 3$_{13}$ *joh drúhtine ouh gilíubta.* V 1$_{28}$ *inti in ábgrunte ouh hiar nídare.* V 9$_{49}$ *fon Móysese ouh tho rédinon.* V 25$_{95}$ $_{103}$ *in ábgrunte ouh hiar nídare.* H$_{83}$ *Thaz Jósepe ouh gibúrita.* H$_{98}$ *thaz Jóhane ouh hiar léid kleib.*

### II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

### 1. Der endvokal des substantivs ist in mindestens einer hs. elidiert.

#### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

II 5$_{27}$ *In thémo pade ouh fíali.* P *padẹ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III 21$_{65}$ *so nóh nu in lantẹ ist wísa.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *er*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

L$_{32}$ *fon gót er múazi haben múnt.* II 12$_{10}$ *mit gót er iz ni wirke.*

Die wurzelsilbe ist lang.

S$_{18}$ *mit lón er iu iz firgélte.* III 24$_{30}$ *zi líb er thoh biwírbit.* III 8$_{31}$ *fon themo skíff er zi imo spráh.* III 24$_{22}$ zeigen V P F die kurzform, D die vollform: *zi líb er so gikérit.* D *líbe.*

Vor *iz*.

III 4$_{12}$ *joh in zi héile iz gárota.* P *heilẹ.*

Vor *in-*.

II 14$_{12}$ *mit selben kríste inbizzin.* P *krístẹ.*

Vor *ouh*.

III 14$_{17}$ *in ira múate ouh áhton.* P *múatẹ.*

Vor *unsih, uns*.

II 6$_{54}$ *fora gótẹ unsih firwási.* III 12$_{26}$ *fon góte uns quami hérasun.* P *gótẹ.*

2. Der vokal der senkungssilbe ist elidiert hinter der vollform des substantivs.

III 24$_{101}$ *jóh fon themo grábe irstuant.* F *grabe irstuant.* P *gráb er stuant.* worttrennung unsicher.

3. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Vor *ir-*.

I 15$_{34}$ *in themo thrítten dage irsténtit.*

Vor *ouh*.

V 6$_{15}$ *joh quám zi themo grábe ouh er.*

Vor *in* (dat. plur.).

II 14$_{11}$ *in kóufe in múas tho hóletun.*

Hierher gehören auch die viersilbigen substantiva, die auf langer dritter silbe einen nebeniktus tragen.

Vor *ir-*.

II 5$_{29}$ *fon hímilriche irwánta.* V 23$_{76}$ *zi hímilriche irlóste.*

Vor *ih*.

H$_{149}$ *Mit káritate ih férgon.*

Vor *in* (praep.).

II 24$_{44}$ *in hímilriche in ríhti.*

Vor *inti*.

II 14$_{96}$ *zi dágamuase inti ázi.*

Vor *ouh*.

IV 9$_{28}$ *in himilríche ouh, thaz ist wár.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *er*.

IV 19$_{50}$ *zi kríste er thih ginánti.* II 24$_{7}$ *fon themo bérge er nídar giang.* IV 23$_{30}$ *giang mit kríste er tho fon ín.*

Vor *ir-*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

II $20_4$ *fora góte irfúllen.* III $7_6$ *fon themo grábe irstántan.* V $4_{16}$ *fon themo grábe irwullin.* II $11_{54}$ *tho er úf fon themo grábe irstuant.* IV $37_{32}$ *thaz krist fon themo grábe irstuant.* V $4_2$ *wíer fon themo grábe irstuant.* V $9_1$ *úz fon themo grábe irstuant.*

Die wurzelsilbe ist lang.

IV $12_{14}$ *in múate irquamun hárto.* III $1_{23}$ *Theih híar in líbe irwízze.* III $13_{58}$ *úf fon tóde irstuanti.* III $23_{44}$ *fon themo sláfe irréken.* IV $2_6$ *thar er fon tóthe irwágta.* IV $15_{63}$ *unz er fon tóthe irstuanti.* IV $36_{13}$ *thaz er fon tóde irstuanti.* V $4_{47}$ *joh úf fon tóde irstantan.* V $7_{60}$ *theih bin fon tóde irstantan.*

Vor *iz.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $1_{54}$ *mit góte iz allaz ríatun.* IV $26_{38}$ *fon réue iz io ni iróugta.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II $12_{86}$ *in múate iz woltun wídoron.* IV $5_{30}$ *thaz kríste iz wurti súazi.*

Vor *ist.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

III $18_7$ *Ther fon góte ist, wizit tház.*

Die wurzelsilbe ist lang.

IV $7_{55}$ *ther heíme ist in ther fésti.*

Vor *ih.*

I $2_{56}$ *mit themo gúate ih frawo thár.*

Vor *in* (praep.).

V $23_{56}$ *zi dróste in iro múate.* I $18_{32}$ *zi thémo lante in gáhe.*

Vor *ingégini.*

III $24_6$ *joh ilta kríste ingégini.*

Vor *io.*

IV $33_{39}$ *joh uns zi gúate io méinta.*

Vor *ouh.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

L $_{84}$ *si zi góte ouh minna.* I $4_{13}$ *zi góte ouh thanne thígiti.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III $1_{23}$ *zi thinemo dísge ouh sizze.* V $12_{32}$ *fon selben kríste ouh suntar.*

## 2. Acc. sg. neutr. *wa*-st.

Es finden sich 3 hochbetonte belege eines zweisilbigen substantivs mit kurzer wurzelsilbe vor vokalisch anlautender senkung.

### I. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

II $3_{18}$ *dréso ir iro lánton.*

### II. Alle hss. zeigen die vollform.

III $20_{23}$ *Wóraht er tho ein hóro in war.* III $21_4$ *thaz hóro in thiu óugun giklan.*

### 3. Instrumentalis.

#### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

##### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

I 8$_{22}$ *mit thíonostụ iru fágoti.* P *thíonostu.*

##### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Das sb. trägt stets einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 36$_{20}$ *mit méginu ouh ni námi.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II 11$_{48}$ *mit wáfanu ana rédina.* III 6$_{52}$ *mit iawihtu álles wio iz níst.* III 25$_{17}$ *Mit wáfanu unsih thuíngent.* IV 13$_{42}$ *mit thíonostu ih biwárbi.* IV 16$_{20}$ *mit níawihtu er ningíangi.* IV 22$_{4}$ *mit wéhselu er gisítoti.* V 1$_{11}$ *mit wázaru ouh irquáltin.*

#### II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantivum vor vokalisch anlautender senkung.

Es findet sich nur die vollform.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

IV 12$_{46}$ *thehéino mezzo irknáti.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *er.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 33$_{28}$ *mit spéru er tharzúa giílta.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 21$_{2}$ *mit tódu er dága fulta.*

Vor *iz.*

II 17$_{9}$ *zi wíhtu iz sid ni hílfit.* IV 18$_{16}$ *mit éidu iz deta fésti.*

Vor *ir* (pron.).

IV 15$_{32}$ *mit múatu ir mir ni náhet.* IV 16$_{40}$ *zi gúatu ir min ni rúachet.*

Vor *ouh.*

I 10$_{25}$ *Mit dróstu ouh thie gispréche.*

### 4. N. acc. pl. m. *a*-decl.

#### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

##### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Die wurzelsilbe ist kurz.

Die hebung lautet mit *á-* an.

I 2$_{13}$ *ubar hímilạ alle* — I 15$_{35}$. II 4$_{74}$ *hina ubar hímilạ alle.* I 1$_{64}$ *so sínt thie théganạ alle.* I 5$_{8}$ *warun chúningạ alle.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

II 22$_{18}$ *thie fógala ouh zi wáre.* P *fógalạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 17$_{33}$ *Thie búacharạ ouh tho thåre.* P *búachara.* II 4$_{64}$ *then éngila iogilícho.* P *éngilạ.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

#### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

V 25$_{23}$ *gótes thegana álle.*

#### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

III 22$_{56}$ *gab sine ségena alle.* IV 29$_{24}$ *si thie fáduma alle gab.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Die hebung lautet mit *a-* an.

V 23$_{275}$ *joh ákara alle rúarit.*

Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

I 13$_{14}$ *thaz thiẹ éngila in iróugtun.* $_{23}$ *so thiẹ éngila in gizáltun.* S$_{3}$ *thio bískofa er thar hábetin.* I 4$_{4}$ *thie biscofa éinkunne.* IV 27$_{3}$ *scachara ármare.* IV 16$_{14}$ *thie fárira ouh ginúage.* IV 7$_{41}$ *Sine éngila ouh in alawár*

## II. Zweisilbige wurzelbetonte wörter vor vokalisch anlautender senkung.

### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Das sb. trägt stets einen hauptiktus auf langer silbe.

Die senkung lautet mit *a-* an.

IV 7$_{43}$ *sine drúta al sámanon.* P *drútạ.*

Die senkung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

III 6$_{41}$ *thie físga in thar gidéilta.* P *físgạ.* IV 5$_{23}$ *Tho sant er drúta uns sine héim.* P *drútạ.*

### 2. Der anlautende vokal der senkungssilbe fällt hinter der vollform des substantivs.

II 3$_{15}$ *Thie hírta irhúabun sih sár.* P *ịrhúabun.*

### 3. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

#### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Hierher gehören die viersilbigen substantiva mit einem nebeniktus auf dritter silbe.

II 20$_{11}$ *Líchicera in wara.* II 11$_{8}$ *joh ouh múnizara in wár.*

#### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *inti.*

I 2$_{56}$ *mina dága intị ella jár.*

Vor *ir-.*

II 3$_{61}$ *er unse wéga irwente.*

Vor *in* (praep.).

III 13$_{54}$ *waz sine scálka in feste.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 13$_{6}$ *thie físga in al ingíangun.*

Vor *ouh.*

II 11 14 *thie stúala ouh, thar sie sázun.* V 23 50 *sie fergont drúta ouh síne.*

5. N. acc. sg. *u*-st.

Es begegnen nur belege des wurzelbetonten zweisilbigen substantivs vor vokalisch anlautender senkung.

I. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Das sb. trägt einen hauptiktus auf kurzer wurzelsilbe.

I 12 24 *si in érdu fridu ouh állen.* I 14 3 *Then sítu ouh, then io thie áltun.* P *situ.*

II. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Das sb. hat stets kurze wurzelsilbe.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

I 18 36 *si thérer situ in mánne.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *ir*-.

S 8 *iz iuer húgu irwállo.*

Vor *in* (praep.).

I 12 28 *then fridu in hímilriche.* II 21 8 *then húgu in then githánkon.* V 18 14 *húgu in then githánkon.*

6. Gen. dat. sg. fem. *i*-st.

I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

I 9 32 *in worolti ér ni gisah.* I 17 27 *man in wórolti alte.* II 3 20 *thaz hímil theru wórolti ougit.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

I 11 30 *zi woralti éinmari.* V *woralti* (*i* hinzukorrigiert). P *worolti.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

II 23 4 *wíht in worolti álles.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die hebung lautet mit *i*- an.

III 2 18 *bihábet thaz in wórolti ist.* IV 31 36 *zi wórolti io ginado mín.* V 20 2 *thaz wórolti ist giméini.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

III 7 44 *joh ouh wórolti ubar ál.*

II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

Es finden sich 3 hochbetonte vollformen mit langer wurzelsilbe vor dem pronomen *er.*

L 19 *Ofto in nóti er was in wár.* II 14 3 *Thera férti er ward irmúait.* II 22 26 *mit wáti er thih io wérie.*

## 7. N. acc. pl. m. fem. *i*-st.

### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

Es finden sich nur hochbetonte vollformen mit kurzer wurzelsilbe.

Die hebung lautet mit *i*- an.

IV $12_{6}$ *ih zuélifi iuih zélita.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I $20_{9}$ *joh zahari úzfluzun.* H $_{95}$ *thie selbun líuti alle.*

### II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

#### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

##### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Vor *ir.*

II $24_{10}$ *thar al thie líuti iz sahun.* P *líut.*

Vor *in* (praep.).

L $_{59}$ *thie gótes liutị in fróno.*

##### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *iz.*

III $15_{33}$ *joh iro zítiz warin.*

Vor *es.*

I $1_{58}$ *thie líutes wiht ni duáltun.*

Vor *uns.*

III $21_{21}$ *Thie dáti uns wola tóhtun.* P *dátị.* V $23_{111}$ *thes sint thio brústi uns follo.* P *brústị.*

Vor *al.*

V $3_{10}$ *thie lídi al unz in énti.* P *lídị.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

##### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Vor *ir-.*

I $1_{45}$ *állo ziti irfúllen.*

##### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist stets lang.

Die senkung lautet mit *i*- an.

Vor *ir-.*

II $3_{33}$ *Thie líuti irquamun hárto.* V $4_{42}$ *then these líuti irsluagun.*

Vor *iz.*

IV $14_{12}$ *thio záti iz nu irfúllent.* V $24_{9}$ *er thino máhti iz woltun.*

Vor *io.*

III $16_{4}$ *thie líuti io thar bi nóti.*

Die senkung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Vor *ouh.*

I $10_{26}$ *únse fuazi ouh ríhte.* IV $27_{20}$ *thie fúazi ouh thesan érdgrunt.* III $12_{17}$ *thie liuti ouh sámiliche.* III $24_{54}$ *thie líuti ouh ruzun álle.* V $11_{22}$ *sie hénti ouh sino rúartin.*

## 8. N. acc. sg. m. n., n. a. pl. n. *ia*-st.

### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

##### a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

IV $7_{69}$ *Er zálta ouh bilidi ánder.* P *bilidị.*

##### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die hebung lautet mit *i-* an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

V $17_{13}$ *thar sin githígini iz gisáh.* P *gídiginiz.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I $25_{30}$ *súaznissi inti gúati.* P *súaznissị.* II $3_{44}$ *ther búachari iz firliazi.* P *búacharị.* IV $19_{51}$ *gab ántwurti imo scóno.* P *ántwurtị.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Das sb. trägt stets einen hauptiktus auf langer silbe.

Die hebung lautet mit *i-* an.

I $27_{47}$ *in ántwurti iogilícho.* I $28_{16}$ *then spíhiri iamer súazan.* IV $14_{1}$ *in min árunti iuih wánta.* IV $4_{16}$ *in mámmunti int in súazi.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

II $9_{47}$ *In then álteri er nan légita.* IV $12_{62}$ *in éinwigi er nan stréwita.* III $16_{31}$ *Gab ántwurti er then líutin.* V $15_{30}$ *joh gab er ántwurti avur thó.* IV $19_{60}$ *in ábulgi ouh sie wúrtin.*

### II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

#### 1. Der endvokal des substantivs ist in mindestens einer hs. elidiert.

##### a) Die betonte silbe trägt einen nebeniktus.

Es findet sich nur ein beleg eines dreisilbigen substantivs mit dem nebeniktus auf langer zweiter silbe.

Vor *iz.*

II $8_{31}$ *joh sextari iz nénnen.* P *séxtarị iz.*

##### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die senkungssilbe lautet mit *i-* an.

Vor *ist.*

II $14_{29}$ *ther púzz ist filu díofer.*

Vor *in* (dat. plur.).

V $10_{18}$ *thiu gisíuni in sih indátun.* P *gisíunị.*

Die senkungssilbe lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

Vor *ouh.*

IV $4_{38}$ *héri ouh rédihafter.* P *herị óuh.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *er*.

I 3$_{8}$ *kúnni er io gibréitta.* P *kúnn.*

Vor *al.*

L$_{64}$ *ouh selb thaz ríhị al umbiríng.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

#### a) Die betonte silbe trägt einen nebeniktus.

Das sb. ist viersilbig und trägt einen nebeniktus auf langer dritter silbe.

III 20$_{31}$ *Ist thiz ther bétalari in war.*

#### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die senkungssilbe lautet mit *i-* an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

Vor *in.*

III 6$_{9}$ *Únfirslagan héri in war.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *ist.*

IV 24$_{16}$ *sin gisúni ist uns in wár.* V 23$_{127}$ *ther thaz gifúari irzelle.*

Die senkungssilbe lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

IV 4$_{62}$ *mit héri uns sus hiar engit.*

## 9. N. acc. sg. fem. *ô*-st.

### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Das sb. trägt stets einen hauptiktus auf langer wurzelsilbe.

I 1$_{23}$ *thaz síllabạ in ni wénkit.* II 7$_{10}$ *thia sálida, in thar gáganta.* P *sálidạ.* I 26$_{4}$ *thiu sálidạ in then úndon.* P *sálida.* III 23$_{46}$ *nu quimit líhtida imon múat.* P *líhtidạ.* V 23$_{176}$ *sconu lútida ubar dág.* P *lútidạ.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

#### a) Das sb. ist viersilbig und trägt auf dritter kurzer silbe einen nebeniktus.

III 16$_{56}$ *thaz mihil únredina íst.*

#### b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die hebung lautet mit *a-* an.

II 24$_{3}$ *Sina mánunga álla.* III 11$_{30}$ *thia héilida ana duála.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I 2$_{36}$ *joh sálida in gilúngun.* III 9$_{12}$ *sálida inti héili.* II 7$_{44}$ *thiu sálida ist uns wórtan.* I 5$_{44}$ *sálida ist in éwu.* IV 1$_{18}$ *thia sálida íogilícho.* II 2$_{8}$ *thiu sálida untar ín was.* IV 35$_{44}$ *joh ouh sálida ubar ál.*

## II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Vor *ir-*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I 11 6 *int imo es zála irgábin.* I 17 52 *ioh uns thia frúma irlesgen.* P *frúmạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

IV 33 1 *Súnna irbalg sih thráto.* P *Súnnạ.*

Vor *in* (dat. plur.).

Die wurzelsilbe ist kurz.

III 10 37 *theist lába in joh ouh hélfa.* P *lábạ.* IV 6 14 *thaz man thia frúma in námi.* P *frúmạ.*

Vor *ist.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

I 15 32 *thiu frúma ist hiar iróugit.* P *frúmạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 15 33 *joh thíarnạ ist ouh sin múater.*

Vor *iz.*

III 14 46 *gilóuba iz deta in wára.* P *gilóubạ.* V 4 12 *thiu mínna iz in irfúlta.* P *mínnạ.*

Vor *ih.*

I 19 25 *Thia gilóubạ ih sagen thir wár.* P *gilóuba.*

Vor *ir* (pron.).

II 21 41 *thaz súnta ir io bilázet.* P *súntạ.*

Vor *in* (praep.).

III 18 4 *thaz súnta in mih gizélle.* P *súntạ.*

Vor *es.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

II 8 21 *inti eina klága es dati.* P *klágạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II 10 12 *wir góum es némen wollen.* P *góumạ* (*ạ* übergeschrieben).

Vor *ouh.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

II 14 58 *thaz thú hiar bita ouh súaches.* P *bítạ.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III 25 30 *thiu sprácha ouh so gizámi.* P *sprách ạ.* IV 31 27 *Thia ginâda ouh, drúhtin.* P *ginádạ.* V 17 21 *Firliaz er thia érda ouh thuruh tház.* P *érdạ.*

### 2. Der anlautende vokal der senkungssilbe fällt hinter der vollform des substantivs.

III 24 14 *ginádaz thin ni hángti.* V *ginâda : z* (*i* rad). D *ginâda iz.*

### 3. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Vor *ir-*.

IV 37 5 *Thaz wír thia wahta irfúllen.*

Vor *iz.*

V $25_{8}$ *in gótes minna iz dátun.*

Hierher gehören die viersilbigen substantiva, die auf dritter silbe einen nebeniktus tragen.

Vor *in-.*

I $23_{22}$ *thia héristraza inskíere.*

Vor *in* (praep.).

V $7_{64}$ *thia úngilouba in fíara.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Vor *ir-.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $20_{36}$ *ther thia zála irscribe.* II $14_{120}$ *nu uns thiu frúma irreimta.*

Die wurzelsilbe ist lang.

V $4_{12}$ *thaz thiu fíra irduálta.*

Vor *in* (praep.).

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV $4_{46}$ *joh frúma in gúallichi.* IV $26_{23}$ *thia frúma in imo irlésgen.* V $25_{25}$ *Si frúma in thesen wérkon.* V $1_{13}$ *Uns ist frúma in thiu gizált.* I $18_{42}$ *so quimit thir frúma in henti.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II $3_{53}$ *thiu súnta in uns bisóufit.* II $13_{35}$ *thia gilóuba in ínan kerit.* III $2_{10}$ *thia gilóuba in imo búazen.* III $3_{22}$ *natúra in uns ni flíehen.* H $_{27}$ *Nim góuma in álathrati.*

Vor *in* (dat. plur.).

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV $26_{12}$ *ther frúma in io giméinta.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II $24_{11}$ *thiu léra in wari fésti.*

Vor *ist.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

II $11_{38}$ *thiu sála ist uns giwíssu.*

Die wurzelsilbe ist lang.

H $_{110}$ *thiu bosa ist éllu niwiht.*

Vor *ih.*

S $_{5}$ *Lékza ih therera búachi.*

Vor *io.*

III $17_{25}$ *ginada io mánagfalta.*

Vor *er.*

II $6_{37}$ *Thia frúma er uns intfúarta.*

Vor *uns.*

II $7_{27}$ *thia fruma uns fúntan filu fram.*

Vor *ouh.*

Die wurzelsilbe ist kurz.

II $24_{4}$ *thráwa ouh filu suára.*

Die wurzelsilbe ist lang.

III $2_{30}$ *thia stúnta ouh mit giwúrti.*

### 10. Dat. sg. fem. ô-st.

#### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

##### 1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Das sb. trägt einen hauptiktus.

III 17 34 *zi súrphidu iz bikérti.* P *súrphidu.* Wohl nur falsch gesetzt ist der tilgungspunkt in P IV 20 40 *mit wássidu iro zúngun.* P *iro.*

##### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Das sb. trägt stets einen hauptiktus auf langer silbe.

IV 9 14 *mit réinidu ál so filu frám.* IV 15 48 *mit fréwidu alazíoro.* IV 22 29 *zi hónidu imo iz dátun.* P *imo.* V 23 168 *mit húrsgidu ouh giwéizent.*

#### II. Es folgt eine vokalisch anlautende senkung auf das wurzelbetonte zweisilbige substantiv oder auf das viersilbige substantiv, das auf dritter silbe einen nebeniktus trägt.

##### 1. Der endvokal des substantivs ist in mindestens einer hs. elidiert.

Das sb. ist viersilbig und trägt einen nebeniktus auf dritter silbe.

Vor *ir-*.

II 12 83 *in theru úngiloubu irhártet.*

Vor *in-*.

IV 5 27 *fon úngiloubu inbúntin.* P *úngiloubu.*

##### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) Das viersilbige substantiv trägt einen nebeniktus auf dritter langer silbe.

IV 5 29 *fon úngiloubu irwáktin.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist stets lang.

Vor *ir-*.

V 4 47 *Er ist fon héllu irwúntan.*

Vor *iz.*

II 7 37 *mit gilóubu iz ouh giwéizen.*

Vor *ih.*

III 12 32 *thaz thu in gilóubu, ih sagen thir éin.*

Vor *al.*

IV 29 6 *mit mínnu al untarwébane.*

Vor *ouh.*

V 18 12 *nist wiht in érdu ouh, wizist tház.*

### 11. N. acc. pl. fem. ô-st.

#### I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

II 13 16 *thia mina fréwida allo.* P *fréwida.*

II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

II $3_{67}$ *Thes gináda uns scírmen.* P *ginádạ.* II $15_{11}$ *thio súntạ ouh thána fluhta.*

12. N. sg. sw. m.

I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

Es finden sich 4 vollformen des hochbetonten substantivs mit langer wurzelsilbe.

III $24_{83}$ *ther líchamo ist ju fúler.* V $20_{43}$ *hérero inti thégan thar.* III $3_{10}$ *ther scúldheizo es ni gérota.* V $12_{46}$ *so mennisgo ér ni gisah.*

II. Es folgt eine vokalisch anlautende senkung auf das wurzelbetonte zweisilbige substantiv oder auf das viersilbige substantiv, das auf dritter silbe einen nebeniktus trägt.

1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Das sb. trägt einen hauptiktus.

II $7_{49}$ *ther námo ist filu scóni.* P *námọ.* V $23_{122}$ *willo iz al firfáhit.* P *wíllọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Das viersilbige substantiv trägt einen nebeniktus auf kurzer dritter silbe.

Vor *iz.*

V $9_{24}$ *wio diuri fórasago iz was.*

Vor *in* (praep.).

IV $4_{63}$ *thiz ist ther fórasago in wár.* IV $20_{2}$ *joh ther hérizoho in wár.*

Vor *er.*

III $7_{87}$ *thaz fórasago er wári.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

V $1_{14}$ *thaz scádo uns hiar ni klíbe.* IV $36_{6}$ *thaz ther firdáno io ságeta.*

13. N. sg. fem., n. acc. sg. n. der sw. decl.

Alle belege tragen einen hauptiktus.

I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

II $6_{13}$ *Thiu nátara iogilícho.*

II. Das zweisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender senkung.

1. Der endvokal des verbums ist elidiert.

Das sb. trägt einen hauptiktus auf langer silbe.

Vor *iz.*

III $26_{10}$ *thaz siẹ ịro hérza iz lértin.* P *hérzạ.*

Vor *in* (dat. plur.).

V $16_{13}$ *thaz hérza in was so hárti.* P *hérzạ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) N. acc. sg. n.

Vor *ir*.

V $23_{24}$ *od óuga irscówoti.*

Vor *iz*.

II $9_{12}$ *hérza iz sint gidigano.* V $23_{24}$ *sin óra iz io gihórti.*

Vor *ouh*.

V $3_{8}$ *min hérza ouh mir biwérre.*

b) N. sg. sw. fem.

Vor *ist*.

V $12_{19}$ *thaz thíarna ist kristes múater.*

Vor *in* (praep.).

V $19_{48}$ *kind noh quéna in ware.*

14. Gen. plur.

I. Das dreisilbige wurzelbetonte substantiv vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der endvokal des substantivs ist elidiert.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $3_{17}$ *Thaz was Davíd, thero gomono éin.* P *gomono.*

Die wurzelsilbe ist lang.

IV $4_{51}$ *joh éngilo ouh giwáltes.* P *éngilo.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) Das substantiv ist fünfsilbig und trägt auf kurzer dritter silbe einen nebeniktus.

II $16_{39}$ *thero fórasagono áhtun.* III $12_{18}$ *thero fórasagono éiner.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die hebung lautet mit *o-* an.

V $17_{40}$ *thar wolkono óbanentig íst.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Die wurzelsilbe ist kurz.

II $7_{26}$ (*thero frumono*) *ádeilo.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I $5_{2}$ *mánodo after ríme.* II $9_{4}$ *thero goumano ádeilon.* II $11_{32}$ *waz zéichono er in óugti.* V $16_{35}$ *Zéichono éigit ir giwált.* IV $31_{30}$ *joh súntono ubarkóborot.* V $12_{25}$ *Waz wúntoro ist, thaz wólta.*

Hierher gehört ein beleg eines viersilbigen wurzelbetonten substantivs.

III $24_{3}$ *Quam ménigi thero Júdeono ér.*

II. Es folgt eine vokalisch anlautende senkung.

1. Der endvokal des substantivs ist in mindestens einer hs. elidiert.

a) Das viersilbige substantiv trägt einen nebeniktus auf langer dritter silbe.

V $21_{7}$ *ther armen sélidono irbán.* F *selidon.*

b) Das zweisilbige substantiv trägt einen hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 15$_{14}$ *thero wégọ ouh wesẹt ánawart.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II 6$_{50}$ *thero wérko, er uns irbót.* P *wérkọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Die betonte silbe trägt einen nebeniktus.

Das sb. ist viersilbig und trägt auf langer dritter silbe einen nebeniktus.

Vor *ir-*.

IV 4$_{70}$ *joh sélidono irbóndun.* V 25$_{97}$ *thero árabeito irlósta.*

Das sb. ist zweisilbig mit langer wurzelsilbe.

Vor *in-*.

I 1$_{31}$ *Nu es filu manno inthíhit.*

Vor *in* (praep.).

V 19$_{33}$ *Wér ist manno in lánte.*

Vor *ouh.*

I 27$_{46}$ *noh théro manno ouh thánne.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Das sb. ist zweisilbig mit langer wurzelsilbe.

IV 19$_{31}$ *Thaz kréfto er sih bihíazi.*

Das sb. ist dreisilbig mit langer wurzelsilbe.

IV 31$_{1}$ *Thero scáchoro* (*ih sagen thir*) *éin.*

15. Feminina abstracta auf *-î*.

Es finden sich nur belege vor vokalisch anlautender senkung.

1. Der endvokal des substantivs ist in mindestens einer hs. elidiert.

Das sb. ist stets zweisilbig.

a) Das sb. trägt einen nebeniktus.

Vor *ir-*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 13$_{39}$ *Zi spéri irquam er hárto.* P *spérị.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 10$_{1}$ *gótes wihi irfúlter.* P *wihị.*

b) Das sb. trägt einen hauptiktus.

Die senkung lautet mit *i-* an.

Vor *ist.*

V 23$_{246}$ *thiu fréwi ist in giméino.* P *fréwị.*

Vor *iz.*

Die vokale sind kontrahiert.

I 17$_{37}$ *in féstiz datun álawar.* III 2$_{20}$ *thin gúatiz er biwérbe.*

Die senkung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

Vor *es.*

II 16$_{15}$ *mit sétị es filu fólle.* P *sétọ* (*ọ* fälschlich hinzugeschrieben).

Vor *uns.*

III 21$_{11}$ *Thiu blínti uns, wan ih, wúrti.* P *blíntị.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Die betonte silbe trägt einen nebeniktus.

Das sb. ist zweisilbig mit langer wurzelsilbe.

Vor *ir-.*

V 23$_{64}$ *bi thia sélbun sconi irstúrbun.*

Das sb. ist dreisilbig mit einem nebeniktus auf zweiter silbe.

Das viersilbige substantiv trägt einen nebeniktus auf langer dritter silbe.

Vor *in* (praep.).

III 3$_{26}$ *thuruh úbarmuati in wár.*

b) Das zweisilbige substantiv trägt einen hauptiktus auf langer wurzelsilbe.

Die senkung lautet mit *i-* an.

Vor *in* (pron.).

IV 15$_{38}$ *thie wizzi in scolta méron.*

Vor *in* (praep.).

I 6$_{13}$ *Állo wihi in wórolti.* IV 5$_{21}$ *Er zeinot hóhi in wara.* V 7$_{38}$ *theih sino líubi in mih giláaz.* V 20$_{76}$ *súachi in mir gilóchot.*

Vor *ist.*

I 25$_{29}$ *thiu sconi ist al in ímo meist.*

Die senkung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

II 3$_{47}$ *iz drági uns ni biláagi.*

16. *varia.*

I. Völkernamen auf *-i.*

Es begegnen 3 hochbetonte belege vor vokalisch anlautender senkung.

1. Das auslautende *-i* ist elidiert.

Das sb. ist zweisilbig mit langer wurzelsilbe.

Vor *iz.*

I 1$_{86}$ *thoh Médị iz sin joh Pérsi.* F *Medi.*

Vor *in* (pron.).

I 1$_{60}$ *thaz Kríachi in thes giwídaron.* P *Kriahị.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

III 25$_{15}$ *So quément Románi ouh ubar tház.*

II. *Galiléa* vor den senkungssilben *iz* und *er.*

III 6$_{6}$ *joh Galiléa iz nennent.* III 15$_{3}$ *In Gálilea er wóneta.*

Dat. sg. *-e* (1).

Das auslautende *-e* des betonten dreisilbigen dativs fällt regelmässig vor vokalisch anlautender hebung. 6 kurzformen erweisen die übrigen 26 vollformen (s. 320) als schreibformen.

Vor vokalisch anlautender senkung erscheint in 13 halbversen (s. 320 321) die kurzform eines zweisilbigen wurzelbetonten dativs, ohne dass akzentstufe und quantität des wurzelvokals auf den eintritt der synalöphe einwirken, wie ein blick auf die statistik zeigt. Die kurzformen sind auch vor senkungssilben geringsten phonetischen gewichts belegt, wie z. b. vor dem pronomen *iz* und dem präfix *in-*. Der endvokal des dativs kann daher nur geringe schallfülle besessen haben. Vielleicht spricht dafür auch der allerdings vereinzelte beleg der form 2 vor dem präfix *ir-* III $24_{101}$ *jóh fon themo grábe irstuant*, P *gráb er stuant* worttrennung unsicher, F *grabe irstuant*. Danach wäre das auslautende *-e* etwa als irrationaler vokal zu definieren, wofür noch die aus dem bayrischen dialekt bekannten *-a*formen der ahd. zeit beweisen. In 43 halbversen (s. 321–322) bleibt die synalöphe dem leser überlassen.

Für die historische deutsche grammatik ergeben die sprechformen, dass die sogenannten gekürzten dative zum mindesten schon im 9. jahrhundert in volkstümlicher rede umgelaufen sind. Sie sind also keine spezifisch frühmhd. erscheinung. Es kann wohl keinem zweifel unterliegen, dass die kurzformen des dativs schon während der ganzen ahd. zeit existiert haben. Das verlangt ihre wesenheit als satzdoubletten vor vokalisch anlautender senkung. Erst in mhd. zeit vollzieht sich dann der vorgang, dass die so entstandenen kurzformen – zusammen mit den nach spezifisch mhd. lautgesetzen entstandenen kurzformen – die zweisilbigen formen verdrängen.

Für den a c c. s g. n. *wa*-s t. (2) (s. 322, 2), den i n s t r u m e n t a l i s (3) (s. 323, 3) und den n. a. s g. *u*-s t. (5) (s. 325, 5) geben die sprechformen der Otfridhss. keine neue grammatische beleuchtung. Die belege bestätigen nur die synalöphegesetze. Für den acc. sg. n. der *wa*-st. ist eine hochbetonte kurzform (s. 322, 2 I) eines zweisilbigen substantivs vor der praep. *ir* belegt; danach sind die beiden vollformen III $20_{23}$ und III $21_{4}$ als schreibformen (s. 322) gekennzeichnet. Der instrumentalis belegt in dieser reihe nur 8 orthographische vollformen, die also auf grund des genügend erhärteten synalöphegesetzes in die kurzen sprechformen umzusetzen sind. Natürlich vermögen wir nicht auszumachen, ob nicht etwa vor der senkungssilbe *iz* die synalöphe an diesem enklitischen pronomen vor sich geht; dasselbe gilt für das präfix *ir-* (s. 323). Dagegen kann man vor den senkungssilben *er ir ouh* mit sicherheit die kurzform des instrumentalis ansetzen. Der zweisilbige n. a. sg. *u*-st. erscheint 2mal vor der senkungssilbe *ouh* in der kurzform (s. 325 I). Vor der praep. *in* sind die vollformen (s. 325 II)

graphisch einzuschätzen. $S_8$ *iz iuer húgu irwállo* muss unentschieden bleiben.

Nur für den instrumentalis begegnen dreisilbige wurzelbetonte formen vor vokalisch anlautender hebung: $I\,8_{22}$ die kurzform, in 8 halbversen (s. 323, 3 I) die schreibform.

N. acc. pl. m. *a*-decl. (4).

8 kurzformen des dreisilbigen wurzelbetonten substantivs (s. 323 I bis 324) erweisen 11 vollformen als schreibformen und bestätigen das synalöphegesetz.

Vor vokalisch anlautender senkung erscheinen 3 hochbetonte kurzformen eines zweisilbigen substantivs (s. 324 II, 1) vor den formen *al uns in* (dat. plur.). Danach sind die schreibformen vor den senkungssilben *ouh in* (dat. plur.) *inti in* (praep.) (s. 324, 3) einzuschätzen. Die akzentstufe der vorhergehenden betonten silbe kann keinen unterschied der behandlung hervorrufen. Eine reduktion des auslautenden *-a* ist im 9. jahrhundert noch nicht eingetreten. Dafür kann auch die form 2 vor dem präfix *ir-* beweisend sein, wenn sie auch nur ein einziges mal begegnet: $II\,3_{15}$ *Thie hírta irhúabun sih sar.* P *irhúabun.* Nimmt man doch für die ältere ahd. zeit noch länge des vokals an. Man wird daher nach $II\,3_{15}$ auch $II\,3_{64}$ *er unse wéga irwente* einschätzen dürfen.

Die sprechformen des gen. dat. sg. fem. (6) und des n. acc. pl. m. fem. der *i*-stämme (7) sowie der n. acc. sg. m. n. und der n. a. plur. n. der *ia*-stämme (8) ergeben nichts neues für die grammatik. Der endvokal der dreisilbigen wurzelbetonten formen fällt vor vokalisch anlautender hebung. Im gen. dat. sg. fem. der *i*-stämme beweisen 4 sprechformen für 5 schreibformen (s. 325, 6, 1 u. 2), in den belegen der *ia*-stämme 5 sprechformen für 9 schreibformen (s. 327, 8 I, 1); der n. a. pl. m. fem. der *i*-stämme (s. 326, 7) begegnet nur 3mal (s. 326, 7 I) in der orthographischen vollform.

Vor vokalisch anlautender senkung findet sich der zweisilbige n. a. pl. m. f. der *i*-stämme 7mal (s. 326 II, 1) in der kurzform vor den encliticis *iz in es uns al* gegen 11 vollformen (s. 326 II, 2) vor *ir- iz io ouh.* Die *ia*-stämme erscheinen 6mal (s. 327 II, 1) in der sprechform vor *iz ist in* (d. pl.) *ouh er al,* 5mal (s. 328, 2) in der schreibform vor *in* (d. pl.) *ist uns.* Die 3 hochbetonten vollformen (s. 325 II) des gen. dat. sg. f. der *i*-stämme vor dem pronomen *er* sind daher in die kurzformen umzusetzen.

## N. acc. sg. fem. *ô*-st. (9).

Das auslautende *-a* des zweisilbigen n. acc. sg. fem. der *ô*-st. ist in den hss. elidiert in 18 halbversen (s. 329, 1) vor den senkungssilben *iz ih ir- ist in* (d. pl.) *ir* (pron.) *in* (praep.) *es ouh*. Die schreibformen begegnen 27mal (s. 329. 3 330) vor *iz ih ir- ist in* (d. pl.) *in* (praep.) *in- io er uns ouh*. Der endvokal des substantivs fällt also vor senkungssilben geringsten nachdrucks wie *iz ih ir-*. Er kann nur geringe schallfülle besessen haben. Eine genaue phonetische charakteristik gestattet der vergleich folgender verse: III $14_{46}$ *gilóuba iz deta in wára*, P *gilóubą*. V $4_{12}$ *thiu mínna iz in irfúlta*, P *mínną* und III $24_{11}$ *ginádaz thin ni hángti*, V *ginâda: z.* (*i* rad.). Der letzte beleg steht allerdings vereinzelt. Er beruht jedoch auf wohldurchdachter absicht, wie die korrektur in V beweist; ausserdem hat P diese darstellungsform anerkannt. Man wird also annehmen dürfen, dass schon im 9. jahrhundert in dieser kategorie das mhd. *-e* umlief. Das erscheint zunächst auffallend, da noch N das *-a* bewahrt und es nach allgemeiner annahme erst im 11. jahrhundert durch das mhd. *-e* abgelöst wird. Diese aufstellungen müssen jedoch auf graphisch konservierten formen beruhen, über die hinaus wir zu den sprechformen fortschreiten müssen. Schon in alten quellen finden sich *-e*-formen, die man auf ausgleich an die *jô*-stämme zurückführt[1]. Doch treten andererseits bei den *jô*-stämmen neben den *-e*formen — oft in denselben denkmälern — auch *-ea -ia*formen auf, die man wieder durch ausgleich an die *ô*-stämme erklärt[2]. Löst man diese formen von ihrem papiernen hintergrund los, so besagen sie, dass schon in ahd. zeit in der umgangssprache die beiden endungen gleichlautend gewesen sind. Denn darauf wird doch in letzter linie die ausgleichsbewegung beruhen. Sowohl die *e*-formen wie die sprechformen der Otfridhss. beweisen, dass der endvokal der *ô*-stämme zum mindesten schon im 9. jahrhundert die mhd. *e*-stufe erreicht hatte.

5 kurzformen (s. 328 I, 1) des dreisilbigen wurzelbetonten substantivs vor vokalisch anlautender hebung bestätigen 10 schreibformen (s. 328 I, 2) gegenüber wiederum das synalöphegesetz.

Die übrigen gruppen der statistik bringen keine ergebnisse für die grammatik. Sie bestätigen die synalöphegesetze.

Im dat. sg. f. der *ô*-st. (10) ist III $17_{34}$ das auslautende *-u* des dreisilbigen substantivs vor dem betonten pronomen *iz* elidiert:

1) Vgl. Braune, Ahd. gr.[2] § 207 anm. 1.
2) Vgl. Braune, Ahd. gr.[2] § 209 anm. 3.

*zi sárphidu iz bikérti*, P *sárphidu*. Wohl nur falsch gesetzt ist der tilgungspunkt in P: IV $20_{40}$ *mit wássidu iro zúngun*, P *iro*. Vgl. einen ganz analogen beleg des instrumentalis: I $8_{22}$ *mit thíonostu iru fúgoti*, P *thíonostu*. An belegen der sprechform für diese kategorie der synalöphe begegnen ferner: II $13_{16}$ ein beleg (s. 331, 11 I) des n. pl. fem. der *ô*-stämme (11) und 2 belege (s. 333, 14 I, 1) des gen. plur. (14). Von orthographischen vollformen, die nach dem synalöphegesetz in die kurzen sprechformen umzusetzen sind, finden sich: 4 belege (s. 331, 10 I, 2) des dat. sg. f. *ô*-st., 4 (s. 332, 12 I) des n. sg. sw. m. (12) und 11 belege (s. 333, 14 I, 2) des gen. plur.

Für die zweisilbigen betonten substantiva (und die viersilbigen mit einem nebeniktus auf dritter silbe) vor vokalisch anlautender senkung sind handschriftlich nur die darstellungsformen 1 und 3 belegt. Der n. acc. pl. f. der *o*-stämme erscheint nur 2mal in der kurzform (s. 332, 11 II) vor *uns ouh*. Im n. sg. des sw. m. erweisen die beiden kurzformen vor *ist* und *iz* die vollformen (s. 332, 12 II, 1 u. 2) vor *iz in er io uns* als schreibformen, ebenso im n. sg. fem., n. acc. sg. n. sw. (13) und im gen. plur.:

N. sg. f. n. acc. sg. n. sw.

kurzform (s. 332, 13 II, 1) vor *iz in* (d. pl.);
vollform (s. 333, 2) vor *iz in* (praep.) *ir- ist ouh*.

Gen. plur.

kurzform (s. 333 II, 1) vor *ir- er ouh*;
vollform (s. 334, 2) *ir- in- ih in* (praep.) *er ouh*.

Im dat. sg. f. *ô*-st. sind nach den beiden kurzformen (s. 331 II, 1) vor den präfixen *ir-* und *in-* die vollformen (s. 331 II, 2) vor *ir- ih al ouh* einzuschätzen. Unentschieden muss II $7_{37}$ *mit gilóubu iz ouh giwéizen* bleiben, da nicht auszumachen ist, ob hier der endvokal des substantivs oder der sonant des enklitischen pronomens zu elidieren sei. Akzentstufe und quantität der wurzelsilbe spielen nirgends eine rolle.

*varia* (16).

Die völkernamen auf *-i* (s. 335, 16 I, 1) verlieren der regel gemäss ihren endvokal vor vokalisch anlautender senkung; I $1_{86}$ und I $1_{60}$ stehen die kurzformen, III $25_{15}$ die vollform (s. 335, 2).

In vers III $6_{6}$ *joh Galiléa iz nennent* kann man mit sicherheit den sonanten des pronomens elidieren. Über III $15_{3}$ *In Gáliléa er wónetа* ist kein urteil möglich, da sich kein vergleichsmaterial bietet.

## § 13. Adjectiva und pronomina mit adjektivischer flexion.

### A. Wurzelbetonte dreisilbige und viersilbige adjectiva vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der endvokal des adjektivs ist elidiert.

#### a) Unflektierte form der *ia*-stämme.

Unter dem nebeniktus.

I 1 112 in V *ouh góte thiononti álle.* P *thiononte* (*e* aus *i*).

Unter dem hauptiktus.

III 20 122 *joh séhenti avur wárti.*

#### b) Dat. m. n.

III 21 34 *indanemo ánnuzze.* P *indánemo.*

#### c) Instrumentalis.

II 16 23 *mit sálichu iuih náhen.* P *sálichu.* III 21 19 *mit sálichu unsih rúarta.* P *sálichu.*

#### d) Gen. sg. fem.

II 4 36 *grozara ángusti.* P *grózara.* III 23 6 *joh grozera ámmahti.* P *grozera.* I 4 17 *Sinero éregrehti.*

#### e) Dat. sg. fem.

III 21 32 *zi sineru éregrehti.* P *sineru* (*u* übergeschrieben).

#### f) Acc. sg. fem.

Unter dem nebeniktus.

I 22 18 *in thráta mihila ángust.* P *mihila.*

#### g) N. a. pl. m.

Unter dem nebeniktus.

I 1 112 in P: V *ouh góte thiononti álle.* P *thiononte* (*e* aus *i*).

Unter dem hauptiktus.

III 23 60 *nu simes gárawe alle.* P *gárawe.* II 3 21 *thaz ándere uns ni zéinont.* P F *ánder.* F *zeinot.* V 20 57 *Thar sint thie ándere alle.* P *thie ándere.*

#### h) N. a. pl. fem.

I 3 34 *mihilo ótmuati.* P *mihilo.* I 18 37 *joh mihilo ótmuati.* I 22 24 *tho manago ángusti.* P *mánego.* IV 1 45 *Thuruh ánser ubili.* IV 19 76 *thuruh thio ánsero ubili.* V *ánsero* (*o* zukorrigiert).

#### i) Gen. plur.

Unter dem nebeniktus.

V 8 46 *aller érist tho thaz wib.*

Unter dem hauptiktus.

I 22 38 *thero sinero ántururti.* P *sinero.* II 14 110 *in ánderero árabeiti.* P *ánderero.* III 25 23 *unserero állo zala.* P *unserero.*

#### k) N. sg. sw. m.

IV 19 13 *ther furisto éwarto.* P *fúristo* (*o* aus *a*).

#### l) N. a. sg. n. sw.

I 6 8 *ist fúrist alles wíbes.* V *fúrist* (*a* rad.). P *fúrista.* II 8 10 *ther álles blides fúrista ist.* P *fúrista.*

## 2. Alle hss. zeigen die vollform.

### a) Unflektierte form der *ia*-stämme.

V 14$_{3}$ *Únodi ist iz hárto.*

### b) Dat. m. n.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I 1$_{1}$ *in managemo ágaleize.* L$_{65}$ *In thésemo ist ouh scínhaft.* II 17$_{12}$ *in thesemo érdringe.* III 17$_{64}$ *thésemo armen wíbe.* IV 19$_{15}$ *zi thesemo éwarte.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 5$_{68}$ *zi follemo ántwurte.* I 23$_{40}$ *fon sinemo ábulge.* I 11$_{11}$ *zi sinemo áltgilare.* II 9$_{38}$ *zi sinemo áltduame.* II 14$_{74}$ *zi diafemo ántwurte.* II 24$_{16}$ *zi allemo ánaguate* = IV 29$_{5}$ = V 3$_{6}$. III 7$_{43}$ *uns zi allemo ánaguate.* V 2$_{4}$ *in unsemo ánnuzze.* V 20$_{98}$ *joh suáremo ánaginge.* IV 20$_{24}$ *zi grozemo úrheize.* V 13$_{18}$ *zi thúrremo ázlente.* V 15$_{44}$ *mit thinemo únwillen.* II 19$_{22}$ *allemo érdriche.* III 26$_{23}$ *in suaremo élilenti.* III 26$_{55}$ *bi sínemo einen gúate.* 56 *mit sínemo einen fálle.* III 24$_{109}$ *állemo io zi nóte.* IV 6$_{47}$ *in éinemo ist zi vílu lé.* IV 19$_{8}$ *in míttemo iro ringe.* H$_{44}$ *joh sélbemo imo irdeíli.*

### c) Instrumentalis.

Unter dem nebeniktus.

III 24$_{49}$ *so wib in súlichu ofto dúat.*

### d) Gen. sg. fem.

Unter dem nebeniktus.

V 25$_{32}$ *joh minera árgi filu frám.*

Unter dem hauptiktus.

III 24$_{16}$ *joh serera únthulti.* IV 5$_{22}$ *thera sinera éregrehti.* IV 37$_{41}$ *Sinera éregrehti.*

### e) Dat. sg. fem.

Das adj. ist viersilbig mit kurzer wurzelsilbe.

III 7$_{16}$ *mit mihileru únstati.* III 14$_{25}$ *Mit míhileru ílu.*

Das adj. ist dreisilbig mit langer wurzelsilbe.

II 24$_{25}$ *fon alleru úndati.* III 2$_{8}$ *mit grozeru únmahti.* III 18$_{25}$ *mit grozeru ángiwurti.* II 1$_{7}$ *Er alleru ánagifti.* III 14$_{114}$ *bi sinera éregrehti.*

### f) Acc. sg. fem.

Unter dem nebeniktus.

IV 12$_{32}$ *hábetun sie mihila éra.*

Unter dem hauptiktus.

I 1$_{30}$ *ána theheiniga ákust.* II 4$_{70}$ *wialicha únredina.*

### g) N. a. pl. m.

IV 14$_{11}$ *Thaz héilege io girédotun.* IV 21$_{8}$ *odo ándere iz thir ságetun.* V 20$_{52}$ *thie ánthere iz ni niazent.* III 4$_{26}$ *thara ándere er gigáhent.* V 25$_{85}$ *Thie andere álle filu frúa.* II 14$_{57}$ *Unsere áltfordoron.* III 7$_{38}$ *furi ándere ouh ni sázta.*

### h) N. a. pl. fem.

I 17$_{40}$ *mihilo únkusti.* V 7$_{5}$ *Minna míhilo ubar ál.* V 23$_{77}$ *manago ámmahti.* V 23$_{84}$ *manago ángusti.* III 21$_{13}$ *thio unsero ármuati.* III 26$_{66}$ *thúruh unsero úbili.*

### i) Gen. plur.

Das adj. ist viersilbig.

V $19_{24}$ *joh managoro ángusti.* V $25_{65}$ *Joh wilit súlichero iagilih.* III $3_{11}$ *anderero ármuati.*

Das adj. ist dreisilbig.

V $23_{79}$ *therero árabeito* - 95 145 157 161. IV $8_{5}$ *sélbero iro wórto.* IV $23_{12}$ *ouh sinero úndato.* H $_{122}$ *joh állero iro fára.*

### k) N. a. sg. sw. n.

Die wurzelsilbe ist kurz.

III $18_{33}$ *furira Ábrahame.* II $22_{7}$ *Fúrira ist thiu séla.* III $19_{31}$ *Fúrira ist in wára.* V $25_{16}$ *ist fúrista innan húses.* IV $16_{24}$ *fúrista ouh in wára.* III $8_{26}$ *thuruh thaz míhila úngimah.*

Die wurzelsilbe ist lang.

II $10_{11}$ *Deta er iz scónara, also zám.* $_{11}$ *joh ziarara ouh so filu fram.* II $12_{57}$ *thiz írdisga iu gizéllu.*

Die statistik bestätigt wiederum das synalöphegesetz, dass der endvokal dreisilbiger und viersilbiger wurzelbetonter wörter vor vokalisch anlautender hebung elidiert wird. Die schreibformen überwiegen allerdings beträchtlich: es stehen 26 sprechformen 75 vollformen gegenüber. Für alle einzelgruppen der statistik sind beide darstellungsformen belegt.

Einige bemerkungen erfordern der gen. und dat. sg. fem. des starken adjektivs, für die nur dreisilbige wurzelbetonte formen vor vokalisch anlautender hebung belegt sind. Es lässt sich zunächst ein bunter wechsel des auslautenden vokals beobachten. In der orthographischen normalform geht der dativ auf *-a* aus. Die abgeschwächte endung *-o* belegt Kelle II 274 durch 11 beispiele aus der hs. F. Nur I $3_{40}$ begegnet der dativ *allero* in allen hss.: $_{39}$ *ginádot er uns then sélon.* $_{40}$ *joh állero wórolti.*

6mal zeigt der dat. in allen hss. die endung *-a:*

I $5_{31}$ *Állera wórolti ist er líb gebenti.* II $12_{68}$ *zi súlichera wísan.* III $14_{114}$ *bi sinera éregrehti.* III $25_{18}$ *mit kréftigera hénti* = V $17_{12}$. V $17_{32}$ *then thu in bérehtera naht.*

III $20_{156}$ steht der dat. *eristera* in V P der form *eristero* in F gegenüber: *fon eristera wórolti.* F *eristero.*

I $5_{31}$ zeigen V F den dativ *súazera* gegen die orthographische normalform in P: *mit súazera giwurti.* P *suazeru.*

Die orthographische normalform des gen. sg. fem. geht auf *-a* aus. I $4_{17}$ findet sich in allen hss. eine auf *-o* ausgehende form: I $4_{17}$ *Sinero éregrehti warun thiggenti.* I $20_{21}$ belegt F die form *jungero* gegen die normalform in V P: I $20_{21}$ *thaz júngera wórolti sulih mórd wurti.* F *jungero.*

Wenn hier wirklich mit Braune[1] ein ausgleich der formen des dativs und des genetivs anzunehmen ist, so spricht zunächst gegen seine formulierung, dass nicht, wie verlangt, die dativform gerne in den genetiv eindringt, sondern umgekehrt sich 8mal die endung *-a* im dativ und nur 2mal die dativendung im genetiv nachweisen lässt. Und zwar ist es nicht die normalform des dativs, die hier in den genetiv eingedrungen wäre, sondern die abgeschwächte *o*-form, die selbst nur 1mal in V P und 10mal in F belegt ist. Der tatbestand der überlieferung wird sich nur durch die annahme erklären lassen, dass der endvokal beider formen schon auf der stufe des irrationalen vokals angelangt war. Er konnte durch *-a -u* oder *-o* dargestellt werden. Die umgangssprache des 9. jahrhunderts ist dem mhd. sprachstand schon beträchtlich näher, als uns die orthographischen normalformen erkennen lassen. Der endsilbenvokalismus des 9. jahrhunderts ist schon in weitem umfange in auflösung begriffen — eine beobachtung, die wir schon mehrfach gemacht haben und noch wiederholt machen werden. Genau wie mit dem gen. und dat. des st. adj. verhält es sich mit den endsilben der pronomina *ira iru iro* und *thera theru thero*.

### B. Die übrigen belege.

#### 1. Die unflektierte form der *ia*-stämme.

Das zweisilbige hochbetonte adjektiv in der kurzform vor der senkungssilbe *ist*:

III 7,25 *hért ist gerstun kórnes ha'.*

#### 2. Instrumentalis.

Das pronomen *thísu* in der betonten vollform vor vokalisch anlautender senkung.

Vor *ir-*.

I 16,14 *mit thísu irálteta.*

Vor *imo*.

Der instrumentalis trägt einen nebeniktus.

IV 24,23 *Thar liat mit thisu imo ánalag.*

Vor *er*.

IV 20,12 *zi thísu er iz ni bráhti.*

#### 3. N. sg. fem.

IV 29,58 *afur thísa in min wár.* P *in*.

1) Vgl. Braune, Ahd. gr.[2] § 248 anm. 7.

## 4. Acc. sg. fem.

### I. Das zweisilbige wurzelbetonte adjektiv vor vokalisch anlautender senkung.

Das adj. trägt in allen belegen einen nebeniktus.

#### 1. Der endvokal des adjektivs ist elidiert.

V 23$_{49}$ *ginâda sina io thiggen.* P *sinạ.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *ir-*.

II 12$_{32}$ *ther scóni sina irlúage.*

Vor *int-*.

II 13$_{27}$ *gilóuba sina intfáhent.*

Vor *in* (praep.).

III 7$_{28}$ *joh brósmun súaza in alawár.* V 25$_{36}$ *gináda thina, in wára.*

### II. Das pronomen *thesa* im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Das auslautende *-a* ist elidiert.

I 12$_{12}$ *thesạ érdun ist ouh drétendi.* V *thesạ* (*ạ* zukorrigiert). F *thesa.* V 23$_{14}$ *thesa arabeit bimíden.* P *thesạ.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

V 23$_{82}$ *thesa árabeit bimíden* (98 118 148 160).

### III. Das zweisilbige adjektiv in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Das auslautende *-a* ist elidiert.

IV 23$_{10}$ *ir séhet sinạ ánéra.* P *sin.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

III 9$_{15}$ *Wanta ér giscuaf thesa érda.*

## 5. N. acc. pl. masc.

Es finden sich nur zweisilbige wurzelbetonte adjektiva vor vokalisch anlautender senkung.

### I. Der endvokal des adjektivs ist elidiert.

#### a) Das adjektiv trägt einen nebeniktus.

Vor *ir-*.

I 1$_{104}$ *thie snélli sine irbiten.* P *sinẹ.*

Vor *uns.*

I 1$_{51}$ *joh drúta sine uns zélitun.* P *sinẹ.* I 28$_{9}$ *Thaz hírta sine uns wárten.* P *sinẹ.*

#### b) Das adjektiv trägt einen hauptiktus.

Vor *ir-*.

V 20$_{25}$ *Thie sélbe irstantent álle.* P *sélbẹ.*

Vor *iz.*

III 24$_{107}$ *Bigondun sámẹ iz zellen.*

Vor *ouh.*

IV $16_{21}$ *Sáme ouh thie ginóza.* P *Sámẹ.*

Vor *al.*

III $18_{36}$ *nu gene al éigun sus gidán.* P *génẹ.* V *gene* (*e* zugeschrieben).

### II. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

#### a) Das adjektiv trägt einen nebeniktus.

Vor *in* (praep.).

II $3_{4}$ *drúta síne in alawár.* II $9_{8}$ *joh drúta sine in lánte.* IV $15_{50}$ *drúta mine in álawár.*

Vor *ouh.*

II $16_{25}$ *Thie fridusame ouh sálig.* III $12_{12}$ *Johánnem sume ouh nénnent.*

#### b) Das adjektiv trägt einen hauptiktus.

Vor *es.*

IV $7_{75}$ *Thie zuéne es wola zílotun.* V $25_{83}$ *Thie gúate es sar bigínnent.*

Vor *in* (praep.).

II $15_{16}$ *wir iamer blíde in wara.*

Vor *ouh.*

II $7_{75}$ *joh sume ouh zí imo ladota.* P *sáme ouh.* V $2_{8}$ *sint zuéne ouh, nim es góuma.*

## 6. N. acc. pl. fem.

### I. Das zweisilbige wurzelbetonte adjektiv vor vokalisch anlautender senkung.

Das adjektiv trägt stets einen nebeniktus.

### 1. Der sonant der senkungssilbe fällt hinter der vollform des adjektivs.

II $14_{114}$ *mílti sino ịz dátun.* P *sinoiz* (*i* übergeschrieben).

### 2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *in* (praep.).

III $1_{29}$ *Ni rih súnta, druhtin, mino in thíu.*

Vor *uns.*

III $10_{10}$ *hélfa thino uns ráten.*

### II. Das adjektiv steht in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Das zweisilbige adjektiv in der kurzform.

#### a) An erster stelle der senkung.

III $20_{9}$ *Ni sint theso úmmahti.* P *thesọ.*

#### b) An zweiter stelle der senkung.

III $25_{28}$ *thuruh sino éino dóti.* P *sinọ.*

### 2. Das dreisilbige adjektiv in der vollform.

L $_{38}$ *jú manago árabeiti.*

### III. Das pronomen *theso* im auftakt vor vokalisch anlautender hebung in der kurzform.

I $23_{42}$ *thesọ égislichun grúnni.* P *theso.*

## 7. N. sg. sw. m.

Es finden sich nur zweisilbige wurzelbetonte adjectiva vor vokalisch anlautender senkung.

### I. Der endvokal des adjektivs ist elidiert.

Vor *iz.*

III 7$_{53}$ *thaz min gilícho iz ni firstéit.* P *gilícho iz.* IV 28$_{18}$ *lis thir sélbo iz rehto thár.* P *selbo.* IV 29$_{51}$ *si sélbo iz sus gifúagta.* P *sélbo.* V 20$_{3}$ *Er sélbo iz sus giméinta.* P *sélbo.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 20$_{4}$ *joh selbo in ságeta ubar ál.* P *selbo.*

Vor *in* (praep.).

I 10$_{24}$ *bi thiu íst er selbo in nóti.* P *selbo.*

Vor *es.*

I 2$_{33}$ *thu drúhtin éin es álles bíst.* V *éin:* (*o* rad.). P *éinges* (*o* übergeschrieben).

Vor *er.*

I 3$_{3}$ *wio sélbo er hera in wórolt quam.* P *sélbo er.*

Vor *ouh.*

IV 11$_{9}$ *West er sélbo ouh, so iz zám.* P *sélbo.*

### II. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

#### a) Das adjektiv trägt einen nebeniktus.

Vor *ir-.*

V 12$_{11}$ *sid er fon tóde selbo irstúant.* H$_{145}$ *bi unsih selbo irstérban.*

Vor *in* (praep.).

IV 23$_{40}$ *ther kuning hímilisgo in wár.*

#### b) Das adjektiv trägt einen hauptiktus.

Vor *iz.*

II 24$_{2}$ *maht sélbo iz lesan tháre.* IV 24$_{29}$ *Ir sélbo iz hiar nu scówot.* IV 29$_{11}$ *sélbo iz al bisáhi.* H$_{38}$ *maht sélbo iz lesan thárc.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 16$_{8}$ *joh sélbo in iz gizéinta.*

Vor *in* (praep.).

II 10$_{7}$ *er sélbo in thesa wórolt quam.* III 4$_{41}$ *Drúhtin selbo in wára.* III 23$_{58}$ *nu er so wílit selbo in wár.* IV 9$_{25}$ *Drúhtin selbo in wára.* IV 15$_{60}$ *sélbo in sinan willon.* V 20$_{17}$ *thi er zóh hiar sélbo in libe.*

Vor *ir-.*

III 18$_{20}$ *joh er ouh sélbo irdeilit.* IV 6$_{13}$ *joh in sélbo irdéiltun.* V 11$_{37}$ *thaz ér was selbo irstántan.* III 26$_{27}$ *thaz ther man éino irstúrbi.* IV 30$_{11}$ *iz éino irzímboron sár.*

Vor *ir* (praep.).

V 9$_{17}$ *Bist thu éino ir élilente.*

Vor *ingegin.*

IV 20$_{3}$ *Giang er sélbo ingegin íz.*

Vor *ih.*

V $19_{62}$ *er duat iz sélbo, ih sagen thir éin.*

Vor *er.*

IV $8_{19}$ *thaz sélbo er inan firláti.* V $10_{31}$ *joh sélbo er ouh mit imo sprah.* H $_{30}$ *deta éino er tho zi wáru.*

Vor *ouh.*

III $6_{41}$ *Er sélbo ouh tho giméinta.*

8. N. acc. sg. n. sw. decl.

Es finden sich nur zweisilbige wurzelbetonte adjectiva vor vokalisch anlautender senkung.

I. Der endvokal des adjektivs ist elidiert.

Vor *ih.*

I $17_{5}$ *thes méra ih ságen nu ni thárf.* P *mera.*

Vor *imo.*

V $23_{144}$ *ist méra imo in thera brústi.* P *méra.*

Vor endbetontem *irà.*

IV $16_{6}$ *tho méra ira ni hábeta.* P *méra.*

II. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

IV $4_{56}$ *thaz sélba ingégin ouh inquád.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *in-.*

IV $5_{62}$ *thaz sélba inquad in wára.*

Vor *ouh.*

V $1_{34}$ *ist íawiht mera ouh fárdir.*

In der mehrzahl stellen die belege zweisilbige wurzelbetonte adjectiva (pronomina) vor vokalisch anlautender senkung dar. Die sprechformen sind massgebend für die einschätzung der schreibformen. Die unflektierte form der *ia*-stämme ist nur einmal in der kurzform vor der senkungssilbe *ist* belegt: III $7_{25}$ *hért ist gerstun kórnes hut.* Im acc. sg. fem. genügt die eine sprechform V $23_{49}$ *ginâda sina io thiggen* P *sina* die 4 vollformen vor *ir- int- in* (praep.) als schreibformen (s. 344, 4 I, 2) zu erweisen.

Für den n. acc. pl. m. sind 7 kurzformen vor *ir- iz uns ouh al* (s. 344. 5 I) belegt; danach sind die vollformen vor *in* (praep.) *es ouh* (s. 345 II) in die kurzen sprechformen umzusetzen. Der n. sg. sw. m. zeigt die kurzform in 9 halbversen vor *iz in* (d. pl.) *in* (praep.) *es er ouh* (s. 346, 7 I); so sind auch die orthographischen vollformen vor *iz ir- in* (d. pl.) *in* (praep.) *ir* (praep.) *ingégin ih er ouh* (s. 346 II bis 347) einzuschätzen. Im n. acc. sg. sw. n. ist das auslautende *-a* vor *ih imo irà* (s. 347, 8 I) elidiert und muss daher auch vor *in- ouh ingégin* (s. 347 II) getilgt werden.

Das auslautende *-o* des n. acc. pl. fem. des starken adjektivs scheint im 9. jahrhundert noch unberührte qualitative eigenart besessen zu haben. II $14_{114}$ ist der sonant des pronomens *iz* hinter der vollform des adjektivs elidiert: II $14_{114}$ *mílti sino ịz dátun*, P *sinoiz* (*i* übergeschrieben). Vor den senkungssilben *in* und *uns* (s. 345, 6 I, 2) ist jedoch die vollform des adjektivs in die kurzform umzusetzen. IV $29_{58}$ erscheint der n. sg. fem. *thisu* vor der praep. *in;* P elidiert den sonanten der präposition: IV $29_{58}$ *afur thisu in min wár*, P *ịn*. Der phonetisch leichtere vokal der senkung fällt. Danach wird man auch den instrumentalis *thisu* beurteilen dürfen, der vor vokalisch anlautender senkung nur in der vollform belegt ist. Man wird also I $16_{14}$ vor *ir-* und IV $24_{23}$ vor *imọ* (s. 343, 2) den vokal der senkungssilbe hinter der vollform des instrumentalis elidieren. Dagegen wird IV $20_{12}$ vor dem pronomen *er* vermutlich das auslautende *-u* zu tilgen sein: IV $20_{12}$ *zi thisu er iz ni bráhti.*

Es sind noch einige belege des adjektivs im auftakt und in der senkung vor vokalisch anlautender hebung anzuführen. Hier treten die unbetonten parallelen zu den betonten kurzen satzdoppelformen heraus. Nach allgemeinem gesetz fällt eine vokalisch auslautende silbe an zweiter oder dritter stelle des auftakts und der senkung. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung ist der acc. sg. fem. *thesa* 2mal in der kurzform (s. 344, 4 II), 5mal in der orthographischen vollform belegt. Vgl. z. b. V $23_{14}$ *thesa árabeit bimíden*, P *thesạ* gegen V $23_{82\ =\ 98\ 118\ 148\ 160}$ *thesa árabeit bimiden*. Der acc. pl. fem. *theso* erscheint I $23_{42}$ in der kurzform: I $23_{42}$ *thesọ égislichun grúnni*, P *theso*. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung begegnet der acc. sg. fem. IV $23_{10}$ in der kurzform (s. 344 III, 1 u. 2), III $9_{15}$ in der schreibform. Der n. acc. pl. fem. zeigt 2 zweisilbige kurzformen an erster und zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung (s. 345) und $L_{38}$ eine dreisilbige vollform.

Einen besonderen exkurs verlangt die u n f l e k t i e r t e  f o r m  d e r *ia*-s t ä m m e.

Es finden sich in den Otfridhss. einige adjectiva, deren unflektierte form bald endungslos ist wie ein *a*-stamm, bald auf *-i* ausgeht wie ein *ia*-stamm. Es sind dies die adjectiva *wisi giwissi suari giwągi*. Sie begegnen in beiderlei gestalt im innern des verses und im reim. Betrachten wir zunächst die stellung im reim. Es zeigt sich, dass Otfrid seine wahl zwischen den beiden ihm zu gebote stehenden formen je nach dem bedürfnis des reims getroffen hat. Zum vergleich folgende statistik:

*wisi — wis.*

IV 28$_{21}$ *Nu dúan ih thih es wísi : si.* Aber IV 19$_{52}$ *'giduan ih thih es' quad er, 'wís : quís'.* II 14$_{55}$ *Min múat, quad si, dúat mih wís : sís.* IV 21$_{4}$ *'gidua mih' quád, 'nu sar io wís : sis'.* IV 23$_{31}$ *Gidua mih sár nu, quad er, wís : sís.* V 7$_{49}$ *Fró min, quad si, dua mih wís : námis.*

Dicht beieinander in demselben kapitel:

V 15$_{13}$ *Pétrus, dua mih wísi : si.* $_{22}$ *in ín gidua thia wórolt wis : sís.* Vgl. III 20$_{51}$ *'Dua únsih' quadun, 'wísi : si'.* Aber I 27$_{29}$ *'Gidua únsih', quádun, thoh nu wís : sis.* $_{37}$ *Thes gidúa thu nu unsih wís : sís.* III 12$_{11}$ *Súme, quadun, duent sie wís : sis.* IV 19$_{49}$ *Thaz thu unsih nú gidua wís : sis.* IV 30$_{27}$ *Dua noh híutu unsih wís : sis.* Vgl. IV 22$_{7}$ *Ni bín ih ouh thes wísi : sí.* Aber I 18$_{3}$ *Thu ni bíst es, wan ih, wís : páradis.*

*suari — suar.*

Vgl. V 19$_{7}$ *Zi zéllenne ist iz suári : quami.* Aber IV 24$_{16}$ *sin gisíuni ist uns in wár. zi sehanne árgilo suar.* Vgl. II 6$_{9}$ *Tház imo ouh ni wári. thaz gibót zi filu suári.* Aber III 5$_{21}$ *Thaz uns ni wése thaz zi suár : hiar.* II 16$_{40}$ *bi thiu ni lázet iu iz in wár. wesan hárto filu suar.* L$_{54}$ *gilihtu imo éllu sinu jár. thiu nan thúhtun filu suár.*

*ginuagi — ginuag.*

Vgl. I 1$_{71}$ *fúagi : sílabar ginúagi.* I 1$_{63}$ *Ríhiduam ginúagi : kuani.* IV 18$_{25}$ *irhúabi : joh wérresal ginúagi.* Aber III 16$_{40}$ *joh ouh sálida ginúag : giwuag.*

Wie stark das bedürfnis des reims sich geltend macht, zeigen folgende verse, in denen in der flexionsweise des adjektivs gewechselt ist, um passende reime zu erzielen:

I 1$_{63}$ *Ríhiduam ginúagi joh sint ouh filu kuani zi wáfane snelle so sínt thie thégano alle.* I 27$_{5}$ *Wanta ér ni was so hébiger thaz er mo líbi thes thiu mér.* $_{6}$ *in wisduame so wáhi, ther ímo iz untarsáhi.* I 1$_{99}$ *Er ist gizál ubar ál io so édilthegan skál.* $_{100}$ *wíser inti kúani: thero éigun sie io ginúagi.*

Die kurzform steht jedoch auch unabhängig vom reim im versinnern vor konsonantisch anlautender silbe im wechsel mit der auf *-i* ausgehenden form. Hierbei ist nicht das streben nach regelmässigem wechsel von hebung und senkung bestimmend für die wahl der formen. Im gegenteil, zuweilen entsteht durch die kurzform synkope der senkung. Oft lässt sich vermuten, warum im gegebenen fall gerade die kurzform gesetzt ist. Wohl aus gründen des wohlklangs findet sich die kurzform vor der vierten hebung:

V 1$_{18}$ *thes mánnilih giwís si* — $_{24}$ = $_{36}$. V 1$_{30}$ *thes friuntilih giwís si* = $_{42}$ — $_{48}$

während bei veränderter wortstellung für den reim die vollform gewählt ist:

IV 37$_{23}$ *Tház uns si giwíssi : irstántnissi.* V 24$_{11}$ *Ist uns in thír giwissi : irstántnissi.* IV 21$_{36}$ *gidúa mih thes giwíssi : wárnissi.* V 6$_{32}$ *joh éigun ouh giwíssi : irstántnissi.*

Zu wirksamer verstärkung der antithese scheint die kurzform gesetzt:

II $2_{19}$ *Theist algiwis, nalas wán. theiz thuruh inan ist gidán.*

Oder das adjektiv erscheint in der kurzform, wenn auf ihm der hauptnachdruck des halbverses liegt; das adjektiv steht dann auf zweiter hebung des zweiten halbverses, also an der markantesten stelle, die ihm der dichter anweisen konnte: V $12_{85}$ *Thóh er si so mári joh ouh so wís wari,* V *wís* (*i* rad.). Die korrektur in V mag uns lehren, dass hier wohlüberlegte rücksichten walten.

Es fragt sich, wie das verhältnis der beiden formen dieser 4 adjektive zu deuten sei. Es braucht hier nicht untersucht zu werden, ob es sich um alte *a*- oder *ia*-stämme handelt; möglicherweise haben wir es mit alten *i*- oder *u*-stämmen zu tun. Für den zweck dieser arbeit genügt es, festzustellen, dass dem sprachgebrauch Otfrids beide formen geläufig sind, und dass Otfrid seine wahl in jedem fall nach reimtechnischen und stilistischen rücksichten getroffen hat.

Solche doppelformen kennt Otfrid nur für diese 4 adjectiva. Es bedarf heute wohl kaum mehr der widerlegung, dass die aufstellungen Kelles II, 303, 15 nicht haltbar sind, der die adjectiva *heil wih ser war ubil edil* als kurzformen der unflektierten form regelmässiger *ia*-stämme ansetzt. Kelle bezieht sich dabei auf ältere formen aus den glossaren und auf weit spätere formen. Diese beweisen natürlich nur, dass auch bei diesen adjektiven ein schwanken zwischen der *a*-deklination und der *ja*-deklination besteht. Für uns kommt es aber darauf an, zu beweisen, dass sich dies schwanken auch in Otfrids sprachgebrauch findet. Nach der überlieferung in den hss. müssen wir diese adjectiva unbedingt als *a*-stämme ansprechen; es lässt sich auch nicht éine form beibringen, die jene adjectiva als *ia*-stämme erweisen könnte. Das adjektiv *heil* ist bei Otfrid sehr oft belegt (vgl. Kelle III, 283); stets stellt es sich als *a*-stamm dar. Dasselbe gilt für die adjectiva *war wih ser ubil.* Got. *hails,* as. *wâr,* got. *weihs,* ags. *sâr* und got. *ubils* beweisen, dass es alte *a*-stämme dieser adjectiva gegeben hat. Ein zweifel könnte nur für das adjektiv *edil* aufkommen. T $212_1$ begegnet der *ia*-st. *edili ambaht;* ags. *ædele* ist *ia*-st. Das adjektiv kommt bei Otfrid nur 2mal vor: $S_2$ *ediles* und $L_{13}$ *Wanta er ist édil Franko.* Danach muss man für Otfrids sprachgebrauch unbedingt einen *a*-stamm ansetzen. Wie sollte die form $L_{13}$ anders zu deuten sein?

Und noch eine beobachtung spricht zwingend gegen alle ansetzungen Kelles. Die unflektierte form der *ia*-stämme gehört zu den

beliebtesten reimwörtern Otfrids. Sie findet sich an der reimstelle zahlloser halbverse: *mari* 42 *gimuati* 22 *festi* 17 *gizami* 11 *gimeini* 10 *suazi* 9 *sconi* 5 *nuzzi herti spati thrati* 4 *seltsani* 3 *elilenti* 3 und in vielen einzelnen belegen. Wenn nun *heil wih war ser ubil edil* für Otfrid *ia*-stämme sein sollen, warum begegnen ihre auf *-i* auslautenden unflektierten formen niemals im reim? Das adj. *war* erscheint bei Otfrid überaus häufig in allen möglichen formeln gerade wie der *ia*-st. *mari*. Warum findet sich nicht ebenso oft das reimwort *wari*? Das adj. *war* ist nun freilich ein recht beliebtes reimwort; 26mal tritt es im reim auf, aber eben immer nur in der gestalt *war*. Sowohl die form *war* wie die von Kelle geforderte form *wari* gibt ein treffliches reimwort. Wenn sich nur die eine gestalt im reime zeigt, so hat Otfrid eben nur diese eine gestalt gekannt.

Diese erörterungen geben die richtigen perspektiven für die beurteilung der synalöpheerscheinungen, die an der unflektierten form der *ia*-stämme sich darstellen.

Wenn II $7_{28}$ $14_{54}$, IV $21_{15}$ die form *war* und I $15_{12}$ die form *ubil* vor vokalisch anlautender hebung auftreten, so ist darüber kein wort zu verlieren. Wenn III $12_{25}$ und V $12_{33}$ vor einer mit *i*- anlautenden hebung in allen hss. die form *giwis* erscheint, so liegt hier keine elision des endvokals vor, sondern es hat hier die unflektierte form des *a*-stamms statt. Handelt es sich dagegen um die tilgung des endvokals durch synalöphe, so haben die schreiber diesen prozess regelmässig durch den elisionspunkt unter dem auslautenden *-i* der vollform dargestellt (vgl. I $5_{4}$, II $2_{34}$). III $7_{25}$ haben alle schreiber vor der senkungssilbe *ist* gleich die kurze sprechform *hert* in den text gesetzt: hier konnte es sich nur um die kurzform des adjektivs *herti* handeln. Der *a*-stamm *hart* ist wohl nur zufällig bei Otfrid nicht belegt; es ist jedoch nicht unmöglich, dass Otfrid nur den *ia*-st. kannte.

### Anhang: Gen. plur. der sw. adj.

Ein schlagendes beispiel, wie zähe die orthographische tradition längst der umgangssprache erstorbene formen konservieren kann, ist noch aufzuzeigen. Die ahd. orthographische normalform des gen. plur. der sw. dekl. endigt auf *-ôno*. In den Otfridhss. ist an stelle dieser form eine endung *-un* (*-on*) getreten, die wohl auf ausgleich an den n. a. pl. m. n. sw. adj. zurückzuführen ist. Für die flexion des sw. adj. bei Otfrid ist es nämlich charakteristisch, dass auf grund eines frühen ausgleichs der n. a. pl. m. wie ein neutr. (und fem.) auf *-un*

endigt, während der n. a. pl. m. der sw. sb. stets *-on* zeigt. 12mal lautet der gen. plur. des sw. adj. bei Otfrid auf *-un* aus, 2mal auf *-on*, eine seltenere gestalt des n. a. pl. m. n. Nur diese formen gehören der umgangssprache Otfrids an. Es kann sich nur um eine durch die orthographie konservierte schreibform handeln, wenn wir I 13$_{22}$ in allen hss. auf die volle gestalt der endung stossen: I 13$_{22}$ *thero wárono worto.* Ebenso sind die der umgangssprache längst entschwundenen formen *siu* des n. sg. f. und *sio* des n. a. pl. f. im anaphorischen pronomen nur durch die konservative orthographie in den text der hss. geraten.

## § 14. Konjunktionen.

### 1. *wanta.*

**A. *wanta* unter dem haupt- oder nebeniktus vor vokalisch anlautender senkungssilbe.**

### I. Das auslautende *-a* ist elidiert.

#### 1. Unter dem nebeniktus.

Vor *ih.*

III 16$_{65}$ *wánt ih ouh fon ímo bin.* P *wántạ ih.* V 11$_{6}$ *wanta, ih ságen thir in wár.* P *wantạ.*

Vor *es.*

III 21$_{15}$ *want es rát tho ni wás.* P *wánt.*

Vor *er.*

I 4$_{80}$ *want er wíht zin ni spráh.* II 3$_{62}$ *want er híar in libe.* II 4$_{102}$ *want er drúhtin iro wás.* II 14$_{69}$ *Want er súachit filu frám.* III 20$_{28}$ *want er scóno gisah.* III 26$_{60}$ *want er éino thaz biwárb.* IV 7$_{78}$ *want er wákar ni was.* IV 12$_{17}$ *wanta er sékilari wás.* P *want.* IV 31$_{1}$ *want er hángeta untar zuéin.* H$_{42}$ *want er gúater ni was.* H$_{64}$ *wánt er was gótes sumirih.*

#### 2. Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

I 4$_{21}$ in P gegen V: V *want iz was filu scóni.* P *wánt iz.*

Vor *ih.*

III 15$_{31}$ in P gegen V: V *Wanta ih zellu in nóti.* V *Wánta* (acc. rad.). P *Wántạ ih zellụ.* V 8$_{32}$ *wanta ih thinan námon weiz.* P *wantạ.*

Vor *er.*

I 3$_{14}$ *wántạ er was gihórsam.* P *wánt.* I 7$_{7}$ *Want er ótmuati.* II 3$_{36}$ *wánt er deta mári.* II 6$_{37}$ in V gegen P: V *wánt er nan biráarta.* P *want ér.* II 10$_{19}$ in P gegen V: V *Want ér unsih fréwita.* P *Wánter.*

### II. Alle hss. zeigen die vollform.

#### a) Unter dem nebeniktus.

Vor *ih.*

I 2$_{21}$ *Wanta, (ih zéllu thir in wán).* III 23$_{52}$ *wanta ih híar nu wás mit iu.*

Vor *ist.*

I $4_{28}$ *wanta ist gibét thinaz.* P *wánta.*

### b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

IV $18_{11}$ *wánta iz filu kált was.* V $11_{39}$ *Wanta iz mag man wízan.* P *Wánta.*

## B. *wanta* allein im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

### I. Das auslautende -*a* ist elidiert.

Vor *iz.*

I $4_{24}$ in V gegen P: V *want íz was filu scóni.* P *wánt iz.*

Vor *ih.*

II $7_{69}$ *Wanta íh thir, quad er, zálta.* P *Wantạ.*

Vor *es.*

V $19_{15}$ *Wanta es nist lába furdir.* P *Wantạ és.* III $16_{40}$ *want es ther wízzod giwuag.*

Vor *er.*

L $_{39}$ *Want ér wolta mán sin.* I $3_{42}$ *want er ther drúhtin ist.* I $4_{76}$ *want er gilóubig ni was.* I $14_{7}$ *want er then líut heilit.* P *wantạ.* I $17_{16}$ *wantạ er ni hórta man thaz.* I $27_{5}$ *Wantạ ér ni was so hébiger.* P *Wanta.* II $1_{10}$ *wanta ér iz fon hérzen gibar.* P *wantạ er.* II $4_{27}$ *Wanta ér nan harto fórahta.* P *Wantạ.* II $6_{26}$ $_{37}$ (P) $_{47}$ $7_{25}$ $10_{19}$ (V) $12_{12}$, II $13_{33}$ $14_{41}$ $_{54}$, III $14_{81}$ (V) $16_{8}$ $20_{184}$, III $23_{36}$, IV $4_{5}$ $_{47}$ $15_{30}$ $_{53}$, V $4_{62}$ $8_{25}$ $11_{23}$, V $11_{25}$ $13_{28}$ $15_{23}$ $17_{19}$ $25_{41}$ $_{49}$.

Vor *ist.*

III $17_{27}$ *wanta ist gináda suazi.* P *wantạ.*

Vor *unser.*

III $17_{25}$ *Wanta unser drúhtin zalta.* P *Wantạ únser.*

Varia.

I $12_{30}$ *wantạ éngila uns zi bílide.* III $17_{47}$ *Wanta íagilih tho thar instúant.* P *Wantạ.*

### II. Alle hss. zeigen die vollform.

Vor *iz.*

IV $28_{15}$ *Wanta íz ist so gizámi.* H $_{70}$ $_{73}$.

Vor *ih.*

III $15_{31}$ in V gegen P: *Wanta íh zellu in nóti.* V *Wánta* (acc. rad.). P *Wántạ ih zellụ in nóti.* IV $18_{24}$ *wanta íh gistuant thin wárten.*

Vor *es.*

S $_{45}$ *Wanta es ni brístit furdir.*

Vor *er.*

L $_{13}$ *Wanta er ist édil Franko.* III $9_{14}$ $_{15}$, IV $23_{25}$, H $_{46}$.

Vor *ist.*

IV $7_{54}$ *wanta ist firhólan iuih ál.*

Varia.

I $11_{51}$ *Wanta ira sún guato.* H $_{17}$ *Wanta unser líb scal wesan tház.* IV $33_{38}$ *wanta uns in zéihnunga.* P *úns.* II $16_{10}$, III $5_{11}$ $8_{26}$, IV $3_{5}$ $7_{61}$ $14_{6}$ $20_{36}$ $21_{25}$, IV $28_{3}$, V $10_{5}$ $13_{17}$, I $1_{105}$, II $16_{3}$ $11_{67}$, III $2_{13}$.

## 2. *inti.*

**A. Die konjunktion unter dem nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.**

In der senkung folgt die praep. *in.*

I. Das auslautende *-i* der konjunktion ist elidiert.

I $10_{17}$ *In wíhi intị in ríhti.* P *inti.* IV $4_{16}$ *in mámmunti int in súazi.* IV $5_{2}$ *in férti int in gánge.* V $16_{19}$ *In hímile inti in érdu.* P *int.*

II. Alle hss. zeigen die vollform.

V $2_{10}$ *in hóubite inti in brústin.* II $_{118}$ *in úbili inti in gúati.*

**B.** *inti* **allein im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.**

I. Das auslautende *-i* ist elidiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

I $11_{6}$ *int imọ es zálạ irgábin.* I $11_{43}$ *int inan fándota.* I $14_{5}$ *int in iz zéigota.* P *intị* (*ị* übergeschrieben). I $26_{2}$ *inti iz mit sinen lídin rein.* P *int.* I $27_{11}$ *int iz bi thíu datin.* II $1_{46}$ $4_{84}$, I $22_{41}$.

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I $4_{68}$ *int óuh thaz bist fyrságenti.* I $5_{24}$ *int alles líphaftes.* I $9_{35}$ *inti állo thio búrgi.* P *intị.* I $15_{19}$ *inti alla wórolt rínit.* P *intị.* I $18_{2}$ *intị eigan lánt suachen.* P *int.* I $27_{55}$ *inti allo zíti was er ér.* P *intị.* I $28_{9}$ *inti únsih io giháltẹn.* P *intị.* II $7_{19}$ *inti óug iu mina sélida.* P *intị óugu.* II $9_{21}$ *inti ella wórolt altar.* P *intị.* IV $6_{14}$ *inti ánderen gábi.* P *intị.*

II. Alle hss. zeigen die vollform.

Die hebung lautet mit *i-* an.

II $11_{14}$ *inti iro kóufmazun.* II $14_{18}$ *inti ih bin thésses thietes.* III $7_{56}$ $16_{52}$ $_{54}$ (P). IV $5_{4}$ $11_{22}$, V $17_{6}$ $18_{9}$ $21_{18}$.

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I $11_{40}$ *inti émmizigen thágta.* II $6_{28}$ *inti únsih so firsáncta.* II $6_{29}$ $8_{21}$ $9_{61}$. IV $8_{2}$ $17_{2}$ $28_{4}$, V $12_{54}$ $24_{5}$.

**C. Die konj. allein in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.**

I. Das auslautende *-i* ist elidiert.

I $2_{56}$ *mina dága intị ellu jár.* P *éllu.*

II. Alle hss. zeigen die vollform.

IV $17_{9}$ *Ther ana séilt inti ana spér.* V $14_{21}$ *mit knehton síbinin inti áz.* V $22_{8}$ *ana tóth inti ana léid.*

## 3. *oba.*

**A.** *oba* **unter dem haupt- oder nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.**

I. Das auslautende *-a* ist elidiert.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *iz.*

I $23_{29}$ *Ób iz werde wánne.* II $12_{59}$ *ób iz wirdit wánne.* III $7_{49}$ *Ob iz war zi thíu gigat.* III $14_{22}$ *joh ób iz zi thíu wurti.* IV $11_{33}$ *ob iz súlih wesan scál.* F *ab.* V $23_{94}$ *ni si óba iz quéme uns múadon.* P *óbạ iz quemẹ.*

Vor *es.*

L 51 *Oba es iaman bigan.* IV 5 19 *ob es thúrft werde.*

Vor *er.*

II 4 71 *ob er spráchi ubar ál.* III 2 13 *Wanta ob er gilóubti ubar ál.* P *ób.* III 11 12 *ób er iz thár giméinti.* F *obo.* III 11 13 *Joh ób er thaz gidáti.* IV 30 32 *nu helf er mo, ob er wólle.* F *ub.* III 19 28 in P gegen V: *sie dúan ouh, obar wólti.* P *ob er.*

Vor *ouh.*

V 21 9 *Oba ouh thér bislipfit.* P *Ob.*

## b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

IV 21 19 *Ób iz wari hínana.*

Vor *ih.*

II 12 57 *Ób ih thaz irwéllu.* III 22 61 in P gegen V: V *ob íh avur thénku.* P *ób ih.* V 20 107 *Ób ih ouh irstúrbi.*

Vor *ir.*

I 24 12 *joh ób ir es bigínnet.* IV 15 23 *Ób ir mih irknátit.*

Vor *inàn.*

III 4 20 *ób inan giwúrti.*

Vor *er.*

I 8 12 *ób er sia firlíazi.* I 11 60 *ób er tho ni quámi.* II 6 8 *joh ób er iz firslúnti.* II 6 33 *Óba er iz firlíazi.* P *Oba.*

## II. Alle hss. zeigen die vollform.

## a) Unter dem nebeniktus.

Vor *ih.*

L 9 *Óba ih thaz irwéllu.*

Vor *er.*

L 87 *oba er hábet iro rúah.*

## b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

L 21 *Óba iz ward iowánne.*

Vor *ih.*

III 16 48 in V gegen P: V *óba ih duan so sámalih.* P *oba íh.* III 18 39 *Óba ih mih mit rúachon.*

## B. *oba* allein im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

## I. Das auslautende *-a* ist elidiert.

Vor *iz.*

I 2 19 *Ob iz zi thíu thoh gigéit.* II 17 7 *Oba iz zi thíu wirdit.* P *Oba.*

Vor *ih.*

I 19 27 *Ob ih giwísso iz wésti.* II 7 52 *ob ih thir wár zelle.* III 16 48 in P gegen V: V *óba ih duan so sámalih.* P *oba íh.* III 22 15 *Ob ih iz ságen, quad er, íu.* III 22 61 in V gegen P: V *Ob íh avur thénku.* P *Ób ih.* III 22 62 *ob íh ni bin iu thráti.* IV 17 16 *ob ih iz dúan wolti.* P *íh.* IV 19 19 *Ob íh hiar úbilo gispráh.* V 20 77 *Ob ih in kárkare wás.* P *Oba.*

Vor *ir* (praep.).

II 21$_{41}$ *Ob ir in múat iu lazet.*

Vor *er.*

II 6$_{43}$ *Ob ér sih thoh biknáti.* II 10$_{2}$ *ob ér thes wolti thénken.* III 13$_{33}$ *Oba er in thía wila.* P *Ob.* III 20$_{113}$, IV 20$_{12}$ 22$_{7}$ 23$_{20}$, V 12$_{76}$.

Varia.

II 19$_{25}$, I 18$_{31}$, III 1$_{35}$ 3$_{25}$, IV 4$_{11}$ 21$_{15}$, V 1$_{9}$ 13$_{9}$.

II. Alle hss. zeigen die vollform.

Vor *ih.*

S$_{33}$ *Oba ih irbálden es gidár.* III 18$_{5}$, V 14$_{13}$, H$_{1}$.

Varia.

II 16$_{33}$ *oba iu thie líuti flúachon.* V 7$_{39}$ *Oba íaman thoh giquáti.* S$_{7}$ *Oba ir hiar findet iawiht thés.*

**C. *oba* allein in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.**

II 6$_{7}$ *Quád, ob er iz ázi.* II 22$_{40}$ *gúat, ob ir mo fólget.*

## 4. *odo.*

**A. *odo* unter dem haupt- oder nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.**

I. Das auslautende *-o* ist elidiert.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *iz.*

II 6$_{33}$ *ódo iz got bilíazi.* P *odọ iz.* III 20$_{5}$ *Odọ iz firwórahtin ouh ér.* P *Ódọ.* V 20$_{31}$ *thaz zúrnen odo iz réchen.* P *odọ.*

Vor *in* (praep.).

III 10$_{4}$ *in gánge odo in lóufti.* P *'odọ.* III 19$_{8}$ *oda in thes wórtes wige.* P *ódą.* F *odo.*

Vor *er.*

L$_{88}$ *ódo er thaz giwéizit.* P *odọ er.* IV 12$_{49}$ *Ódo er thes gisúnni.* P *Odọ.*

Vor *ouh.*

II 1$_{11}$ *ódo ouh hímil, so er gibót.* P *odọ.* II 4$_{66}$ *odo ouh wiht ni duélle.* P *odọ.* III 14$_{101}$ *odo ouh zi thíu giloufet.* P *ódọ.* V 23$_{23}$ *Ódouh thaz bibráhti.* V 23$_{247}$ in P gegen V: V *Odo óuh thaz insízze.* P *Ódọ.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *er.*

V 12$_{87}$ *Odo er íra dohti.* P *Ódọ.*

Vor *ouh.*

III 20$_{19}$ *Ódouh thurfi thénken.* P *Odọ* (*ọ* übergeschrieben). V 23$_{21}$ *Odo ouh swígenti.* P *Ódọ.*

II. Der sonant der senkungssilbe fällt hinter der vollform *odo.*

Unter dem Nebeniktus.

Vor *iz.*

IV 7$_{47}$ *Ódo iz wizi wóroltman.* P *ịz.*

### III. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Unter dem nebeniktus.

Vor *in* (praep.).

S 14 *odo in thén thingon.* I 1 95 *Odo in érdringe.* IV 35 14 *in ré odo in bára.* V 9 12 *odo in álawari.*

Vor *er.*

III 4 21 *Ódo er wanta, méinti.* IV 16 29 *Óda er horta gáhun.*

Vor *ouh.*

II 4 21 *odo ouh ánhono.* III 8 28 in V gegen P: V *ódo ouh thaz gidáti.* P *odo óuh.* III 12 8 *odo ouh rácha wese mín.* IV 13 44 *odo ouh spér thehein so wás.*

**B.** *odo* **allein im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.**

### I. Das auslautende *-o* ist elidiert.

Vor *inan.*

II 2 26 *odo inan éreti ubar al.* P *odo.* IV 2 28 *odo ínan thie ármuati.* P *odo inan.*

Vor *iawiht.*

V 20 34 *odo íawiht thes gisprécheu.* P *odo.* V 20 35 *Odo íawiht thara ingégini.* P *Odo.*

Vor *ouh.*

II 4 106 *odo óuh thes hérzen guati.* P *odo.* III 20 65 *odouh zi thíu so dohti.* V 20 23 *odo ouh si nú in gibúrti.* P *odo óuh* (acc. rad.). V 20 24 *od ouh noh wérde in alawár.* P *óuh.*

Varia.

I 27 59 *Oda íh giknewe súazo.* P *Odo.* V 23 24 *od óuga irscówoti.* V 23 249 *Odo imo tód so giénge.* P *Odo ímo.*

### II. Alle hss. zeigen die vollform.

Vor *inan.*

II 12 77 *Odo ínan thes gilústi.* V 23 252 *odo inan wiht sar smérze.*

Vor *iawiht.*

I 23 25 *odo íawiht ouh so gélphes.* V 19 49 *Odo íawiht helphan thánne.* V 23 253 263.

Vor *ouh.*

III 8 28 in P gegen V: V *ódo ouh thaz gidáti.* P *odo óuh.* V 1 12 *odo óuh mit stéinonne.* V 23 22 *odo ouh in híwilonne.* V 23 247 in V gegen P: V *Odo óuh thaz insízze.* P *Ódo.*

Varia.

II 9 28 *odo io in ínheimon.* V 23 209 *odo io in andráhta quemen thín.* IV 22 12, V 1 37 23 251, IV 21 8.

Es handelt sich um die 4 konjunktionen *wanta inti oba odo.* Andere konjunktionen, die zugleich als adverbia auftreten, sind unter den adverbien aufgeführt.

Die betonten konjunktionen *wanta inti oba odo* verlieren vor vokalisch anlautender senkung regelmässig ihren endvokal. Für *wanta* stehen 22 sprechformen 5 schreibformen (s. 352 A -353) gegenüber.

Die syntaktische funktion bringt es mit sich, dass diese konjunktionen meist einen nebeniktus tragen. Die kurzform *wánt* begegnet auch vor senkungssilben (s. 352 A, I 353) geringsten phonetischen gewichts wie *iz ih*. Der endvokal wird also seine volle schallfülle kaum mehr besessen haben. Für eine abschwächung des endvokals lassen sich aus den Otfridhss. vielleicht 2 belege beibringen: III $7_{61}$ zeigt F die form *wante;* IV $36_{23}$ scheint der endvokal in der tonbewegung des halbverses der qualität des folgenden betonten vokals angeglichen zu sein: IV $36_{23}$ *Wánta tho iz mártun,* V *Wánto.* Für *inti* begegnen nur belege vor der praep. *in*: 4 kurzformen, 2 vollformen (s. 354, 2 A, I und II). Auch *oba* verliert vor vokalisch anlautender senkung durchgehend seinen endvokal (s. 354, 3 A–356), selbst vor *iz ih* und endbetontem *inàn;* die schreibformen sind sehr selten (7 : 28) (s. 356 II). Da die konjunktion im satze relativ unbetont ist, haben sich alle erscheinungen der unbetontheit an ihr ausgeprägt. Ihrer morphologie nach stellt sie vielleicht einen alten dativ oder instrumentalis eines sb. *iba* dar, welcher in den ältesten ahd. quellen als *ibu ipu* belegbar ist. Daneben finden sich schon früh reduktionsstufen *ubi obe,* schliesslich mit buntem wechsel des endvokals *oba obe*[1]. In den Otfridhss. begegnet 3mal die form *obo:* IV $28_{20}$ in V F, II $1_{31}$ in V, III $11_{12}$ in F (V P *ob*). Der endvokal ist daher als irrationaler vokal zu definieren. Vor der senkungssilbe *er* ist 9mal die regelmässige kurzform *ob* belegt. Nur III $19_{28}$ ist in V der sonant des pronomens hinter der vollform *oba* elidiert: III $19_{28}$ *sie dúan ouh, obar wólti.* P *ob er.* Der beleg ist vereinzelt, kann also nichts beweisen. Aber er braucht auch nicht aufzufallen. Auf grund der phonetischen definition des endvokals können wir beide darstellungsformen als identisch hinstellen. Die konjunktion hat in ihrer vollform schon die mhd. gestalt erreicht.

Zu demselben ergebnis führt die untersuchung der sprechformen für die konjunktion *odo.* Da die konjunktion meist in der proklise steht, laufen in ahd. zeit die mannigfachsten reduktionsstufen mit fast beliebig wechselnden vokalen um. Der endvokal erscheint bald als *o,* bald als *a* oder *e.* In den Otfridhss. findet sich 3mal die form *oda:* III $19_{8}$ V P, IV $16_{29}$ V P, IV $35_{26}$ V *ódo* (*o* aus *a* korrigiert). Die betonte kurzform der konjunktion erscheint in 15 halbversen (s. 356, 4 A–357) vor den senkungssilben *iz in er ouh.* Vor dem pronomen *iz* ist 3mal der endvokal der konjunktion elidiert, während IV $7_{17}$ in P der sonant des pronomens getilgt ist: IV $7_{17}$ *Ódo iz wizi wóroltman,* P *iz.* Es

1) Vgl. Graff I 75.

kann also meines erachtens keinem zweifel unterliegen, dass das auslautende *-o* der konjunktion schon in der umgangssprache des 9. jahrhunderts den wert des irrationalen vokals besessen hat. Auch hier ist der mhd. sprachstand schon erreicht — was natürlich bei diesen relativ unbetonten wörtern nicht allzuviel bedeutet.

Neben den betonten kurzen satzdoppelformen *wánt ínt ób ód* (*want* s. 353 B, *int* s. 354 B, s. 354 C, *ob* s. 355 B, *od* s. 357 B) laufen satztieftonige parallelen her, die im auftakt und in der senkung vor vokalisch anlautender hebung heraustreten. Die belege der kurzen sprechformen sind überaus zahlreich.

KIEL. RUDOLF KAPPE.

(Fortsetzung folgt.)

---

# LITERATUR.

**Haupt, Albrecht,** Die älteste kunst, insbesondere die baukunst der Germanen von der völkerwanderung bis zu Karl dem grossen. Leipzig, L. Degener, 1909. X, 289 s. 20 m.

Der beredte verfasser dieses gut gemeinten buches appelliert an den 'landsturm unserer alten nationalen kraft, unser eigenstes wieder neu zu beleben'. Das deutsche volk habe das stärkste interesse daran, dass es seine rasse rein erhalten sehe. Er stimmt also in den reigen ein, der, von Chamberlain geführt — dieser mann wird s. 277 als wegweiser genannt — durch die tonart seiner einförmigen melodien in weiten kreisen des 'publikums' eindruck gemacht hat. Aber je mehr rhetorisches pathos zu derartigen weckrufen aufgewendet wird, um so fragwürdiger pflegt das tatsachenmaterial und um so sprunghafter die beweisführung der autoren zu sein. Haupt, der die eigentümlichkeit der germanischen rasse in unserer alten kunst wiedergefunden haben will, entzieht sich gleichfalls den pflichten des geschichtschreibers und redet lieber die sprache des 'erziehers', der mancherlei gesehen, gelesen und bedacht hat und nicht in erster linie unser wissen, sondern unsere gesinnung zu beeinflussen sich bemüht. Darum der aphoristische stil und das fragmentarische seines stoffes. Was Haupt in dem einleitenden teil seines buches von den gräbern, von kleidung und schmuck, von wehr und waffen und sonstigen erzeugnissen des altgermanischen kunstgewerbes erzählt, ist ein unvollständiges exzerpt, das nicht immer nach den zuverlässigsten quellen angefertigt wurde (vgl. z. b. s. 39). Doch scheinen die abbildungen geeignet zu sein, um weitere kreise mit einigem anschauungsmaterial zu versehen. Auf s. 65 gelangt Haupt zur holzbaukunst und zieht aus unserem spärlichen material die weitgehendsten schlüsse, zu deren begründung er belege aus den verschiedensten perioden deutscher kunstgeschichte versammelt und z. b. der renaissance (s. 274 f.) eine wichtige rolle anvertraut. Sein grundgedanke ist der, dass die Germanen überall, wo

sie die steinbaukunst aufnehmen mussten, mit dem ungewohnten material nach der zimmermannstechnik verfuhren (s. 75). Wer einmal in unseren älteren deutschen oder auch in italienischen kirchen sich in die unsagbar reizvolle geschichte der romanischen säulenkapitelle vertiefte, wird die Hauptschen zeichnungen froh begrüssen: aber seine kunsthistorischen schlussfolgerungen gehen viel zu weit und sind ganz ungenügend vorbereitet. In der hauptsache ist dies nicht die schuld des verf., sondern der überlieferung: 'es ist uns kein einziges wirklich bedeutendes kirchliches bauwerk der Germanen aus der zeit vor Karl dem grossen geblieben, ja beinahe keines, welches älter ist als das 11. jahrhundert' (s. 105). Die aussichten für die möglichkeit einer rekonstruktion altgermanischer bauwerke sind also sehr schlecht, trotzdem geht Haupt mit vollen segeln ans werk: er rekonstruiert das grabmal des Theoderich in Ravenna — vgl. hierzu Westd. zeitschr. 28, 136 — und gibt eine dankenswerte, gründliche beschreibung des bauwerks. Auch im verlauf widmet er sich eingehend den denkmälern der Ostgoten- und Langobardenzeit (s. 126 ff.), denn auch auf ihn haben wie auf jeden für unpersönliche barbarenkunst empfänglichen Italienfahrer diese monumente eine starke anziehungskraft geübt, seine darstellung kann aber mit der eines Cattaneo, Venturi, Rivoira nicht in wettbewerb treten. Haupt macht es sich recht bequem, wo es sich für ihn darum handelt, zu streitfragen stellung zu nehmen, das ostgotische material vom langobardischen abzusondern (s. 154 ff.) oder das von mir in dieser zeitschrift wiederholt aufgegriffene flechtornament[1] zu würdigen. Zu diesem äussert er sich folgendermassen: 'Es liegt unbedingt keinerlei grund dafür vor, die eigentliche quelle dieser verzierung immer wieder im orient zu suchen, weil auch dort seit dem 6. oder 7. jahrhundert einigermassen ähnliches zierwerk auftaucht. Weder können sich die dort vorhandenen verwandten arbeiten an charakteristischer erscheinung mit den langobardischen messen, noch reichen sie an masse und konsequenz ihrer anwendung auch nur entfernt an diese heran' (s. 158 f.). In dem den Langobarden gewidmeten abschnitt bildet selbstverständlich den höhepunkt das auch mir durch augenschein bekannte kirchlein *Sta. Maria in Valle* in Cividale (s. 174 ff.). Haupt hält den tempietto für ein geschlossenes werk des 8. jahrhunderts, für einen 'unter karolingischer herrschaft für Langobarden und nach ihren schönheitsbegriffen und zwar mit solchen mitteln und ansprüchen errichteten bau, dass auch fremde hilfskräfte mit in anspruch genommen werden mussten'. Auch in Spanien hat Haupt 'die merkwürdige erscheinung beobachtet, dass die Germanen im letzten augenblick erst, ehe sie politisch untergiengen, zu einem künstlerischen eigenwirken durchgedrungen waren, in dem ihre germanische art ohne antike verhüllung endlich rein und unverkennbar zutage tritt. Darum haben wir das 7. und 8. jahrhundert als die jahrhunderte zu bezeichnen, in denen sich der gemeinsame sondercharakter jener stämme künstlerisch am deutlichsten ausspricht' (s. 160, vgl. dazu s. 197 f.!). So wertlos derlei aperçus sind, so lebhaft wird man die detailforschungen willkommen heissen, die Haupt in Spanien angestellt und über die er s. 184 ff. berichtet hat. Nach seinem urteil ist von allen bauwerken aus der zeit, die dem einbruch der Araber vorhergeht, ein einziges vollständig übriggeblieben: die kirche S. Juan Bautista zu Baños de Cerato (s. 191 ff.); ausführliches hören wir ferner über S. Miguel de Lino (s. 202 ff.) und namentlich über die nahe dabei gelegene Sta. Maria de Naranco (s. 208 ff.). Dieses denkmal hält Haupt für

1) Zu s. 275 bemerke ich, dass es auch am dom zu Speyer vorkommt und dass man es im Berner museum noch auf tonkacheln des 13. jahrhunderts wiedertrifft.

einen fund ohnegleichen: er interpretiert es als eine — altgermanische königshalle spätestens vom jahr 750! (s. 216). Nachdem der verf. auf s. 221 die Wandalen erwähnt hat, wendet er sich zu den Franken (St. Jean in Poitiers s. 225; Jouarre s. 231; St. Peter in Metz s. 233), verliert sich aber weit über die von ihm gesteckte zeitgrenze hinaus. Schliesslich verbreitet er sich summarisch über die leistungen der Angelsachsen, widmet der holzkirche zu Greenstead einige aufmerksamkeit, hat aber den zusammenhang der angelsächsischen mit der skandinavischen architektur nicht gründlicher verfolgt, obwohl dies nicht bloss für den holzbau der stabkirche (s. 66. 273), sondern auch für die choranlage mit schmalem eingang (s. 261, 267, 269) dienlich gewesen wäre. Ich könnte mich jetzt mit dem hinweis auf Westd. zeitschr. 28, 138 begnügen; möchte aber doch wenigstens den aufsatz von A. Matthaei, Über die frühmittelalterliche baukunst in Schleswig-Holstein (Schriften d. ver. f. schleswig-holsteinische kirchengeschichte 2. reihe, bd. 3, 273 ff.) hinzufügen, um damit anzudeuten, dass mit jenem zuletzt erwähnten baugeschichtlichen motiv vielleicht der fruchtbare punkt gewonnen worden ist, von dem aus einmal ein systematiker in die altgermanische baukunst vordringen wird.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

**Wundt, Wilhelm,** Völkerpsychologie. Eine untersuchung der entwicklungsgesetze von sprache, mythus und sitte. Zweiter band: Mythus und religion. Zweiter teil (mit 8 abbildungen im text) — dritter teil. Leipzig, W. Engelmann, 1906—1909. VIII, 481 s. XII, 792 s. 11 m. 18 m.

In dieser zeitschrift (38, 558 ff.) wurde der erste teil dieses bewunderungswürdigen werkes angezeigt. Der ist inzwischen in zweiter auflage erschienen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der unermüdliche verfasser eine neue einteilung des stoffes vorgenommen hat. Er zählt jetzt die einzelnen bände der Völkerpsychologie durch, so dass auf die sprache zwei bände entfallen; der erste teil von 'Mythus und religion' ist jetzt als der dritte band des gesamtwerks herausgegeben worden und blieb auf die psychologische grundlegung der kunst beschränkt.

Wir fassen die der religion und religionsgeschichte gewidmeten teile ins auge, die in der ersten ausgabe des zweiten bands (1905) mit dem kapitel 'die mythenbildende phantasie' beginnen. Das zweite (bisher vierte) kapitel ist den 'seelenvorstellungen' gewidmet und macht den 1906 erschienenen zweiten teil des werks aus; der dritte teil (1909) brachte zwei weitere kapitel 'der naturmythus' und 'der ursprung der religion'. Auf diesen vier grossen abteilungen baut sich die völkerpsychologische religionswissenschaft Wundts vor uns auf. Die wichtigsten kapitel sind für uns die beiden mittleren: 'seelenvorstellungen' und 'naturmythus'; aber sie können ohne das, was ihnen vorhergegangen ist und was ihnen nachfolgt, nicht voll gewürdigt werden.

Von affekten der wahrnehmung, von affektmässigen psychischen erlebnissen, von den ausdrucksformen dieses gesteigerten lebens war Wundt im ersten teil bei seiner grundlegung von kunst und religion ausgegangen. Diesen standpunkt habe ich mit warmer anerkennung begrüsst (Zeitschr. 38, 560 f.). Von ihm aus hatte Wundt die kultischen tänze als ausdrucksbewegungen intensiver erlebnisse vortreff-

lich analysiert (Zeitschr. 38. 562 ff.). Es handelte sich dabei um den affektvollen ausdruck gemeinsamer erfahrungen und gemeinsamer lebenswünsche. Wie die kunst, so beginnt also die religion mit der befriedigung zwingender lebensbedürfnisse[1], und hier wie dort ist das allgemeinste verfahren die von starken affekten eingegebene belebende apperzeption. Besonders glücklich erschien uns Wundt, wo er im einklang mit jenen vordersätzen die tierischen motive der religion als die ursprünglichsten ausdrucksformen der affektvollen apperzeption erklärte und uns die gründe entwickelte, aus denen der theriomorphismus wie in der kunst, so auch in der religion älter ist als der anthropomorphismus. Als affektvolle sprachäusserung hatte sodann Wundt die poesie (darunter die zauberpoesie) geschildert und von den verschiedensten richtungen her den zauber auf machtwirkung eines erhöhten, affektvollen lebensgefühls zurückgeführt. Das waren lauter vortreffliche ergebnisse psychologischer forschung, und man durfte hoffen, dass nach der gleichen, streng psychologischen methode Wundt auch die einzelphänomene der religion zur darstellung bringen werde.

Mir will es nun so vorkommen, als ob diese hoffnung nicht erfüllt worden sei. Wundt hat nicht mehr mit derselben konsequenz des denkens die religionsgeschichtlichen probleme auf seine psychologischen grundbegriffe zurückzuführen vermocht. Intellektualistische oder gar rationalistische einflüsse machen sich in einem umfang geltend, auf den ich nicht vorbereitet war. Ich will ein beispiel geben

'Die jenseitsvorstellungen', deren religionsgeschichtliche bedeutung unbestritten ist, werden von Wundt mit ganz auffallender kürze behandelt (im dritten teil s. 552 ff.). Man wird sich in einer völkerpsychologie vielleicht schon an dem von Wundt gewählten terminus stossen, denn es handelt sich hier doch eigentlich nicht um 'vorstellungen', sondern um die apperzeption der ausserhalb des körpers wandernden seele, und die ist, wenn überhaupt in irgendeinem fall, so beim 'jenseits', von den gesteigerten lebensinteressen der mitglieder einer religionsgemeinschaft eingegeben. Wenn irgendwo die affekte die apperzeption beherrschen, so bei dem verlangen nach einem schöneren leben im lande der seligen oder bei der furcht vor dem lande der toten. Nun hebt ja auch Wundt hervor (3, 553), dass das jenseits nicht bloss ein nüchternes spiegelbild des diesseits, sondern 'jeweils nach den affekten der hoffnung und furcht, der liebe und des hasses, die an das eigene oder an ein fremdes geschick geknüpft sind, phantastisch umgestaltet sei'. Die phantastischen gestalten, die das totenreich bevölkern, hofften wir von Wundt ebenso schön nach derselben methode erläutert zu bekommen wie etwa die phantastischen gestalten der zauberischen maskentänze. Aber dieser aufgabe hat sich Wundt fast völlig entzogen. Er sagt: 'wo wir überhaupt auf einer frühen stufe geistiger kultur vorstellungen von einem jenseits begegnen . . . sind sie nicht bloss überhaupt unsicher, sondern lassen insbesondere auch eine differenzierung nach bestimmten affekten vermissen'. Die forschungen Erwin Rohdes sind hier offenbar zu kurz gekommen (vgl. s. 557), und die eindrucksvollen zeremonien, die die bestattung oder verbrennung der leichen begleiten, sind nicht nach gebühr ausgebeutet worden (vgl. s. 558). Das ist um so mehr zu bedauern, als Wundt der überzeugung ist, dass die vorstellungen von der unterwelt in übereinstimmenden zügen über die verschiedensten teile der erde verbreitet und darum in allgemein psychologischen motiven begründet sind (s. 560). Diese motive entwickelt er aber in folgendem, uns wohl nicht ohne grund rationalistisch

1) Vgl. A. Bonus, Isländerbuch 3, 214.

anmutendem tenor[1]. 'Die unterwelt wird zu einem reich für sich, das endgiltig unter die erde verlegt ist. Demzufolge ist nicht nur der weg finster, der zu ihm führt, sondern es ist selbst dunkel und kalt . . . nicht minder sind die bewohner des totenreiches jetzt ganz zu schatten, zu reinen ebenbildern der traumgestalten geworden ... Das erste dieser motive ist der anblick des starr und kalt daliegenden leichnams, der den frostschauer, der von ihm ausgeht, auch auf seine künftige wohnstätte übertragen lässt. Das zweite ist das schattenhafte traumbild, die schattenseele, die auch, wo ihre scheidung von der körperseele eine dauernde bleibt, allein nach dem Hades wandert und auf die nun jene kälte des toten samt der trauer um ihn als eine ihm selbst zukommende eigenschaft übertragen wird. Als drittes kommt hinzu die grabstätte, die den toten aufnimmt und die ihm, solange die sitte des begrabens und der eindruck des todes die jenseitsvorstellungen beherrschen, unweigerlich das unsichtbare reich unter der erde als künftige wohnstätte anweist. Dabei wirken dann wiederum die nacht, die den toten umfängt, nachdem er sein auge für immer geschlossen, und das dunkel des seinen körper aufnehmenden grabes zusammen, um das totenreich selbst zu einer stätte der finsternis zu machen. Endlich als viertes und letztes motiv kommt die sonne hinzu, die am abend versinkt, um in eine welt unter der erde zu gehen (s. 562 f.). 'Diesen den objektiven eindrücken des todes und seiner begleiterscheinungen entstammenden motiven gehen nun schliesslich zwei subjektive parallel, die in den starken affektwirkungen, die jene eindrücke dauernd zurücklassen, ihre quelle haben. Das eine, das primitivere, ist die furcht vor dem dämon des toten . . . das zweite motiv besteht in der todesfurcht des lebenden selbst . . . damit wird der Hades zu einer objektivierung des strebens, sich den gedanken an den tod fernzuhalten' (s. 564)[2]. 'Das unausbleibliche symptom wachsender todesfurcht ist dann die ausstattung des Hades mit bildern des schreckens. Wie auf erden, so ist es nun auch in der unterwelt das ungeheuer in seinen mannigfachen formen, in dessen phantastischer ausgestaltung sich die wachsende furcht betätigt. Wenn dabei die ungeheuer der tiefe vor andern meist dadurch sich auszeichen, dass sie als peinigende und fressende geschildert werden, so liegt auch hierfür der grund in ihren besonderen entstehungsbedingungen. Kann sich die zerstörung des begrabenen leichnams dem auge nicht ganz entziehen, so setzt der mythus dies werk der verwesung in das der Hadesungeheuer um, die bald unmittelbar dem bild im und am boden verborgener tiere, den schlangen, skorpionen, kröten entnommen, bald wie bei den sonstigen ungeheuertypen mit weiteren phantastischen eigenschaften ausgestattet werden' (s. 565). Wo bleiben hier die affektmässigen apperzeptionsformen einer kindlichen phantasie, für die es nichts 'phantastisches' gibt? wo bleiben die zaubermässigen kräfte einer von ihrem leibe getrennten seele? wo bleibt der seinerzeit von Wundt so glänzend behandelte theriomorphismus und wo bleiben die den theriomorphismus auch auf diesem feld ablösenden anthropomorphisierungsprozesse?

Wundt selbst erklärt kategorisch, der intellektualismus sei unzulänglich, um irgendeine der grossen schöpfungen des menschlichen geistes, und vor allem, um

1) Vgl. schon 2, 64: 'Das primitive denken verlangt die übergänge, in denen die psyche von dem leibe sich löst, mit augen zu sehen.' Wundt hat sich hier an die stelle des handelnden menschen gesetzt (vgl. 2, 67).

2) Auffälligerweise erklärt Wundt solche denkoperationen für 'relativ ursprünglich' (s. 565).

die der religion zu begreifen (teil 3, 682); 'denn der intellekt gibt sich, während er allegorien zur verdeutlichung seiner begriffe künstlich erfindet, zugleich einem spiel phantastischer vorstellungen hin, das die geschichtliche wirklichkeit mit zauberleben und wundern umstrickt' (s. 722) — ich denke, dies wort wird gerade von den wohlwollendsten beurteilern am lautesten seinem urheber ins gedächtnis gerufen werden. Teil 2, 234 f. stellt Wundt die these auf, 'dass das tier früher als der mensch zum objekt des kultus geworden sei'. Dieser primitive tierkult ist nach unserem psychologen getragen von dem glauben an die verwandtschaft von tier und mensch, an die abstammung des menschen vom tier, an den ursprung eines stammesverbands aus einem bestimmten tier (totemismus). Das muss denen wie die stimme aus einer fremden welt klingen, die von Wundt bisher gelernt hatten, die apperzeption der affekte mit dem tiersymbol zu verknüpfen, das tier als vergegenständlichung der menschlichen affekte zu betrachten. Davon ist leider jetzt nicht mehr allzuviel die rede. Der tierkult wird nicht mehr bloss als primitive (völkerpsychologische) ausdrucksform der religiösen affekte definiert und von dieser grundlage aus durch die stadien seiner entwicklungsgeschichte bis zum idealstil einer anthropomorphen darstellung verfolgt. Das totemtier ist nach Wundt seelentier, d. h. epiphanie einer menschlichen seele (2, 241); dass es aber zu allererst als apperzeption seelischer affekte verstanden werden müsse, wie nach Wundts stillehre zu erwarten wäre, wird nicht gesagt. Wenn gewisse tiere als epiphanien von ahnenseelen galten, wenn der tierische ahn dem menschlichen vorausgieng, so handelt es sich dabei nicht um ein zufälliges mythologisches phantasieren, sondern um ein notwendiges produkt der seelenmetamorphose (2, 269)[1]. Aber gerade die notwendigkeit der apperzeption einer religiös oder zaubermässig erregten seele als seelentier hätte psychologisch, so scheint mir, nur durch die naturformen der apperzeption menschlicher affekte begründet werden können. Sind auf niedriger kulturstufe die ausdrucksformen und anschauungsformen der affekte tierischer art gewesen, so konnte von dem psychologen eine tierische ahnenseele kaum anders interpretiert werden als auf dem wege, dass ein gesteigertes, leidenschaftlich erregtes leben hinter der tierischen form gesucht wurde. Wundt bleibt aber bei 'eigenschaften' des ahnen stehen, die nicht dem intuitiven, sondern dem raisonierenden denken angehören. Dass die geister der vorfahren das leben des menschen schützend begleiten, ist sicherlich ein glaube, der allen stufen des mythologischen denkens eigen ist. Er wurzelt aber schwerlich in der pietät gegen das alter (2, 270), sondern eher in der affektmässig erlebten überlegenheit, die das heranwachsende geschlecht von einem mitglied der älteren generation als einem mit seelischer energie besonders begabten individuum empfangen hat. Dessen gesteigertes lebensgefühl bekundete sich in seiner machtwirkung, also weckten rein instinktive gefühlsimpulse primitiver art bei den überlebenden die tierform einer lebensmächtigen ahnenseele. 'Viele legenden über tierische oder halbtierische ahnen gestalten sich dadurch verwickelt, dass in ihnen zugleich die gewinnung der zaubermittel geschildert ist, und dass nicht selten der bericht, wie irgend ein tierischer oder halbtierischer vorfahr solche zaubermittel entdeckt oder verfertigt oder an seine nachkommen vererbt habe, eine hauptrolle spielt. Ist es doch begreiflich, dass diese zaubermittel in der schätzung der gewissermassen theoretischen frage nach seinem eigenen ursprung überlegen sind' (2, 278). So spricht der psycholog.

1) Die jetzt von Wundt bevorzugte redensart 'metamorphose' finde ich nicht sachgemäss.

Aber der ist seinen eigenen prämissen entfremdet, wenn er sagt, für den totemistischen tierahn habe man damit zu rechnen, dass das 'dem eigenen leben fremdere sein des tieres als ein rätselhaftes und darum zaubermächtiges erscheine' (2, 270; vgl. z. b. auch 2, 392 f.). Gelegentlich taucht die zutreffendere auffassung doch wieder empor (2, 285. 289). Der tierahn ist nicht eine paradoxe abart, sondern er erscheint als die allein mögliche (stilgesetzliche) primitive form des ahnenkults — diese vortreffliche these Wundts (2, 271) wäre wirksamer bewiesen worden, wenn er die kritik des primitiven denkens, wie er sie auf die urgeschichte der kunst anwendete, auch den urgeschichtlichen ausdrucksformen der religion hätte zugute kommen lassen. Vergleiche ich seine darstellung religionsgeschichtlicher probleme mit den kunstgeschichtlichen abschnitten seines werkes, so erscheint mir seine auffassung der religion immer wieder als eine theoretische abstraktion. Es ist der mythus auf abstrakte formeln abgezogen worden (1, 596) und darum in diesen teilen der völkerpsychologie viel zu viel von 'begriffen' und von 'vorstellungen' [1] die rede (z. b. 'bei der inkorporierung handelt es sich offenbar um eine verbindung der beiden disparaten begriffe der körperseele und der psyche' 2, 61; 'das ursprünglichere ist die allgemeine vorstellung, dass die seelen der ahnen in bestimmten tieren verkörpert seien' 2, 277; vgl. 455 f. u. a.). Es wird dem irrtum vorschub geleistet, dass die abstraktion 'seele' schon in den anfängen der menschheit vollzogen worden sei. Diese abstraktion ist aber dort zwecklos, wo der mensch sie nur vollzogen hat, um sie wieder aufzuheben, wenn er die seele vom körper schied und doch wieder verkörperte. Nur das letztere ist in unserer überlieferung gegeben, dass die seele als ein körper, und zwar als ein tierkörper, gesehen wurde. Wir können darum nur 'anschauungen' gelten lassen und müssen auf begriffe und vorstellungen resolut verzichten. Wundt aber hat (2, 1 ff.) mit abstrakten seelenvorstellungen allzu reichlich operiert [2]. Erst lange darnach (2, 307 ff.) wird er ihrer kultischen bedeutung inne und betont ihren zusammenhang mit den tabugebräuchen. Diese führt er auf den affekt der furcht zurück. Warum nicht die seelenvorstellungen? Die quellen des tabu entspringen da, wo die primitivsten und zugleich dauerndsten menschlichen triebe ihren ursprung nehmen. Diese sind es, die den leib des verstorbenen ebenso wie seine seele vor der berührung zu schützen heischen und den primitiven animismus mit all seinem zauberglauben erzeugen. 'Ursprünglich nichts anderes als die objektiv gewordene furcht vor der in dem tabuierten gegenstand verborgengedachten dämonischen macht, verbietet das tabu, diese macht zu reizen, und es gebietet, wo es wissentlich oder unwissentlich verletzt worden ist, die rache des dämons zu beseitigen . . . Das tabu ist der älteste ungeschriebene, aber durch furcht und schrecken seine herrschaft behauptende gesetzeskodex der menschheit' (2, 308). Dass die seelenvorstellungen unter den vorwaltenden affekten der furcht und des schreckens stehen, gilt also bei Wundt für ausgemacht (2, 45; die furchtmotive geben die seelenvorstellungen ein [2, 49]; die furcht vor der seele des verstorbenen diktiert die behandlung der leiche [2, 68] und weckt die spukgestalten der seele [2, 86], den angsttraum und andere krankheitsanfälle 2, 111). Damit steht in einem gefährlichen gegensatz die Wundtsche

1) Wundt wendet gegen Herbart ein (1, 574), dass die tiefsten quellen des mythologischen denkens nicht aus irgendeinem mechanismus der vorstellungen, sondern aus den menschlichen affekten und trieben entspringen.

2) 'Es stünde schlimm um die religionswissenschaft, wenn mythologische vorstellungen nur als produkte mythologischer abstraktion vorkämen' (1, 597).

behauptung, der primitive animismus bilde in gewissem sinne eine systematisierung der seelenbegriffe (2, 161). Für psychologisch brauchbar kann ich nur halten, was Wundt am gleichen orte hinzufügt: 'insofern in den seelenvorstellungen die unmittelbarsten, überall gleichen lebensinteressen des menschen, die befriedigung seiner sinnlichen triebe und die furcht vor schmerz und unheil zum ausdruck kommen, ist der primitive animismus zugleich ein bild jener allgemeinsten gefühlsrichtungen, die nie und nirgends verschwinden'. 'Je ursprünglicher der zustand eines naturvolks ist, um so mehr stehen dem toten gegenüber die affekte der furcht im vordergrund' (s. 163). Es ist von Wundt nicht bewiesen worden, dass es so ausschliesslich die affekte der furcht und des schreckens gewesen seien, wie er sie zu worte kommen lässt — es ist wohl die ganze skala der den lebensinteressen korrespondierenden affekte in anschlag zu bringen —, aber die von mir ausgewählten belegstellen, denen andere folgen könnten, zeigen, dass Wundt die seelenvorstellungen nicht systematisch und ausschliesslich von seiner affektlehre aus beleuchtet und für die historisch-philologische einzelforschung zurechtgelegt hat [1]. Die ethnologische erfahrung als solche, sagt unser autor (2, 165), kann uns höchstens lehren, was früher und was später in der reihenfolge der erscheinungen ist. Ob ein bestimmter komplex von tatsachen den anspruch erheben darf, als der ausgangspunkt gelten zu können, darüber kann nur die völkerpsychologie entscheiden: ihr fällt die aufgabe zu, die erscheinungen relativ ursprünglicher zustände nach ihrer psychologischen bedeutung zu prüfen und darnach zu entscheiden, ob sie nach allgemein psychologischen gesichtspunkten den charakter der ursprünglichkeit besitzen oder nicht; ursprünglich kann nur eine erscheinung sein, die vermöge der schon auf den primitiven menschen einwirkenden eindrücke und der von ihnen unmittelbar erweckten gefühle und assoziationen nach allgemeinen psychologischen gesetzen verständlich ist und einer ausserhalb dieser nächsten sphäre der natürlichen umgebung und des eigenen wesens liegenden interpretation nicht bedarf (2, 166). Angesichts dieser klar formulierten aufgaben des völkerpsychologen, der es mit eindrücken und gefühlen und deren assoziationen und schliesslich mit apperzeptionen zu tun hat, musste Wundt zur ablehnung der rationalistischen kausalitätstheorien gelangen (2, 180 ff.): 'für die erscheinungen des zauberglaubens trifft die geläufige auffassung, die den ursprung der zaubervorstellungen gewissermassen in einer auf abwege geratenen kausalen interpretation sieht, durchaus nicht zu' (s. 182). Die voraussetzung dieser theorie, wonach der naturmensch überhaupt zu einer kausalen verknüpfung der ereignisse geneigt oder genötigt sei, beruht nach Wundt auf einem psychologischen irrtum. Ich habe jedoch den eindruck bekommen, als ob sich Wundt von dieser landläufigen theorie nicht völlig befreit habe.

1) Es mutet uns wie veraltete, von Wundt selbst gerichtete vulgärpsychologie, wie fadenscheinige mythologie der guten alten zeit an, wenn er die von ihm bekämpfte (1, 543 ff.) naturalistische theorie doch wieder retten will (2, 174. 179) und uns rationalistische mythendeutung statt religionspsychologie vorsetzt (2, 55 f. 64 u. ö.), wenn wir bei ihm lesen: 'Hat erst die furcht etwa aus dem unsichern eindruck eines fahlen lichtscheins oder eines in verschwimmenden umrissen gesehenen baumstumpfs das gespenst geschaffen, und hat dieses wieder erschreckend auf das gemüt zurückgewirkt, so projiziert nun das letztere seinen eigenen affekt abermals in das irrende gespenst. Dieses wird nun selbst von furcht, schrecken, sehnsucht oder verzehrender sorge umhergetrieben. Auf diesem boden bilden sich so zwei gattungen von gespenstervorstellungen . . .' (2, 374, vgl. 44); oder ein anderes beispiel: 'so erscheinen alle diese schutzdämonen durchaus nur als personifikationen der bitten, die man an sie richtet, und der hoffnungen, die man auf sie setzt' (2, 464).

Es muss aber noch ein anderes bedenken erhoben werden. Ich hatte gehofft, gerade der völkerpsycholog werde (nach seinen ausführungen über die phantasie des kindes) an den in einer kultgemeinschaft organisierten oder an einzelnen religiösen menschen — nicht an abstrakten vorstellungen — die religionsgeschichtlichen grunderlebnisse aufzeigen. Nun hat er auch in der tat hier zugegriffen. Was er die 'wachvision' nennt, führt die höchste anspannung aller seelischen kräfte und in verbindung mit ihr die grösste unmittelbarkeit der wirkungen mit sich: 'nur der wachvisionär ist der echte prophet, der von dem geiste, den er in sich wohnen glaubt, unwiderstehlich hingerissen wird, so dass er sich in dem wachen handeln und reden seines visionären zustandes selbst als ein anderer fühlt, als der er im gewöhnlichen leben ist'. So hat Wundt den 'religiösen' menschen (ἔνθεος) in seiner geschichtlichen erscheinung wohl erfasst. Aber von diesem massgebenden typus der religionsgeschichte ist Wundt bei seinen grundsätzlichen erörterungen nicht gelenkt worden. Er hat dieses natürliche objekt religionswissenschaftlicher forschung, er hat die ekstase als die summe der spezifisch-religiösen affekte erwähnt (2, 99), aber nicht zum eckstein seines systems gesetzt. Und doch knüpft sich an die ausdrucksbewegungen der religiös in einer kultgemeinde organisierten personen der natur der sache nach das hauptinteresse des forschers. Als ausdrucksbewegungen der religiösen verbände bezeichnet Wundt ganz richtig den orgiastischen kultus (2, 103): 'er entspringt aus ausdrucksbewegungen, in denen auf der einen seite das heisse begehren des menschen nach erfüllung seiner wünsche, auf der andern der glaube an die eigene zauberhafte tätigkeit ihren ausdruck finden'. Hier ist Wundt mit meiner auffassung von den religiösen grundkräften (Zeitschr. 38, 563) zusammengetroffen. Von hier aus ergaben sich als das eigentliche gebiet völkerpsychologischer analyse die ausdrucksbewegungen religiöser menschen oder vielmehr religiöser gemeinschaften. Aber Wundt hat mit den ‚vorstellungen' des primitiven menschen angehoben, während er am kultus hätte festhalten müssen, sofern wir unter kultus die gesamtheit der religionspsychologischen ausdrucksbewegungen zusammenfassen.

Vom kultus ist Wundt so weit abgerückt, dass er im dritten teil seines werkes eine breit ausgeführte literaturgeschichte des märchens, der sage und der legende geschrieben hat, die nur darin ihre rechtfertigung findet, dass der verfasser immer noch auf die mythischen 'vorstellungen' gewicht legt. Ich bin darin ganz anderer meinung und fürchte, dass die von grosser belesenheit zeugende literarhistorische analyse des ‚mythenmärchens' (3, 60 ff.) nicht am gehörigen orte untergebracht worden ist. In diesem fall werden nämlich wir literarhistoriker vielerlei und grundsätzliches auszustellen haben; aber ich will mit meinen einwendungen, die auf die von Wundt vernachlässigten kategorien der märchentechnik und des märchenstils einerseits, des sagenstils andererseits sich beziehen, zurückhalten und lieber mein bedauern aussprechen, dass neben den poetischen und naturmythischen vorstellungen, denen der dritte teil (wie der zweite teil den seelenvorstellungen) gewidmet ist, der kultus eine viel zu bescheidene rolle spielt (3, 593 ff.). Wichtige ausdrucksformen des religiösen lebens, wie z. b. das orakelwesen, sind wohl gestreift, aber nicht mit gleicher anteilnahme wie die dichterischen elemente geschildert.

So entlässt uns das grosse dreibändige werk mit geteilten gefühlen. Der fortschritt über den bisherigen stand unseres wissens und forschens hinaus ist doch nicht so gross, wie wir zu hoffen wagten. Ungeteilte bewunderung wird die arbeitsenergie finden, mit der von Wundt die gewaltige stoffmasse bewältigt worden ist. Im ersten teil setzt er mit dem kapitel 'die mythenbildende phantasie' ein. Er berichtet über die

mythologischen theorien (1, 527 ff.) unter den rubriken: konstruktive mythologie (s. 532), symbolistische und rationalistische mythendeutung (s. 551), analogietheorie und wanderhypothese (s. 562), illusions- und suggestionstheorie (s. 571). Darauf folgt ein abschnitt: 'allgemeine psychologie der mythenbildung' (s. 577): mythologische apperzeption, wahrnehmungsgehalt der mythologischen vorstellungen, mythologische assoziation, wechselbeziehungen zwischen den psychischen faktoren der mythenbildung. Den schluss des ersten teils bildet eine grundsätzliche erörterung der begriffe m y t h u s und d i c h t u n g nach ihren unterschieden (s. 590 ff.), ihren wechselwirkungen, ihren veränderungen und ihren beziehungen zu den völkerpsychologischen aufgaben. Die unterscheidung von mythus und dichtung hat, wie wir gesehen haben, grundsätzliche bedeutung und wird von Wundt als eine hauptaufgabe der psychologischen mythologie bezeichnet. Er unterzieht daher auch die mythologische dichtung einer völkerpsychologischen betrachtung; aber erst nachdem er den mythenkreis durchwandert hat, wendet er sich der dichtung zu und steckt ihre grenzen gegen den mythus ab. Den mythus gliedert Wundt in zwei grosse gebiete; seelenmythus und naturmythus sind sie von ihm genannt worden. Vom seelenmythus handelt Wundt unter der überschrift 'die seelenvorstellungen' (2, 1 ff.) im zweiten teil der Völkerpsychologie. Die allgemeinen formen der seelenvorstellungen leitet er aus einem doppelten ursprung der 'seelenbegriffe' ab: körperseele (2, 5 ff.: nieren, blut, ausscheidungen und andere zum menschen gehörige dinge als seelenträger, böser blick) und hauchseele (psyche 2, 40 ff.: schattenseele, hauchseele, hauchzauber, seelenwurm, schlange, seelenvogel, baumseele, traumbild). Die sich entwickelnden seelenbegriffe geraten unter den einfluss ekstatischer zustände (2, 94 ff.: vision, ekstase, prophetie u. a.; befreiung der seele vom körper), die seele geht in einen dämon über (2, 109 ff.: inkubation, angsttraum, fratzentraum, alptraum); erst nach diesen begriffsmässigen analysen gelangt Wundt zu den komplexen: seelenglaube und seelenkult (2, 131 ff.). Religionsgeschichtlich erreichen und durchlaufen die seelenvorstellungen nach Wundt folgende entwicklungsstufen: 1. primitiver animismus (2, 142 ff.) mit ausgebildetem zauberwesen und fetischismus, 2. animalismus und manismus (2, 234 ff.: totemismus und tabuzeremonien, ahnenkult), 3. dämonenvorstellungen (2, 365 ff.: spukdämonen, krankheitsdämonen, vegetationsdämonen, schutzdämonen). In dieser entwicklungsreihe seines chronologischen systems gelangt Wundt schliesslich zu einer metamorphose der primitiven seelenvorstellungen, die nahe an die göttergestalten heranführt. Zu demselben resultat gelangt sein entwicklungsgeschichtliches denken beim naturmythus, den er den seelenvorstellungen koordiniert (3, 1 ff.). Er sondert die einzelnen bestandteile des naturmythus in märchen und sagen und legenden, erachtet es als seine aufgabe, in breiter ausführung eine literaturgeschichte[1] des märchens, sofern es seinem naturmythus anheimfällt (,mythenmärchen'), zu geben; kürzer behandelt er den mythus in sage und legende. Beim m ä r c h e n geht er von einem primitiven mythenmärchen aus (3, 60 ff.), das wir philologen nach seinen stilmerkmalen der hauptsache nach als ätiologische sage, nicht als märchen, geschweige denn als mythenmärchen definieren würden. Die entwickelteren hauptformen des mythenmärchens — dessen grundlegende seelenreisemotive bezw. chthonische motive nicht erkannt sind — stellen sich Wundt in den kategorien des glücksmärchens (3, 89 ff.), des mythologischen tiermärchens

1) Auch das problem der entstehung der götter ist ihm in erster linie ein literarhistorisches: der held der sage ist das urbild des persönlichen gottes (3, 391).

(3, 122 ff.), des vegetationsmärchens (3, 180 ff.), des himmelsmärchens (3, 207 ff.) und des kulturmärchens (3, 294 ff.) dar. Die literaturgeschichte der sage (3, 323 ff.) datiert Wundt von der orts-, stammes- und wandersage; daraus entsteht die heldensage (3, 357 ff.: Herakles, Argonauten, Nibelungen, Dietrich von Bern, Ilias); die heldensage ist der mutterboden der göttersage (3, 393 ff.), deren jüngste sprossen die kosmogonischen und apokalyptischen sagen bilden. Als die wichtigste rubrik in diesem reich gegliederten 'naturmythus' schildert uns Wundt die legende (3, 472 ff.: heilbringerlegende, Buddhalegende, Christuslegende); an sie gliedert er einen fast selbständigen abschnitt über die heiligen zahlen an (die heilige drei, sieben, neun, zwölf 3, 530 ff.) und beschliesst das ganze kapitel mit dem abschnitt 'die jenseitsvorstellungen' (3, 552 ff.: himmel und hölle), die ihm als sehr jungen datums erscheinen. Unter der überschrift 'der ursprung der religion' (3, 593 ff.) führt uns Wundt zu den kultformen (zauber- und dämonenkult 611, vegetationskult und jahresfeste 619, kampf der kulte, ackerbauer und nomade 632, heils- und heiligungskulte 643, kultus der chthonischen götter 646), zu den kulthandlungen (gebet 656, opfer 667, heiligung 683, vergöttlichung 696) und kultlegenden (Demeter, Dionysos, Mithras, Christus, Buddha 3, 709 ff.). Nachdem er damit seine übersicht über die psychologischen hauptformen im mythus und in der religion der völker unserer erde zu ende gebracht hat, lässt er den dritten band ausklingen in eine darlegung dessen, was ihm an der religion als das wesenhafte erschienen ist, und in die forderungen, die er für die gegenwart und zukunft der religion auf dem herzen hat (s. 726—766). Das auf die drei teile des zweiten bandes der Völkerpsychologie sich erstreckende register (s. 767—792) ist von H. Lindau bearbeitet.

Mit Wundts auffassung vom wesen der religion kann ich mich ihres vorwiegend intellektualistischen charakters wegen nicht befreunden. Unter den religiösen motiven schiebt sich ihm die idee der zugehörigkeit des menschen zu einer übersinnlichen welt in den vordergrund, und diese beziehung des menschen zur übersinnlichen welt soll sich nicht lediglich in 'gefühlen' äussern, sondern in vorstellungen ('sie mögen so unzulänglich oder so dunkel sein, wie sie wollen, dem religiösen gefühl geben sie seinen halt' 3, 753). Religion ist nach Wundt 'das gefühl der zugehörigkeit des menschen und der ihn umgebenden welt zu einer übersinnlichen welt, in der er sich die ideale verwirklicht denkt, die ihm als höchste ziele menschlichen strebens erscheinen' (3, 739). Diese definition wird uns, wenn wir uns um das verständnis unentwickelter religionen bemühen, nicht fördern, denn sie ist viel zu abstrakt und mit allzu komplizierten reflexionen belastet. Weit anschaulicher bringt Wundt das 'religiöse' bei einer der wichtigsten ausdrucksformen, bei der kultlegende, heraus: in ihr erscheint die persönlichkeit des gottes als die trägerin der lebensgüter, die im kultus gefeiert und erstrebt werden (3, 709 f.), und unter diesen gütern steht obenan das leben selbst, das auch Wundt als ausschlaggebend erachtet für die definition der spezifisch religiösen wesen, der götter ('unsterblichkeit das grösste ihrer vorrechte' 3, 336, 'unbegrenzte lebensdauer' 399). Schon für den kult ist von Wundt mit recht die ausdehnung der erstrebten heilsgüter auf das jenseitige leben erwähnt worden (3, 649); auch nach seiner ansicht (eine andere ist s. 391 angedeutet) hat der kultus die götter geschaffen, nicht umgekehrt (3, 643); die definition des kultus ist daher entscheidend für die definition der götter bezw. der religion. Wenn nun a. a. o. Wundt die affekte, 'die die gemeinsame sorge um das gedeihen und die zerstörung der unentbehrlichen subsistenzmittel des lebens begleiten', für den kult bezw. für die entstehung der götter ins feld führt, so hätten

wir diese praktische erwägung des lebensproblems und der lebensnotwendigkeiten gerne in seiner entscheidenden definition wieder vernommen.

Was Wundts totalauffassung von der religionsgeschichte anlangt, so muss man sich bei dem studium seiner gedankengänge unaufhörlich bewusst bleiben. dass der autor in eine untersuchung der soziologischen entwicklungsgesetze von mythus und religion eingetreten ist und weit davon entfernt bleibt, eine psychologische systematik zu geben oder die religiösen grundformen zu erschöpfen. Aber die reiche induktion bildet doch wiederum eine zierde der beiden bände. Um sie musste er sich mit besonderer energie bemühen, weil nach Wundt die religion ein ergebnis der lebenserfahrung ist. Der mensch musste sich seine religiösen ideen allmählich erwerben (2, 232 f.). In der geschichte dieses prozesses lässt Wundt zwei entwicklungsstadien anschaulich hervortreten. In den primitiven anfängen herrscht der 'zauber', erst den höheren formen widmet er das prädikat 'religion' in engerem sinn. Die terminologie Wundts weicht nun darin wesentlich vom herkommen ab. dass er mit dem ausdruck 'zauber' ungefähr gleichbedeutend auch den ausdruck 'mythus' gebraucht. Durch den mythus wurde die religion vorbereitet. aus dem mythus hat sich religion entwickelt, und zwar so kontinuierlich, dass eine scharfe abgrenzung zwischen mythus und religion nicht möglich ist. 'Die grenzen des übergangs der vorreligiösen in die religiöse stufe bezeichnen die des übergangs von mythus und religion. Wie diese grenzen keine absoluten sind, sondern sich in stetigen übergängen abstufen, so reicht auch der mythus nicht nur überall in die religion hinüber, sondern er bildet in allen wirklichen religionen ein unentbehrliches requisit' (3. 612 f.). Ein hauptbegriff ist daher für Wundt das, was er 'religiösen mythus' nennt. Denn die begriffe mythus und religion dürfen nicht gleichgesetzt werden. In dem mythus spiegelt sich nach Wundt die gesamte weltanschauung des naturmenschen; auf einer je ursprünglicheren stufe wir das menschliche bewusstsein antreffen, um so mehr beherrscht die mythologische auffassung alle gebiete des lebens und denkens. Es gibt also mythen, denen eine religiöse beziehung durchaus abgeht. Grundlegend für den Wundtschen begriff des mythus scheint mir seine these, dass der mythus ganz und gar eingetaucht ist in die kausalität des zaubers (3, 594). Darnach müsste man annehmen, dass Wundt dem begriff 'zauber' als oberbegriff den unterbegriff 'mythus' subordiniert habe. Ich muss aber bekennen, dass mir überhaupt nicht klar geworden ist, wie Wundt die für seine vorreligiöse stufe wichtigsten termini 'zauber' und 'mythus' des genauern abgegrenzt sehen will. Das wort 'mythus' gebraucht er jedesfalls in doppeltem sinn, und das ist sehr störend. Wenn der mythus alle gebiete des lebens und denkens beherrschte, so sollte man denken, dass er von Wundt als oberbegriff gesetzt worden sei und nicht der zauber; damit stünde im einklang, dass das märchen (nicht der zauber) als die einfachste und am meisten in sich geschlossene form des mythus bezeichnet und ausdrücklich mythenmärchen von zaubermärchen unterschieden wird (vgl. 3, 30. 43 f.)[1]. Da nun aber der zauber im zusammenhang der 'seelenvorstellungen', das märchen im zusammenhang des 'naturmythus' abgehandelt ist, drängt sich die vermutung auf. zauber und mythus seien koordinierte oder korrespondierende begriffe. Diese schlussfolgerung ist jedoch angesichts der bedeutung, die Wundt dem zauber z. b. in der kunstgeschichte hat widerfahren lassen, nicht aufrecht zu erhalten, widerstreitet auch der aussage. dass der zauber der konstitutive faktor des mythus bezw. des

1) Hier ist der 'zauber' fast ganz verflüchtigt.

märchens sei. So bleibt also hier eine unklarheit in der begriffsbestimmung bezw. in der terminologie bestehen, die dadurch noch gesteigert wird, dass Wundt den 'mythus' auch als dichtung abhandelt. Diese unklarheiten möchte man bei einer zweiten auflage gern beseitigt sehen. Ich würde empfehlen, im titel des gesamtwerkes den terminus 'mythus' gar nicht zu gebrauchen [1], sondern ihn durch 'zauber' zu ersetzen und namentlich auch die unterscheidung von mythenmärchen und zaubermärchen zu beseitigen. Ein 'mythenmärchen' ist nach 3, 30 ein solches, das der ursprünglichen mythenbildung angehört; ein 'zaubermärchen' ist die form der erzählung, die der stufe des zauberglaubens wirklich entspricht, sofern zauberglaube die überlieferte norm des denkens und handelns für den primitiven menschen ist (3, 79). Da nun an einer andern stelle des Wundtschen werks, wie wir schon gehört haben, 'mythus' die norm alles primitiven lebens und denkens heisst, so gewinnen wir eine sehr störende tautologie, der (nach teil I) zugunsten des wortes 'zauber' ein ende bereitet werden müsste. Denn was Wundt 1, 602 ff. 'ursprünglichen' oder 'eigentlichen' mythus nennt, ist offenbar dasselbe wie 'primitive zaubervorstellungen'. Könnte sich der verfasser ausserdem entschliessen, den doppeldeutigen begriff 'mythus' bloss als literarhistorischen terminus technicus für den mythus der dichtung, genauer für diejenige kultische form religiöser dichtung zu verwenden, die er als kultlegende und mit recht als die religionsgeschichtlich wichtigste gattung mythologischer poesie bezeichnet, so bliebe er einigermassen im einklang mit dem bisherigen sprachgebrauch und würde viel dazu beitragen, dass seine erörterungen auf die historischen einzeldisziplinen einfluss gewinnen.

Wenn ich vorerst gegen die dem 'mythus', 'naturmythus' usw. gewidmeten abschnitte des Wundtschen werks mich ablehnend verhalte, betone ich um so nachdrücklicher die verdienstvolle behandlung des zauberwesens im 2. teil der Völkerpsychologie. Kollidiert mit dem lebens- und machtgefühl des einzelnen bezw. einer kultgemeinde die furcht vor dem unerwarteten (2, 181), so wird der mensch — ich gebrauche dieses wort stets als kollektivum — genötigt, das gebiet der eigenen willenshandlungen zu überschreiten und mit dem unerwarteten sich auseinanderzusetzen. Greift nun der handelnde auf ereignisse über, die ausserhalb seiner sphäre liegen, so gelangen wir zu den zaubervorstellungen (2, 184). Der primitive zauber bewegt sich in den formen menschlicher willenshandlungen, überschreitet aber den bereich des persönlichen kontakts und äussert, von starken affekten beflügelt, eine geheimnisvolle wirkung in die ferne (2, 187). Zauber ist fernwirkung seelischer kraft, ausdrucksbewegung eines affektvollen machtgefühls, gegen eine dem eigenen willen direkt nicht erreichbare macht geübt. Jede zauberhandlung führt Wundt im letzten grund auf ein und dasselbe motiv zurück: es sind die menschlichen wünsche, die sich in wirklichkeit umsetzen kraft des einflusses von seele auf seele (2, 198. 200). Dies wird besonders deutlich, wo die willenshandlung sich mit sprachlichen ausdrucksbewegungen verbindet (wortzauber, zaubersprüche, gebet). Nachdem der glaube an direkten einfluss von seele auf seele verblasste, wandelte sich die zaubertechnik, und es ging die direkte seelenwirkung in eine 'magische' wirkung über; diese bedarf als indirekter zauber eines mediums. Leblose medien, mit kräften magischer nah- oder fernwirkung geladen, nennen wir amulette oder talismane oder reliquien; tiere derselben qualität nennen wir totems (heilige tiere);

1) Namentlich auch deswegen nicht, weil der begriff 'mythus', wie ihn Wundt definiert, mehr der literaturgeschichte als der religionsgeschichte angehört (vgl. 1, 594 f.).

personen, die als medien indirekten zaubers dienen, sind zauberer oder heilige. Vortrefflich wird von Wundt da, wo diese medien in den kultus übergehen, betont, dass es sich nicht um privatangelegenheiten handelt, sondern dass gemeinsame angelegenheiten der stammesgenossen (kultgemeinde) vorliegen. So schildert er den fetisch als das produkt einer primitiven sozialen organisation (2, 226 f.). Denn dem innersten wesen nach ist der kultus vom zauberbrauch so wenig unterschieden als der priester vom zauberer: das differenzierende merkmal ist die fortgeschrittenere kultusorganisation. Undisziplinierter zauber, bei dem Wundt die individuellen leistungen wohl zu hoch einschätzt, hat sich zu einem der sitte unterstellten gemeindekult weitergebildet. Das wichtigste agens war in diesem fall die genealogische und soziale wertung des kultobjekts[1]; sie verflocht das objekt und die ihm gewidmete verehrung in die bedürfnisse der staatlich organisierten gesellschaft. Soziale kraft äusserte sich aber insbesondere auch in dem trieb, der jetzt die veranstaltung des kultus leitete, in dem schutzbedürfnis, das durch eine art vertrag zwischen dem kultobjekt und seinen verehrern befriedigt wurde. In schöner übereinstimmung mit dem, was Wundt früher über die geschichte des tiersymbols ausgeführt hatte, vertritt er die meinung, dass das tier zufrühst — nicht der mensch — objekt des gemeindekults geworden sei (2, 234 f.). Allmählich ist aber die kultische bedeutung der tiere niedriger eingeschätzt worden: sie sind später hinter die anthropomorphen götter in eine ihnen untergeordnete rolle zurückgesunken ('heilige tiere'). So hat Wundt hier allerorten wiederum die überlebsel unserer tradition mit der ihnen gebührendan wertung erfolgreich zur geltung gebracht und die für den aufbau der religionsgeschichte erforderlichen zeitstufen blossgelegt.

1) Für dieses prinzip empfehle ich den anschluss an die forschungen der französischen soziologen und religionshistoriker, denen Wundt allzu skeptisch gegenübersteht und die auch ihrerseits mit Wundt vorerst noch nicht zusammengehen können (vgl. H. Hubert et M. Mauss, Mélanges d'histoire des religions. Paris 1909).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

**Axel Olrik**, Nordisk aandsliv i Vikingetid og tidlig middelalder. Gyldendalske boghandel, Nordisk forlag. Kopenhagen und Kristiania 1907.

Axel Olrik ist unstreitig einer der geistreichsten forscher auf dem gebiete der nordischen altertumskunde. Seine abhandlungen über 'Ragnarok' (Aarböger for nordisk oldkyndighed 1902) und sein gross angelegtes werk 'Danmarks Heltedigtning' (b. I 1903) gehören zu dem bedeutendsten, was die nordische sagen- und mythenforschung in den letzten jahren geliefert hat. In der vorliegenden arbeit hat der verfasser sich die schwer zu lösende aufgabe gestellt, das geistesleben der nordischen völker in der wikingerzeit und dem älteren mittelalter innerhalb des engen rahmens von 108 seiten gross-oktav darzustellen[1]. Deshalb gibt der verfasser mehrmals nur andeutungen, wo man, um das gesagte recht zu würdigen, eine wirkliche beweis-

1) Die arbeit ist ursprünglich als eine abteilung des grossen werkes 'Verdenskulturen' erschienen. Dieses werk gibt eine übersicht der kulturentwicklung der ganzen welt.

führung hätte fordern müssen[1]. Olrik ist überhaupt mehr mythen- und literaturforscher als eigentlicher historiker. Am interessantesten sind die ausführungen Olriks über religion, mythendichtung, sage usw.; sie sind gründlich durchdacht und feinsinnig, werfen in viele richtungen neues licht und machen seine arbeit zu einem hoch interessanten, genussreichen buche, das auch, ins deutsche übersetzt, gewiss sehr viele leser finden würde[2]. Dagegen ist es in der darstellung Olriks nicht so leicht den verschiedenen geschichtlichen schichten und der entwicklung des geisteslebens zu folgen. Der leser, der nicht ein sachkundiger ist, ersieht daraus nicht leicht, dass das geistesleben der nordischen völker sich zur zeit der völkerwanderung anders als während der wikingerzeit gestaltete. Er erfährt z. b. nicht, welche mythen- und sagenmotive älter als die wikingerzeit sind, und welche erst während dieser zeit nach den nordischen ländern gelangt oder hier entstanden sind. Überhaupt hätte man einen besonderen abschnitt über das nordische geistesleben im 7. und 8. jahrhundert gewünscht. Die abschnitte II (mythendichtung) und III (götterglaube) sind überaus lehrreich und interessant. Mit vollem recht unterscheidet der verfasser mythus und götterglauben. Die mythen, denen wir in den Eddaliedern begegnen, sind dichtungen; man hat an sie nie wirklich geglaubt, ebensowenig wie man in Athen alles glaubte, was über Zeus oder Aphrodite gedichtet wurde. Olrik hat auch meines erachtens völlig recht, wenn er sagt (s. 27), dass innerhalb der nordischen kultusformen zwei verschiedene schichten vorliegen. Die eine, der naturgebundene gottesdienst, ist die ältere, die zweite, der tempel- und bilderdienst, die jüngere. Man ersieht jedoch nicht leicht aus der darstellung Olriks, was die wikingerzeit auf dem gebiete des glaubens neues brachte und wie glaube und kultus sich früher (z. b. um das jahr 700) gestalteten. Wo und wann ist z. b. der Walhallglaube entstanden? Sind vielleicht in den bei Vendel in Upland gefundenen gräbern[3] die ersten spuren dieses glaubens zu finden?

In der darstellung Olriks treten auch nicht überall die eigentümlichkeiten der verschiedenen teile des skandinavischen nordens stark genug hervor. Das gesamtwort 'nordisch' wird zu oft an stelle von norwegisch, dänisch oder schwedisch angewendet. In dem sonst vorzüglichen abschnitte 'götterglaube' (s. 26 ff.) sieht es so aus, als ob kultus und götterglaube überall in den nordischen ländern ziemlich gleichartig gewesen wären. Nach der ansicht des referenten bestand in dieser hinsicht ein grosser unterschied. Dazu haben nicht nur die vielen lokalgötter (Thorgerd Hölgabrud im nördlichen Norwegen, Gefion in Dänemark usw.) beigetragen, sondern auch die tatsache, dass Odin am meisten in Dänemark, Thor am meisten in Norwegen und Frey am meisten in Schweden (und in Tröndelagen) verehrt wurde. In entlegenen gegenden haben sich uralte glaubens- und kultusformen bis zur einführung des christentums erhalten. Hier hat man den elben geopfert, *alfablót* abgehalten[4] und sogar einen phallusdienst bewahrt[5]. In einzelnen tälern haben sich wohl noch während der wikingerzeit die ältesten mitglieder der sippe das

1) Z. b. s. 26, wo der 'bragebecher' (***bragarfull***) als 'der becher Thors' erklärt wird.

[2) Eine deutsche übersetzung (von W. Ranisch) ist inzwischen bei Winter in Heidelberg erschienen. Red.]

3) Vgl. Sveriges historia, utg. af E. Hildebrand I 197 ff.

4) Heimskringla, Ólafs s. helga k. 19.

5) Vgl. den Vǫlsa þáttr in der Flateyjarbók II 331—336.

leben genommen, indem sie sich von einem hohen felsen hinunterstürzten[1]. Der glaube, der in den Eddaliedern zum ausdruck kommt, hat wohl überhaupt für das volk wenig bedeutung gehabt. Sogar auf Island hat man ja in einzelnen familien steinen und bäumen geopfert und geglaubt, dass die vorfahren nach ihrem tode in einem felsen in der nähe vom hofe lebten[2].

Von Odin und dem Odinkultus gibt Olrik (s. 30–32) eine feinsinnige schilderung. Er führt aus, wie das Odinsbild während der wikingerzeit immer wächst und wie der Asaglaube in der Odinverehrung sozusagen seinen gipfel erreicht. Einen inneren gegensatz zwischen dem Thor- und dem Odinkultus hat es jedoch, wie ich glaube, niemals wirklich gegeben. Die könige von Northumberland haben sowohl Thor wie Odin verehrt. Auch ein kultus von Thor war mit hoher geistiger entwicklung vereinbar, wie das beispiel von Dublin, wo dieser gott besonders verehrt wurde, beweist.

Zu den interessantesten abschnitten von Olriks werk rechne ich kapitel IV 'heldendichtung'. Der verfasser versteht es wie niemand sonst, die alten sagen wieder lebendig zu machen. Er führt uns in das werden und leben der sagen hinein und lässt uns die innere logik derselben erkennen. Wie geistvoll bespricht er z. b. die Welsungensage in ihren verschiedenen bestandteilen! Leider hat es der enge rahmen der aufgabe dem verfasser nicht erlaubt, die wanderungen der sagen zu verfolgen.

Von den eigentlichen dichtungen der wikingerzeit werden ebenfalls einige besprochen, z. b. das bei Saxo Grammaticus aufbewahrte 'Ingjaldslied', das der verfasser liebevoll und eingehend behandelt und 'die erste bewusste verherrlichung des wikingerlebens' nennt. Besonders schön sind seine ausführungen über die 'Vǫluspǫ́', deren verfasser Olrik 'den grössten dichtergeist der wikingerzeit' nennt. Seine besprechung dieses merkwürdigen gedichts gehört zu den interessantesten abschnitten der ganzen arbeit. Man wünscht nur, dass der verfasser, der die 'skaldenkunst' (abschnitt VII) so eingehend und geistreich behandelt, auch eine ausführlichere zusammenfassende darstellung der 'Eddadichtung' und der volkstümlichen dichtung[3] gegeben hätte. Hier erhebt sich übrigens noch eine frage, die man gern beantwortet haben möchte: repräsentieren die Eddalieder und die skaldengedichte die älteste stufe nordgermanischer dichtung, oder hat es noch ältere, uns verlorene dichtungen wie bei anderen germanischen völkern gegeben? Es ist ja längst bewiesen worden, dass die Eddalieder sprachlich der wikingerzeit angehören und nicht aus einer älteren zeit herstammen können. Dagegen hat der gedanke Schücks[4] viel verlockendes, dass die nordischen völker schon

1) Vgl. Saga Gautreks konungs (Fornaldar sögur III s. 7): '*Hér er sá hamarr við bæ várn, er vér kǫllum Gillingshamar, ok þar í hjá er stapi sá, er vér kǫllum Ætternisstapa: . . . því heitir þat Ætternisstapi, at þarmeð fækkum vér várt ætterni, þegar oss þykir stór kynsl við bera.*' Diese erzählung, die im westlichen Schweden an der grenze von Norwegen spielt, bekommt eine merkwürdige bekräftigung durch die schwedischen ortsnamenforschungen. In Väne härad (Älvsborgslän) liegt ein berg, Häkleklint, dessen höchster teil *Ättestupan* genannt wird. Es geht die saga, dass hier in der heidenzeit menschen sich hinabstürzten (Ortsnamnen i Älvsborgslän XII, Stockh. 1906, s. 164).

2) Vgl. Landnáma II k. 16; Eyrb. c. 4, 10; Njála c. 14, 10.

3) Zu dieser rechne ich die historischen gedichte 'Haraldsmál', 'Eiriksmál' und 'Hákonarmál', die mit den altenglischen 'Äthelstans sieg' und 'Byrthnoth' viel ähnlichkeit haben.

4) H. Schück, Studier i nordisk literatur- och religionshistoria.

zur zeit der völkerwanderung eine reiche dichtung besassen. Die bildlichen darstellungen auf den bei Vendel in Upland gefundenen helmen (um 600) zeugen doch ebenso wie die auf Öland gefundenen bronzeplatten von sagen und heldendichtungen, die wir heute nicht mehr kennen. Und wie kann man es, ohne ältere gedichte anzunehmen, erklären, dass der Schwedenkönig Egil im 'Ynglingatal' (str. 21) richtig '*Skilfinga niðr*' und nicht wie gewöhnlich '*Ynglinga niðr*' genannt wird? Diese frage hängt überhaupt mit der frage nach der kultur der nordischen völker zur zeit der völkerwanderung eng zusammen. Freilich ist ja die nordische geschichte vor dem 9. jahrhundert zum grössten teil in dunkel gehüllt. Aber wahrscheinlicherweise wird man doch in der zukunft mehr und mehr erkennen, wie viele neue kulturelemente durch die verbindung mit südlicheren germanischen völkern, mit Goten und Herulern und später mit Franken und den seekundigen Friesen, schon im 6. und 7. jahrhundert in die nordischen länder eingedrungen sind. Ist doch das dänische königtum zu Leire, wie es scheint, in vielen äusseren formen dem merowingischen königtum nachgebildet[1]! Viele fremdwörter sind ebenfalls höchst wahrscheinlich älter als die wikingerzeit (A. Bugge, Vesterlandenes indflydelse s. 12 f.). Vor allen dingen liefert auch das neulich bei Oseberg gefundene schiff den beweis, dass die landschaften am Kristianiafjord schon im anfang des 9. jahrhunderts auf eine jahrhundertlange kultur- und kunstentwicklung zurückblicken konnten.

Knapp, aber anschaulich und das wesentliche hervorhebend schildert der verfasser die mächtigen wellenschläge der wikingerzeit, und wie der einfluss fremder kulturen die nordischen menschen allmählich umbildet. Kurz, aber nachdrücklich wird auch der einfluss des fränkischen reiches und des Carolus-magnus-ideals auf das nordische (d. h. norwegische) königtum betont. Eine übersicht über den angelsächsischen einfluss, der so stark in den vielen fremdwörtern der Eddalieder und in der ältesten norwegischen kirchenordnung hervortritt, hätte man daneben auch gewünscht. Ausführlich wird dagegen der irische einfluss behandelt. Nach einer kurzen, feinsinnigen schilderung der irischen dichtung behandelt der verfasser einzelheiten der irischen einwirkung. Er findet spuren davon in der bildenden kunst, in der sagaschreibung und in der dichtung. Die bedeutung Irlands

1) Das königtum zu Leire wird *Hleiðrar stóll* ('der stuhl von Leire') genannt (Grottasongr, str. 20). Sonst hatten die nordischen könige nur ihren hochsitz (*ondvegi*). Diese vorstellung von der bedeutung des königsitzes zu Leire in der wikingerzeit kann nur aus einer älteren zeit stammen, aus einer zeit, wo die dänischen könige wirklich zu Leire residierten. Die vorstellung vom throne (oder stuhl) als symbol des königtums ist dem merowingischen königtum entlehnt, wo das *solium regni* sich unter einfluss spätrömischer symbolik entwickelt hat. Wie lebendig die vorstellung von der grösse Leires noch im 10. und 11. jahrhundert war, ersieht man deutlich aus den münzen. Die ältesten nordischen münzen sind um 900 und, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, in Dänemark geprägt (Hauberg, Udmyntninger og myntforhold i Danmark indtil 1146, s. 7 ff.). Einige davon sind nachahmungen älterer münzen, die Karl der grosse zu Duurstede herstellen liess. Andere zeigen echt nordische bilder, z. b. einen hirsch von einem perlenkranz, einer schlange und einer triskele umgeben oder einen hirsch mit schlange, triskele und einem kleinen gesichte mit langem schnurrbart. Auf münzen Knuts des grossen finden wir ebenfalls einen hirsch von den drei letztgenannten symbolischen figuren umgeben (vgl. A. Bugge, Vesterlandenes indflydelse paa Nordboerne i Vikingetiden). Der hirsch ist, mit anderen worten, ein symbol des königtums. Ist dies richtig, was kann wohl der hirsch anders vorstellen als den königssaal von Leire? Vgl. die halle *Heorot*, d. i. hirsch, von der der dichter des 'Beowulf' singt.

für die entwicklung der skaldenkunst wird betont (s. 59). Die künstlichen reimschlingungen der ältesten skaldengedichte erinnern, wie Olrik meint, an irische kunstdichtung. Auch eine andere eigentümlichkeit der skaldenpoesie, die 'kenningar', hat sich nach der ansicht des referenten unter irischem einflusse entwickelt. Freilich gehören umschreibungen seit uralten zeiten zur germanischen poesie. Diese kenningar, die wir ebenfalls in den Eddaliedern finden, sind aber poetisch, natürlich und leicht zu verstehen und sind von denjenigen, durch welche die skalden ihre gedichte schmücken, völlig verschieden. Die skaldischen kenningar erfordern besondere kenntnisse, vor allem eine intime bekanntschaft mit der mythologie und sagengeschichte. In den schulen, in denen die skalden ihre kunst gelernt haben müssen, war das erlernen der kenningar wahrscheinlich die hauptsache. Bei den am meisten beliebten kenningar bildet bekanntlich ein götter- oder heldenname einen hauptbestandteil. So wird das gold z. b. *Sifjar svarðfestar*, *Þjassa þingskil* und *rógr Niflunga* genannt. Die Iren, bei denen die kunstpoesie wie bei allen Kelten uralt ist, hatten ähnliche bardenschulen, wo der angehende dichter eine sehr sorgfältige ausbildung genoss[1], und die irischen kunstdichter scheinen ebenfalls gelehrte und verzwickte umschreibungen oder ‚kenningar' als eine hauptzierde der bardischen poesie angesehen zu haben. Wir ersehen dies vor allem aus dem hoch interessanten *Immacallam in dá thuarad* (d. h. 'das gespräch der zwei weisen'), einem werke, von dem die ältesten jetzt existierenden abschriften aus dem 12. jahrhundert stammen, das aber wahrscheinlich schon während der wikingerzeit gedichtet worden ist[2]. Dieses gespräch, in dem zwei barden proben ihrer kunstsprache geben, ist voller kenningar. — Auch der gelehrte herausgeber des 'Immacallam', Whitley Stokes, benutzt in seinem glossare den ausdruck 'kennings'. — Diese irischen kenningar haben ganz denselben charakter wie diejenigen der skaldenpoesie, wie ich durch einige beispiele aus dem glossare und der übersetzung von Stokes zeigen werde:

*coll creth*, 'hazels of poetry'; eine kenning, die dichterische inspiration bezeichnet. — An den quellen des Boyne-flusses wuchsen haselstauden poetischer inspiration. —

*druchta dea*, lit. 'dews of a goddess', a kenning explained by *i hith blicht*, 'corn and milk', Cormac[3].

*indber raithe*, 'estuary of bounties', a kenning for a ship.

*Níall-maige*, 'Niall-plains', Ireland.

*Rig mna Nuadat*, 'the forearm of Núadas wife', d. h. der fluss Boyne.

*Sciath Aithirni*, 'der schild des Athirne', eine kenning für 'schmähgedicht, spottgedicht'.

*Síd mna Nechtain*, 'the elfmound of Nuadás wife', d. h. der fluss Boyne.

*Sliastai sadbai*, 'literally' thighs of a goodly abode', an obscure kenning for some part of a house'.

1) Vgl. Colloquy of the Two Sages, hg. von Whitley Stokes (Revue celtique) s. 8: *Luid iarum in mac sin do foglaim écsi i n-Albain co Eochu Echbél*, 'Now that son went tho learn science in Scotland unto Eochu Echbél'.

2) Vgl. v. 247, wo die nordleute oder Wikinger *gait báin* ('fair stammerers') genannt werden, und v. 244: 'Outlanders [*echtrainn* L. *Gaill* R.] will consume the plain of Erin'.

3) Cormac, d. h. 'The glossary of Cormac', transl. by O. Donovan, ed. by Whitley Stokes.

Zwischen den hier aufgeführten irischen und den altnorwegischen und isländischen 'kenningar' besteht eine so frappante ähnlichkeit, dass notwendigerweise ein zusammenhang anzunehmen ist. Wenn dies der fall ist, müssen die nordischen skalden von den Irländern gelernt haben. Das umgekehrte ist nicht wahrscheinlich; denn die irische kunstdichtung ist jahrhunderte älter als die altnorwegische [1].

Olrik findet auch in den Eddaliedern keltischen einfluss. Er ist (s. 57) der ansicht, dass die 'Rígsþula' nicht der nordischen, sondern der irischen mythologie angehört. Der gott Ríg, der dem gedichte seinen namen gegeben hat, ist nicht der alte Heimdal, nach dem die menschen in 'Vǫluspá' *megir Heimdallar* ('die söhne Heimdals') genannt werden. Er ist nach Olriks meinung 'der Lug oder Ríg-Mór (grosskönig) der Iren, der stammvater der drei stände und derjenige, der die menschen allerlei kunstvolle beschäftigungen lehrte'. 'Das gedicht gibt uns die lebensanschauungen des königtums des 10. jahrhunderts, einer zeit, wo nordländer und westländer im begriff standen, miteinander zu verschmelzen. Das von dem jungen Kon gegründete geschlecht führt seinen ursprung teils auf Erna (d. i. Erin, Irland), teils auf Dana, die tochter könig Dans, zurück.' Die theorie Olriks enthält viel bestechendes. Ich bin selber ebenfalls der zuerst von Vigfusson ausgesprochenen ansicht, dass in der 'Rígsþula' deutliche spuren keltischen einflusses erkennbar sind, und dass *Rígr* im irischen rí (gen. ríg) 'könig' entspreche. Das irische rí kommt aber meines wissens nie als name vor. Lug wurde auch nicht Ríg oder Ríg-Mór genannt; dagegen war er könig von Irland. Ich kann auch nirgends finden, dass Lug als stammvater der stände angesehen wurde. Ein stammvater der verschiedenen stände, auf den der häuptling wie der schweinehirt ihren ursprung zurückführten, wäre auch mit der irischen klanverfassung schwer vereinbar. Lug wurde wesentlich als erfinder gedacht [2]. Dagegen gab es eine dichtergöttin Brigit, die tochter des Dagda Mór, königs von Irland (*ingen in Dagdai Móir ríg Herenn*), die zwei gleichnamige schwestern hatte, von denen die eine ärztin war und die andere die schmiedekunst betrieb [3]. Möglich ist es jedoch, dass, wenn der gott Heimdal *Rígr* ('könig') genannt wird, dies unter einfluss von irischen dichtungen geschieht, wo götter wie Lug und der Dagda könige von Irland (*rí Erenn*) genannt werden.

Nach der ansicht Olriks ist Erna, die tochter des Hersir, eine personifikation von Erin (Irland), während Dana, die tochter Dans, Dänemark repräsentiert. Dieser meinung kann ich mich nicht anschliessen, wenn ich auch in dem namen einen irischen anklang finde. Mein verstorbener vater Sophus Bugge hat in seinen hinterlassenen aufzeichnungen auch die 'Rígsþula' behandelt. Nach seiner ansicht ist Erna, das sonst nie vorkommt, derselbe name wie *Eðna* [4]; so hiess (Fornmannasǫgur I s. 199) die mutter des Orkneyiarls Sigurd Lodvesson: Eðna ist aber kein norwegischer oder nordischer, sondern ein keltischer name, = ir. *Eithne*, *Ethne*. Die 'Rígsþula' ist überhaupt keine mythologische, sondern eine historische dichtung und für ein norwegisches fürstengeschlecht auf den britischen inseln, wo Gaelen

1) Auch nach dem hofe Karls des grossen verbreitete sich von Irland aus die mode der 'kenninger'; vgl. Alcuins 'Disputatio Albini cum Pippino regali'.

2) Colloquy of the two sages, s. 29 n. 7: 'His Lug that invented a fair and a ball and a horsewhip'.

3) Cormacs Glossary, transl. O'Donovan, ed. Whitley Stokes, s. 23, vgl. s. 144 und 'Colloquy' s. 30 f.

4) Er vergleicht diesen lautübergang mit altnorw. *baðmr* und *barmr*; altnorw. *miǫðm* = norw. dial. *mjörm*, *mjærm*.

wohnten, geschrieben. Zwar sagt Finnur Jónsson in seiner neuen Geschichte der isländischen literatur, dass die gesellschaft, die der dichter der 'Rigþula' vor augen habe, die norwegische sei; darüber kann nach seiner meinung kein zweifel herrschen[1]. Er kann jedoch nicht bestreiten, dass *Rígr* das irische rí ist. Ist aber dies der fall, so kann die 'Rigsþula' nur auf den britischen inseln geschrieben sein.

Die 'skaldenkunst' bildet einen besonderen abschnitt. Olrik liefert hier eine ausgezeichnete allgemeine charakteristik der skaldenpoesie. Wie vortrefflich ist hier der grösste und am meisten typische unter den nordischen skalden, Egil Skallagrímsson, dieses merkwürdige gemisch von gut und böse, von bauer und höfling, mit seinem hässlichen gesicht, seinem eckigen kopfe und seiner wolfgrauen haarmähne geschildert! Hier wird zum erstenmal die altnordische dichtung von innen heraus dargestellt.

Die gelungensten abschnitte von Olriks arbeit sind jedoch vielleicht diejenigen, die saga und sagaschreibung behandeln (s. 79—89). Vorzüglich ist die charakteristik der Egils saga, in der der verfasser mit geschickter hand die verschiedenen elemente, welche die saga gebildet haben, sondert: I. die gedichte Egils, II. die geschlechtssage, was die nachkommen Egils von ihm und Skallagrim erzählten, III. die volkssage, in der die taten und schicksale des geschlechts noch grössere dimensionen angenommen haben, IV. die kunst des sagamannes (oder vielleicht der sagamänner), der z. b. die meisterhafte szene, wie Egil nach dem tode seines bruders in der halle könig Aethelstans sitzt, und überhaupt der roman von Egils jugend zuzuschreiben ist. Die saga ist nach Olrik aus gleichzeitigen erzählungen hervorgegangen, ist aber zugleich auch bewusste kunst, in der man zuweilen sogar literarische vorbilder nachweisen kann. So ist z. b. nach Olrik die Brynhild der heldendichtung für die Guðrún Osvifsdóttir der 'Laxdoelasaga' vorbildlich gewesen, und in der oben genannten schilderung von Egil nach dem tode seines bruders spürt er einen nachhall irischer heldendichtung, die die wut Cuchulinns besingt. Durch ein eingehendes kulturgeschichtliches studium der verschiedenen sagas würde man vielleicht noch deutlicher feststellen können, welche teile alte überlieferung enthalten und welche dichterische erfindung des sagamannes sind. Ein solches studium macht sogar die echtheit einzelner lausavisur der Egilssaga zweifelhaft. Es heisst in dieser saga (kap. 67, 10. 11): '*Arinbjǫrn hafði jólaboð mikit . . . Hann gaf Agli at jólagjǫf slæður gǫrvar af silki ok gullsaumaðar mjǫk, settar fyrir allt gullknǫppum í gegnum niðr. Arinbjǫrn hafði látið gera klæði þat við vǫxt Egils. Arinbjǫrn gaf Agli alklæðnað nýskorinn at jólum. Váru þar skorin í ensk klæði með mǫrgum litum.*' Diese erzählung wird durch eine angeblich von Egil gedichtete strophe beglaubigt. Hier heisst es im anfang:

'*Sjalfráðe lét slæðor*
*silke drengr of fenget*
*gollknappaðar greppe.*'

Arinbjǫrn soll also nach dieser strophe Egil als weihnachtsgabe seidene, mit goldenen knöpfen besetzte prunkärmel geschenkt haben[2].

Von den langen prunkärmeln sagt der beste kenner des mittelalterlichen

1) Finnur Jónsson, Den islandske literaturs historie tilligemed den oldnorske (Kbh. 1907), s. 58.

2) Wegen der bedeutung von *slæður* vgl. Fritzner, Ordbog over det gamle norske sprog III s. 436

höfischen lebens, Alwin Schultz, folgendes[1]: 'Zu den hemden gehörten ärmel, welche aber nicht mit dem hauptteil aus einem stück geschnitten oder angenäht waren, sondern die jedesmal erst erforderlichenfalles angeschnürt oder angeheftet wurden. Die später noch (cap. 7) zu besprechenden, weit herabhängenden ärmel, mit denen man einen grossen luxus trieb, und welche die damen ihren verehrern zum geschenke machten, gehörten wahrscheinlich nicht zum oberkleide, sondern waren zum hemd zu rechnen.... Die mode der langen ärmel war schon im 11. jahrhundert aufgekommen; Ordericus Vitalis klagt bereits über diesen verwerflichen luxus; aber am ende des 12. jahrhunderts bedauert der dichter des Partenopeus de Blois, dass diese schöne tracht mehr und mehr abkommt. Doch war bis zum anfang des 13. jahrhunderts der lange prunkärmel im gebrauch.' Weiter sagt derselbe gelehrte verfasser (I s. 299): 'Die männer machten die mode der langen ärmel, die an den rock mit schnüren befestigt wurden, gleichfalls mit'; und endlich heisst es (I s. 604): 'Dem ritter einen ärmel zu verehren, war eine, in Frankreich wenigstens, ganz gewöhnliche sitte; es waren dies die weiten, lang herabhängenden prunkärmel, die an den kleidern nur angeschnürt getragen wurden.' Die langen prunkärmel waren also zur zeit Egils noch unbekannt. Die mode ist erst hundert jahre später entstanden und wahrscheinlich noch später auf Island bekannt geworden; sie gehört eben der zeit, wo die Egilssaga ihre feste form bekommen hat. Daraus folgt, dass nicht nur die ganze prosaerzählung, sondern auch die angeblich von Egil gedichtete strophe unhistorisch und eine erfindung des sagamannes ist. Wollten wir der saga glauben schenken, hätte Arinbjorn, ein norwegischer herse des 10. jahrhunderts, nicht nur Egil die prunkärmel zum geschenke gemacht, sondern auch nach seiner figur nähen lassen! Dies ist natürlich ganz unmöglich; prunkkleider wurden nur eingeführt, nicht in Norwegen gemacht. Ebenso unhistorisch ist, was die saga von dem kleide aus englischem tuch mit vielen farben (*ensk klæði með morgum litum*) erzählt. Auch diese mode gehört einer späteren zeit, dem 12. und 13. jahrhundert, an. Schultz sagt (I 302 f.): 'Eigentümlich ist die vorliebe für bunte farbenzusammenstellungen. Rote mäntel zu grünen überkleidern oder umgekehrt werden häufig erwähnt. Aber auch ein und dasselbe gewand wurde aus zwei verschieden gefärbten stoffen gemacht, so dass dieselben mittendurch geteilt erschienen. Verschiedenfarbige kleider zu tragen galt als ein vorrecht des ritterstandes.' Diese mode gehört, wie wir aus den von Schultz beigefügten abbildungen (fig. 54, 106) ersehen, entschieden dem hochmittelalter. Noch im jahre 1314 wurde in Norwegen in einer verordnung über die kleidung *parterat leppa klæði* (d. h. kleider aus verschiedenen stücken zusammengesetzt) verboten[2]. Überhaupt wurde englisches tuch im 10. jahrhundert wahrscheinlich noch nicht nach Norwegen eingeführt. Während der wikingerzeit lag alles handwerk in England danieder. Erst mit den unter William dem eroberer und später eingewanderten flämischen webern, und besonders unter Edward I. bis Edward III., nahm die englische textilindustrie zum erstenmal seit dem 8. jahrhundert wieder einen aufschwung. Der historische Arinbjorn hätte ohne zweifel nicht englische, sondern friesische tuche gekauft. Der um 1200 lebende verfasser der Egilssaga kaufte dagegen englische tuche. Was hier bemerkt ist, gilt auch von der schilderung (kap. 78) von der tracht Egils, als sein sohn Bodvar beerdigt wurde: '*en svá er sagt, þá er þeir settu Boðvar niðr,*

1) Das höfische leben zur zeit der minnesänger, 2. ausgabe, I 253 ff.
2) Norges gamle Love 3, s. 109.

*at Egill var búinn, hosan var strengd fast at beini, hann hafði fustanskyrtil rauðan, þrǫngvan upphlutinn, ok láz á síðu*'. Man vergleiche damit die schilderung Schultz' von der tracht des 12. und 13. jahrhunderts[1]: ‚Der unterschenkel war von der 'hose' bedeckt, die etwa einem hohen strumpfe glich. . . . Die hosen mussten dicht anliegen, damit die schönheit der beine zur geltung kam.' Vom rocke sagte derselbe verfasser: 'Am oberkörper wurde er durch schnüren fest angepresst', und belegt dies durch zitate aus dem Nibelungenliede, dem herzog Ernst und dem Roman de Rou. Das französische wort l á z (= altfranz. l a z, ital. l a c c i o) beweist auch, dass der sagaschreiber eine erst im 12. jahrhundert aus Westeuropa eingeführte mode schildert. Den Egil mit einem roten fustans-rocke bekleidet zu schildern, ist ebenfalls ein anachronismus. *Fustan* bezeichnet ein baumwollenes tuch ( mlat. *fustanum*, ital. *fustagno*), das nach Fostat oder Alt-Kairo genannt wurde. Ägyptische tuche sind aber erst mit den kreuzzügen nach Nordeuropa gekommen. Auch diese schilderung gehört dem ende des 12. jahrhunderts an. In der 'Sverris saga' (Fornmannasǫgur VIII s. 95) heisst es: '*Erlingr jarl hafði rauðan kyrtil af fustani*'. Sonst kommt das wort *fustan* in der alten literatur nirgends vor.

Die saga erzählt ferner in diesem zusammenhange von Egil, dass er vor kummer so anschwoll, dass sein rock und seine hosen platzten[2]. Für diese erzählung haben wir das literarische vorbild in der Vǫlsunga saga (kap. 29), wo es von Sigurd nach seinem letzten gespräche mit Brynhild heisst: 'Heraus ging Sigurd vom gespräch, der holde freund der männer, mit gebeugtem kopfe, so dass die eiserne gewobene brünne an den seiten des helden zerbrach'[3].

Wir ersehen hieraus, dass Egils saga an wichtigen stellen nicht geschichtliche überlieferung, sondern dichtung enthält. Dieses verhältnis zwischen dichtung und geschichte muss zuerst geklärt werden, ehe wir die entstehung der isländischen saga völlig verstehen können. Zur vorgeschichte der isländischen saga gibt Olrik sehr wichtige beiträge. Als die erste entwicklungsstufe der saga nennt er 'wikinger- und märchensaga' (s. 79), von der er schon während der wikingerzeit spuren findet. Von Ragnarr loðbrók und seinen söhnen hat man schon damals sagaen erzählt, in denen geschichte, dichtung und märchen sich wunderbar mischen, ebenso wie später in der erzählung von Siward dem dicken, Jarl von Northumberland. Man hätte gewünscht, dass Olrik diesen interessanten abschnitt ausführlicher behandelt und z. b. mitgeteilt hätte, dass es überall in den wikingerkolonien auf den britischen inseln sagaerzählung und wahrscheinlich auch sagaschreiber gab. In Dublin erzählte man eine (wahrscheinlich auch niedergeschriebene) saga von könig Brian und der grossen schlacht bei Clontarf (1014)[4]. In den wikingerkolonien des nordöstlichen Irlands hat man von den söhnen Ragnar loðbróks erzählt[5]. Von Northumberland haben wir bereits gehört. In den wikingerkolonien von Wales ist wahrscheinlich

1) Höfisches Leben I 292, 299.

2) Egilssaga, cap. 68: *En þat er sǫgn manna, at hann þrútnaði svá, at kyrtillinn rifnaði ok svá hosurnar.*

3) *Út gékk Sigurðr andspjalli frá hollvinr lofðu ok hnipnaði, svá at ganga nam gunnarfúsum sundr of síður serkr járnofinn.* Diesen vergleich verdanke ich den hinterlassenen aufzeichnungen Sophus Bugges.

4) Vgl. Sophus Bugge, Norsk sagafortælling og sagaskrivning i Island.

5) Vgl. Fragments of Irish Annals. S. 158 ff.; die irische erzählung muss auf eine altnordische zurückgehen.

eine saga von Olaf Kváran, dem könige von Northumberland und später von Dublin, erzählt worden. Denn Havelok der Däne, der held der gleichnamigen romanze, ist, wie bekannt, mit Olaf Kváran identisch, da altnord. *Ólafr* im kymrischen zu ***Abloec*** geworden ist, woraus Havelok entstand. Diese sagen waren nicht alle, wie Olrik (s. 80) anzunehmen scheint, halb märchenhaft, sondern auch zuweilen historischen inhalts, wie z. b. die saga von Brian und der schlacht bei Clontarf.

Um die entstehung der saga zu verstehen, wäre es vielleicht auch richtig gewesen, wenn Olrik es betont hätte, dass sagaerzählung, wenn auch nicht in der künstlerischen form der isländischen saga, in früheren zeiten überall in den tälern Norwegens heimisch gewesen ist. Johannes Skar hat in 'Gamalt or Sætesdal' mit bewunderungswürdigem fleiss gesammelte alte überlieferungen aus Sætersdalen im südlichen Norwegen mitgeteilt[1]. Viele von diesen erzählungen sind der isländischen saga sehr ähnlich; sowohl die geschlechtssaga wie die kleinen erzählungen *(þættir)* sind vertreten.

Weil der referent nur auf einzelne abschnitte des buches von Olriks ausführlicher eingegangen ist, soll man übrigens nicht glauben, dass nicht auch die anderen ebenso interessant und lehrreich seien. Ausdrücklich hebe ich noch hervor: kap. VI (heidentum und christentum), das eine treffliche schilderung der übergangszeit enthält, kap. X (die gelehrten Isländer) und kap. XI (die zeit der volkslieder).

Ist auch der referent mit Olrik in einzelnen punkten nicht einig, so muss er doch im grossen und ganzen diesem werke, das durch seine fesselnde darstellung den dichter, durch die glückliche kombinationsgabe den geborenen forscher verrät und in farbenreichen bildern das vergangene uns lebendig vor die augen führt, die höchste anerkennung zollen.

1) Gamalt or Sætesdal I (Kristiania 1903), II (Kristiania 1907).

CHRISTIANIA. ALEXANDER BUGGE.

Beiträge zur Eddaforschung mit exkursen zur heldensage von **Gustav Neckel.** Dortmund, F. W. Ruhfus 1908. VIII, 512 s. 16 m.

Die vorliegende arbeit ist die frucht ungewöhnlichen fleisses und zäher energie; auch zeugt sie in nicht geringem masse von selbständigkeit und originalität. Der verfasser ist augenscheinlich mit lust an seine arbeit gegangen — und mit felsenfestem glauben an seine theorien, die er scharfsinnig zu begründen und klar darzulegen versteht. Er ist auch mit gründlichen und vielseitigen kenntnissen ausgerüstet (er zitiert z. b. neben der alten auch die neuisländische literatur), und er kennt, soviel ich sehen kann, alles, was neuerdings über die materie geschrieben worden ist. Sein urteil ist oft zutreffend (man vergleiche z. b. die im grossen und ganzen richtigen erörterungen über die unterschiede zwischen dem stile der nordischen und dem der westgermanischen dichtung), und ich könnte verschiedene partien nennen, wo ich ihm mit vergnügen beipflichten kann. Auch an guten einzelbeobachtungen fehlt es durchaus nicht. Ich verkenne also keineswegs das gute, was hier geboten wird, bedaure aber trotzdem erklären zu müssen, dass ich dem verfasser — was ihm kaum unerwartet kommen wird — weit öfter widersprechen muss, als ich ihm zustimmen kann. Ich werde meine einwendungen so kurz wie möglich fassen und

nur die hauptpunkte berühren — wenn ich meine abweichende meinung in jedem einzelnen falle zur sprache bringen wollte, müsste ein buch geschrieben werden, das nahezu ebenso dick wäre wie dasjenige Neckels.

Ich bemerkte, dass der verfasser über eine reiche belesenheit verfügt; ausserdem aber scheint er auch über zustände, affekte und denkweise des altertums ein allseitiges wissen zu besitzen, dessen wir andern uns nicht erfreuen. So kann er z. b. genau feststellen, welche stimmungen in der wikingerzeit das volk beherrscht haben und wann die milderen, elegischen gefühle aufgekommen sind, und er ist infolgedessen imstande, nach dem verschiedenen gepräge, das die lieder hierdurch empfangen haben sollen, dieselben genauer, als dies andern bisher möglich war, chronologisch zu fixieren. In aller bescheidenheit dürfen wir doch fragen: woher weiss der verfasser das alles? Er hat doch keine anderen quellen benutzen können als wir, die wir sie doch auch einigermassen zu verstehen glauben. Ich meine im gegensatz zu dem verfasser, dass elegische stimmungen bei den Nordleuten ebensowohl im 9. und 10. wie im 11. jahrhundert sich äussern konnten und dass dieses moment überhaupt kein brauchbares kriterium für die datierung der alten lieder abgibt. Dass die Nordleute, speziell die Norweger, in der sogenannten wikingerzeit durchweg rohe, grausame, blutgierige gesellen gewesen sind, lässt sich nicht beweisen, wie es auch a priori höchst unwahrscheinlich ist. Der weise spruch: *hǫlf es ǫld hvar* hat auch hier seine volle giltigkeit.

Ich meine daher, dass die chronologischen bestimmungen des verfassers und die daraus gewonnenen schlüsse über das gegenseitige verhältnis der einzelnen lieder auf recht schwachen füssen stehen. Hierauf kann ich mich nicht näher einlassen, möchte aber doch mit nachdruck hervorheben, wie sehr unwahrscheinlich es ist, dass die einfachen Eddalieder aus bekannten skaldenstrophen wörter und phrasen entlehnt haben, wonach sie also jünger wären als diese. Das entgegengesetzte ist an und für sich weit wahrscheinlicher. Die übereinstimmungen müssten schon sehr schlagend sein, um eine solche abhängigkeit beweisen zu können. Aber wie steht es mit den parallelen, die der verfasser beibringt! *Óx geira gnýr* (Helga kv. Hund. I, 54[illegible]) soll z. b. auf *flugr óx vigra* in Þjóðólfs Sexstefja (Hkr. III, 163) beruhen, *svipr einn vas þat* (Helga kv. Hund. I, 53[1]) auf *á svipstund einni* (ebda., Hkr. III, 165) usw. usw. Mit solchen zusammenstellungen operiert der verfasser fortwährend und mutet uns zu, derartiges zu akzeptieren! Zuweilen wird diese tendenz geradezu zu einer karikatur, so z. b., wenn behauptet wird, dass *rastar djúpan* (Hym. 5[8]) durch *átta rǫstum fyr jǫrð neðan* (Þrymskv. 8[3]) beeinflusst sei (s. 72), oder dass die frage des Guðmundr (Helga kv. Hund. I, 43[8]) *viltu tǫlu lengra* (sic! s. 360. 361) in dem bekannten *vituð ér enn eða hvat* der Vǫluspá ihr vorbild habe! *Knátti mær ok mǫgr moldveg sporna* (Oddr. 8[1]) ist eine nachahmung von Vsp 24[7] *knáttu vanir vígská vǫllu sporna* (s. 310), und 'man argwöhnt, dass nur der plural der Vǫluspá-stelle dem dichter die zwillingsgeburt [der Borgný] eingegeben hat' — ja, so steht es buchstäblich zu lesen! Unter diesen umständen wird man nicht überrascht, dass Rígs epitheton *ǫflugr* (und der ganze passus der Rígsþula) in der bekannten strophe der Vǫluspá von den drei 'liebreichen und starken' göttern sein vorbild habe (s. 118), oder dass die Vǫlundarkviða direkt oder indirekt durch Déors klage beeinflusst sei (s. 285) usw.

Der verfasser geht aber noch weiter. Nicht nur wörter und phrasen spricht er als entlehnungen an, sondern er ist auch imstande, herauszufinden, ob und in welchem grade die form (die metrische form und die gliederung der verse) auf

älteren vorbildern beruht. So soll der dichter des Innsteinnliedes die Hymiskviða gekannt haben (s. 99), da die beiden gedichte in dem bau einer einzelnen halbstrophe übereinstimmen. Von dem dichter der Guðr. II heisst es (s. 317), dass er 'lange mit dieser dichtung [den Atlamál] umgegangen sei und sein formgefühl von ihr habe beeinflussen lassen', aber die beweise hierfür sind durchaus subjektiver natur.

Damit berührten wir bereits den gegenstand, der das hauptinteresse des verfassers in anspruch nimmt, nämlich form und bau der strophe, deren betrachtung wie ein roter faden das ganze buch durchzieht. In den ersten beiden kapiteln werden die 'gemeingermanische strophe' und die 'zeilenbindung in den eddischen denkmälern' behandelt, worauf die einzelnen lieder durchmustert werden: in kap. 3–5 — nach der beschaffenheit ihrer langzeilen — Þrymskv., Guðr. III, Vegtamskv. (die den langvers gegen seinen nachbar zu isolieren lieben); Hymiskv., Helr., Innsteinnlied (in denen der langvers zu fester bindung sowohl mit dem nachbarverse als auch zwischen seinen eigenen beiden hälften neigt und die halbstrophe — der 'helmingr' — darnach strebt, ein festgeschlossene satzganzes zu werden); Rigsþ. und Atlam. (die den halbvers in weitem masse isolieren); in kap. 6 die Atlakv. (in der der verfasser nach seinen formalen kriterien ältere und jüngere schichten zu scheiden wagt); in kap. 7 die beiden Atlilieder nach ihrem gegenseitigen verhältnis; hierauf die lieder, die eine 'vermittelnde stellung' einnehmen; in kap. 8 das lied von der Hunnenschlacht und Hyndl.; in den langen kapiteln 9 und 10 die 'schwächeren langzeilenbinder' — 8 lieder — und die 'stärkeren langzeilenbinder' — 9 lieder —; dann in kap. 11 noch einige 'skaldische denkmäler', worauf das ganze mit dem 12. kap. 'ergänzungen und ergebnisse' beschlossen wird.

Nachdem der verfasser im 1. kap. den beweis zu führen versucht hat, dass die strophische gliederung bei den Germanen älter sei als die stichische form (was nach seiner meinung aus unverkennbaren spuren im Wídsíð, im Hildebrandsliede, in Déors klage, im Finnsburgfragm. sich ergibt) und dass 'die ältesten heldenlieder gesungen wurden' (s. 11), wird ausführlich von den 'bindungen' der 'langzeilen' gehandelt. Diese können natürlich ein in sich abgeschlossenes ganzes bilden, aber auch bindungen mit der folgenden zeile sind häufig genug: diese bindungen sind 'lose' (z. b. *es eigi veit* | *jarðar hvergi* || *né upphimins* . . .) oder 'feste' (z. b. *þrévetran mik* | *þaðan of flutti* || *Hrosshársgrani* | *til Hǫrðalands*), wenn nämlich die erste langzeile 'inhaltlich und syntaktisch unvollständig ist' (s. 24). Der verfasser meint nun, dass 'jede überschreitung der helminggrenze von vornherein' die annahme begründe, dass wir es mit einem erzeugnisse der *ritǫld* zu tun haben oder fremde einflüsse statuieren müssen — das aber ist eine sehr gefährliche behauptung 'von vornherein'. Demnächst macht der verfasser darauf aufmerksam, dass auch die 'zäsurbindungen' von wichtigkeit sind, und gibt eine tabellarische — in prozentzahlen ausgedrückte — übersicht über die häufigkeit der beiden bindungsarten in den einzelnen liedern. Diese statistik, deren ergebnisse im grossen und ganzen richtig sind — wenn auch hier und da eine zeile unrichtig aufgefasst wird, wie z. b. Akv. 27[7] *áskunna* nicht, wie der verfasser (s. 172) annimmt, zu *á*, sondern zu *arfi* zu ziehen ist —, ist ohne frage eine verdienstliche arbeit, die, wie jede andere untersuchung über die formale beschaffenheit der alten lieder, einmal getan werden musste. Aber wenn der verfasser (s. 36) äussert — und hiermit zuerst deutlich bezeichnet, was er eigentlich will —: 'die erheblichen unterschiede . . . liefern neues material für ihre [der lieder] gruppierung und legen die frage nahe, ob wir es nicht mit den niederschlägen einer entwicklung zu tun haben, deren erkenntnis vielleicht den schwierigen alter- und

heimatsproblemen einiges licht zuführen könnte', so muss ich auf das entschiedenste leugnen, dass jene resultate für die frage nach dem alter oder der heimat der lieder irgendwelche bedeutung haben, und als meine überzeugung aussprechen, dass der verfasser das, was er beweisen wollte, weder bewiesen hat noch beweisen konnte. Er vergisst überall ein wichtiges moment, die individuelle veranlagung des einzelnen dichters, die im bau der strophen und in der beherrschung der sprache zum ausdruck kommt (vgl. die anekdote von Einarr Skúlason und Snorri Bárðarson, Morkinsk. 227 fg.), ebenso seine eigene momentane stimmung, die einwirkung, die der behandelte stoff auf ihn ausübt (von dem er bald mehr, bald minder ergriffen sein kann), und dergleichen mehr. Dass alles dieses im augenblicke zusammenwirken kann, ist einleuchtend. Darum wird auch an dem bau jeder zeile sowie an der mehr oder minder engen verbindung der zeilen immer etwas rein zufälliges haften. Dazu kommt noch, dass infolge eines mehr oder minder bewussten stilgefühls bei dem einen dichter eine vorliebe für diese, bei dem andern für jene verbindung sich geltend machen konnte, ganz wie das auch heutzutage noch geschieht: zwei moderne dichter können bekanntlich dieselbe strophenform in verschiedener weise behandeln oder benutzen — und dennoch sind sie gleichzeitig. Ebenso ist es gewiss auch in den alten zeiten gewesen. Dass jedoch die altertümliche strophenform — namentlich die sehr markierte scheidung der beiden helmingar — dauernd ihren einfluss ausübte, war natürlich; daher kam eine überschreitung der grenze sehr selten vor; findet sie sich aber (wie z. b. bei Egill oder im Ynglingatal), so braucht man durchaus nicht anzunehmen, dass wir es mit einem erzeugnisse der *ritǫld* zu tun haben oder fremden einfluss statuieren müssen. Diese erwägungen, deren berechtigung nicht zweifelhaft sein kann, benehmen der theorie des verfassers mit einem schlage alle und jede wahrscheinlichkeit. Als ein kriterium für die frage nach dem alter — die heimat kommt überhaupt nicht in betracht — muss die langzeilen- und zäsurbindung der lieder ganz aus dem spiele gelassen werden. Deshalb verliert sie nicht ihre bedeutung und ihr interesse in rein strophentechnischer hinsicht.

Es ist mir, wie gesagt, unmöglich, auf die einzelnen lieder hier genauer einzugehen. Nur bei einem sei es gestattet, zu verweilen, das der verfasser auf grund seiner theorien ganz verkehrt beurteilt, dem Ynglingatal. Nach ihm ist dies gedicht ein machwerk des 12. jahrhunderts — wie E. H. Meyer seinerzeit die Vǫluspǫ́ dem Sæmundr fróði zuschreiben wollte. An der form des Ynglingatal müsste (nach des verfassers eigenen worten) seine theorie scheitern: daher gilt es zu beweisen, dass es möglichst jungen datums sei. Ich lasse die wunderlichen behauptungen des verfassers s. 390—393 beiseite und gehe nur auf seine einwendungen gegen die echtheit des werkes ein. 'Schon das, sagt er (s. 393), muss selbst den gläubigen (sic!) stutzig machen, dass gesichtskreis, anschauungen, lebensstimmung des verfassers die eines friedlichen [1] zeitalters sind.' Er betont ferner, dass zu Rǫgnvalds lobe nur sein beiname *heiðumhár* angeführt werde (der übrigens doch wohl ehrenvoll genug war, um genannt zu werden!) — aber woher weiss denn der verfasser, dass ehemals nicht noch mehr von Rǫgnvaldr in dem liede stand? Was er gegen den inhalt vorbringt, ist durchaus hinfällig, denn wie konnte das Yt. anders beschaffen sein, wenn der dichter überhaupt diesen stoff sich erwählte? Zunächst müsste dann bewiesen werden, dass ein dichter des 9. jahrhunderts einen solchen stoff überhaupt nicht hätte wählen können! Zu verlangen, dass der im wesentlichen

1) Dieses wort ist von mir gesperrt.

vorgeschichtliche — wahrscheinlich in der tradition gegebene — stoff die zustände der zeit des dichters reflektieren müsse, ist sinnlos. Von dieser zeit zeugt das lied nicht und sollte nicht von ihr zeugen; die absicht des dichters war vielmehr, die alten traditionen zu sammeln und wiederzugeben, und diese enthalten ja genug von kriegen und kämpfen, königsopferungen, brüderfehden und dergleichen mehr. Nach allem, was wir von Þjóðólfr und Rognvaldr wissen, lebten beide friedlich auf ihren höfen, wie denn überhaupt nach 872 in Norwegen auf lange zeit friede und ruhe herrschte; man brauchte sich also nicht zu wundern, wenn des verfassers meinung zuträfe und das gedicht wirklich von einem 'friedlichen zeitalter' zeugte.

Ferner sollen die namen 'verdächtig' sein (s. 395), solche namen wie Dyggvi, Vanlandi (nach N. 'der länderlose', d. h. 'der seekönig' — wie aber, wenn der name 'den aus dem Vanenlande stammenden' bedeutete?), Vísburr, Dómaldi, Dómarr. Diese namen hält der verfasser für 'erfunden'; aber jedenfalls sind sie älter als Ari. Und wenn man die begründung des verfassers liest, glaubt man seinen eigenen augen nicht trauen zu dürfen: man sieht, worauf jemand verfallen kann, der eine verzweifelte behauptung oder grille um jeden preis verteidigen will. Der anlaut der genannten namen und der vokalische anlaut der 15 folgenden gelten dem verfasser als beweis für die 'unechtheit', d. h. den jungen ursprung des liedes! Ich verliere kein wort mehr darüber; auch die ad hoc konstruierte Ynglingaþula sei dem verfasser geschenkt.

Drittens ist das Ynglingatal ein 'gelehrtes werk' (s. 397). In gewissem grade ist das richtig, aber die gelehrsamkeit ist nicht grösser, als man sie einem dichter des 9. oder 10. jahrhunderts zutrauen kann, und nicht grösser, als der stoff selber es bedingte. Dieser musste gesammelt und geordnet und — wenn die überlieferungen voneinander abwichen — kritisch behandelt werden. Dies soll 'schlecht zum 9. jahrhundert passen': auch hier zeigt es sich wieder, dass der verfasser mehr weiss als wir andern. Mir ist nichts bekannt, was die ansicht des verfassers stützen könnte, und was er selber vorbringt, sind lediglich vermutungen und durch nichts bewiesene behauptungen. Eine gewisse 'gelehrsamkeit' ist recht alten datums: die Vafþrúðnismǫl, die Grímnismǫl usw. sind gelehrt genug, und es verschlägt nicht viel, dass sie etwas jünger sind, als das Ynglingatal nach der bisherigen annahme ist. Oder was soll man von der 'gelehrsamkeit' des Rök-steines urteilen? Hier ist sie nicht minder ausgeprägt, und waren etwa die zustände in Götland so wesentlich von den norwegischen verschieden? Credat Judaeus Apella! — Dass auf Island im 12. jahrhundert eine 'genügend reiche' tradition vorhanden war, um die entstehung eines gedichtes wie das Ynglingatal zu ermöglichen, möchte ich dagegen stark bezweifeln.

Viertens werden stil und phraseologie zum beweise herangezogen. Der verfasser sagt (s. 400):' 'Hier ist nichts urwüchsig, nichts archaisch, alles jung, abgeleitet, sekundär.' Man fragt sich, ob dieser kategorische ausspruch ernst zu nehmen sei. Und man fragt: sind die unverständlichen stellen, die uns dunklen umschreibungen der lieder auch jung? sind sie nicht im gegenteil zeugnisse für ein hohes alter des gedichts? Die umschreibungen mit *knáttu*, *skulu*, *hafa* sollen jung sein. Warum denn? Sie kommen ja alle schon bei Egill vor, um von der Haustlǫng und dem Rök-steine zu schweigen. Die behauptung des verfassers ist somit nur ein unbewiesenes und unbeweisbares postulat, während das entgegengesetzte sich beweisen lässt. Dasselbe gilt auch von den übrigen behauptungen: sie sind postulate, so z. b. dass der ausdruck *temja svalan hest Signýjar vers* 'gesucht' und 'künstlich' sei, nicht aber eine ähnliche umschreibung bei Sigvatr. Jedesfalls fühle ich nichts

von dem, was ‚man' nach des verfassers meinung 'deutlich empfinden' soll. Wie verkehrt sein sehen und fühlen ist, beweist auch seine bemerkung über *meinþjófr; þjófr* bedeutet nicht bloss 'dieb', sondern auch 'räuber', ‚schädiger' überhaupt, und das wort passt an der stelle, wo es im Ynglingatal steht, ausgezeichnet. Wenn Neckel das gedicht eine 'sammlung von synonymen' nennt, so ist dazu zu bemerken, dass der inhalt geradezu dazu zwang, zahlreiche synonyma zu verwenden. Um zu zeigen, wie weit der verfasser in seinem eifer gehen kann, zitiere ich noch den folgenden satz (s. 403): 'Jedesfalls ist die beziehung zwischen [den beiden figuren des Ynglingatal] *Skjalf* und *Logi* [d. i. 'erdbeben' (!) und 'flamme'] klar, und ebenso sicher ist, dass sie nur einem bewohner des vulkanischen Island aufgehen konnte.' Dies bedarf keiner widerlegung.

Endlich findet der verfasser im Ynglingatal zahlreiche 'reminiszenzen' — sowohl was die wortwahl wie die metrischen eigentümlichkeiten betrifft — an andere lieder, Egils u. a. Es sind dies aber samt und sonders nur subjektive, z. t. sehr abstruse behauptungen, und die vergleichungen sind zum mindesten zweideutig: wenn z. b. der dat. *þjóðu* im Ynglingatal auf dieselbe form im Sonatorrek, *sigrhafendr* auf *sigrhofundr* zurückgeführt wird usw., so dürfte man fragen, warum das umgekehrte nicht ebenso gut stattgefunden haben könne. Und wenn der verfasser im Ynglingatal (str. 28) *allri þjóðu* mit *með Svíum* verbindet und so den text zitiert und dies 'eine unnatürliche, gezwungene ausdrucksweise' nennt, so zeigt er nur, dass er den text nicht verstanden hat: bei richtiger auffassung der stelle verschwindet das ‚unnatürliche' sofort, und der ausdruck wird ebenso einfach wie der Egils.

In ähnlicher weise könnte man auch die meisten anderen behauptungen des verfassers einer kritik unterziehen, der nicht einen einzigen triftigen beweis gegen die echtheit des Ynglingatal beigebracht und die ausgezeichneten ausführungen Gust. Storms in keiner weise entkräftet hat. Wenn nicht bessere argumente gefunden werden, wird also das Ynglingatal den ihm zukommenden platz in der chronologischen reihenfolge der altnordischen literaturdenkmäler siegreich behaupten.

Ebensowenig hat mich das überzeugt, was der verfasser über die Helga kviða Hjǫrv., über die Vǫluspá und vieles andere zu sagen hat, muss aber hier auf eine widerlegung seiner behauptungen verzichten. Nur an einigen einzelheiten kann ich nicht mit stillschweigen vorübergehen.

S. 450 äussert der verfasser, dass die 'unkontrahierten wortformen' nur eine traditionelle eigentümlichkeit der Eddasprache seien, die also als ein kriterium für ihre datierung nicht verwendet werden könnten. Dem muss entschieden widersprochen werden. Diese formen sind vielmehr für die zeit vor zirka 1100 so charakteristisch, dass sie gewiss nicht bloss der dichtersprache, sondern auch der des täglichen lebens angehörten, und nur ein solcher schluss ist methodisch.

Schon oben ist eine stelle hervorgehoben, wo der verfasser den text missverstanden hat. Dasselbe ist ihm noch öfter begegnet; man vgl. z. b. s. 50, wo er Þrymskv. $24^1$ *vas þar at kveldi* | *of komit snimma* bespricht: *snimma* (*at kveldi*) kann nicht 'bald' bedeuten, und die einzig richtige auffassung ist die alte: 'man kam früh am abend'[1]. Es scheint so, als ob der verfasser nach anderen auffassungen

[1] Demgegenüber muss ich an meiner erklärung (Wörterb., sp. $959^{39}$) festhalten, wo ich — wie man sieht, vergeblich — auf Hóv $23^3$ *es at morni komr* 'wenn es morgen wird' hinwies. H. G.]

einzelner wörter und sätze, als den bisher geltenden, geradezu jagt; nun ist es ja freilich ganz hübsch, originell zu sein und nicht alles als gute ware anzunehmen — aber man sollte doch in seiner skepsis die nötige vorsicht nicht beiseite lassen. Neckel meint (s. 80), dass *sumblsamr* 'ohne *sumbl*' bedeuten müsse, 'genau das, was der zusammenhang fordert'; dies aber kann das wort nicht bedeuten, und der beigebrachte 'parallel'-ausdruck *kostnaðar-saml* bedeutet ebensowenig 'mangel an geld', sondern 'kostspielig', 'was einen kostenaufwand erfordert'. *Þrunginn* (s. 93) kann nicht durch 'übermütig' übersetzt werden (wie sollte das wort zu diesem sinne gekommen sein?), *þunngeþr* (s. 94) nicht durch 'scharfsinnig'; *sleginn sessmeiþum* (s. 157) ist unmöglich 'mit bänken beschlagen, d. h. die bänke sind aufgeschlagen' (!); *es et betra telk* im Sonat. (s. 377) ist auch unrichtig aufgefasst: ich halte an meiner erklärung fest (eigentlich steht da: 'was ich für das bessere — nämlich als das entgegengesetzte — ansehe') und *bǫlva bætr* kann nichts anderes bedeuten als 'busse, d. h. linderung des (meines) unglücks'. Wie der verfasser den ausdruck *gæta tungu í góma báða* so wiedergeben kann, wie es s. 125 geschieht, ist nahezu unverständlich ('tastet sie mit der zunge bald ans obere, bald ans untere zahnfleisch'): die worte bedeuten einfach: 'sie musste die zunge fest im munde halten' — um nicht etwas verkehrt (oder das verkehrte, was sie zu lesen glaubte) aussprechen zu müssen —; *gómr* bedeutet nicht 'zahnfleisch', sondern *palatum; baugr* ist sicherlich nicht = *brjóstkringla* (s. 284), und ebensowenig kann *aka* im sinne von *ríða* gebraucht werden, was für Vsp 50[1], wo *ekr* 'aus euphonischen gründen' gesetzt sein soll (!), behauptet wird (s. 339). Auch die stelle Helga kv. Hund. II[1-2] ist (s. 293) unrichtig aufgefasst: *frá Sevafjǫllum* ist durchaus nicht 'nähere erklärung zu *út*', sondern eine nähere bestimmung zu *Sigrún* selbst, so dass *Sigrún frá Sevafjǫllum* ein ganzes ausmacht und ebenso wie 45[1] 'stehendes beiwort' ist. In seltsamer weise hat der verfasser an zwei stellen (s. 100. 272) das wort *einn* missverstanden: es ist beide male nicht der unbestimmte artikel, weder im Innsteinsliede (str. 21) noch — und noch viel weniger — in den Hyndl. (5[2]); dort steht es im gegensatz zu *allir* ('ein einziger'; dass die antithese vielleicht nicht streng logisch ist, berechtigt nicht zu einer anderen auffassung), hier ist zu übersetzen: 'einen von deinen wölfen' (*einn* ist also reines zahlwort und daher so stark betont). Dass der verfasser Guðr. III, 3[7] das unmögliche *vǫrðr* verteidigt in der meinung, dass dieses wort allein 'fürst' bedeuten könne, notiere ich nur. — Zuweilen versucht sich der verfasser auch in der konjekturalkritik, ist aber auch hierin nicht glücklich, z. b. wenn er (s. 69) Hym. 27[9.10] *holtriða hvert* statt *holtriða hver* vorschlägt, oder wenn er (s. 106) Rigsþ. 44[1] *klǫk* in *klókr* ändern will, das seiner bedeutung wegen doch gar nicht hier passt. Gänzlich verfehlt ist auch der — übrigens schon von anderen gemachte — vorschlag (s. 350) Guðr. hv. 20[3] *und hilmi* in *und himni* zu ändern: der text gibt einen guten sinn, und jede änderung ist vom übel.

Es sind das nur proben, da noch eine menge anderer dinge zu beanstanden und zurückzuweisen wären — so z. b. auch die verzweifelte auffassung des adj. *sœtr* als eines lehnwortes (s. 166), die etymologie von *Suttungr* (ebenda) usw. Und wann wird man doch endlich von dem unsinn zurückkommen, dass Óttarr in dem schweine stecke, auf dem Freyja zur höhle der Hyndla reitet (s. 272)[1]? Auch die auffassung

[1] Hier stehe ich gegen den herrn referenten auf seiten des verfassers. Mit dem 'unsinn' werden wir uns wohl oder übel abfinden müssen, wenn wir nicht mit Finnur Jónsson m. e. ganz willkürliche änderungen der überlieferten strophenfolge und

des *Tyrfingr* als 'land' scheint mir ganz verwerflich: die strophen fordern jedesfalls mitnichten diese erklärung.

Ich bin genötigt gewesen, meine meinung über Neckels buch etwas scharf und abweisend zu formulieren, und muss leider bezweifeln, dass es imstande sein werde, die Eddaforschung zu fördern. Indessen verkenne ich keineswegs die guten seiten desselben, die im eingange dieser besprechung hervorgehoben sind, und wünsche dem verfasser für seine zukünftigen wissenschaftlichen bestrebungen alles glück und namentlich, dass sein urteil im laufe der zeit besonnener und reifer werde.

des überlieferten textes (*gesti* statt *gelti!*) vornehmen wollen, die mit seiner sonstigen konservativen tendenz in seltsamem widerspruch sich befinden. Der keiler war den Germanen ein sinnbild der kühnheit und heldenkraft — daher altn. *jǫfurr* (ags. *eofor*, ahd. *ebur*) eine ehrende bezeichnung des fürsten werden konnte —, so dass nicht abzusehen ist, warum die verwandlung in einen eber schimpflicher sein sollte als die des Bjarki in einen bären oder des Sinfjǫtli in einen wolf. H. G.]

KOPENHAGEN. FINNUR JÓNSSON.

---

**C. F. Hofker,** De Fóstbrœðrasaga. Groningen 1908. XII, 141 s. Doktordissertation.

Diese abhandlung zerfällt in zwei teile, von denen der erste das verhältnis der handschriften der Fóstbrœðrasaga — die in der sagaliteratur in vielen beziehungen ganz isoliert dasteht — behandelt, der zweite mit den strophen der saga sich beschäftigt. Der verfasser verteidigt — gegen Gärtner in den Beiträgen XXXII — dieselbe auffassung der handschriftenklassen, die ich in der vorrede zur Hauksbók geltend gemacht habe, dass nämlich diese handschrift allen übrigen gegenüber eine sonderstellung einnehme. Diese entscheidung ist — trotz Gärtner — vollständig sicher; schwieriger ist, das gegenseitige verhältnis der handschriften der zweiten klasse genau zu bestimmen. Im ganzen kann ich dem verfasser in seinen ausführungen über die handschriften beipflichten und wüsste überhaupt nur wenig dazu zu bemerken. Die abhandlung ist mit besonnener kritik und sorgfalt abgefasst. Anders als der verfasser urteile ich über den grund Þormóðs, sich von Þorgeirr zurückzuziehen; Þorgeirr hatte ja angedeutet, dass er nichts gegen eine kraftprobe, d. h. einen kampf, mit seinem eidbruder einzuwenden habe; dies aber widersprach entschieden dem rechtssinne Þormóðs und seinem ausgeprägten pflichtgefühl. Das, meine ich, war die hauptsache; doch deutet Þormóðr auch andere ursachen an (verleumdung), die jedoch damit sich verbinden lassen.

Was die strophen angeht, so ist meine auffassung öfter von der des verfassers verschieden. Hierauf aber kann ich mich hier nicht einlassen. Nur möchte ich bemerken, dass *odds* (s. 10) nicht mit *sára* verbunden werden kann; denn dies wäre kein skaldischer ausdruck und fände nirgends ein analogon. Ich sehe keinen anderen ausweg, als *Oddr* hier als einen mannsnamen aufzufassen. Die str. 4: *Vel dugir verk* usw. zu verwerfen (s. 101), liegt kein grund vor; denn die lesart *hlóðum* kann unmöglich richtig sein, da sonst nirgends ausgesprochen oder angedeutet wird, dass auch Þorgeirr sich dichterisch betätigt habe. Statt *hljóðum* hat M *hliða*, 142 ($R_1$) *hloðu* — andere hdss. kommen hier nicht in betracht —. Die richtige lesart bietet M, so dass der ganze helmingr folgendermassen herzustellen sein wird:

*Vann, dugir verk at telja,*
*rápna hreggs, fyr seggjum,*
*opt fló* (so Boer), *geirr, frá gunni*
*gjóðr Butralda hljóðan*

d. h. *Geirr vann* [conj.] *Butralda hljóðan — dugir at telja verk fyr seggjum —: opt fló rápna hreggs gjóðr frá gunni.* Die worte *telja verk* zeigen, dass die strophe ein teil eines ganzen ist. Der erste satz bedeutet: der speer machte Butraldi schweigsam, d. h. tötete ihn. Die strophe ist sicherlich echt.

Was die verschiedenen berichte über Þormóðs letzte stunden betrifft, so meine ich, dass das letzte wort noch nicht darüber gesprochen ist. Die frage ist überaus schwierig und das resultat des verfassers kaum richtig.

KOPENHAGEN 1908. FINNUR JÓNSSON.

Svensk ljudhistoria av **Axel Kock.** Första delen. Lund, C. W. K. Gleerup. Leipzig, O. Harrassowitz 1906. I, II, 504 s. 5 kr.

Wie Noreens 'Vårt språk', so ist auch das vorliegende buch als ein lebenswerk zu bezeichnen, und wie jenes für das moderne schwedische, so wird dieses für die ältere sprache grundlegend sein. Die beiden gelehrten haben die gipfelpunkte ihrer forschung erreicht, und auf dieser höhe, mit dem ausblick über die weiten gebiete, die ihre lebensarbeit umspannt, haben sie die monumentalen werke zu schaffen begonnen, die stolz und beherrschend im reiche der schwedischen sprachforschung hervorragen werden. Zwar sind die beiden werke noch nicht weit über ihre anfänge hinausgediehen, aber man darf wohl hoffen, dass bei dem fleisse und der arbeitskraft ihrer verfasser wir die vollendung in absehbarer zeit schauen werden.

Die schwedische lautgeschichte — zum mindesten die altschwedische — ist, zumal in ihrem systematischen zusammenhange, kein unbekanntes gebiet, da sie ja bereits von Noreen in seiner Altschwedischen grammatik behandelt wurde. Doch liegt, wie gesagt, Noreens grösse mehr auf anderem gebiet, und sein eben genanntes buch ist (wie auch seine Altisländische grammatik) zum grösseren teil eine kritische zusammenfassung der von anderen gewonnenen resultate und beruht weniger auf den ergebnissen eigener forschungen aus erster hand. Unter diesen anderen ist es ohne frage Kock, der hier die hauptarbeit geleistet hat, und daher sieht man mit besonderem interesse und mit besonderen erwartungen der vollendung seines buches entgegen, das uns eine historische gesamtdarstellung der lautverhältnisse der schwedischen sprache geben wird, die, wie er selbst in der vorrede (s. II) hervorhebt, zum guten teile auf eigenen, früher angestellten untersuchungen fusst. Es liegt in der natur der sache, dass nicht alles — ja nicht einmal das meiste — von dem, was das buch enthält, etwas neues ist, zumal Kock vielfach schon bei der ersten publikation seine schlüsse und hypothesen so sorgfältig begründet und so klar formuliert hat, dass sie einer änderung nicht mehr bedurften. Man wird daher in dem neuen buche vieles von dem wiederfinden, was aus seinen früheren grösseren arbeiten (Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent', 'Studier öfver fornsvensk ljudlära', 'Die alt- und neuschwedische accentuierung'), sowie aus zahlreichen abhandlungen in zeitschriften (dem Arkiv för nord. filol.,

den Beiträgen usw.) bereits bekannt ist — 'aber auch derjenige, sagt Kock a. a. o., der diese schriften kennt, wird doch in dem jetzt veröffentlichten werke auch neue beobachtungen und erörterungen antreffen'.

Kocks stärke besteht darin, dass er ein ausserordentlich grosses und umfangreiches material sammelt und dasselbe mit einer äusserst lebendigen phantasie durchdringt, die tiefgreifende und weithin wirkende sprachliche gesetze aufspürt, und weil er bei der aufstellung neuer gesetze immer dem prinzip folgt, eine neue, näher liegende, plausible und leicht verständliche erklärung einer zwar mit den schon bekannten lautgesetzen vereinbaren aber doch minder wahrscheinlichen vorzuziehen, hat man gewöhnlich bei einer von Kock behandelten frage den eindruck von klarheit und sicherheit, von einem losgehen direkt auf die sache selbst. Es soll die aufgabe dieser kurzen besprechung sein, das gesagte durch einige markante beispiele zu illustrieren, daneben aber auch auf einzelne punkte hinzuweisen, die weiterer aufhellung noch bedürftig zu sein scheinen.

Über den plan und die anordnung des gesamten werkes sei im voraus bemerkt, dass dasselbe auf 5 bände berechnet ist, denen noch ein einleitungsheft beigegeben werden soll, das eine kurze, zusammenfassende übersicht über die entwicklung der schwedischen sprache enthalten wird. Was die perioden der sprachgeschichte betrifft, so hält Kock an seiner schon früher aufgestellten einteilung fest, die er in Fornsv. ljudlära II begründet und Ark. 15, 207 ff. gegen Noreens abweichende meinung verteidigt hat. Im einleitungsheft wird diese frage noch einmal ausführlicher behandelt werden.

Das hauptgewicht wird in dem buche auf die mittelalterliche sprache gelegt, doch wird auch das neuschwedische mit herangezogen. Detailfragen der neuschwed. phonetik werden jedoch nur erörtert, wenn sie für die historische darstellung besonders lichtbringend sind. Das urnordische wird nur so weit berücksichtigt, als seine lautverhältnisse für das schwedische bedeutung haben und noch innerhalb desselben nachwirken.

Der vorliegende erste band behandelt den v o k a l i s m u s, und zwar nur nach seiner q u a l i t a t i v e n seite, da die quantitätsverhältnisse an anderer stelle im zusammenhange erörtert werden sollen. Die darstellung beschränkt sich im allgemeinen auch auf die vokale mit fortis und semifortis; doch werden auch solche wörter diskutiert, die im satze fakultativ neben der fortis auch die infortis anwenden. Auf akzentuierung und infortisvokale geht jedoch der verf. weniger ausführlich ein, weil diese fragen in systematischem zusammenhange schon in seinen früheren schriften besprochen sind. Das ganze gebiet der qualitativen veränderungen einfacher vokale und diphthongen in fortis- und semifortissilben hat K. aber in diesem bande noch nicht zu bewältigen vermocht; nicht einmal die einfachen vokale sind erledigt, da *o*, *u*, *o* fehlen. Die vokale, deren qualität hier behandelt ist, sind also *ĭ*, *ī* : *ĕ*, *ē* : *æ̆*, *ǣ* : *ă*, *ā* : *å̄* (d. h. der im altschwed. in der 2. hälfte des 14. jhs. aus *ā* entwickelte laut *lāta* > *lå̄ta*, nebst dem mit ihm qualitativ identischen laute, der im älteren neuschwed. aus *ō* entstand: *spōr* > *spå̄r*); *ǫ̆*, *ǭ* (d. h. die durch *u*- oder *w*-umlaut aus *ă* bezw. *ā* in späturnordischer oder gemeinnordischer zeit entstandenen laute); *y̆*, *ȳ*.

Die anordnung des materials ist eine andere als in Noreens Altschw. grammatik. In dieser sind bekanntlich die verschiedenen erscheinungen in besonderen kapiteln nach verschiedenen gesichtspunkten systematisch geordnet, z. b. nach der verschiedenheit der zeit (urgerm., gemeinnord., altschwed.), der verschiedenheit der stellung (starkton oder schwachton), der verschiedenheit in physiologischer beziehung (pala-

talisierung oder labialisierung) usw. Bei Kock dagegen wird jeder laut für sich in einem besonderen kapitel behandelt, von denen jedes in 3 teile zerfällt: bezeichnung, ursprung, entwicklung. Der erste verzeichnet die üblichsten bezeichnungen des betreffenden lautes in den runeninschriften (eine vollständige darstellung der in diesen gehandhabten orthographie ist nicht beabsichtigt), den handschriften aus altschwedischer zeit (lat. diplomen und altschwed. urkunden) und den handschriften und drucken der neuschwed. periode. Für die geschichte jedes lautes ist das gemeinnordische der ausgangspunkt. Demgemäss wird in dem 2. teile ('ursprung') der gemeinnordische laut über das urnord. und urgerman. bis in die indogerm. zeit zurückverfolgt; ein besonderer anhang bespricht die ablautsverhältnisse und die lehnwörter, in denen der betreffende laut sich findet. Der 3. teil ('entwicklung') gibt endlich die geschichte des lautes in der alt- und neuschwed. zeit. Zuerst werden hier die allgemeingiltigen, gesetzmässigen lautübergänge behandelt, darauf in besonderen abschnitten diejenigen wörter und formen, deren vokalisation abweichend ist, also auf besondere ursachen (einwirkung fremder sprachen, analogieeinflüsse u. dgl.) zurückgeführt werden muss.

Aber wie einmal Hirt (in seiner anzeige von Noreens Urgerm. lautl. Ark. 12, 84) sich geäussert hat: 'in betreff der anordnung kann man sich damit trösten, dass viele wege nach Rom führen'. Der innere zusammenhang zwischen den verschiedenen erscheinungen tritt jedenfalls hervor, und K. macht überdies selbst dann und wann auf die verwandtschaft zwischen einzelnen übergängen aufmerksam. Und was die praktische anwendbarkeit betrifft, so sind zahlreiche verweisungen niemals zu vermeiden, wie auch die disposition des stoffes beschaffen sein mag. Bedauerlich ist aber das fehlen eines registers. Ohne zweifel ist es die absicht des verfassers, dem letzten bande ein solches, das ganze werk umfassendes beizugeben, darauf aber werden wir noch jahre lang warten müssen, und es wäre daher dankenswert gewesen, wenn schon für den 1. band ein (provisorisches) spezialregister ausgearbeitet wäre.

Um nun auf den inhalt des buches näher einzugehen, sei zunächst zu den urgerman. lautübergängen das folgende bemerkt.

Durch das lautgesetz, nach welchem *e* vor nasal + consonant zu *i* übergeht, während *e* vor einfacher nasalis sich erhält, hat man die duplizität *brenna* : *brinna*, *renna* : *rinna* erklären wollen. Das isländische hat (alt und selten) *brinna* 'brennen' (intrans.), *rinna* 'laufen' mit *i* < urgerm. *e* vor *nn*, gewöhnlich aber *brenna* (prt. *brann*), *renna* (prt. *rann*). Die transitiven verba sind *brenna* (prt. *brenda*) 'brennen' und *renna* (prt. *renda*) 'laufen lassen' (< urgerm. *brannjan*, *rannjan*). Das schwanken in der vokalisation der intrans. verba sollte auf eine indogerm. flexion 1. sg. **bhrenéumi* : 3. pl. **bhrenvónti* zurückgehen. Kock hält diese erklärung für unbefriedigend und sucht nach einer näher liegenden. Im altschwed. finden sich nämlich dieselben doppelformen bei dem intrans. verbum: *brinna* und *rinna* neben *brænna* und *rænna* (aber prt. *brænde* und *rænde*); das neuschwed. hat *ränna* und (dial.) *bränna* neben *brinna* und *rinna* bewahrt. Die trans. verba lauten im altschwed. *brænna* und *rænna* (prt *brænde*, *rænde*). Hiernach lässt sich mutmassen, dass die *æ*-formen der intrans. verba nach dem muster der gleichlautenden transitiva gebildet sind. Und da nur das älteste isl. noch die *i*-formen besitzt, während später die *e*-formen alleinherrschend werden, lässt sich annehmen, dass die entstehung der letzteren erst in später, beinahe literarischer zeit stattgefunden hat. Die intrans. verba haben also *e*, *æ* statt *i*, weil sie von den transitiven beeinflusst (im isländ.) oder mit ihnen vermischt sind (im altschwed.; man beachte, dass *brinna* in einigen hss. des Västmannalag auch

in trans. bedeutung vorkommt). Daneben wird aber auch die einwirkung von mnd. *brennen*, *rennen* in anschlag zu bringen sein, sowie ausserdem der einfluss der analogie, den verba wie *bræsta* (prt. *brast*) ausübten (§ 6).

Auch das schwanken im gen. pl. des wortes *kona* 'weib': altschwed. *qwinna*, isl. (vereinzelt) *kvinna* neben altschwed. *qwenna* (einmal in Västmannalag), isl. *kvenna* hat man durch eine schon urgermanische duplizität erklärt, indem man neben **kwenanō* ein urgerm. **kwennō* (got. **qinnō*) postulierte, ein fem. seitenstück zu dem masc. gen. pl. *abne* u. a. und zu dem neutr. gen. pl. *namne*. Kock bezweifelt auch die richtigkeit dieser erklärung. Da kein got. **qinnō* belegt sei, müsse die annahme bedenklich erscheinen, dass in diesem worte schon in urgerm. zeit das *e* vor langem nasal gestanden habe. Er vermutet daher mit Söderberg (Forngutn. ljudl. s. 15), dass der übergang *e* > *i* hier erst nach der synkope eingetreten sei (**kwenanō* > *kwenna* > *kwinna*), dass also das lautgesetz noch in altschwed. (vorliter.) zeit wirksam war. Auf dieselbe weise werden dann die altschwed. (richtiger: gemeinostnord.) wörter erklärt, in denen erst in später zeit *e* vor nasal + cons. zu stehen kam, der übergang *e* > *i* also nicht urgerm., sondern (vorlit.) ostnordisch ist. Solche wörter sind, ausser *kwinna*:

aschwed. adän. prs. sg. *nimber* 'nimmt', adän. inf. *nimme* (neben *nemme*), aschwed. *nim(m)a* 'nehmen'. Das *i* des inf. ist lautgesetzlich in den landschaften, wo *m* vor dem übergange des gemeinnord. *e* > aschwed. *æ* verlängert worden ist; in den anderen gegenden stammt es aus dem prs. sg. *nimber*. In dieser form kann das *i* nicht, wie behauptet worden ist, als *iʀ*-umlaut von *e* erklärt werden, da die isl. form *nemr* lautet und die sonstigen belege für diesen umlaut im sg. prs. gering an zahl und zum teil zweifelhaft sind; – agutn. acc. sg. m. *þinna* 'hunc' gegenüber aschwed. *þenna*, *þænna* (mit *æ* nach dem acc. *þæn* 'τόν'). Es ist also, um das *i* des agutn. zu erklären, nicht notwendig, mit Lidén (Ark. 4, 108) ein urgerm. nebeneinander von formen mit geminiertem und einfachem *n* (vgl. got. *ainnōhun* neben *ainōhun*) anzunehmen; – aschwed. superl. *snimster* 'ultimus', adv. *snima* 'frühe' gegenüber isl. adj. *snemmr*, adv. *snem(m)a*.

Die beiden letzten beispiele sind jedoch nicht ganz sicher. Der vokal *i* findet sich nämlich in dem agutn. pron. nicht nur in dem acc. sg. m. *þinna*, sondern auch im nom. sg. m. *þissi*, f. *þissun*, dat. sg. f. *þissi* usw. und beruht (wenigstens teilweise) auf *i*-umlaut von *e*. Der nom. sg. m. **se-si* wurde zu **si-si* (wofür *þissi* eintrat, eine neubildung nach dem muster der mit *þ* anlautenden casus), der acc. sg. m. *þennsi* zu *þinnsi* usw., und aus diesen formen kann das *i* sich weiter ausgebreitet haben. Es ist also auch zweifelhaft, ob der agutn. nom. acc. sg. n. *þitta* ein ursprüngliches *i* hat, wie Lidén (Ark. 4, 108 fg.) will (*þitta* < urnord. **þiþþōh* – mit nasaliertem *ō* – aus urgerman. **þiþþi* gebildet). — Was das zweite beispiel betrifft, so hat das isl. nicht nur *sne(m)ma*, sondern auch *sni(m)ma*.

Von den vier beigebrachten belegen, die den (vorlit.) ostnordischen übergang *e* > *i* vor nasal + kons. erhärten sollen, sind also, wie K. selbst zugibt, zwei nicht völlig beweiskräftig. Und der letzte – *sne(m)ma* > *sni(m)ma* – ist schon deswegen ein minder sicherer zeuge für diesen sondersprachlichen lautwandel, weil die isl. formen in ihrer frequenz sich nahezu die wage halten. Es bleiben demnach nur zwei beispiele übrig, die *verhältnismässig* sicher sind – denn als *unbedingt* beweisend können auch sie kaum bezeichnet werden. Isl. *nemr* könnte nämlich durch den inf. *nema* und durch die vokalisation anderer verba (*bera*, prs. *berr*; *skera*, prs. *skerr*; *drepa*, prs. *drepr* u. a.) beeinflusst sein. Und die annahme einer bildung

**kwen-nō* ist auch nicht so ganz unmöglich. Weil auch das isl. die varianten *kvenna* und *kvinna* besitzt, sagt Kock: 'Auch in irgendeiner westnord. mundart ist das lautgesetz wirksam gewesen.' Das speziell ostnord. lautgesetz wäre demnach zum teil auch westnordisch — und dieser umstand könnte die annahme des gemeinsamen ursprungs der beiden formen in noch älterer zeit noch plausibler machen.

Gleichwohl ist es möglich, dass Kock hier recht behalten wird. Die form *kvinna* ist im älteren isl. nicht bezeugt (in Larssons Ordförrådet fehlt sie) und wird daher am besten nicht als eine urgerm. bildung erklärt. Ausserdem ist es einfacher und ansprechender, singuläre ursprachliche formen nicht voraussetzen zu brauchen. Es fragt sich nur, wie man *kvinna* und *nimber* auffassen soll. Sind es wirklich zeugen für ein so spät noch wirkendes allgemeines lautgesetz? Ich meine, dass auch an analogischen einfluss gedacht werden darf. Die tendenz des *e*, vor nasal + kons. in *i* überzugehen, die im urgerman. durchgedrungen war und ein ganzes system geschaffen hatte, könnte, wenn sie hier und da später noch nachwirkte, unterstützt von dem starken einflusse der durchgeführten regel, die *i* vor nasal + kons. forderte, den übergang von *e* zu *i* — vielleicht nur bei einzelnen individuen — auch in den fällen bewirken, wo erst durch die nord. synkopierungsgesetze ein konsonant unmittelbar hinter den nasal zu stehen kam. Dann ist aber dieser spätere lautwandel dem urgerman. nicht gleichzustellen (vgl. §§ 6. 156 I).

Aus dem gebiete des urnord. sei das nachstehende hervorgehoben.

Bereits Ark. 11, 330 anm. 1 hatte Kock behauptet, dass das *ī* in aschwed. *fīande* 'feind', prs. conj. *sī* 'sei' in einer früheren sprachperiode aus *ij* vor vokal entstanden sei (vgl. got. *fijands, sijai*). Das gesetz wird von ihm jetzt so formuliert: 'Gemeinnord. *ī* ist (in einigen fällen) aus *ij* (vor vokal) oder *ii* (vor kons.) in spät urnordischer zeit entstanden'. Neue beispiele sind:

isl. *frǽndi*, aschwed. *frænde* 'verwandter' aus gemeinnord. **frīande* (got. *frijōnds*). Die ursprüngliche flexion war: sing. **frīande*, pl. **frīandiʀ* mit fortis auf der ersten, semifortis auf der zweiten silbe. Der pl. **frīandiʀ* wurde lautgesetzlich zu **frīændʀ*, dann mit akzent- und quantitätsverschiebung **friǣndr*, *frǣndr*, wozu der sg. *frǣnde* neugebildet ward. Dadurch wird die ablautserklärung von Sievers (Beitr. 18, 410) überflüssig.

isl. *gegn*: aschwed. *gīn, gēn* 'gerade'. Die entstehung dieser verschiedenen formen war bisher unklar geblieben (vgl. Tamm, Etym. ordb. s. v. *gen*; Noreen, Altschwed. gramm. § 311 anm. 2). Kock vermutet als ursprüngliche flexion: nom. sg. **gaȝinʀ* (daraus **gæȝinʀ*), dat. sg. **gaȝinum* (daraus **gaȝnum* oder durch den einfluss des nom. **gæȝnum*). Hieraus entstanden isl. *gegn*, adj. 'gerade', *gegn*, praepos. 'gegen', *gognum* (< **gaȝnum*), praepos. 'durch'. Im ältesten aschwed. bestand das adj. **gæȝinn* nebst dem kompos. *ū́-gæȝinn, ū-gǽȝinn* (mit wechselnder betonung). Da nun *æ* vor palatalem konson. + *i* in einer semifortissilbe zu *i* übergeht, musste **ū́gæȝinn* zu **ū́giȝinn* werden. Erst später wandelte sich auch in fortissilben *æ* vor *ȝ* + *i* oder *i̯* zu *i*, sodass auch **gæȝinn, ūgǽȝinn* zu **giȝinn, ūgiȝinn* wurden; und ehe dieser spätere lautwandel sich vollzog, bestanden eine zeit lang **gæȝinn, *ūgǽginn* neben dem abweichenden **ū́giȝinn*. Durch kompromiss entstand nun aufs neue ein **úgæȝinn*. Jetzt ging das *ȝ* zwischen *i* oder *æ* und nachfolgendem *i* verloren: es ward also **ū́giȝinn* zu **ūgiin(n)* und **ū́gæȝinn* zu **ūgæin(n)*. Hierauf wurde **ūgiin* (und **giin*) zu **ūgīn* (*gīn*) kontrahiert, während **ūgæin* (und *gæin*) zu *ūgēn* (*gēn*) wurde, wie *stæin* zu *stēn*. (Die kontraktion des

*ii* > *ī* in dem besprochenen worte kann also nicht u r n o r d i s c h sein, sondern muss in späterer [gemeinnord.?] zeit stattgefunden haben.)

isl. nom. sg. *lé*, obl. cas. *liá*, pl. *liár*: aschwed. sg. *lē*, *lie*, pl. *lē*, *li(j)ar* 'sense'. Die urgerman. grundformen sind: nom. sg. **lewan*, gen. dat. sg. **lewinʀ*, **lewin*, nom. pl. *lewanʀ* usw. **lewinʀ*, **lewin* wurden urnord. zu **liwinʀ*, **liwin*: dagegen erhielt sich das *e* in **lewa(n)*, **lewanʀ* und anderen formen. Der *w*-laut ging lautgesetzlich verloren im dat. pl. **lewum* > **leum*, ebenso in zusammensetzungen mit fortis auf dem ersten kompositionsgliede: * ⏑́ *lewan* > * ⏑́ *lean*. Durch den einfluss dieser formen verschwand das *w* überhaupt aus dem paradigma, also nom sg. **lea* (daraus **lee*, *le*), gen. dat. sg. **liinʀ*, **liin* (daraus *lī*), acc. sg. **lean*, **lea*, nom. pl. **liar* usw. Durch analogische ausgleichung entstanden endlich a) nom. sg. *līe*, obl. cas. *līa*, pl. *līar* und b) nom. sg. *lē*, obl. cas. *lea*, pl. *lear*. Doch ist es auch möglich, dass der neuschwed. pl. *līar* auf einem dialekt. aschwed. übergang von *ea* > *ia* beruht, wie vielleicht in *sēa* > *sīa* 'sehen' (§§ 98—100; vgl. § 189).

Die bisherige unklarheit über das verhältnis von isl. *svívirða* zu agutn. *sveverþa*, aschwed. *sǣwyrdha* 'entehren'; von isl. *tví-breiðr* 'doppeltbreit' u. a. zu aschwed. *twǣ-falder* 'zwiefältig' u. a.; von isl. aschwed. *līn* 'flachs' zu isl. *lé-rept*, aschwed. *lǣ-ript* 'leinwand'; von prs. conj. agutn. *sī* zu isl. *se*, aschwed. *sǣ* (so singulär neben *se*, *sei*, *sī*) 'sei'; von dat. sg. urnord. **miʀ* 'mir', **þiʀ* 'dir', **siʀ* 'sich' (got. *mis*, *sis*) zu *meʀ* (Opedal), **þer*, **ser* usw. sucht Kock zu beseitigen. Er hatte bereits Ark. 15, 343. 355 diesen wechsel durch die annahme eines überganges von *ī* > *e* und von *iʀ* > *eʀ* in 'relativ unakzentuierter' silbe erklärt. Dieser ausdruck bedurfte jedoch einer präzisierung. A. a. o. s. 344 sagte er zwar ausdrücklich, dass die betreffenden wörter s e m i f o r t i s hatten, und erklärte aus dieser betonung auch die entwicklung von got. *weis*, aschwed. agutn. *wīr* zu isl. *vér* 'wir'; dennoch aber wendete er sich gegen Noreen, der den übergang von *ī* > *ē* in s t a r k t o n i g e r silbe erfolgt sein liess (unter 'starkton' versteht Noreen sowohl den hauptton wie den s t a r k e n n e b e n t o n; dieser aber ist mit Kocks 'semifortis' identisch), und sagte s. 355, dass *iʀ* in i n f o r t i s s i l b e zu *eʀ* werde (daher urnord. **miʀ*, **þiʀ*, **siʀ* in infortisstellung zu **meʀ*, **þer*, **ser* — mit späterer verlängerung zu isl. *mér*, *þér*, *sér*, aschwed. *mǣr*, *þǣr*, *sǣr* —, dagegen in fortisstellung — mit späterer verlängerung — zu *mīr*, *þīr*, *sīr*, den agutn. formen). Demnach müssen also Noreens annahmen (Altisl. gramm.[3] §§ 106 anm. 3 und 107 anm.) im wesentlichen richtig sein: der übergang von *iʀ* > *eʀ* und von *ī* > *e* kann in nichthaupttoniger silbe nicht stattgefunden haben, was durch isl. formen wie *brýtr* 'bricht' (< **briutiʀ*, nicht aus **briuteʀ*) und *fróðe* 'gelehrsamkeit' (< ***frōðī[n]*, nicht aus **frōðe[n]*) bewiesen wird. Daher hat nunmehr Kock die formulierung der betreffenden lautgesetze dahin präzisiert, dass sowohl der übergang von *iʀ* > *eʀ* wie der von *ī* > *e* urnord. in semifortis-silben stattgefunden habe, und berichtigt zugleich die bemerkung Noreens: die formen *brýtr*, *fróðe* beweisen freilich, dass der übergang in u n b e t o n t e r silbe nicht stattfand, aber sie beweisen nicht, dass er in h a u p t t o n i g e r silbe sich vollzog. Die formen *brýtr*, *fróðe* widersprechen also nicht der entwicklung **līnript* > *lēript*, **wīʀ* > *weʀ* usw., **miʀ* > *meʀ* usw., denn dort handelt es sich um i n f o r t i s, hier aber um s e m i f o r t i s und bei verschiedener akzentstärke erfuhren *ī*, *i* verschiedene behandlung (§§ 173 bis 177).

In spät urnord. zeit setzt K. auch die verkürzung des diphthongen *ǣi* > *ǣ*. Die bedingungen dieses lautwandels sind noch nicht vollständig ermittelt. Kock formuliert das gesetz folgendermassen: 'In spät urnord. zeit wurde *ǣi* > *ǣ* vor langem

konsonanten und vor (mindestens: vor gewissen) konsonantenverbindungen in silben mit fortis 1.' Dieselbe formulierung war bereits Ark. 8, 270 anm. gegeben (vgl. 7, 354, wo die regel aufgestellt war, dass 'akzent 1' sowohl in einfachen wie in zusammengesetzten wörtern – und zwar ebensowohl in später einsilbigen wie in später mehrsilbigen – zu statuieren ist, wenn in der 2. silbe ein vokal ausgefallen war). So würden sich also z. b. erklären: superl. sg. nom. m. isl. *mestr*, aschwed. *mæster* 'der meiste' < **maistaʀ*; isl. *flesk*, aschwed. *flæsk* 'speck'; aschw. *swæn* 'bursche' < **swainaʀ;* aschw. sg. nom. m. *hæl* 'heil' < **hailaʀ:* aschwed. *æghin* neben *eghin* 'eigen' – infolge des wechsels: z. b. sg. nom. m. **aiȝinar* (isl. *eiginn*) > *eghin* gegenüber z. b. sg. dat. m. **aiȝinum* (isl. *eignum*) > *æghnum* usw. – Die richtigkeit dieser formulierung ergebe sich, meint Kock, aus solchen isl. wörtern wie '*teikn* 'zeichen', *teikna* 'ein zeichen geben', *Eistr* (*Eistir*) 'die Estländer', *eista* 'hode', *leistr* 'leisten', *freista* 'versuchen', *eitr* 'gift', *heipt* 'feindschaft' usw., die nicht verwandte wörter oder formen mit nur éinem kons. hinter dem *ei* neben sich haben. Ich verstehe diese motivierung nicht: man sollte meinen, dass auch *teikn* (got. *taikns* < **taiknis*), *teikna* (< **taiknian*), *freista* (< **fraistian*, vgl. Erdmann, Ark. 7, 80), *eitr* (< **aitra-*) lautgesetzlich zu (aschwed.) *tækn*, *tækna*, *fræsta*, *æt*(*ir*) hätten umgewandelt werden müssen, da ja auch hier in der der wurzelsilbe folgenden silbe ein vokal synkopiert ist, wie denn auch tatsächlich *fresta*, *etr* im isl. sich findet (z. b. in AM. 677, 4°, s. Ark. 5, 145)[1]. Ebensowenig ist mir klar, warum nicht auch in adjectivis wie (isl.) *breiðr* 'breit', *reiðr* 'zornig', *feitr* 'fett', *heitr* 'heiss', *beiskr* 'bitter' usw. im aschwed. der lautgesetzliche wechsel *bréþer: bræþer*, *wréþer: wræþer* usw. hätte eintreten können, da z. b. im sg. in sieben kasus (von zwölf) ein vokal in der 2. silbe ausgestossen wurde (*breiðr* < **braiðaʀ*, *breiðrar* < **braiðerōʀ* usw.). Die sache ist für die beurteilung gewisser aschwed. schreibungen mit *æ* statt des erwarteten *e* (*ē*) nicht ohne bedeutung. Bereits 1888 hatte Kock (Tidskr. f. fil., n. r. 8, 297 fg.) auf ein aschwed. lautgesetz aufmerksam gemacht, nach welchem vor dentalen (seltener vor anderen konsonanten) *é* > *æ* übergehe, während Noreen (Altschw. gramm. § 124 anm. 8) die richtigkeit dieser annahme bestritt und die meinung verfocht, dass die mehrzahl der beispiele sich auf andere weise, besonders durch die urnord. verkürzung des diphthongs *æi*, deuten lasse, wobei freilich einzelne wörter wie *hwæte* 'weizen', *hæþ* 'heide', *hæmolikæ* 'heimlich', *langlædhis* 'weithin', *rædha* 'bereitschaft', *læva* 'überbleibsel' unerklärt blieben. Demgegenüber hält jedoch Kock an seiner meinung, dass es sich um einen altschwed. (dialektischen) lautübergang handle, auch jetzt noch fest und sucht sie durch folgende beweisgründe zu erhärten: 1. Man findet massenhafte beispiele des überganges in einer jungen handschrift (Gregorius av Armenien, um 1450), während er in verschiedenen anderen hss. selten oder nie vorkommt; 2. in derselben handschrift begegnet die ableitungssilbe *-het* oft in der form *-hæt:* diese ableitungssilbe ist aber aus dem niederd. entlehnt und wurde erst im 15. jahrhundert allgemein üblich – mithin ist die möglichkeit einer urnord. verkürzung des *æi* zu *æ* hier ausgeschlossen; 3. das *æ* findet sich in zahlreichen wörtern, die diesen laut nicht auf analogischem wege aus formen mit *æ* < gemeinnord. *æi* erhalten haben können, wie *hwæte*, *hædh*, d. pl. *ræsom* 'reisen', *læt* (< *léþ*) 'pfad', *hæmolikæ* usw. Mir scheint es nicht, dass Noreens meinung hierdurch widerlegt wird. Es kommt ja darauf an, wann und wo es erlaubt oder nicht erlaubt ist,

1) Larsson erklärt freilich diese formen anders, aber, wie ich glaube, kaum mit recht.

die verkürzungsregel anzuwenden. Sie lautet, wie gesagt, so: *æi* > *æ* vor langem kons. und vor kons.verbindungen in silben mit fortis 1. Bei ihrer anwendung auf das aschw. sind jedoch zwei einschränkungen zu machen: 1. es sind nur gewisse kons.-verbindungen, die in betracht kommen; 2. man muss auf das isl. achtgeben: steht dort ein *e*, darf man die regel anwenden, steht dort dagegen ein *ei*, kann man die erklärung nur im aschw. suchen. Nun sagt Kock nicht, welche die betreffenden kons.verbindungen sind. und aus den beispielen lässt sich eine feste regel nicht abstrahieren: vor *st mestr* aber nicht *Eistr*, vor *sk flesk* aber nicht *beiskr*, vor *nn* (*nʀ*) *svenn* aber nicht *hreinn*, vor *ts vezla* aber nicht *beizl* usw. Es gibt ja also hier keine regel: wie soll man sich dann danach richten können? Die verkürzung nur in genau den aschw. wörtern anzunehmen, die auch im isl. verkürzten diphthong zeigen, ist ja unmöglich. Unter solchen verhältnissen sehe ich nicht ein, warum man nicht recht hat, das lautgesetz aufs aschw. anzuwenden. Wozu dient übrigens ein gesetz, das man nicht benutzen darf? Auch das erste von den drei Kockschen argumenten erscheint mir nicht zwingend: die beispiele in der jungen Gregorius-hs. sind — von den abstractis auf *-hæt* abgesehen — wörter wie *hæta* 'heissen', prt. *slæt* 'riss', prs. *væt* 'weiss', *læta* 'suchen', *hæla* 'heilen', *hæl* 'heil', *stæn* 'stein', *bæn* 'knochen', *hædhir* 'ehre', *vrædher* 'zornig', *ædh* 'eid', die zum grossen teile auch anderwärts sich finden (*hæta, væt, æþ* in Västgötalag I, *wæt, bæn-brutin, wræþer, hæl* im Västmannalag, *læta, slæt, stæn* im cod. Bureanus usw.). Die kontinuität ist also nicht unterbrochen, und es ist nicht einzusehen, warum die vokalisation dieser wörter nicht alt sein soll.

Ich verstehe demnach nicht, weshalb nicht *bræþer, wræþer, hæl, fæter, hæter* ihr *æ* infolge der urnord. verkürzung haben können. Dasselbe gilt von *hæþin* 'heidnisch' (vgl. *æghin*), adv. *rænlika* 'rein' (nach dem adj. *ræn* < **hrainaʀ*), *ætir, bæzl* (< **baitisla*, vgl. *wæzla* < **waitislō*), *Æstr* 'die Esthen' (< **Aistiʀ*), *æk* 'eiche', *gæt* 'ziege' (nach dem nom. acc. pl. **aikiʀ, *ȝaitiʀ*) — die pluralformen derartiger wörter sind ja häufig gebraucht worden und konnten die übrigen formen beeinflussen). Auch in den zusammensetzungen *mæn-føre* 'übelstand', *bæn-brutin* 'mit gebrochenem beine', *rædhskaþer* 'gerät' ist ja ein vokal hinter der wurzelsilbe synkopiert worden.

Ausser vor konsonantenverbindungen wird der diphthong *æi* (gemeinnord.) auch in semifortis- und infortissilben verkürzt. Nach dieser regel könnten wohl folgende wörter ungezwungen erklärt werden: *hæta* 'heissen', prs. *wæt* 'weiss', *wæta* 'zufügen', *lædha* 'leiten', *bædhas* 'bitten', *læta* 'suchen', prt. *slæt* 'riss', prt. *bæth* 'biss', prt. *rædh* 'ritt', prt. *lædh* 'litt', *swæpa* 'hüllen' usw. — sie kommen ja oft im satze in minder betonter stellung vor. Auch prt. *swæks* 'wurde getäuscht' kann hierher gehören, vgl. z. b. Klosterläsn. 186' (*munkin*) *swäks wär af sik siälfum än han war för swikin af diäflenom*, sowie die isl. ausdrücke *svíkja land undan ehm*, *svíkja vit af ehm*, in denen das verbum ebenfalls schwach betont ist. In den part. *upræst* 'aufgerichtet', *stæktes* 'gebraten' ist ja (in gewissen casus) ein vokal hinter der wurzelsilbe synkopiert.

In folgenden worten liegt es sehr nahe, einfluss der analogie anzunehmen: *ændaghe* 'bestimmter tag', *ænsaman* 'allein', *ænkannilika* 'besonders' (nach *æn, ēn*); *mære, flære* (nach den superlativis *mæster, flæster*); *sænare* (nach *sænna*); *wrædhgas* 'zürnen' (nach *wrædher, wredher* 'zornig'); *hæla* 'heilen' (nach *hæl, hēl*); *uplætilse* 'aufsuchung' (nach *læta, leta*); *Swæriki* 'Schweden' (nach dem adj. *swænsker?*).

Im jüngeren aschw. wird ja *e* zu *æ* vor langem kons. und kons. verbindungen verkürzt. Nach dieser regel könnten wohl einige wörter erklärt werden, z. b. *stænka*

(< *stenka*), *vrædhgas*, *smækning*, plur. *otræffne*, *hæmlika* (woraus auch *hæmelika* u. dergl.). *slæmogher* (einfluss von *slæmmer*).

In der ableitungssilbe *-hæt* (*-het*) kann natürlich keine urnord. verkürzung stattgefunden haben. Hier muss also ein übergang *e* > *ǣ* angenommen werden. Beweisen aber die beispiele *sælikhæt*, *sælelikhæt*, *hælaghæt*, *thræfallelikhæt* usw. wirklich, dass der übergang in f o r t i s-silben eingetreten ist? Es ist doch wohl natürlicher, *e* > *ǣ* in relativ-unakzentuierter stellung hier anzunehmen. Dasselbe gilt von der ableitungssilbe *-læker* (*-leker*) in *brædlæker* u. dgl. Eine anzahl von simplicia können durch composita, in denen sie das 2. glied bildeten und daher akzentschwächung erlitten, beeinflusst sein: *æþer* 'eid' (vgl. *for-æþer*, *gozlu-eþer*, *tylptar-eþer*), *hwæte* 'weizen' (vgl. *sumar-hwete*, *winter-hwete*), *ræsa* 'reise' (vgl. *hem-resa*, *ut-resa*, *konungs-resa*), *læt* (< *leþ*) 'pfad' (vgl. *lang-lædhis*, *dags-leþ*, *skip-leþ*)[1], *stæn* 'stein' (vgl. *gatu-sten*, *graf-sten*, *tighil-sten*), *bæn* 'knochen' (vgl. *kin-bæn*, *hals-ben*, *lar-ben*, *rif-ben*), *hædhir* 'ehre' (vgl. *ran-hædhir*, *iordrikis-hedher*, *væruldshedher*). Ebenso hat *lera* in *aterlæffna* (vgl. *æptirlera*) semifortis. *menedhninger* kann wohl fortis auf der zweiten silbe haben. *hæþ* hat ja semifortis in zusammensetzungen wie den ortsnamen *Sigurdhæhedh*, *Filungæhedh* usw. (vgl. auch nschw. *ljunghed* u. dergl.). *redha* kann wohl von *redhe* beeinflusst sein (vgl. *altararedhe*, *mæssoredhe* usw.). Verbalformen wie *sæn* 'sint', *blæf* 'wurde' sind ja naturgemäss oft schwach betont gewesen. Damit, dass *e* in semifortis-silbe die tendenz hatte, offen zu werden, stimmt wohl auch die tatsache, dass *æ* (in gewissen fällen) in relativ-unakzentuierter silbe zu *a* wurde, vgl. z. b. isl. *verðr* 'mahlzeit' mit aschwed. *dagh-warþer* 'frühstück', aschwed. *hwælper* 'junger hund' mit *biorna-hwalper* 'junger bär' usw.

Auch in lehnwörtern findet sich der übergang: *kæsare* 'kaiser' (vgl. isl. *kesari*, AM. 677, 4°), *klænaþ* 'kleinod', prs. *skær* 'geschieht', *ræðho-boin* 'bereit', *mæning* 'meinung', *dæl* 'teil' können wohl vor dem übergange von *e* > *ǣ* entlehnt sein (*skær* war jedoch sicher vielfach unbetont, *mæning* und *dæl* sind vielleicht durch composita beeinflusst, vgl. aschwed. *o-mening* 'unsinn', *villo-mening* 'irrlehre', aschwed. *arf-del* 'erbteil', *attunde-del* 'achtel' usw). *fræ-dagher* 'freitag' erlitt vielleicht einwirkung von *fræghedagher* = *fræjedagher* < *freadagher* (man beachte jedoch auch hier composita wie *langa-fre(a)dagher* 'karfreitag', *matskuts-fre(a)dagher* 'freitag, an dem esswaren für die armen zusammengeschossen werden' u. dgl.). Ferner *hæsa* 'heiserkeit' (die vokalisation ist in diesem worte wechselnd), *beskæliker* < *beskedheliker* 'verständig' (vom gleichbedeutenden *sk(i)æliker* beeinflusst), *lædisk* 'aus Leiden' (vielleicht durch einfluss einer form **læ(d)sk*, die aus einem neben dem mehrfach bezeugten *leydzsk*, *leysk* vielleicht befindlichen **le(d)sk* durch verkürzung des vokals vor der konsonantengruppe entstehen konnte), *thornæra* 'turnieren' (warum nicht auch andere verba auf *-era*? hatte die erste silbe den hauptton? vgl. übrigens isl. *turnera*) (§§ 191–198, 210–216, 252–255).

Der wechsel *a* : *æ* in verschiedenen pronominibus und partikeln: acc. sg. m. *þan* : *þæn* 'den', nom. acc. sg. n. *þat* : *þæt* 'das', *at* : *æt* 'dass', *þar* : *þær* 'da', isl. *þaðan* : aschwed. *þæþan* (agutn. *þeþan*, *þiaþan*) 'von dort', *an* : *æn* 'als', (*h*)*an* : *æn* 'ihn' u. a. ist verschieden beurteilt worden. Einige (darunter Kock selber, bereits 1877) haben gemeint, dass *a* an schwach betonter stelle in *æ* überging, wäh-

1) Die form *læt* statt *læþ* wird wohl besser durch die relative unbetontheit erklärt.

rend andere an ablaut dachten. Die möglichkeit des ablauts hat auch Kock erwogen; er sagt (Ark. 11, 122): 'Ich sehe es nunmehr als vielleicht möglich an, dass diese wörter zum teil verschiedene ablautsstadien besitzen. Was besonders für ein ablautsstadium *ē* spricht, ist jedoch bisher, soweit ich mich erinnere, nicht hervorgehoben worden, nämlich das agutn. *þiaþan* mit brechung (aus *þēðan*)'. Weil indessen alle diese wörter im satze bald stark, bald schwach betont sein konnten, ist es ja durchaus ansprechend, den vokalwechsel mit diesem akzentwechsel in zusammenhang zu setzen. Ausserdem spricht das norwegische entschieden g e g e n den ablaut. Dort hat sich nämlich der unterschied zwischen germ. *e* und dem durch *i*-umlaut aus *a* entstandenen *æ* erhalten. Nun kommen in gewissen altnorw. hss. formen wie *þænn*, *þætt*, *þær* mit *æ* vor, während *vera* 'sein' *er* 'ist' und andere wörter mit ursprünglichem *e* nur mit *e* geschrieben werden. Es ist also wahrscheinlich, dass man die aussprache *þænn* usw. hatte, und somit kann hier die ablautsstufe *e* nicht vorliegen. Kock löst jetzt die frage in folgender weise. Als spät urnord. *stainaʀ* > **stainʀ* wurde, vollzog sich diese umwandlung natürlich nicht unmittelbar, sondern, wie altjüt. *wæra* 'sein' durch das zwischenstadium *wæræ* zu *wær* sich entwickelte, entstand aus *stainaʀ* zuerst **stainæʀ*. Es ist also spät urnord. *a* in infortis-stellung zu *æ* übergegangen, und selbstverständlich hat dieser prozess nicht bloss das *a* in endungssilben betroffen, sondern jedes *a* mit infortis, also auch das *a* in wörtern, die im satze infortis hatten oder haben konnten, also eben in solchen wörtern wie *þar*, *þann* usw. Zu gleicher zeit wie *stainaʀ* < **stainæʀ* wurden also auch *þar*, *þann* usw. in infortisstellung zu *þær*, *þæn*. Wenn diese infortisformen später als fortisformen im satze gebraucht wurden, konnte natürlich das *æ* stehen bleiben. Indessen kann dieselbe entwicklung auch in der aschwed. zeit eingetreten sein, in denjenigen gegenden nämlich, wo der endungsvokal *a* in allen oder gewissen stellungen lautgesetzlich zu *æ* wurde. Als in der sprache des Upplandslag *kalla* > *kallæ*, *kallaþan* > *kallæþæn* übergieng, konnte gleichzeitig *kalla þat* ('nenne es') lautgesetzlich zu *kallæ þæt* werden usw. – und damit ist die erklärung gegeben. Ein wort bildet jedoch eine ausnahme, nämlich aschwed. *þaþan*, das schwerlich jemals schwach betont worden ist und daher lautgesetzlich nicht zu *þæþan* werden konnte. Ebensowenig aber kann es aus **þeþan* entstanden sein, weil dies zu **þiaþan* hätte werden müssen. *þæþan* hat vielmehr sein *æ* nach dem muster von *hæþan* 'von hier' erhalten (vielleicht unter gleichzeitiger einwirkung von formen des pronominalstammes *þa-*, in denen *æ* lautgesetzlich sich entwickelt hatte). Möglich ist aber auch, dass ein aus *þær* in infortis-stellung weiter entwickeltes *þer* die form *þaþan* bereits in vorliterarischer zeit beeinflusst hat, wodurch *þeþan* > agutn. *þiaþan* entstanden sein kann. Es ist also nicht unbedingt notwendig, hier ablaut anzunehmen. Doch ist ja anderseits diese möglichkeit bei einzelnen wörtern nicht ganz ausgeschlossen (§§ 257–260).

Der *ā*-laut im adj. (isl.) *hár* 'hoch' hatte eine völlig genügende erklärung bisher nicht gefunden. Die neue hypothese Kocks ist dagegen sehr einfach und überzeugend. Der diphthong *au* gieng bekanntlich im allgemeinen vor *h* über *ao* zu *ō* über, z. b. nom. sg. m. **hauhaʀ* > **haohr* > (isl.) *hór*. Wenn aber in der nächsten silbe ein *a* sich erhielt, schritt die entwicklung (über *ao*, *aa*) bis zu *ā* fort, z. b. acc. sg. m. **hauhan* > **haohan* > **haahan* > *hāan*. Es ergab sich also ein paradigma nom. *hōr*, acc. *hāan*: in diesem wurde dann durch den einfluss von *miōr* : *miāwan* und ähnliche wörter der acc. *hāan* zu *hāwan* geändert. Wenn *hw* zu jener zeit noch ein einheitlicher laut war, könnte die lautgesetzliche entwicklung auch die

folgende gewesen sein: acc. **hauhwan* > **haohwan* > **haahwan* > *hāwan* usw. (§ 405).

Gemeinnord. *e* und *æ* sind im aschwed. zusammengeflossen, indem *e* in fortis- und semifortissilben zu *æ* übergieng. Ob spuren des *e* noch auf runensteinen anzutreffen sind, ist wegen der mangelhaften orthographie kaum möglich zu ermitteln. Kock lehnt die ansicht ab, dass ein etymol. unterschied zwischen *e* und *æ* noch auf einzelnen steinen sich nachweisen lasse[1], macht jedoch darauf aufmerksam, dass möglicherweise eine spur des german. *e* anderwärts sich findet, nämlich in der handschrift A des Södermannalag. Von dem schreiber dieser hs. wird eine gewisse vokalharmonie beobachtet, insofern in den endungen zwischen *a* und *æ* mit rücksicht auf die qualität des wurzelvokals gewechselt wird: steht ein *æ* in der wurzelsilbe, so folgt auch *æ* in der endung; steht dagegen ein *e* in der wurzelsilbe, so hat die endung entweder *a* oder *æ*. Eine ausnahme bilden die wörter *hærra* 'herr', *clærka* 'kleriker', *skera* 'schneiden' (so immer), *wægha* 'wege', *mæþan* 'während', *þæþan* 'von dort', *hæþan* 'von hier': dies ist unregelmässig, wenn *æ* in der wurzelsilbe stand; es ist aber regelmässig, wenn die wörter den wurzelvokal *e* hatten. Daher ist es wahrscheinlich, dass das germ. *e* wenigstens in einigen gegenden von Södermanland (und wenigstens in offener silbe) noch fortlebte, als die vokalharmonie für *a* : *æ* durchgeführt wurde, d. h. noch im 13. jahrh. (§§ 140–143).

Über das verhältnis zwischen *ǫ* und *ø* im aschwed. ist folgendes hervorzuheben. *ǫ* wurde vor supradentalen zu *ø*, vgl. z. b. isl. *ǫrn* 'adler' : aschwed. *ørn*, isl. *ǫl* 'bier' : aschwed. *øl*. Von diesem gesetze hat Noreen (Altschwed. gramm. § 104 anm. 3) eine ausnahme konstatieren wollen, indem er behauptete, dass vor den dehnung bewirkenden konsonantenverbindungen *rt* und *rþ* *ǫ* als *ō* erhalten bleibe, und da nur ungedehntes *ǫ* zu *ø* werde, nahm er natürlich auch an, dass auch ursprüngliches *ǭ* vor einem supradental nicht in *ø̄* übergehe (ebenda anm. 5): aschwed. *ōl* 'riemen' sei daher nicht die lautgesetzliche weiterentwicklung von isl. *ǭl*. Nun ist aber seine erklärung dieses *ø̄l* (Altschwed. gramm. § 409 anm. 5) sehr bedenklich, und die beiden beispiele, die den übergang von *ǫ* > *ō* vor *rt* beweisen sollen, sind unrichtig beurteilt. Das erste ist aschwed. *ōrtogh* '1/24 mark', das nach Noreen auf **ǫrtogh* < **arut-taug* zurückzuführen ist, während die nebenform *ørtogh* durch wirkung des *i*-umlauts aus einem supponierten **ørt-taug* (< **aruti-t.*) entstanden sein soll. Nun ist es aber natürlicher, *ørtogh* als die regelmässige entwicklung von **ǫrtogh* zu betrachten und, da dieses wort wechselnde akzentuierung hatte (wie die schwankende vokalisation *-tøgh* : *-togh* : *-tugh* beweist), den vokalwechsel in der wurzelsilbe hiermit in zusammenhang zu bringen. Aus **ǫrtáug* entstanden die formen *ortáug*, *ortǿgh* mit *o* — nicht *ǫ* — in der wurzelsilbe; als dann später der akzent umsprang (*ortǿgh* > *órtøgh*), blieb der vokal *o* erhalten, statt, wie in minder betonter stellung, zu *u* weiterentwickelt zu werden. Das zweite beispiel ist nschwed. *mōl-* 'durch und durch' (z. b. im adj. *mol-tyst* 'erzschweigsam'), das Noreen auf älteres **mōrþ* = isl. *morð* 'grosse menge' zurückführt; dieses wort habe jedoch ursprünglich **mǫrð* gelautet (*mǫrð*, f. < **mǫrgð*, das durch einfluss des adj. *margr* aus **mergð* — urgerm. **margiþō* — umgebildet sei). Nun ist aber das isl. *morð* kein fem., sondern ein neutr. (*þetta morð fjár*), und da es im neuisl. *morð*,

1) Neuerdings ist jedoch seine meinung (wenigstens in einem falle) von Läffler in seiner erklärung des Sparlösasteins (Västergötl. fornm. fören. tidskr. II, 81 ff.) bestritten worden.

nicht *mörð*, heisst, muss es von anfang an *o*, nicht *ǫ*, besessen haben, also wohl als eine ableitung von dem verbum *mora* 'wimmeln' (*þat morar af fiskum*) anzusehen sein. Somit dürfte der übergang von *ǫ* > *o* vor *rt*, *rþ*, wie auch der des *ǭ* > *ō* vor *l*, *n* (und *r*) gesichert sein (§§ 492. 499).

Der wechsel zwischen *ǫ* und *o* in *hǫvuþ* : *hovuþ* 'kopf' wird von Kock folgendermassen erklärt: Da auffallenderweise *o* fast nur in den synkopierten kasus vorkommt (nom. *hovoþ* neben dat. *hofþe*), reicht der isl. wechsel *hǫfuð* : *haufuð* (got. *haubiþ*) nicht aus, um das verhältnis zu erklären, daher die mitwirkung irgendeines anderen faktors stattgefunden haben muss. Nach Kock wurden durch den älteren *u*-umlaut dat. sg. **haƀuðe* > *hǫƀðe*, gen. pl. **haƀuða* > *hǫƀða* und dat. pl. **haƀuðum* > *hǫƀðum*. Durch den einfluss dieser formen drang das *ǫ* auch in den nom. acc. ein, daher *hǫƀuð* (> *hovuþ*) statt **haƀuð*. Nun gieng aber tautosyllabisches *ǫƀ* (wenigstens in gewissen gegenden) zu *ǫw* > *ǫu* > *au* über, welches lautgesetzlich zu *ō* kontrahiert wurde, also dat. **hǫƀðe* > **hǫwðe* > **hǫuðe* > **hauðe* > *hōþe*, das dann durch den einfluss des nom. acc. *hovuþ* durch *hōfþe* ersetzt ward. Eine von Kock ebenfalls als möglich bezeichnete, etwas modifizierte hypothese ist die folgende: Durch den älteren *u*-umlaut wurde z. b. dat. **haƀuðe* zuerst zu **hauƀðe* (*au* bezeichnet ein *a* mit einem kurzen nachschlag von *u*), darauf auch nom. acc. **haƀuð* durch analogie > **hauƀuð*. In dieser form wurde *au* wie gewöhnlich zu *ǫ*, also *hǫfuð*, *hovuþ*: in **hauƀðe* dagegen, wo tautosyllabisches *-auƀ-* stand, wurde diese lautgruppe lautgesetzlich zu *-auƀ-*, also **hauƀðe* > **hauƀðe* und weiter > *hōfþe* (§ 493).

Bisweilen hätte man statistische mitteilungen gewünscht, da es doch mitunter zweifelhaft erscheint, ob man es wirklich mit lautlichen oder nur mit orthographischen differenzen zu tun hat. Eine sorgfältige statistik könnte doch wohl in vielen fällen feststellen, ob diese oder jene form einem blossen schreibfehler, einer orthographischen schrulle oder einem phonetischen prozess ihr dasein verdankt. Ich denke hier z. b. an die labialisierung des *i* zu *y*, die nach Kock während aller perioden, im ältesten, im älteren und im jüngeren aschwed., eintritt, und zwar 1. neben den labialen konsonanten *w*, *m*, *b*, *p*, *v*, *f* und neben den labialisierten *l*, *n*, *ng*, *r*, sowie neben *g*, *k*, *h* und *s* — also fast neben allen konsonanten; 2. zwischen zwei konsonanten und vor einem konsonanten, aber auch hinter einem konsonanten; 3. in geschlossener, aber auch in offener silbe; 4. im gesamtgebiete der sprache, aber auch in einzelnen mundarten; 5. in fortis- und infortissilben, aber auch in semifortissilben. Man fragt unwillkürlich: wann und wo gieng *i* nicht in *y* über? Und da Kock selber die möglichkeit zugibt, dass *y* zuweilen 'nur graphisch' ist, fragt man weiter, ob in dem bestreben, überall 'lautgesetze' aufzuspüren, nicht hin und wieder des guten zu viel getan ward. Dass man auch mit schreiberwillkür zu rechnen hat, scheinen ja z. b. die beiden an demselben tage (2. febr. 1415) ausgefertigten und — bis auf ein paar namen — wörtlich übereinstimmenden, aber in der orthographie mehrfach von einander abweichenden östgöt. urkunden (Dipl. Suec. n. s. III, 2039. 2040) zu beweisen:

Allom thøm mannum, som thettha breff høra eller see, helssar jach, Benktha Boosdotter, fordhum herra Thorkyl Haraldssons husfrv . . och bekænnes jach meth thesso mino nærwarande øpno breffue mich haffua . . vplatheth minom ælsskælico

Allom thøm mannum, som thettha breff høra eller see, helsar jach, Benktha Boosdotter, fordhum herra Thorkyl Haraldssons husfrv . . och bekænnes jach meth thesso mino nærwarande opno breffue mich haffua . . vplathet minom ælskalica

brodher herra Nichils Boosson, ryddare, myth goz Valla . . i Hosuby sokn i Vppunda hærede liggiande meth . . skogh oc fysskæwatn . . oc tilægnar jach thet minom . . brodher, herra Niclis Boosson, ryddare . . Oc vare thet swa . . ath nokat affginge aff thettha for: da goz . . tha bebynder jach mic . . vitherleggia swa goth goz igen . . oc bidher jach hær[e]z-høfdhinga oc fogotha . . thet I . . giffwen honum fastabreff epter thy war lanzlagh vth vysa . . Til thes mere visso oc høgrø forwaryng, tha bedis jach . . ærligx manz incigle, herra Booss Stenssons oc herra Stura Algotssons, ryddare, at hengia fore thettha breff . . Screffuath arom epter Gudhz birdh . .

brodheer herra Nichils Boosson, ryddare, myth goz Skøra i Wyby sokn viidher Thyffuydhenom liggiande medh . . skogh oc fisskewatn . . oc tilægnar jach thet minom . . brodher, herra Nichils Boosson, riddara . . Oc vare thet sua . . at noketh affginge aff thettha for: da . . tha bebynder jach mich . . vidherlæggia swa goth goz igen . . oc bidher jach hær[e]z-høfdhinga oc foghota . . thet the . . giffue honum . . fastabreff . . epter thy var lanzlagh vthvisar . . Til thes mere visso oc høgræ forwaryng, tha bedis jak . . ærligx mænz incigle, herra Boo Stenssons ryddare och Magnus Ericssons ath hengia fore thettha breff . . Screffuath arom epter Gudz byrd . .

Hier wechselt *o:o* in *opno:opno*, vielleicht lautlich, ebensogut kann ja aber der querstrich im letzteren falle fortgelassen sein. Weiter *a:æ* in *manz:mænz*, natürlich schreibfehler. In *birdh* steht *i* für *y* nur orthographisch; anderseits steht *y* vielfach für *i*, z. b. *vysa*, *Thy(ffydhenom)* (vgl. *viidher*, zeile 8), *(Thor)kyl*, auch hier wohl nur orthographisch. Wer weiss also, ob nicht auch z. b. in *fysskæwatn y* für *i* steht? Ich meine, dass man in solchen fällen zwei dinge wünschen möchte: 1. eine genaue statistische untersuchung; 2. eine untersuchung der betreffenden handschriften in bezug auf die schreibfehler und die schreibergewohnheiten. Dann könnte man wohl mit etwas grösserer sicherheit die grenze zwischen lautlichen und nur orthographischen erscheinungen bestimmen.

Alle wissenschaft ist ja im grunde menschenkunde. Es wird die aufgabe der sprachpsychologie sein, die ergebnisse der lautlehre psychologisch zu verwerten und zu interpretieren. Sie wird in dem werke Kocks wahrlich ein reiches und zuverlässiges material finden. Es ist überflüssig zu sagen, dass wir der fortsetzung[1] des ausgezeichneten werkes mit dem regsten interesse und den besten erwartungen entgegensehen.

1) [Die erste hälfte des 2. bandes ist soeben (juni 1909) ausgegeben worden. Red.]

GOTENBURG IM AUG. 1907. ROLAND BRIESKORN.

---

**G. Grau,** Quellen und verwandtschaften der älteren germ. darstellungen des jüngsten gerichts. Halle, Niemeyer 1908. XIII, 288 s. 10 m.

Graus werk, das als 31. heft der von Morsbach herausgegebenen 'Studien zur engl. phil.' erschienen ist, behandelt ein problem, das in seiner gesamtheit die germanistische wissenschaft nicht beschäftigt hat, und bedeutet insofern einen schritt vorwärts. Allerdings ist es unverkennbar, dass die forschung allmählich auf die lösung dieser frage hindrängte. Das buch sucht die quellen für die darstellungen des jüngsten gerichtes in der älteren germ. literatur nachzuweisen und die verwandtschaft und abhängigkeit untereinander festzustellen. Als quellen werden berücksichtigt vor allem die kirchenväter und die apokryphen apokalypsen, daneben die

bibel. Von den kirchenvätern zieht er zum ersten male Ephraem Syrus in weitem umfange heran, nachdem Cook in seiner ausgabe des Crîst zuerst auf diesen aufmerksam gemacht hatte. Es folgen einige bemerkungen über die methode, ein für das buch wichtiges kapitel. Immer wieder tritt nämlich die polemik gegen die 'parallelenmethode' hervor. Grau bezweifelt die beweiskraft ihrer kriterien in verfasserfragen und will seine quellenmethode an die stelle setzen. In gewissem grade sind seine zweifel durchaus berechtigt; was er s. 45 gegen die ausschreitungen der herrschenden methode sagt, verdient zustimmung. Aber damit ist der methode als solcher noch nicht jeder wert abgesprochen. Sie ist doch, mit der nötigen sorgfalt benutzt, nicht ganz unbrauchbar. Und Grau gibt ja selbst zu, dass sie auch in verfasserfragen eine annahme wenigstens wahrscheinlich machen könne. Anderseits ist auch des verfassers quellenmethode nicht unfehlbar; er sagt selbst, dass sie viel, nicht alles beweise, und es lässt sich leicht zeigen, dass Grau sie schon überspannt hat. Sie hat voraussetzungen, die nicht immer erfüllt sind: einmal, dass das vom verfasser angezogene werk auch wirklich benutzt ist (was ich beim Beowulf bezweifle); dann aber setzt sie auch voraus, dass sämtliche quellen aufgedeckt sind. Hieran liegt es z. b., dass der verfasser bei Crîst 1536 f., wie ich noch zeigen werde, vorbeigegriffen hat.

Im ags. abschnitt beschäftigt sich Grau ganz überwiegend mit dem Cynewulfproblem. Elene, Crîst 2 und 3, Guðlac A und B, Phoenix, Andreas, Beowulf und Juliana werden zu einer ersten gruppe zusammengefasst und sämtlich für werke Cynewulfs erklärt. Die Elene, welche viele forscher für das letzte werk halten, soll das erste sein. Die quellenangaben von Brown (bes. Ambrosius) werden mit einschränkungen anerkannt. Für den schluss [von 1237 an] stellt Grau die benutzung von zwei lamentationes des Ephraem fest; auf ihnen beruht auch der runenschluss von Crîst 2. In der Elene ist die benutzung ausserordentlich frei. Die angaben in v. 1237, 1247, 1267 68, aus denen man hohes alter des dichters feststellen zu können glaubt, sucht Grau auf die quelle zurückzuführen. Bei 1267 ist es ihm gelungen; *nu synt ʒeardaʒas æfter fyrstmearce forð ʒewitene* = *hei mihi, defecerunt dies mei.* Den zusatz fasst er einschränkend 'nach einer zeitgrenze', aber ebenso berechtigt ist es, 'nach der zeitgrenze' zu übersetzen, womit wir dann wieder Cynewulf als alten mann vor uns haben. 1237 *þurh þæt fæcne hus* und 1247 *ʒamelum to ʒeoce* sind nicht in der vorlage begründet. Cynewulf hat den gedanken unverkennbar weiter ausgesponnen. Was veranlasste ihn dazu? Grau interpretiert 1247 'zur hilfe im alter', was sehr wohl möglich ist, vgl. Juliana 703 *ʒeonʒan indædum*, aber nicht notwendig. Mit 1237 kann er nichts rechtes anfangen. Ich muss es für sehr kühn halten, auf diesem fundament das haus aufzubauen. Die möglichkeit der auffassung gebe ich zu, aber sicherheit ist nicht gewonnen. Auffällig ist nur, dass im gegensatz zu dieser richtung in v. 1246 das auf *in hoc religionis habitu* begründete *þurh leohtne had* für die biographie verwertet und daraus (wenn auch mit vorsichtigem bedenken) gefolgert wird, Cynewulf sei geistlicher gewesen, was ja an und für sich sehr wahrscheinlich ist. Für Crîst 2 treten zu den eingeschränkten quellennachweisen Cooks die beiden lamentationes Ephraems. Der anschluss an sie ist hier enger. An den stellen, welche sich mit Ephraem nicht decken lassen, tritt das in Mignes Patrol. lat. 2, 1147; 4, 1053 und 89, 297 in drei verschiedenen formen überlieferte *Carmen de resurrectione* hervor. Cynewulf hat eine B-C-vorlage gebraucht, 'deren lesarten als erkennungsmerkmal für seine verfasserschaft anzusehen sind'. Die erklärung von *attres ord* in 768 durch das Carmen kann nic htbefriedigen.

Grau behilft sich mit einer textänderung, was immer eine bedenkliche sache ist; er nimmt an, dass in *jamque precum venia flamma veniente negatur* statt *venia* oder *veniente* ursprünglich *venenosa* dagestanden hätte. Die stelle lässt sich aber von anderer seite her anstandslos erklären, und zwar durch Cäsarius von Arles. Die pfeile sind ihm, wie allen autoren, natürlich ganz geläufig; daneben ist bei ihm oft von *venenum diaboli* oder ähnlichem die rede, z. b. Migne 39. 1977, 2162$_6$, 2239$_4$; 67. 1070 D. 1074 C. 1155 A. Die giftigen pfeile erklären sich dadurch, dass der teufel und die schlange des paradieses identifiziert sind, was bei Cäsarius mehrfach deutlich zu erkennen ist, wie 39. 2213 und besonders 67. 1045 B: *quid prodest, quod homo sonantem fugit arcum, qui jaculum secum portat infixum? Serpens ille, etsi revocavit, reliquit venenum.* Noch schlagender ist 67. 1047 B: *animam suam toxicato spiculo in corde percussus est. Spiculum* und *ord* entsprechen ganz genau. Sonst kehrt die vergiftete waffe bei Cäsarius noch 1067 C wieder: *aut venenatis linguae gladiis vulneramur.* Hat Cynewulf den Cäsarius gekannt? Unmöglich wäre es nicht, zumal, wie ich glaube, in 850–66 das bild mit dem schiffe dadurch besser erklärt wird. Cook hat das bild zwar bei Gregor nachgewiesen, aber einzelne züge erklären sich viel besser aus Cäsarius, wo dieses bild eines der allergebräuchlichsten ist. Es findet sich u. a. 39, sermo 249$_5$, 257$_2$, 260; 67 s. 1063 D, 1069 D, 1072 A, 1155 B. Mit hilfe dieser stellen lässt sich *windʒe holmas* mit *multis tempestatibus*, *to hælo hyðe* mit *in portu quietae beatitudinis* oder *ad optatum salutis portum* (39, sermo 247,$_7$), *in pelago mundi huius innumerabilibus fluctibus fatigemur* mit *yða ofermæta, þe we her on lacað ʒeond þas wacan woruld* zusammenbringen. Man sieht, wie wenig 'Northumbrian individuality', die Brooke hier feststellen wollte, bleibt. — Hier in Crist 2 sehen wir die beiden für Graus beweisführung so wichtigen formeln *leomu, lic ond ʒæst* und *ʒifraʒæst* aus der quelle entstehen, die in anderen werken, zum teil gegen die eigenquellen, übernommen werden.

In Crîst 3 komplizieren sich die quellenverhältnisse sehr; es muss hier mit dem bunten durcheinander von etwa einem dutzend quellen gerechnet werden. Cooks nachweise lässt Grau zum teil gelten, aber gerade Cooks hauptstück, den hymnus, schiebt er stark beiseite. Als hauptquelle, soweit man hier überhaupt von einer hauptquelle reden kann, stellt er eine homilie des Pseudo-Chrysostomos auf, die bisher nur griechisch bekannt ist; zu den schon aufgefundenen nebenquellen fügt er noch einige hinzu, besonders die Apokalypse des Pseudo-Johannes und Lactantius De div. instit. 7,$_{27}$. Für den ersten teil des gedichtes sind die quellen reichlicher als für den zweiten, wo die homilie versiegt und das Carmen nur einen dürftigen ersatz liefert. Ich glaube, dass hier Cäsarius, der 1379–1499 in so engem anschluss verwertet ist, noch weiter gewirkt hat. In jenen versen gibt der dichter seine vorlage in breiter umschreibung; wir können hier seine arbeitsweise sehr schön beobachten. Deshalb glaube ich nicht, dass 1499–1523 breite ermahnungen von Ps.-Chrysostomos 'ganz kurz' wiedergegeben werden. Aber Cäsarius und die mit ihm überlieferten predigten lassen sich im folgenden an manchen einzelheiten wieder erkennen, besonders die sermone 39. 249, 51, 52.

| | |
|---|---|
| 1512 Eall ʒe þæt me dydan, to hynþum heofoncyninge. | 249$_4$ sed tu despexisti in homine deum. |
| 1515 *mit Cäsarius gegen die bibel erst der grund für die verurteilung und dann der urteilsspruch.* | eʒeslicne cwide *zu* 252$_1$ terribilis sententia |

| | |
|---|---|
| 1531 þæt on þæt deope dæl deofol gefeallað. | $110_4$ adversario in inferni profunda detruso. |
| 1536 nales dryhtnes ȝemynd siþþan ȝesecað. | 251 et non venient unquam in memoriam apud Deum. |
| synne ne asprinȝað, þær hi leahtrum fa, leȝe ȝebundne swylt þrowiað | $306_4$ peccatorum meorum sum nexibus alligatus, ne fugiam. |
| bið him synwracu ondweard, un dyrne; þæt is ece cwealm. | $249_4$ æterna supplicia et perpetuam mortem non moriturus aspexerit. |
| 1541 *der fegefeuergedanke, negativ* ne mæȝ þæt hate dæl of heoloðcynne in sinnehte synne forbærnan. | $252_3$ *abschnitt über die* purgatoriae poenae, *positiv* |
| 1544 ac þær þe deopa seoð dreorge fedeð | 249—52 puteus, profunda tartari, sinus profundi. |
| fedeð *ist gewiss veranlasst durch* | 251 quorum cibus cruciatus. |
| 1545 ȝrundleas, *das* sine fine *ist, wie sich leicht verstehen lässt, verkehrt aufgefasst. Cäsarius meiut die ewige dauer der strafe.* | $249_4$ populus . . . in profundi sinum sine fine descendens. |
| 1546 ond mid þy egsan forste, wraþum wyrmum. | *zur kälte* $262_4$ ubi sub illo frigore, de quo propheta dicit . . .<br>251 quorum vermes non morientur. |
| 1557 f. *der heilige geist im menschen,* þæt him haliȝ ȝæst losiȝe þurh leahtras on þas lænan tid. | $258_4$ sed etiam gratiam sancti spiritus recipere mereretur, *auch sonst, bes. noch* $38_2$ quia si a peccatis nostris iniuriam pertulerit, cito discedit. |
| 1559—78 (*diese ermahnungen über verspätete reue weisen deutlich auf Cäsarius*). | *vgl.* $254_2$ *den abschnitt* Damnatorum poenitentia infructuosa, *wo sich das weinen und der so bezeichnende vergleich mit der krankheit, der für Cäsarius und sein vorbild Ephraem typisch ist, findet.* |
| 1565 firena bearn. | $249_4$ peccati populus. |
| 1570 ne bið sorȝa tid leodum alyfed. | 251 *und sonst oft* dum licentia est, dum licet *usw.*, $262_4$ quia iam in illo saeculo emendationi et redemptioni prospicere non licebit. |
| 1574 þenden her leofað, *dazu die verse* 1325, 1579, 1583. | 251 dum tempus habes, dum adhuc anima tua versatur in corpore, dum adhuc vivis; *ähnliches ist häufig.* |
| 1578 forðon sceal onettan. . . . | $252_3$ curramus, dum lucem habemus. |
| 1583 . . . þenden him þeos woruld sceadum scriþende scinan mote. | |
| 1603 bið susla hus open ond oðeawed. | $252_2$ ardens enim inferni puteus aperietur. |
| 1620 under liȝes locan.<br>1623 þonne haliȝ ȝæst helle biluceð | $252_2$ claudetur sursum; claustris desuper urgentibus. |
| 1645 awo to ealdre enȝla ȝemanan brucað mid blisse. | $249_2$ in angelorum consortio perpetua incolumitate gaudere. |

Ferner muss am anfang ergänzt werden.

| | |
|---|---|
| 881 beofað middanȝeard | 249₃ tremente mundo. |
| hruse under hæleþum. | |
| 886 weccað of deaðe dryhtȝumena bearn, | 249₃ ibique de terrae gremio et antiquo |
| eall monna cynn to meotudsceafte | pulvere suscitato humano genere. |
| eȝeslic of þære ealdan moldan. | |

Für benutzung dieser meist dem Cäsarius zugehörigen predigten scheint mir ferner zu sprechen, dass im Crîst die trennung der guten und bösen nicht mit der von schafen und böcken verglichen wird. Pseudo-Chrysost. hat den vergleich, und Grau meint daher, der dichter habe ihn anstössig gefunden und deshalb vermieden. Sollte er nicht eher einfach Cäsarius gefolgt sein, der den vergleich nach möglichkeit umgeht, wenn er ihn auch nicht ganz vermeiden kann und z. b. bei bibelzitaten bringt, aber nicht in selbständiger darstellung des gerichts? Hier haben wir eine auffällige parallele zu Otfrid. Dieser vermeidet den vergleich ebenfalls, spielt dann aber wie der verfasser des Crîst mit *swa fule swa ȝæt* mit den worten *selb so zigun stinkent* darauf an. Ich kann das nicht auf Cäsarius zurückführen. Hier bleibt ein fragezeichen wie an so mancher anderen stelle. Überhaupt liegt, glaube ich, die sache noch nicht überall so einfach, wie es nach Graus darstellung scheinen könnte. Durch Cäsarius wird dann die erwähnung des teufels beim gerichte einigermassen (sermo 254 und 57) erklärt, ebenso dass nicht nach büchern gerichtet wird, wie doch Pseudo-Chrysost. angibt. Dieser gedanke wird in jener predigtsammlung, deren hauptteile die homilien des Cäsarius bilden, nur ein einziges mal schwach angedeutet: 110₂ *et aeterno iudici de libris conscientiae rationem reddituri.* Mit Cäsarius lassen sich ferner die antithesen am schlusse zusammenbringen, worauf schon Cook hinwies. Vielleicht liessen sich bei genauer untersuchung noch andere einzelheiten auf diese weise erklären. Man wird die benutzung dieser predigten um so eher annehmen dürfen, als im gedichte ein anderes stück dieser sammlung nach Cook und Grau für 1081 1121 benutzt worden ist. Aus diesem ergänzungsnachweise geht klar hervor, dass *nales dryhtnes ȝemynd siþþan ȝesecað* in 1536 f. nicht aus der Elene entlehnt ist, sondern auf der quelle beruht. Damit fällt einer der hauptgründe für Cynewulfs verfasserschaft, die auf seite 98 zusammengefasst werden. Der zweite grund, die verbindung von Crîst 2 und 3 betreffend, überzeugt mich gar nicht; übrigens hat Grau selbst kein unbedingtes vertrauen zu ihm. Auch der dritte kann nicht standhalten. In 960 ff. soll eine scheidung der menschen in drei klassen vorliegen, und dieses motiv soll aus Elene 1295 entnommen sein. Aber es handelt sich an dieser stelle gar nicht um scheidung der menschen; die *þreo* sind 1. *sæs mid hyra fiscum;* 2. *eorþan mid hire beorȝum;* 3. *ond upheofon torhtne mid his tunȝlum.* Der folgende satz: *teonleȝ somod þryþum bærneð þreo eal on an* zeigt, dass weder von menschen noch von einer scheidung gesprochen wird. Also diese stelle ist ebensowenig wie die andere aus der Elene übernommen. Nun wird man gewiss die Elene für älter als Crîst 3 ansehen dürfen, aber Graus versuch, auf diese weise der Elene unter den werken Cynewulfs die priorität zuzuweisen, ist gescheitert. Auch den beweis, Cynewulf sei der verfasser von Crîst 3, wird man, wie ich glaube, als misslungen ansehen müssen.

Nach dem verfasser müssen Crîst 3 und Guðlac A in der uns vorliegenden form ein werk sein. Das beweise die verbindende brücke, die durch gemeinsame benutzung von Ephraem und Lactantius zwischen ihnen hergestellt wird. Zwar sind die entsprechungen hier nicht gerade reich, vor allem die benutzung von

Ephraem in Gu. 1–64 scheint mir ziemlich problematisch zu sein, und die schwierigkeiten des überganges von Crîst 3 zu Gu. A sind nicht ganz beseitigt. Aber solange man nicht besseres material herbeischafft und mit diesem besser erklärt, wird man des verfassers ansicht nicht ganz abweisen dürfen. In 64–761 findet sich nichts, was auf Ephr. oder Lactantius hinweist; 761 setzt dieser wieder ein, und zwar bis 790. Das carmen ist in Gu. A nicht benutzt. Grau versucht es zwar durch eine hintertür hereinzulassen, aber man merkt die absicht doch gar zu deutlich. Er will zwischen Gu. A und B wieder eine brücke herstellen und nimmt zu diesem zwecke die benutzung des Carmens, die in 791, also mit Gu. B. einsetzt, schon 788 an. Aber die 'genaue übertragung' aus dem Carmen kann nicht standhalten. Ähnlich durchsichtig ist der grund, weshalb wegen einer einzigen, durchaus nicht weiter auffälligen stelle in Gu. 48 das Carmen herangezogen wird. Sonst würde nämlich Grau bei der bestimmung des verhältnisses zwischen Phoenix und Gu. schwierigkeiten haben. Natürlich ist es ganz unzulässig, wegen einer einzigen, so allgemeinen wendung wie Gu. 48 *sellað ælmessan, earme frefrað* eine neue quelle herbeizuholen, von deren benutzung sich sonst nicht die geringste spur zeigt. Für mich hat Grau damit, dass die benutzung von Lactanz 790 aufhört, die des Carmen 791 beginnt, klar bewiesen, dass der Gu. kein einheitliches gedicht ist. Auch für Gu. B wird Cynewulf als verfasser proklamiert, und man muss sagen, dass die formel in 810 und 1149 zu Crîst 777 (auf grund der eigenquelle) zu denken gibt. Grau würde dann das bestätigen, wozu andere forscher auf anderem wege gelangt sind. Auch Phoenix ist schon für Cynewulfs werk ausgegeben worden, so von Gaebler, der als quelle des gedichts ein angeblich von Lactantius herrührendes lateinisches gedicht vom phönix nachwies. Grau macht dazu auf eine reichliche verwertung des Carmen aufmerksam, die sich durch das ganze werk hindurchzieht, während Gaeblers quelle mit vers 380 zu ende geht. Dass aber Cynewulf die vorstellung von dem phönix als könig der vögel erst auf grund einer Carmenlesart geschaffen hat, vermag ich nicht einzusehen, ich kann *suos volucres* nicht für so wichtig halten. Diese vorstellung kann aus dem lat. phönixgedicht stammen, wo 139 von einer *corona*, 149 von dem *regale decus* gesprochen wird, wo die vögel dem phönix als ihrem herrn folgen, vgl. vers 155 ff. Im grossen und ganzen wird man zustimmen dürfen, aber den zusammenhang, der zwischen Gu. A und Phoenix konstruiert wird, kann ich nicht anerkennen. Die liste auf s. 119–20 weist einige parallelen auf, welche nach des verfassers theorie keinen wert haben; anderes soll quellenmässig begründet sein, aber die benutzung der entsprechenden Ephraemstelle ist zweifelhaft. Vers 453–54 in seinem verhältnis zu Gu. 48 spricht direkt gegen die abhängigkeit des Phoenix vom Gu. Der gedanke dieser verse soll aus dem Carmen stammen, dieses ist nicht in Gu. A, wohl aber im Phoenix benutzt, so dass man eigentlich den entgegengesetzten zusammenhang annehmen müsste.

Der Andreas wird ebenfalls für ein werk des Cynewulf erklärt. Das schlussgedicht der handschrift von Vercelli mit seinen runen, in denen sich Cynewulf nennt, soll zum Andreas gehören, was man auch sonst schon neuerdings angenommen hat. Sonderbar will mir scheinen, dass Grau in dem runenschluss eine spätere, höhere entwicklungsstufe erkennen will, hier, wo nicht einmal eine ordentliche reihenfolge in den runen eingehalten wird. Zur ergänzung der bekannten quelle zieht er wieder das Carmen an; der runenschluss beruht, wie in Elene und Crîst 2 auf einer lamentatio Ephraems, aber einer anderen. Nicht zustimmen kann ich den ausführungen über den Beowulf. Die parallelen zu den anderen gedichten

machen mit ausnahme des *ȝesta ȝifrast* keine schwierigkeiten. Wenn man die entstehung dieser formel in Crist 813, wie Grau sie vorführt, zugibt und Beowulf, wie bisher allgemein geschehen, vor Cynewulf ansetzt, so bleibt eine schwierigkeit, die sich mit unserem jetzigen material nicht wegschaffen lässt. Was sonst vorgebracht wird, lässt sich leicht widerlegen. An eine benutzung des Carmen glaube ich nicht; es ist gewiss kein zufall, dass der verfasser mehrfach erklären muss: hier wird keine variante greifbar. Er scheint selbst wenig vertrauen zu seiner vorlage zu haben, denn umsonst sind in dem zusammenfassenden urteil: 'Der dichter hat nach einer lat. vorlage direkt gearbeitet, das beweist der latinismus *ealra* 1727 (und überhaupt die wörtlichkeit) schlagend' diese worte doch nicht in klammern gesetzt! Mit einigen versen, nämlich 1762–68, der aufzählung der todesarten, muss ich mich aber auseinandersetzen. Sie klingen zwar sehr an das Carmen an, aber ich habe eine noch viel bessere entsprechung bei Cäsarius (Migne 39, s. 2219) gefunden.

| | |
|---|---|
| eft sōna bið | aut subita ruina oppressi, aut forte per |
| þæt þec ādl oððe ecȝ eafoðes ȝetwǣfeð | naufragium demersi sunt, aut fulmine |
| oððe fȳres fenȝ oððe flōdes wylm | interfecti aut sanguinis ictu aut illa |
| oððe ȝripe mēces oððe ȝares fliht | infirmitate quae apoplexia dicitur ita |
| oððe atol yldo oððe eaȝena bearhtm | percussi sunt. |
| forsiteð ond forsworceð. | |

Damit soll nicht gesagt sein, dass gerade diese fassung benutzt sein muss, aber der Carmenbeleg ist nun nicht mehr haltbar, herkunft von anderer seite ist sehr wohl möglich und sogar wahrscheinlich. Es bleibt also noch der angebliche latinismus *he ah ealra ȝeweald* zu *cui parent omnia rerum.* Aber hier ist ein fehler gemacht, denn Grau meint doch, *ealra* sei unangelsächsisch und der genetiv müsse durch das lat. vorbild erklärt werden. Das ist unrichtig, vgl. Beow 654 *win-ærnes ȝeweald,* 1610 f. *se ȝeweald hafað sæla ond mæla,* Cr. 1647 f. *fæder ealra ȝeweald hafað* usw. Den Beowulf in die zweite hälfte des 8. jahrhunderts zu setzen, scheint mir bei solchen beweisen reichlich kühn. Die annahme, dass der dichter ein geistlicher war, scheint mir aber gerechtfertigt. Für J u l i a n a wird wieder auf Ephraem und das Carmen aufmerksam gemacht; der runenschluss geht auf dieselbe lamentatio Ephraems wie der des Andreas zurück. Die interpretation ist hier allerdings etwas kühn (*ic* in 710 macht schwierigkeiten), aber im ganzen wird man die auffassung der vier runenschlüsse als glücklich ansehen dürfen; sie zeichnet sich durch verhältnismässig grosse einheitlichkeit aus. Den abschnitt über Cynewulfs chronologie und entwicklung kann ich nicht billigen. Wie in der wahl der probleme eine zunehmende 'innere vertiefung des geistes und des charakters' deutlich erblickt werden kann, darüber kann ich mich nur wundern.

Die weiteren ausführungen über die ags. literatur sind weniger wichtig. Als zweite gruppe werden die 'Reden der seelen', das 'Traumgesicht vom kreuze' und 'Bi domes dæȝe' zusammengefasst. Die quellen für die beiden ersten sollen bei anderer gelegenheit gegeben werden; nebenquelle für beide ist wieder Ephraem. Das dritte, möglicherweise ein alterswerk Cynewulfs, wird auf Ephraem und das Carmen zurückgeführt. Es folgt eine dritte gruppe späterer darstellungen, die gebildet wird von einigen predigten und dem zweiten teile des gedichtes 'Crîst und Satan'.

Im zweiten teile wird die d e u t s c h e l i t e r a t u r behandelt, zunächst der H e l i a n d. In ausführlichem beweise wird den hypothesen von Trautmann und Grüters entgegengetreten, die das epos für eine übertragung aus dem ags. erklären.

Grau nimmt an, dass Heliand 1032–48 und 3592–3619 unter ags. einfluss entstanden sind. Es ist beide male die sündenfallepisode, vorbild sollen die entsprechenden verse in Crîst 3, Gu. B und Phoenix sein. Die eigenquellen des Heliand rechtfertigen nach Grau eine so breite behandlung nicht. Man wird die hypothese im auge behalten dürfen; mit dem urteil möchte ich zurückhalten, solange nicht mehr material herbeigeschafft ist. – Wichtig und interessant ist der abschnitt über das Muspilli. Hier wird wieder Ephraem als quelle aufgestellt, und es kann wohl keinem zweifel unterliegen, dass das gedicht in irgendeiner weise, unmittelbar oder vermittelt, mit ihm zusammenhängt. Die ansichten über das gedicht verdienen im allgemeinen durchaus zustimmung: es ist einheitlich; umstellungen sind überflüssig; Josephs aufsatz wird mit recht abgelehnt; jede beziehung auf zeitereignisse wird mit gutem grunde verworfen; die auffassung von *arwartit* in 49 als 'getötet' ist der übersetzung 'verwundet' vorzuziehen. Alle einzelheiten kann ich aber nicht gutheissen. Während das Muspilli sehr ausführlich besprochen wird, muss Otfrid sich mit wenigen zeilen begnügen. Man mag das bedauern. Aber wir treten bei Otfrid in eine so ganz neue welt, dass er in einem werke, welches sich fast ausschliesslich mit der alliterationspoesie beschäftigt, wohl entbehrt werden kann; ferner handelt der verfasser richtig, wenn er mit unausgereiften hypothesen (einfluss der Angelsachsen auf Otfrid) sich zurückhält. Im anhange ist eine abhandlung über die legende von den 15 vorzeichen, eine sorgfältige literaturübersicht zum Muspilli und ein vergleich des Hamburger Jüngsten gerichts mit seiner quelle, jener Pseudo-Chrysost.-homilie, die in Crîst 3 benutzt ist, beigegeben. – Ich habe mir manche ergebnisse des verfassers nicht zu eigen machen können, erkenne aber gern an, dass sein buch in mehrfacher hinsicht einen guten fortschritt bedeutet. Eine reihe neuer quellen ist erschlossen worden, seltene züge haben eine erklärung gefunden. Gewiss wird das buch anregend wirken. Darum darf man es aufrichtig begrüssen, wenn man auch manchen ansichten des verfassers entschieden widersprechen muss.

Dieser hofft selbst, dass die einzelforschung seine quellenbelege bald ergänzen wird. Ich glaube, das für das Muspilli tun zu können auf grund von beobachtungen, die angestellt wurden, ehe Graus arbeit auch nur teilweise erschienen war. Der verfasser lässt die frage offen, ob der quellenzusammenhang mit Ephraem unmittelbar oder vermittelt ist. Einiges deutet auf vermittlung, wenn auch Ephraem auf jeden fall der ausgangspunkt bleibt. Ich möchte einmal auf Eligius (c. 588–658), bischof von Noyon, hinweisen. Die unter seinem namen überlieferten predigten sind gegenstand des streites unter den kirchenhistorikern, ihre echtheit wird angefochten. Vor einigen jahren hat aber Krusch zwei predigtfragmente entdeckt, die unzweifelhaft echt sind. Ja, er hält es für gar nicht ausgeschlossen, dass man noch andere findet. Krusch hat die beiden stücke in M. G. H. SS. Rer. Mer. IV 749 herausgegeben. Die überlieferung ist folgende: 1. sind sie mit anderen, anscheinend echten predigten des Eligius in der Vita Eligii II 16 verarbeitet (SS. R. M. IV). 2. Die beiden fragmente hat Krusch als $A_1$ und $A_2$ bezeichnet. $A_1$ stammt aus einer St. Galler handschrift des 8. jhdts.; es enthält die in der ausgabe als cap. 1–3 und 10–20 bezeichneten teile. Wie ein vergleich mit dem in der vita entsprechenden stücke zeigt, ist es nicht gerade sorgfältig hergestellt, sondern zeigt viele lücken. $A_2$ stammt aus einer Pariser handschrift des 9. jhdts.; es enthält cap. 1–9, die schilderung des jüngsten tages fehlt hier, es besteht ganz aus ermahnungen. Als quellen für Eligius sind zu nennen die pseudoaugustinischen, tatsächlich meist dem Cäsarius zugehörigen predigten, die bei Migne, Patr. lat. 39 im appendix gedruckt

sind. Den Cäsarius scheint sich Eligius zum vorbild genommen zu haben, was dadurch gut erklärt wird, dass Cäsarius sich (nach Hauck) in der fränkischen landeskirche eines hohen ansehens erfreute, obwohl er ihr nicht angehört hatte. Der zusammenhang der predigten untereinander ist eng, denn Eligius ist sehr von seinen mustern abhängig. Krusch verweist auf die 249. predigt im 39. bande der Patrologie. Das ist richtig, aber er hätte noch manche unter den folgenden hinzufügen können. Cäsarius seinerseits ist wie als dogmatiker von Augustin, so als prediger stark von Ephraem abhängig. Ich kann das hier natürlich nicht weiter ausführen; die lektüre weniger stücke genügt auch, jeden zu überzeugen. Ich verweise nur noch auf die Crîstausgabe von Cook. Hier werden die Kirchenväter reichlich zitiert, und auf s. 210 der anmerkungen sieht sich Cook infolge grosser übereinstimmungen zu dem schlusse genötigt: Caesarius was very likely indebted to the Orient and perhaps directly to Ephraem.

Vom historischen standpunkte aus ist gegen einen versuch, das gedicht mit Eligius und Cäsarius zusammenzubringen, nichts einzuwenden, hat er sogar etwas für sich. Das eine fragment des Eligius ist auf deutschem boden, in St. Gallen, gefunden. Und Cäsarius ist durch seine weit verbreiteten predigten der eigentliche vertreter der homilie im frühmittelalterlichen Deutschland. Cruel schreibt in seiner 'Geschichte d. deutsch. predigt' auf s. 33, dass die sermone des Cäsarius den grundstock zu einer grossen homiliensammlung gaben, die im kern schon vor Bonifacius bestand und, allmählich anwachsend, das wichtigste homiliar und predigtmagazin für die ganze erste hälfte des mittelalters blieb. Die bekanntschaft mit einem solchen werke anzunehmen, ist gewiss nicht unvorsichtig. Der bildungsgeschichtliche zusammenhang lässt also einen einfluss der sermone auf das gedicht sehr wohl zu.

1. Muspilli und Eligius.

a) Zu $A_2$. $A_2$, eine lange reihe von ermahnungen ohne jede schilderung umfassend, kommt nicht in betracht. Denn es zeigt mit einer einzigen ausnahme keine wörtlichen anklänge. Die ausnahme sind die worte *quod si omnia observaveritis, securi in die iudicii ante tribunal aeterni iudicis venientes dicetis.* Sie erinnern an 65 und 99. Aber gerade dieser gedanke, wörtlich mehr oder minder ähnlich, ist bei Elig. und Cäs. so geläufig, dass man auf diese stelle kein gewicht zu legen braucht, da sonst jede entsprechung fehlt. $A_2$ scheidet also aus.

b) Zu $A_1$. Hier zeigen sich deutliche anklänge. Einige befinden sich in den lücken, die Krusch mit hilfe von Vita II 16 ergänzt hat; diese bezeichne ich mit einem sternchen. In cap. 1–3, die ermahnend sind, fehlen parallelen. Dann aber in X, wo die schilderung des jüngsten gerichtes einsetzt:

| | |
|---|---|
| 74 enti sih der khuninc ana den sind arhevit. | *cum de caelo dominus ad iudicandum saeculum venerit. |
| 77 denne verit er ze deru mahalsteti. 73 sô daz himilisca horn kilûtit wirdit. | tunc nimirum praecinentibus angelorum tubis (*Eligius steht formell und inhaltlich näher als Ephraem, der nur von einem* clamor personans *spricht*). |
| 80 uuechant deotâ. | ... tubis, omnes gentes, quaecumque sub celo fuerunt et omnis homo ... (*aufzählung nach den verschiedenen todesarten, genau wie bei Ephraem also*) |
| 81 denne scal manno gilîh fona deru moltu arstên | omnes simul in momento temporis adque in ictu oculi resurgent, in ipsis |

lôssan sih ar dero lêuuo vazzôn: scal imo avar sîn lîp piqueman.

sine dubio corporibus adque in ipsa carne, que hic habuerunt.

89 dara quimit ze deru rihtungu sô vilo dia dâr ar restî arstênt.

*et omnes ante iudicium Christi venient (*gerade vorher ist ja von den auferstehenden geredet worden*).

75 denne hevit sih mit imo herio meista.
87 denne stét dâr umpi engilo menigi.
32 dara scal queman chunno kilihaz.

*tunc videbunt filium hominis venientem in nubibus caeli cum virtute multa et maiestate, constipatum agminibus angelorum. . . . et congregrabuntur ante eum omnes gentes.

102 denne augit er dio mâsûn, dio er in deru menniskî anfenc dio er duruh desse mancunnes minna fardolêta.

XI tunc omnibus aspicientibus ostendit livores fixurasque clavorum in ipso sine dubio corpore, quod pro nostris peccatis vulneratum.

Ephraem hat zwar die kreuzerscheinung, aber immer, anders als das Muspilli, vor dem gericht, dieses verkündigend: das zeigen der narben lässt sich bei ihm nicht belegen. Zu bemerken ist ferner, dass man bei Eligius wie später bei Cäsarius (besonders charakteristisch ist sermo 251) mehrfach das wörtchen *tunc* oder ähnliches findet. Dasselbe hebt Grau für Ephraem hervor. So können wir auch an dieser kleinigkeit den zusammenhang zwischen den vieren feststellen. Es ist also, wie Steinmeyer mit recht betonte, ganz unzulässig, *denne* aus dem Muspilli zu streichen. In A 2 fehlt bezeichnenderweise *tunc* völlig, da hier kein nacheinander von ereignissen, sondern ein nebeneinander von ermahnungen vorgeführt wird.

In XII ermöglicht die schilderung der himmlischen freuden und höllischen qualen ausser allgemeinplätzen kaum einen vergleich, doch zeigen die manchmal knappen wendungen, dass der stil des Eligius dem jener quelle sich nähert, die v. 16 17 mit den kurzen antithesen hervorgerufen hat. *Traditi in potestate daemonum* kann an *daz Satanazses kisindi* erinnern.

84 enti imo after sînên tâtin arteilit uurde.

XIV. aequaliter secundum uniuscuiusque facta repensat.

Ephr. hat: *et singulis mercedem secundum opera eorum redditurus,* was Grau jedoch infolge der anlage seiner arbeit nicht zu 84, zu dem es doch gehört, stellen kann.

Der gedanke, dass vor Gott nichts verborgen bleibt, scheint der form nach teilweise eigentum des dichters zu sein. *Mementote semper quod ante conspectum omnipotentis dei conversamini, qui prospicit omnium hominum non solum facta sed etiam cogitationes, sicut apostolus Paulus dicit: Non est ulla creatura invisibilis in conspectu eius, sed omnia nuda et aperta sunt oculis eius:* Mu. 90–96.

XV. El. erwähnt den Antichrist. Da jede weitere ausführung fehlt, könnte man hier nur eine anregung sehen.

78 dâr uurdit die suona dio man dâr io sagêta.

Ecce omnia que prophete vaticinaverunt, que apostuli predixerunt, pene iam completa sunt: solusque dies iudicii et orribiles Antichristi adventus adhuc restant.

Ephraem enthält nichts über den Antichrist, und Grau konstruiert daher aus den worten *talia enim magna et tam horrenda* die anregung zu vers 30 ff. Doch wird die direkte nennung des Antichrists gewiss vorzuziehen sein. Grau bringt

von 2 seiten parallelen zu diesen versen. Die spätere spur bei Radulphus weist wohl auf irgendeinen zusammenhang, doch die aus der as. Genesis angeführten entsprechungen überzeugen mich nicht. Bei wörtern wie *aruuartit, kiuuáfanit, kreftic, pirallan* sind die anklänge fast selbstverständlich, höchstens könnte Gen. 150 zu M. 42 stutzig machen. Ich kann es prinzipiell nicht für richtig halten, in dem nun doch einmal zerrissenen gewebe der agerm. literatur jeden losen faden mit einem anderen verknüpfen zu wollen; man wird dabei manche zusammenbringen, die nicht zueinander gehören. Man soll nicht vergessen, dass sehr viel nicht auf uns gekommen ist. Die schwierigkeiten der Eliasstelle sind für mich noch nicht alle beseitigt.

XVI. Hier findet sich die vorstellung, dass die seele gleich nach dem tode in den himmel oder die hölle geführt wird, wie im eingange des gedichtes und bei Ephraem: *opera bona, si hic egerimus, ipsa nobiscum ad caelum portabimus, immoque nos ipsa ad caelum portabunt.* Aber mit den schönen belegen bei Ephr. kann sich diese dürftige parallele nicht messen. Dann bietet das kapitel das wort *paradisus*, ein für das deutsche damals ganz modernes fremdwort, das übrigens Ephraem an dieser stelle nicht hat.

| | |
|---|---|
| 90–96. | XVII. omnipotentem deum reverere ac timere debemus, qui non solum facta, sed etiam secreta cordis considerat et videt. |
| 19 daz in es sîn muot kispane, daz er kotes uuillun kerno tuo. | XIX. *ideoque, carissimi, quantum possumus praeceptis dei in omnibus obtemperemus. |
| 71 daz er iz allaz kisagêt, denne er ze deru suonu quimit. | ipsi nos iudici nostro accusemus, ne sevos illos nostros accusatoris peccata celandi incurramus (wohl accusatores und celantes zu lesen). |

Die vorstellung ist also die, dass die menschen, die ihre sünden verheimlichen, am tage des gerichts von feinden, doch wohl dem teufel und seinem anhang, angeklagt werden. Bei der darstellung des gerichtes selbst ist aber weder bei Eligius noch im Muspilli etwas vom teufel als ankläger zu bemerken, was doch recht auffällig ist. Dem Ephraem ist dieser gedanke fremd, weshalb Grau hier eine nebenquelle annehmen muss.

| | |
|---|---|
| 13 in himilo rîhi, dâr ist lîp âno tôd. | ibi, inquam, festinemus, ubi sine fine vivemus; *doch finden sich bei Cäsarius noch viel deutlichere anklänge.* |
| 65 denne ni darf er sorgên, denne er ze deru suonu quimit. 99 denne der paldêt der gipuazzit hapêt, denner ze deru suonu quimit. | ut ad futurum iudicium cum secura consciencia bonis operibus ornati veniamus, *wie in $A_2$. Ephr. hat diesen gedanken nur in schwacher andeutung; bei Cäsarius kommt er mehrfach vor, woraus sich erklärt, dass der dichter ihn zweimal angebracht hat.* |
| 19 daz er kotes uuillun kerno tuo enti hella fuir harto uuîse. | XX ut semper voluntatem dei facientes ab omni vos malo custodiatis. |

Es ist bei diesen entsprechungen vielleicht nicht ausgeschlossen, dass $A_1$ auf das Mu. gewirkt hat. Dann könnte es aber nicht die reine St. Galler handschrift

gewesen sein, sondern wir müssen uns an die von Krusch ergänzte fassung halten, weil einige übereinstimmungen in den lücken angetroffen werden. Die belege bei Ephraem sind viel reicher, aber einiges findet sich immerhin, was ihm abgeht, und im ausdruck steht Eligius dem gedichte entschieden etwas näher. Für den streit der engel und teufel, den kampf des Elias und den weltuntergang bietet Eligius keine parallelen, so dass sein einfluss sich nur auf teile des gedichtes erstrecken könnte.

2. M. und Cäsarius (Migne, 39).

Durch ihn werden die entsprechungen um eine ganze anzahl vermehrt. Wir haben zunächst drei sermone mit dem titel 'de summo iudicio'.

19–20.

73 sô daz himilisca horn kilûtit uurdit.
75 denne hevit sih mit imo herio meista.
87 denne stêt dâr umpi engilo menigî, guotero gomôno.
85 denne der gisizzit.
81 denne scal manno gilîh fona deru moltu arstên
lôssan sih ar dero lêuuo vazzôn.

249 (*seite 2206 ff.*) *in abschnitt 3:* voluntati illius obtemperare fideliter studeamus. *Dann in 4:* Nam quid faciemus, charissimi, in illo metuendo iudicii die, cum tremente mundo dominus, praecinentibus angelorum buccinis, in illo maiestatis suae throno circumdatus coelestis militiae luce consederit, ibique de terrae gremio et antiquo pulvere suscitato humano genere, astante testimonio conscientiae singulorum. . . .

*moltu* hier und *of þære ealdan moldan* in Crist 888 gehen also in gleicher weise auf *ab antiquo pulvere* zurück. Ein vergleich mit der betreffenden Ephraemstelle zeigt, wie sehr hier Cäsarius den vorzug verdient.

Dass Christus seine wundenmale zeigt, wird zwar nicht besonders erwähnt, aber vorausgesetzt, denn in seiner rede heisst es: *en clavorum vestigia, quibus affixus pependi.*

28 uuânit sih kinâda die uuênaga sêla.
30 uuanta hiar in uuerolti after ni uuerkôta.

5 sine ulla miserationis ac veniae spe . . . Frusta autem a paupere, quem in hac vita despexit, miserationem postulabit.

97–98.

In 6 stehen *eleemosynis, ieiuniis* direkt nebeneinander, 250, 2 *aut per ieiunium aut per eleemosynas*, aber in anderem zusammenhang als im Muspilli. Übrigens erwähnt Ephraem hier das fasten überhaupt nicht.

25 uuê demo in vinstrî scal sîno virinâ stûên.

250 1 Vae illi homini qui cum diabolo mansionem habebit.

Die beiden letzten worte erinnern formell an das im anderen zusammenhang gebrauchte *pû kiuuinnit, hûs in himile.* 16 f.

13 in himilo rîhi,
dâr ist lîp âno tôd lioht ano finstrî,
selida âno sorgûn, dâr nist neoman siuh.

2 ut mereamur pervenire ad regna coelestia, ubi est satietas sine fame, ubi est lux sine tenebris, juventus sine senectute, requies sine labore, gaudium sine fine (*Ephraem hat den knappen antithesen nichts an die seite zu setzen*).

251 (*schilderung des weltuntergangs*) dies ille, in quo dominus noster . . .

52 ahâ artruknênt,
muor varsuuilhit sih, suilizô lougiu der himil,
mâno vallit, prinnit mittilagart.

proposuit venire cum flamma ignis, qui inflammabit adversarios suos et eos qui faciunt iniquitatem. In illa die plangent super se omnes tribus terrae et videbunt filium hominis venientem . . ., et commovebuntur ante eum omnes fines terrae et peccatores peribunt, et coelum plicabitur et mare siccabitur et montes sicut cera ardebunt et terra ardebit usque ad inferos. Sol convertetur in tenebras et luna non dabit lumen suum et stellae cadent de coelis in terram et virtutes coelorum commovebuntur.

Die schilderungen bei Pseudo-Hippolyt und Ephraem bieten im ganzen dasselbe; wirklich befriedigen kann keine von den dreien. Grau sucht sich damit zu helfen, dass er annimmt, in dem benutzten Ephraemsermo hätten noch einige worte gestanden, durch die *mâno vallit* angeregt sei. Das ist einmal an und für sich bedenklich, und dann werden damit die schwierigkeiten nicht behoben. Schon ehe ich Graus buch kennen lernte, glaubte ich, dem Muspilli läge eine quelle zugrunde, die einem wütenden sturme grossen anteil am vernichtungswerk zuschreibt. Grau hat diese meinung nur bestätigen können. Er hat eine solche quelle aufgedeckt in der Pseudo-Johannes-apokalypse. Diese ist in Crîst 3 benutzt worden, also einem gedichte, welches auffällige anklänge an das Muspilli zeigt. Diese müssten dann auf dieselbe quelle zurückgehen. Für die ansicht, dass der sturm neben dem feuer beim jüngsten gericht erscheint, spricht v. 59 *enti vuir enti luft iz allaz arfurpit*, wobei dann *luft* gleich *sturm* ist; eine bedeutung, die wenigstens mhd. ganz geläufig ist und welcher fürs ahd., zumal im hinblick auf ags. *lyft*, nichts im wege steht. 55 f. *verit denne stûatago in lant, verit mit diu vuiru viriho uuîsôn* lassen sich durch diese vorstellung des sturmes am besten erklären. Gerade hier haben wir wie im Crîst den zug, dass der mond niederfällt. Aber die im Crîst verwerteten vorstellungen treten im Muspilli lange nicht so deutlich hervor, sind mehr verblasst. Die apokryphe Apokalypse selbst ist wohl kaum benutzt. Aber im letzten grunde kommen wir hier wieder zu griechischen quellen, wozu es dann schön passt, dass die parallelen zur Eliasstelle in Russland gefunden sind. Vielleicht ist es auch möglich, dass die seltenen züge beim kampfe des Elias und beim weltuntergang auf eine einzige quelle zurückgehen. Einfluss von Crîst 3 auf das gedicht wird man nicht anzunehmen brauchen. Sicherlich kommen wir mit Ephraem hier trotz Graus einschiebsel nicht aus. Auch hier sind die fragen nicht restlos gelöst.

100 uuirdit denne furi kitragan daz frôno chrûci.

Tunc apparebit signum filii hominis in coelo quod est crux Christi.

Besser entspricht in der nicht von Cäsarius stammenden predigt 155 10: *ita domino descendente de coelis praecedet exercitus angelorum, qui signum illud, id est triumphale vexillum sublimibus umeris praeferentes. . . .*

17 hûs in himile.

mittet eos in mansiones caelestes.

29 ni ist in kihuctin himiliskin gote.

et non venient unquam in memoriam apud deum.

252 2 derselbe gedanke, doch formell weiter abstehend: *ultra nescientur a deo, qui deum scire noluerunt.*

Zu v. 71 vgl. 253 1: hier haben wir den teufel als ankläger. . . . *sed quia diabolus hoc desiderat, ut inveniat quod nobis ante tribunal judicis aeterni obiiciat.* Der *diabolus* oder *satanas* ist bei Cäsarius eine stehende figur, wodurch es sich erklärt, dass er im gedichte mehrfach (v. 8, 22, 45, 66 ff.) erwähnt wird.

254 1 qui se ipsum accusat, hunc diabolus non habet iterum accusare in die iudicii.

257 4 findet sich der gedanke, dass man durch almosen und gebete (M. almosen und fasten) den schrecklichen urteilsspruch abwenden könne, zu v. 97–98 *et illa minuta delicta, . . ., assiduis orationibus et largioribus eleemosynis redimamus. . . . Si enim nosmet ipsos propria severitate distringimus, sententiam futuri iudicis praevenimus.*

| | |
|---|---|
| 67 denner mit dén miatôn marrit daz rehta. | 265 2 *eine predigt, die stark auf Eligius A 2 gewirkt hat:* qui causas audiunt, iuste iudicent, nec munera super innocentes accipiant, quia munera excaecant corda sapientium et immutant verba iustorum. |
| 72 ni scolta sîd manno nohhein miatûn infahân. | |

Wie in der betreffenden Ephraemstelle fehlt auch hier die erwähnung des teufels, so dass man sie als zutat des dichters ansehen kann, der sie aus 253, 54 nahm. Grau hat völlig recht, wenn er betont, dass M. 63–72 mit den karol. kapitularien nicht das geringste zu tun hat.

| | |
|---|---|
| 20 kerno tuo. | *Dazu* 68 3 eleemosynas prompto et hilari animo facientes |
| 26 prinnan in pehhe | cum diabolo arsuri sunt in inferno. |
| 15 dâr nist neoman siuh. | |

4. Hier ist die bei Cäs. so häufig vorkommende anschauung der sünde als krankheit sehr deutlich; *medicus deus est, aegrotus homo, peccatum morbus est* (vgl. 209 2, nicht von Cäsarius, *ibi non est . . ., non aegritudinis imbecilitas, nemo laeditur*).

Zu v. 65, 99: 78 4 *haec omnia si fideliter agimus, securi ante tribunal aeterni iudicis veniamus,* ds. noch 266 2 und sonst.

| | |
|---|---|
| 21 enti hella fuir harto uuîsê. | 68 6 ut aeternum ignem possitis evadere et |
| 13 himilo rîhi. | ad coelorum regna feliciter pervenire, 305 3 ut aeterna mala possimus evadere, 307 2 ut possit evadere aeternas flammas. |

Eine leise andeutung an den kampf der teufel und die seele gewährt 179 1, nicht Cäs., *quis igitur illac potest transcendere et aereos daemones transire,* doch verschwindet diese natürlich ganz neben Ephraem, zumal sie innerhalb einer reihe von predigten steht, die nichts mit dem jüngsten gerichte zu tun haben. Der gedanke, dass man die heilige schrift, besonders die ankündigung des gerichtes, vernachlässigt hat, den Grau zu 35 *den pan furisizzan* stellt, findet sich 306 4 *clamavit tibi scriptura, et non audisti, propheta non tacuit, apostolus praedicavit, evangelium tonuit, annunciatum est supplicium impiorum, justorum praemium est repromissum, tu . . . divina praecepta velut inanes fabulas respuisti,* ähnlich 301 4, aber die form und der zusammenhang, worin der gedanke im M. auftritt, kann bis jetzt nicht in befriedigender weise auf die quellen zurückgeführt werden.

Einzelne anklänge finden sich in den predigten des Cäsarius, die Migne, Patrol. lat. 67 stehen. Es ist zweifelhaft, ob sie so bekannt waren, wie die in jene sammlung übergegangenen, auf die Cruel hinweist; auch bieten sie nicht gerade viel.

Ich greife daher nur einiges heraus. In 6 (s. 1058 D) die ankunft des herrn zum gericht mit dem zeigen der narben: *prima enim erit in reos intoleranda sententia, reverendarum praesentia cicatricum* (zu 102). 1065 D der streit um den besitz, *inde est quod interdum de rebus pravissimis (parvissimis), pro vilium rerum appetitu gravissimas contentiones movemus;* dazu in bd. 39, sermo $250_2$ *ne circumvenias fratrem tuum in negotio, quia deus iudex est.* Der teufel fehlt auch hier in fast keinem der sermone, z. b. bei jenem streit um den besitz *et inter haec quomodo exsultat adversarius noster quando nos videt.* 1066 C *hoc etiam maxime studeamus, ut illa, quae in honorem dei nostri agimus, cum hilari animo agamus, cum fidei gaudio et devotae voluntatis affectu,* und dann wird breit auseinandergesetzt, wieviel auf den freudigen willen ankommt, dazu 1077 C *laetus et hilaris pauperi tribuat,* 1152 D *omnia dei praecepta cum gaudio et exsultatione complebit* zu *daz er kotes uuillun kerno tuo* (20). Homilie 14 'de die iudicii' zeigt nicht die deutlichen parallelen wie die erwähnten gleichen titels, ist wohl kaum benutzt, bietet aber ein schönes beispiel der bei Cäsarius so stark hervortretenden berücksichtigung des praktischen zweckes, die Ephraem mehr vermissen lässt. Dann 1153 B *aut in futuro aeterno incendio concremari, quae res quam execrabilis et abominabilis ...* zu 26 *prinnan in pehhe, daz ist rehto paluuîk dinc.*

Es bleibt eine anzahl von stellen, wo Ephraem allein parallelen bietet, besonders ist das der kampf der engel und teufel. Anderseits findet sich einiges bei Eligius und Cäsarius, was er nicht hat, das starke hervortreten des teufels, die deutlichere betonung des praktischen, das zeigen der wundmale, die knappen antithesen in v. 15. So erklärt es sich, dass nicht aus büchern gerichtet wird, was Ephraem hat und Grau daher auf ziemlich künstliche weisse wegschaffen muss; das sündenregister des teufels wird nur einmal (69. 1049 A) erwähnt. Im ausdrucke steht das gedicht dem Cäsarius näher als dem Ephraem. Auch historische gründe scheinen mir mehr für vermittelte als direkte benutzung Ephraems zu sprechen. Aber bei dem jetzigen stand der forschung sind Graus nachweise noch ganz unentbehrlich, und dass Ephraem grundlage und ausgangspunkt ist, kann er mit vollem rechte behaupten.

In einzelheiten ist die arbeitsweise des dichters zu erkennen. Er braucht keinen originalen gedanken gehabt zu haben, aber die anordnung im einzelnen bleibt zum teil sein werk. Beim weltuntergang fügt er, wohl selbständig, die bibelstelle ein, dass kein stein auf dem anderen bleiben soll; 63–72 verbindet er die ermahnung an die richter mit dem hinweis auf die anklage des teufels.

KIEL. K. GUNTERMANN.

# NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

**Alexandersage.** — Hilka, Alfons, Zur textkritik von Alexanders brief an Aristoteles über die wunder Indiens. Progr. des Matthias-gymnasiums zu Breslau 1900. 20 s. 4°.

**Bachmann, Albert,** Mittelhochdeutsches lesebuch mit grammatik und wörterbuch. 4. aufl. Zürich, Beer & Co. 1909. XXX, 299 s. Geb. 4,80 m.

**Bracher, Hans,** Rahmenerzählung und verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm. Ein beitrag zur technik der novelle. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.gesch., herausg. von Oskar F. Walzel, n. f. III.] Leipzig, H. Haessel 1909. VIII, 132 s. 3 m.

**Brandstäter, Fr. E.,** Märkisch-westfälische ortsnamen aus den urlauten erklärt nebst mitteilungen über den bisherigen standpunkt der namenkunde und der etymologie sowie über die notwendigkeit einer biologischen betrachtungsweise in der sprachwissenschaft. Witten, Aug. Pott 1909. (VI), 201 s. 2 m.

**Daur, Albert,** Das alte deutsche volkslied nach seinen festen ausdrucksformen betrachtet. Leipzig, Quelle & Meyer 1909. VIII, 200 s. 6 m.

**Delbrück, Berthold,** Zu den germanischen relativsätzen. [Abhandl. der philol.-hist. klasse der kgl. sächs. gesellsch. der wissensch. XXVII, nr. 19.] Leipzig, Teubner 1909. 25 s. 1,20 m.

**Edda Sæmundar.** Sievers, Eduard, Zur technik der wortstellung in den Eddaliedern. [Abhandl. der philol.-hist. klasse der kgl. sächs. gesellsch. der wissensch. XXVII, nr. 15.] Leipzig, Teubner 1909. 38 s. 1,60 m.

**Erzählungen, Altnordische** (Sagas). Übersetzt und erläutert von E. Wilken. 1. band: Sechs erzählungen von den anwohnern der Ostfjorde Islands. Leipzig, Verlag für literatur, kunst und musik 1909. 160 s. 3 m.

**Goethe.** Feise, Ernst, Der knittelvers des jungen Goethe. Eine metrische und melodische untersuchung. Leipzig, Röder & Schunke 1909. X, 88 s. und 2 tabellen. 1,80 m.

— Fränkel, Jonas, Marginalien zu Goethes briefen an Charlotte von Stein. Jena, Dietrichs 1909. (II), 25 s. 1 m.

— Hauhart, Will. Fred., The reception of Goethes Faust in England in the first half of the 19th century. New York, The Columbia university press 1909. X, 148 s.

— Morris, Max, Goethes und Herders anteil an dem jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten anzeigen. Stuttgart und Berlin, Cotta 1909. VI, 502 s. 10 m.

— Rausch, Georg, Goethe und die deutsche sprache. Gekrönte preisschrift des Allg. deutschen sprachvereins. Leipzig und Berlin, Teubner 1909. (IV), 268 s. Geb. 3,60 m.

— Röhl, Hans, Die ältere romantik und die kunst des jungen Goethe. [Forschungen zur neueren lit.gesch., herausg. von Franz Muncker. XXXVI.] Berlin, Alex. Duncker 1909. XII, 164 s. 5,75 m.

**Hartlieb, Joh.** Hirsch, Siegmund, Das Alexanderbuch Johann Hartliebs. [Palaestra LXXXII.] Berlin, Mayer & Müller 1909. VI, 136 s. 3,60 m.

**Hirt, Hermann,** Etymologie der neuhochdeutschen sprache, darstellung des deutschen wortschatzes in seiner geschichtlichen entwicklung. [Handbuch des deutschen unterrichts . . ., herausg. von A. Matthias IV, 2.] München, C. H. Beck 1909. XV, 404 s. 8 m.

**Jost, Karl,** *Beon* und *wesan*. Eine syntaktische untersuchung. [Anglistische forschungen, herausg. von Joh. Hoops XXVI.] Heidelberg, C. Winter 1909. VI, 141 s. 3,60 m.

**Lehmann, Rudolf,** Der deutsche unterricht. Eine methodik für höhere lehranstalten. 3. neu bearbeitete auflage. Berlin, Weidmann 1909. XIV, 428 s. Geb. 9 m.

**Liederhandschrift**, Die grosse Heidelberger, in getreuem textabdruck herausg. von Fr. Pfaff. Mit unterstützung des grossh. badischen ministeriums der justiz, des kultus und unterrichts. 1. teil. Textabdruck. Mit einem titelbild in farbendruck. Heidelberg, Carl Winter 1909. (IV s.) VI, 1444 sp. 23 m.

**Luther.** – Götze, Alfred, Volkskundliches bei Luther. Ein vortrag. Weimar, Böhlau 1909. 35 s. 1 m.

**Lyrik**, Die politische, des kriegsjahres 1809, herausg. von Rob. F. Arnold und Karl Wagner. [Schriften des Liter. vereins in Wien. 1909.] XXX, 482 s.

**Meillet, A.**, Einführung in die vergleichende grammatik der indogermanischen sprachen. Vom verfasser genehmigte und durchgesehene übersetzung von Wilh. Printz. Leipzig und Berlin, Teubner 1909. XVIII, 330 s. 7 m.

**Minnesinger.** Minnelieder und -sprüche. Übertragungen aus den deutschen minnesängern des 12. bis 14. jahrhunderts von Friedrich Wolters. Berlin, O. v. Holten 1909. 159 s. Geb. 4,50 m.

**Mogk, Eugen**, Die menschenopfer bei den Germanen. [Abhandl. der philol.-hist. klasse der kgl. sächs. gesellsch. der wissensch. XXVII, 17.] Leipzig, Teubner 1909. 43 s. 1,80 m.

**Pañcatantra.** Tantrākhyāyika, die älteste fassung des Pañcatantra, aus dem Sanskrit übersetzt mit einleitung und anmerkungen von Johann Hertel. I. Einleitung. II. Übersetzung und anmerkungen. Leipzig und Berlin, Teubner 1909. X, 159 s.; IV, 159 s.

**Passional.** – Tiedemann, Ernst, Passional und Legenda aurea. [Palaestra LXXXVII.] Berlin, Mayer & Müller 1909. VIII, 153 s. 4,50 m.

**Pflaum, Chr. D.**, Die poetik der deutschen romantiker. Berlin, Deutscher schriftenverlag 1909. 70 s. 2,50 m.

**Pleier.** – Seidl, Otto, Der schwan von der Salzach. Nachahmung und motivmischung bei dem Pleier. Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1909. 75 s. 2 m.

**Regel**, Die heilige, für ein vollkommenes leben, eine Cistercienserarbeit des 13. jahrhunderts aus der hs. Add. 9048 des Brit. museum herausg. von Rob. Priebsch. Mit 1 tafel in lichtdruck. [Deutsche texte des mittelalters, herausg. von der Kgl. preuss. akad. der wissensch. XVI.]. Berlin, Weidmann 1909. XXII, 104 s. 5 m.

**Rothe, Johannes.** – Petersen, Julius, Das rittertum in der darstellung des Johannes Rothe. [Quellen und forschungen CVI.] Strassburg, Trübner 1909. VIII, 184 s. 5 m.

**Sanders, Daniel**, Handwörterbuch der deutschen sprache. neu bearbeitet, ergänzt und vermehrt von J. Ernst Wülfing. 1. lieferung. Leipzig, O. Wigand 1909. 112 s. [Erscheint in 8 lieferungen à 1 m.]

**Schiller.** – Draheim, H., Schillers metrik. Erklärung der versmasse Schillers in seinen gedichten und dramen. Berlin, Weidmann 1909. VIII, 101 s. 2 m.

Kettner, Gustav, Schillers Wilhelm Tell, eine auslegung. [Studien zu Schillers dramen I.] Berlin, Weidmann 1909. XII, 180 s. Geb. 3,50 m.

Wernly, Julia, Prolegomena zu einem lexikon der ästhetisch-ethischen terminologie Friedr. Schillers. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.gesch., herausg. von Oskar F. Walzel, n. f. IV.] Leipzig, H. Haessel 1909. XII, 215 s. 4,60 m.

**Schönbach, Anton E.,** Studien zur erzählungsliteratur des mittelalters. VIII. Über Cäsarius von Heisterbach III. [Sitzungsberichte der kais. akad. d. wissensch. in Wien. CLXIII.] Wien, A. Hölder 1909. (II), 90 s. 2,05 m.

**Stehmann, Wilh.,** Die mittelhochdeutsche novelle vom studentenabenteuer. [Palaestra LXVII.] Berlin, Mayer & Müller 1909. IX, 242 s. 7 m.

**Väterbuch.** Hohmann, Karl, Beiträge zum Väterbuch. [Hermaea VII.] Halle, Niemeyer 1909. XIV, 121 s. 4 m.

**Weise, Oskar,** Ästhetik der deutschen sprache. 3. aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner 1909. VIII, 318 s. Geb. 3 m.

**Wilisch, Erich,** Der kampf um das schlachtfeld im Teutoburger walde. Leipzig und Berlin, Teubner 1909. 33 s. 1 m.

**Wunderhorn.** — Bode, Karl, Die bearbeitung der vorlagen in Des knaben wunderhorn. [Palaestra LXXVI.] Berlin, Mayer & Müller 1909. IV, 807 s. 20 m.

## NACHRICHTEN.

Der ausserordentliche professor dr. Eduard Hoffmann-Krayer in Basel wurde zum ordinarius befördert; dem ausserordentlichen professor dr. Alexander von Weilen in Wien ist titel und charakter eines ordentlichen professors verliehen worden.

Der ausserordentliche professor dr. Johannes Franck in Bonn erhielt den charakter als geheimer regierungsrat.

Für germanische philologie habilitierten sich: in Bern dr. Jonas Fränkel und in Breslau dr. Gustav Neckel.

---

Auf einem pergamentblatte, das die Giessener universitätsbibliothek aus Ägypten erwarb, entdeckte lic. P. Glaue reste des gotischen Lukasevangeliums nebst gegenüberstehendem lateinischem texte. Die gotischen bruchstücke, dem ende des evangeliums angehörig, waren bisher noch nicht bekannt. Die veröffentlichung wird von dem finder und von professor K. Helm vorbereitet.

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.

# DREI WESTGERMANISCHE RUNENINSCHRIFTEN.

Ich stelle hier die friesische inschrift von Britsum, deren deutung durch Bugge mir nicht volle überzeugungskraft zu besitzen scheint, mit 2 ags. inschriften zusammen, von denen die eine lediglich durch Stephens bearbeitung erfahren hat, die andere gleichfalls von Bugge gelegentlich behandelt wurde.

Ein äusserer zusammenhang zwischen dem stäbchen von Britsum und der beinlamelle des British Museums ist darin gelegen, dass beide gegenstände dazu bestimmt waren, irgendwie am körper getragen zu werden. Beide sind kulturhistorische symbole, materiell von geringem werte und dürftiger ausführung.

Ein kunstgegenstand ersten ranges ist dagegen das Braunschweiger reliquienkästchen, in prächtiger, alter beinschnitzerei gearbeitet. Seine bestimmung und seine inschrift sind kirchlich.

Runologisch von besonderem werte ist die Britsumer inschrift dadurch, dass sie, ungleich den legenden des Arumer schwertchens und der münze von Harlingen, keinerlei ags. runenformen zeigt, sondern eine intern friesische ausprägung des germanischen fuþarks vor augen stellt, deren nähere quelle aber wegen der besonderen form der *j*-rune, die sie mit nordischen brakteatlegenden teilt, vermutlich in einem nordischen runenalphabete der älteren zeit zu suchen ist.

## I. Das stäbchen von Britsum.

In einer vorläufigen mitteilung vom 17. april 1906 berichtete der konservator des Friesischen museums zu Leeuwarden, herr dr. P. C. S. A. Boeles[1], über ein mit runen beschriebenes, 12,5 cm langes,

1) Een nieuwe runen-inscriptie, gevonden in Friesland; overgedrukt uit 'De Nederlandsche spectator', 1906, no. 18; 6 ss.

vierkantiges stäbchen, das er am 24. märz vorher für das museum käuflich erworben hatte.

Das stäbchen war im februar 1906 in der ausgedehnten Terp von Britsum, 7 kilometer nördlich von Leeuwarden, in einer tiefe von 15 fuss unter der oberfläche ausgegraben worden. Die inschriften befinden sich auf den beiden breitseiten, auf der einen (a) von links nach rechts geordnet, auf der anderen (b), die zu beginn einen von Boeles auf 3 zeichen geschätzten verlust aufweist, von rechts nach links. Der substanzverlust an dem sonst wohl bewahrten gegenstande rührt vermutlich von einem spatenhiebe bei gelegenheit der ausgrabung her.

Boeles, den die mehrfach lineare zusammensetzung der meisten runen des stäbchens an die ähnlich gestalteten zeichen des Lindholmer beinchens und des Kragehuler lanzenschaftes erinnerten, holte über den fund die meinung Wimmers ein, der sich brieflich der ansicht des niederländischen gelehrten über die echtheit des stückes und die lesung der inschrift anschloss.

Auch hinsichtlich des 3mal vorkommenden, formell dem jüngeren nordischen *k* entsprechenden zeichens der Britsumer inschrift ᚴ, die ja im übrigen die älteren runenformen zeigt, sprach sich Wimmer dahin aus, dass es wahrscheinlich eine form für die alte *k*-rune sei, obschon auch an *f* (d. i. *f*-rune mit nur éinem seitendétail, wie z. b. in Fyrunga) gedacht werden könne.

Näheren aufschluss über die örtlichkeit des fundes, 50 schritte nach nordwesten vom Britsumer kirchturm, am wege vor dem hause des Terpmeisters Kingma, einige meter von der fundstelle eines alten schiffes entfernt, dessen ausgrabung unterlassen wurde, und über den finder, den schiffer Nammen Sytsma, brachte Boeles in einer zweiten publikation[1], der eine tafel mit abbildung des stäbchens in natürlicher grösse und die lesung der inschrift beigefügt ist.

Eine deutung der inschrift haben weder Wimmer, der sie für magisch hielt, noch Boeles versucht, sehr begreiflich, denn ihre lesung: (a) **þk(?) nia ber(u?) et dud,** (b) **. . . n ⁝ bk(?) r(u?) k(?) dmi** gewährt mit ihren konsonantischen häufungen keine sprechbaren komplexe.

Eine deutung vorzulegen und die sprache der inschrift als friesisch zu erklären sah sich erst Bugge[2] in den stand gesetzt dadurch, dass

1) De Terp te Britsum en de runen-inscriptie: overgedrukt uit het 'Bulletin van den Nederlandschen Oudheidkundigen bond' 1906; 4 ss. 1 taf.

2) Das runendenkmal von Britsum in Friesland: Zeitschr. 40, 174–184.

er für das zeichen ᚴ vokalischen wert: 'kurzes *i*, das einem geschlossenen *e* naheliegt', forderte.

Es ergab sich ihm eine lesung (a) *þin i a ber et dud LID,* ausgesprochen **þīn ī ā bĕr ! ĕt dūd līd,* übersetzt 'trag immer diese eibe; darin liegt tugend', wobei anzumerken ist, dass *LID* in rechts gewendeten lateinbuchstaben aus den 4 niederen hasten herausgelesen ist, die sich am ende der, nach der situation (a) beurteilt, oberen schmalseite des stäbchens finden – sie sind von Boeles und Wimmer nicht miteinbezogen worden – und (b) *n birid mi,* ausgesprochen ** n birid mi,* übersetzt 'N. N. trägt mich', worin das *n* vor dem verbum als endkonsonant eines personennamens beansprucht wird.

Der gedanke, dass das *k*-artige zeichen einen mittellaut zwischen *i* und *e* bezeichne, hat sich Bugge von seinen erklärungen der älteren, nordischen inschriften her eingestellt, in denen die *ih*-rune eine ähnliche, wechselnde rolle spielt, und ein anderes, auf den brakteaten 17 und 104 vorkommendes zeichen: aufrechte hasta mit mittlerer horizontaler oder schwach nach rechts gesenkter kreuzung †, † war von ihm, Bidrag[1] s. 85 und 155, in demselben sinne beurteilt und mit *i* transliteriert worden. Dass aber zwischen diesem nordischen zeichen und der gleich gewerteten *k*-artigen rune der Britsumer inschrift eine historische beziehung bestehe, verneint Bugge s. 180 allerdings ausdrücklich.

Was das zeichen der beiden brakteaten angeht, hatte ich vielmehr die meinung, dass es alphabetgeschichtlich eine form der *jāra*-rune sei[2], der in dem falle des brakteaten 104: *sīmiþiu* die funktion eines vorgeschlagenen vokales, in dem eines dritten brakteaten 57: *auja* nach M. Olsens ermittelung[3] s. 16 sein eigentlicher, alphabetischer lautwert *j* zukomme, d. i. der der gleichgestalteten j-rune des Themsemessers.

Da nun die anders gestaltete *k*-artige rune von Britsum sich formell mit der von Bugge, Bidrag s. 59, festgestellten nord. form der *āra*-rune ᚴ auf brakteaten typisch deckt, so darf man in verbindung mit Bugges annahme, dass sie hellvokalischen lautwert habe, schliessen, es sei eben diese besondere form der ursprünglichen

1) Bidrag til tolkning af danske og tildels svenske indskrifter . . . navnlig paa guldbrakteater af Sophus Bugge. Kjøbenhavn 1906 = Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie 1905, s. 141–328.

2) Göttingische gelehrte anzeigen 1908, s. 405.

3) Runeindskriften paa en guldbrakteat fra Overhornbæk. Kjøbenhavn 1907 = Aarbøger 1907, s. 19–44.

j-rune, die ich Gött. gel. anz. 1908, s. 396 als selbständige ableitung aus dem G der latein.monumentalschrift zu rechtfertigen versucht habe, mit dem friesischen zeichen ᚴ identisch, nur dass ihm im friesischen fuþark nicht der historisch spätere wert *ā*, sondern der ältere des konsonantischen *i̯* zugeschrieben werden müsse, der in derselben weise für den kurzvokal *ĭ* gesetzt werden konnte, wie das bei dem nord. beispiele des brakteaten 104 geschehen ist. In der tat betreffen die 3 ᚴ der Britsumer inschrift *pĭ* und *bĭrĭd* auch nach Bugges auslegung vokalische kürzen, die beiden ᛁ aber *nîa, mî,* wie ich vorwegnehme, vokalische längen.

Dass diese beiden bildungen der german. j-rune: † und ᚴ miteinander historisch zusammenhiengen, wird man sicherlich nicht anzunehmen haben. Aber in die gemeinsame vorlage, sei sie nun im lateinischen G der monumentalschrift oder schon innerhalb der runischen formentwicklung im runden ᛃ der urnordischen inschriften zu suchen, werden sie zweifellos münden.

Wenn demgemäss auch Bugges aufstellungen nicht zutreffen, dass das zeichen der brakteaten 17 und 104 einem laute entspräche, der mit *î* translitteriert werden müsste und dass die rune des Britsumer stäbchens, obwohl von abliegender herkunft, doch den gleichen lautwert *î* repräsentiere, so ist doch die von ihm gefundene wertbestimmung in der sphäre der hellen vokale einer jener ihm eigenen, genialen griffe, der mit éinem schlage über eine unverständliche gruppierung von zeichen licht verbreitet und uns in die lage setzt, sie in sinnvolle worte einzuteilen.

Ich hatte eine zeitlang die meinung, dass der lautwert *i* unter festhaltung der ansicht Boeles' und Wimmers, dass das *k*-artige zeichen tatsächlich ein runisches *k* in jüngerer gestaltung sei, in dér weise gewonnen werden könne, dass man diese *k* nach art der mittelalterlichen geheimschrift in deutschen glossen als vertreter des im alphabete vorhergehenden *i* betrachtet. Wie die schreibungen des Clm. 14395[1]: *scatebris vukxmkzzxngxn, ventus gkxxbkdb, recline gkrkgkıptbz, profunda dknc* in *ruinmizzungun, giuuaida, girigilotaz, dinc* aufzulösen sind, so schienen mir auch die komplexe *pk* und *bkrkd* im wege des buchstabentausches in *pi* und *birid* aufgelöst werden zu dürfen. Aber das setzte voraus, dass die runen des friesischen meisters nicht nach dem german. fuþark, sondern nach art der mittelalterlichen hsl. runen-

1) Die ahd. glossen ges. von Steinmeyer und Sievers. Bd. 2 (Berlin 1882) s. 418. 419.

alphabete in lateinischer folge angeordnet gewesen wären, und diese annahme wäre denn doch in hohem grade bedenklich. Ich stelle also diesen einfall, dessen ich doch erwähnung tun wollte, zugunsten der mit benutzung von Bugges ausführungen formulierten bestimmung: rune ᚴ der Britsumer inschrift eine friesische form der *jāra*-rune, formell identisch mit der nordischen *āra*-rune ᚴ, alphabetischer lautwert *j*, aktueller lautwert *ĭ* – zurück.

Die ansicht Bugges, dass die rune ᛞ in **birid** nicht alveolares *d*, sondern interdentales *đ* ausdrücke, kann ich ohne weiteres zu der meinen machen und glaube, dass seine erklärung der wörter *biriđ mī* 'portat me', die vom stäbchen gesprochen gedacht sind, einer verbesserung nicht bedürftig seien. Die angelsächsischen, gotländischen und später nordischen beispiele derartiger fassung runischer texte mit dem beschriebenen gegenstande als sprechendem subjekte, die Bugge s. 176 verglichen hat, nachzuschreiben ist überflüssig; doch kann ich noch die schwertinschrift von Kristiania, (Stephens 3, 168) . . . *gepe mik* . . . *a mik* und des hornes von Florenz (Stephens 4, 99) . . . *gerti mik* hinzufügen.

Auch dass das grammatische subjekt des ganzen satzes in dem mit *n* endigenden, verstümmelten worte stecke, halte ich mit Bugge für evident, nur ziehe ich den vorhergehenden komplex **dud** zu demselben, wobei ich vorwegnehme, dass ich dem ersten ᛞ der gruppe **dud** den wert der alveolaren media *d*, dem zweiten den der interdentalen, tönenden spirans *đ* beimesse.

Indem ich solchergestalt **dud** nicht als komplettes wort gelten lasse und die vermeintlich lateinischen buchstaben auf der schmalseite des stäbchens nicht als fortsetzung des textes der breitseite (a) anerkenne, habe ich die aufgabe, das fragmentarisch dastehende, auf beide seiten des stäbchens verteilte wort **dud . . . n** auszufüllen. Diese ausfüllung hat sich mir aus dem ags. namenschatze eingestellt, ohne dass doch das komplettierte wort der Britsumer inschrift personenname wäre; es ist, wie ich zeigen werde, vielmehr ein appellativum.

Unter den ags. namen findet man eine reichlich bestandene gruppe[1] mit anlautendem *dude-, dud-,* worunter auch *Dudeman* und *Dudman,* von denen sich die zweite, kürzere form für unsere inschrift ganz besonders eignet. Die absplitterung auf der zweiten seite des stäbchens (b) beträgt nämlich von der aufrechten hasta des *n* bis zu

1) Onomasticon Anglo-Saxonicum by William George Searle (Cambridge 1897) s. 170–171.

der auf dieser seite unten auslaufenden spitze gemessen 3,5 cm, vom endpunkte der mittleren kreuzung des komplettiert gedachten *n* bis zur oberen zurückbleibenden ecke 2,8 cm. Da nun das eine bewahrte, vierfach lineare *m* dieser zeile eine weite von etwas über 1 cm hat und die weite eines analog gestalteten *a* auf 0,8 cm geschätzt werden kann, da ferner die entsprechende mittlere randbreite auf der seite (a) 0,3 cm beträgt, so erübrigen von dem freien raume der verluststelle nur 0,7 cm, die sich leicht auf zwei buchstabendistanzen verteilen lassen und sich noch reduzieren, wenn dem rande dieser seite etwas zugelegt wird. Die ergänzung zweier, mehrfach linear gezeichneter buchstaben *m* und *a* füllt also den raum, ohne ihn zu überfüllen, ohne ihn mangelhaft zu decken.

Die ags. composita mit dem elemente **dūđ-: Dud- dac, -helm, -man, -wine,* wozu die einfachen *Dud* und *Duda,* enthalten meiner ansicht nach das thema, die parallelen mit **dūđe-* den genitiv des ags. femininums *dugud,* das in **dūđ-* zusammengezogen und dessen auslautende spirans entweder nur graphisch durch *d* ausgedrückt oder, wie in afries. *duged* zum alveolaren laute übergegangen ist.

Formell verhält sich diese zusammenziehung, z. b. in dem abgeleiteten namen *Dudig* um 875, wie as. *-hûdig* aus und neben *-hugdig,* worauf schon Bugge a. a. o. s. 179 verwiesen hat. Es hat keinen anstand, auch die ags. formen mit geminata *dd: Dudd* um 783 und *Dudda* um 778 hierherzuziehen und die geminata als assimilationsprodukt aus *gd* zu erklären. Ihnen ist selbstverständlich bewahrtes kurz-*u* im stamme zuzuerkennen. Mit dieser ags. gruppe, zu der ich auch as. *Dudo*[1] und deutsch *Tudo* Libri confrat. rechne, hat meines erachtens der bei Cassiodor von 2 personen bezeugte got. name *Dūda* nichts zu tun; ich setze ihn lieber in wulf. **Dōda* um und betrachte ihn als schwachmaskuline form eines zu as. *dôn,* ahd. *tuon* gehörigen verbaladjektivums, wulf. **dōþs, *dōds.*

Da nun ags. *dugud* im besonderen 'waffenfähige mannschaft' und mit *geogud* kontrastiert 'krieger edler geburt' wie deutsch, mittelalterlich 'ritterschaft' gegen 'knappen' ist[2], ergibt sich für das appellativische kompositum **dūđman* der begriff 'angehöriger eines gefolges', ganz ähnlich den ags. compositis *drihtgesiþ* Finnsb. und *drihtguma*

1) MGh. Script. 6, 631, 35; Annalista Saxo a. 983.

2) Beowulf hg. v. Heyne, 8. aufl. bes. v. Levin L. Schücking (Paderborn 1908), Glossar s. 175 176 unter 2 und 3.

Beow., den an. *dróttmegir* 'de mænd som udgjore fyrstens folge' (Fritzner), got. *gadrauhts* 'στρατιώτης'.

Die zusammenschliessung von *dud . . . n* zu éinem worte und die bestimmung desselben als appellativum hat sich mir aus meiner auffassung des einganges der inschrift *þī nîa* als nom. sing. des bestimmten artikels masculini mehr der schwachmaskulinen form des adjektivs afries. *nî* 'neu' empfohlen. Nach den beispielen *thi nîa rêdiena* 'richter', *thi forma nîa kere* masc. 'küre', beide bei Richthofen, erwartet man ja ein maskulines appellativum und muss einen personennamen, dem weder der bestimmte artikel, noch weniger das adjektiv 'neu' gerecht wäre, ausschliessen. Der *w*-schwund im inlaute des adjektivs zeigt sich auch in dem namen *van Nîanhûs* des von Wadstein[1] in den anfang des 10. jahrhunderts gesetzten Essener heberegisters.

Der satz *þī nîa . . . dûd[ma]n birid mî* 'der neue gefolgsmann trägt mich' ist dem sinne nach vollständig und lässt den schluss zu, dass das stäbchen einem neu aufgenommenen mitgliede eines gefolges bei gelegenheit der aufnahme gegeben wurde und bestimmt war, von ihm in irgendeiner weise getragen zu werden. Wie das geschehen sei, kann man freilich nicht ausmachen, da das stäbchen keine durchbohrung besitzt, durch die eine schnur hätte gezogen werden können.

Es handelt sich nun noch dárum, den komplex *beret* diesem satze einzugliedern.

Ich erkläre ihn als flexionslose form des adjektivs ags. *beorht,* as. *berht* mit sekundärvokal *e* nach *r* wie in Hel. Cott. 367, 778 *thiu berehtun giscapu,* 545 *ênon berehton bôkne,* 1750 *eftha bereht eftha bitter* und mit lautlicher oder vielleicht nur graphischer unterdrückung des *h* vor *t,* wie im superlativ as. *beratost* Genes. 268 und in den namen *Pereta* und *Peratta* (assimilation *ht* > *tt!*) Lib. confr., *Beretfrit* Laur. 8. jh., *Beretgarda* Trad. Wiz. 777, so dass sich also eigentliches *bere[h]t* ergibt, von dem man zunächst glauben könnte, dass es gleich *nîa* attributives adjektiv sei. Dém widerspricht aber doch die form, da wir nach der von van Helten[2] § 219 ausgesprochenen regel 'nach der schw. deklination flektieren: ausnahmslos die attribut. adjectiva und participia mit vorangehendem demonstr. (pron. od. art.) . . .' **berehta* zu erwarten hätten, wie auch as. Hel. Cott.

1) Kleinere as. sprachdenkmäler hg. v. Elis Wadstein (Norden 1899) s. 21 und 131.

2) Altostfriesische grammatik von W. L. van Helten (Leeuwarden 1890).

2595 *thie berehto drohtin* attributiv von gott, aber 5808 *bereth* prädikativisch vom engel gottes gebraucht ist.

Das steht nun nicht da, lässt sich in den buchstabenbestand nicht hineindeuten und aus den fem. und neutralen ausnahmefällen *thiu blôdich hond, thet gâstelic riucht, thet lênd gôd,* die van Helten § 220 δ als apokopen verzeichnet, oder aus der von Wrede[1] s. 440: § 272 a 1 für das gotische festgestellten lizenz, dass bei zweiten und dritten attributen nach vorhergehendem artikel die starke form statt der schwachen gesetzt werden könne, vermöchte man afries. *þi nîa bereht* im sinne zweier attribute nicht befriedigend zu erklären.

Ich glaube, dass das flexionslose adjektiv der inschrift von Britsum nicht eigentlich attributive funktion habe, sondern wie in ags. Beow. *Beorht-Dene* als zusammenrückung mit dem folgenden appellativum zu verstehen sei, so dass sich ein voller text *þi nîa bereht-dûđman birid mî* ergibt, in dem das wort für 'gefolgsmann' in auszeichnender weise, etwa nach ahd. *perehter* 'praeclarus' (Graff 3, 209) determiniert ist. Ja diese determinierung könnte dann sehr wohl eine typische sein und eine bestimmte, durch tapferkeit oder edle abkunft charakterisierte abteilung unter den gefolgsleuten bezeichnen, wofür man sich auf Tacitus Germ. cap. 12 *gradus quin etiam ipse comitatus habet* beziehen darf.

Was die zeichen an der schmalseite des stäbchens angeht, die Bugge als rechtsläufige lateinische majuskeln ***LID*** lesen wollte, muss ich darauf aufmerksam machen, dass sie, umgekehrt angesehen, als linksläufige runische kurzzeile ᛚᛁᚢ erscheinen, wobei das seitendetail des *l* allerdings nicht in gewöhnlicher weise gesenkt ist, sondern horizontal abzweigt. Wir haben es also eher mit einem worte *liu* zu tun, das entweder isoliert sein kann, oder an den anfang der ersten zeile, oder an das ende der zweiten gehört, oder endlich auch als ergänzender, gleichsam übergeschriebener zusatz zu *dud[ma]n* betrachtet werden dürfte, dessen buchstaben *m* und *a* es in seiner örtlichen orientierung entspricht.

Alle wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass dieses wort ein personenname, appellativisch gewertet eine form des löwennamens sei, die, vom nominativ des latein. *lĕo* aus entlehnt, im germ., abweichend von der aus dem akkusativ *lĕōnem* bezogenen form: ahd. *leuuo,* gen. *leuuen,* nicht als *n*-stamm, sondern als *wa*-stamm behandelt wurde, also theoretisch einen genitiv **lewes* verlangt. Die vokalische auf-

1) Ulfilas hg. von Heyne-Wrede, 10. aufl. (Paderborn 1903).

hellung des *ĕ* zu *ĭ* zeigt sich auch in der ahd. form *lio* (Graff 2, 31), eine vokalische themabildung auf *wa* gewährt ebenso aksl. *lĭvŭ*, russ. *levъ*, gen. *l'va* (auch eigenname). Die lautverhältnisse der aofries. neutralen *wa*-stämme *horu-*, *hliu*, **kniu*, **triu*, (van Helten § 164): auslaut *u*, nicht *o*, und *ĕ* zu *ĭ* stimmen zu *Liu*. Wir werden in diesem namen den des besitzers des stäbchens zu erblicken haben und ihn am sichersten an die spitze der inschrift *Liu þi nîa bereht-dûđman* . . . setzen, wobei es unbenommen bleibt, ihn, der ausserhalb des textes auf der einen schmalseite angebracht ist. als nachträgliche hinzufügung zum konzepte der inschrift anzusehen.

Was die graphische darstellung der inschrift betrifft, so zeigt die hauptinschrift der beiden breiten seiten 5 einfach lineare buchstaben: die gruppe **ere** und das **d** zu ende auf seite (a) und das **d** auf seite (b). Alle übrigen erhaltenen 16 buchstaben sind verbreitert und mit mehrfachen parallelen linien geritzt; die haupthasten mit 4 (**m**), 5 (**þ**, **k** $_1$, **t**, **d** am vorletzten platze von (a), **u**, **i** am ende von (b)), 6 (**n** auf (a), **b**, **r**, **k** $_2$ und $_3$) oder 7 linien (**i** auf (a)); die seiten- oder innendetails mit 3 (**b** (a und b), **d** (a)), 4 (**þ**, **a** unterer abstrich, **u**, **k** $_{2 \text{ und } 3}$, **m**), 5 (**k** $_1$, **a** oberer abstrich, **t**), 6 (beide **n**, **r**) linien. Der trennungsstrich vor **b** auf seite (b) besteht aus 7 vertikal geordneten punkten. Die buchstaben des einzelnstehenden wortes *liu* auf der schmalseite des stäbchens weisen 4fach lineare haupthasten und 3fach lineare seitendétails.

Irgendeine besondere absicht hinsichtlich der wahl und verteilung der einfachen und verbreiterten buchstaben ist nicht zu erkennen: rücksichten auf den zu gebote stehenden raum, die z. b. bei dem in einfachen linien geritzten schlussworte *tawiđo* des goldenen hornes von Gallehus gegenüber den bandartig verbreiterten und gestrichelten lettern des vorhergehenden textes erkennbar sind[1], können hier, wo die einfach linearen zeichen in den text eingestreut sind, nicht leicht geltend gemacht werden. Übrigens findet sich ein derartiger wechsel von einfach linearen und verbreiterten runen auch in jüngeren inschriften[2]; man wird ihn auf der Britsumer inschrift lediglich aus dem gesichtspunkte der graphischen stilistik zu beurteilen haben.

Bugge wollte a. a. o. s. 183 die inschrift ins 6. jahrhundert verlegen. Aber so alt sind weder die sprachformen, die er erschlossen hat, noch die, die sich mir ergaben. Die sache ist schwer zu ent-

1) Stephens 1, 325.
2) Zeitschr. 40, 272–273.

scheiden, da die aofries. texte erst mit dem 14., höchstens 13. jahrhundert beginnen, ein vergleichsmaterial für vorhergehende zeiten also nicht zu gebote steht.

Im allgemeinen geurteilt, möchte ich den Britsumer text für einen solchen des 8. jahrhunderts halten, ohne zu verkennen, dass seine sprachformen auch eine sehr viel spätere, seine runenformen eine um mindestens ein jahrhundert frühere datierung vertrügen.

## 2. Die beinlamelle des British Museums.

Stephens beschreibt im 4. bande seiner Runic monuments s. 47 ff. einen dünnen, rechteckigen streifen aus dichtem bein, nach der in originalgrösse gegebenen abbildung etwa 8,8 cm lang und 2,2 cm breit, 1/8 engl. zoll = 3,17 mm dick, von dem er schon 1884 kenntnis hatte und der durch sir Augustus Franks aus dem besitze von Mr. Bemrose of Derby für das British Museum erworben wurde.

Der streifen trägt auf der einen seite eine inschrift in ags. runen, ist auf der anderen seite unbeschrieben und zeigt an der linken seite der beschriebenen fläche, etwa 7 mm vom rande entfernt, zwei übereinandergestellte bohrlöcher, nach Stephens meinung, der man beipflichten muss, zum anhängen des gegenstandes.

Es lässt sich vermuten, dass durch die beiden löcher eine schnur gezogen und dass die lamelle nach art moderner devotionalmedaillen um den hals getragen werden konnte.

Die unbeschriebene wie die beschriebene seite zeigen lineare umrahmung, und zwar die erstere oben einen doppelt, unten einen dreifach linearen längenrand mit eingezeichneten schrägen verbindungsstrichelchen, die unten auf den mittleren strich grätenartig konvergieren und der umrahmung das ansehen einer einfachen, bezw. unten einer doppelschnur verleihen.

Der linke breitenrand zeigt doppelt lineare strichführung ohne einzeichnung, der rechte ist offen.

Die beschriebene seite besitzt je einen doppelt gezogenen strich als längeneinfassung und je einen einfachen als breitenumrahmung. Senkrecht auf die untere umgrenzung orientiert laufen die runen von links nach rechts, den ganzen schriftraum füllend.

Es sind 24 zeichen, wovon 6 eine binderune von *e* und *n*, 14 eine ligatur zweier *d*. Die inschrift ist deutlich und an der hand der abbildung leicht nachzuprüfen.

Die zeile in runen: ᚷᚨᛞᚷᛗᚢᚨᚦᚨᚢᚨᚻᚨᛞᛞᚨᚦᛁᚦᛁᛋᚹᚱᚨᛏ hat

Stephens gelesen und eingeteilt: *god gecnáþ áræ Hadda, þi þis wrát*, übersetzt 'God knoweth (showeth) are (favor) to Hadda, the (who) this wrote', zu deutsch 'Gott weiss gunst der Hadde, die dies schrieb', d. h. er hat *god* 'deus' als subjekt, *gecnáþ*, für *gecnáweþ* oder *gecnǽwþ*, als prädikat genommen, *áræ* als akkusativ von *ár* fem. 'honor, gratia, favor' und objekt angesehen und *Hadda* als northumbr. *n*-losen dativ eines frauennamens betrachtet. *þi* schien ihm relativpronomen, auf **Hadde* zurückweisend, *þis*, auf die inschrift gehend, objekt und *wrát* als dritte sing. praeteriti, prädikat eines angenommenen relativsatzes. Das ganze sollte eine kurze mitteilung 'a chit or short note or message' sein, was doch wohl zum texte Stephens nicht ganz stimmt. Dieser würde sich ja eher als dankgebet oder als eine empfehlung in die dauernde gnade gottes definieren lassen.

Aber die lesung Stephens' ist sicher in 2 punkten nicht richtig und in einem dritten punkte mindestens bezweifelbar.

Die 10. rune ist kein *r*, sondern ein *u*, das sich mit seinem tieferen ansatz des weiteren und mehr gerundeten seitendétails typisch von dem sicheren *r* an 22. stelle unterscheidet, dessen seitendétail vom kopfpunkte der aufrechten hasta ausgeht, mit einer scharfen ecke einsetzt und sich im unteren, eingebogenen teile weitaus mehr dem senkrechten schafte des buchstabens nähert. Die 11. rune ist kein *æ*, sondern ebenso sicher *a* wie 7, 9, 13, 15 und 23, d. h. sie hat am oberen aste einen deutlichen aufstrich ᚪ, während sie doch als *æ* ᚫ eines solchen entbehren müsste.

Was nun aber die 2. rune der inschrift angeht, so liest Stephens gegen die abbildung, die *a* ᚪ gewährt, vielmehr *o* und fügt s. 48 erläuternd hinzu: alle zeichen seien vollständig, mit ausnahme des zweiten, das doch nahezu so sei und ein ᚩ darstelle, d. h. seine lesung ist eine konjektur, zu der ihn der von ihm erwartete sinn veranlasst hat, ohne dass die in seinen händen befindlichen durchreibungen (rubbings) und ein guttaperchaabdruck (squeeze) der zeile ihm für die existenz eines zweiten aufstriches am buchstaben eine grundlage gegeben hätten.

Da Stephens die inschrift nicht selbst gesehen hat und ein einleitender komplex *gód* 'gut' sich in eine sinnvolle und grammatisch aufrechte erklärung des ganzen textchens wohl einfügte, wandte ich mich an das Department of British and Mediæval Antiquities des British Museums und erhielt von herrn O. M. Dalton 30. 12. 08 die mitteilung, dass die linien des buchstabens wegen ungünstiger tagesbeleuchtung und wegen einer eingedrungenen substanz, die sie unklar mache, nicht

mit vollkommener sicherheit bestimmt werden könnten, dass er selbst aber eher an ᚻ, denn an ᚸ zu glauben geneigt sei[1].

Ich lese und ordne also die inschrift: *gád gecnáþ áu áh, Adda þí þis wrát,* d. i. ich gliedere sie in zwei sätze mit zwischengestelltem nominativ eines maskulinen personennamens, der wahrscheinlich der name des schreibers und das subjekt des zweiten satzes ist.

Dieser personenname ist kurzform aus einem mit *ald-* zusammengesetzten vollnamen, dessen innere angleichung *ld* zu *dd* sich wie bei ags. *Hidda,* deutsch *Hitto* Libri confrat. II, 107, 24 verhält und der als solcher bei Searle s. 3 mehrfach nachgewiesen ist: *Adda* 559–566 king of Bernicia, 653 one of the four Angle priests who evangelized the Middle Angles, 697 und ca. 860 witness, in unassimilierter form *Ealda, Alda* ca. 744 *cinges geféra* Mercia, auf deutschem boden *Adde* Libri confrat. II, 110, 15 und mit oberdeutschem lautstande *Atto* ebenda oft, *Atte* II, 109, 15.

Das subjekt des ersten satzes ist das ags. neutrum *gád* 'mangel', got. *gaidw* 'ὑστέρημα, inopia', as. Hel. Cott. 4329–4331 *ferid unmet grôt hungar hetigrim oƀar helitho barn, metigêdono* (*metigêdeono* Mon.) *mêst* in einem kompositum, das man vielleicht als neutrale, nicht feminine *jon*-erweiterung **metigêdea* 'cibi penuria' (Schmeller), got. **matigaidwjo* fassen darf, langobardisch in dem bekannten terminus *fârigaidus* 'der nachkommenschaft entbehrend' der Origo gentis Lang.[2]. Das prädikat finde ich in *áh* als der dritten sing. praes. des verbums *ágan* 'haben, besitzen'; *áu* ist temporaladverbium 'immer', eine ältere form für *á* mit dem erhaltenen, auslautenden halbvokal des got. akkusativs *aiw* und *gecnáþ* objekt.

Das ahd. *t*-abstraktum zu *knâen* 'kennen' erscheint nach den belegen bei Graff 4, 570–571 sowohl mit suffix *-ti: urchnâti* dat. sing. 'agnitioni' als mit suffix *-tō: chomene ze bechnâdo uuârheite* 'ad agnitionem veritatis', welch letztere form sich für ags. *gecnáþ* zu *cnáwan, gecnáwan* 'noscere, agnoscere, sentire, cognoscere' ohne vorwurf in anspruch nehmen lässt.

Da nun in den ags. belegen zu *gád* bei Bosworth-Toller die bedeutung des mangels an speise und kleidung, also des mangels an lebensbedürfnissen, hervortritt, worauf auch *ne wæs me in healle gád*

1) Auch ein abdruck, den mir später herr Charles H. Read vom Brit. Mus. zu übersenden so gütig war, konnte mich nicht bestimmen, die abbildung der inschrift bei Stephens in diesem punkte zu korrigieren.

2) Mon. Germ. hist. Scriptores rer. Langob. (Hannoverae 1878) s. 4.

'ich litt keinen mangel . . .', Reimlied 15, deutlich abzielt und da as. *metigêdea* wörtlich 'speisemangel' dem sinne der stelle nach unserm 'hungersnot' entspricht, darf man in dem satze 'inopia cognitionem semper habet, mangel hat immer erkenntnis' eine sprichwörtliche sentenz erblicken, die sich den bei Wander[1] verzeichneten sprüchen II, 909, 20 *der hunger ist ein guter lehrmeister*, lat. *multa docet duris urgens in rebus egestas* (Vergil), 910, 30 *der hunger ist sinnreich*, lat. *paupertas excitat artes*, 912, 79 *hunger ist der künste meister*, 913, 99 *hunger lehrt gar viel*, 100 lat. *multa docet fames*, 103 *hunger lehrt viel künste*, lat. *fames artium magistra*, 914, 115 *hunger macht scharffe köpffe* an die seite stellt.

Auch der zweite satz ist ein hauptsatz, mit der konjunktion *þí*, westsächs. *ðý* 'therefore, so, ideo, itaque', ahd. *thiu* 'ergo' (Tat. 143, 6 *thiu ih sprihu, soso mir ther fater quad* . . . 'quae ergo ego loquor, sicut dixit mihi pater . . .'), zumeist in bindung *bithiu* 'ideo, propterea, propter hoc, quia', angeknüpft.

Ihre wirkung im vorliegenden texte könnte eine begründende 'deswegen, daher, darum' sein, wodurch die vorhergehende sprichwörtliche sentenz zu einer beabsichtigten belehrung an den empfänger des gegenstandes gestempelt würde; doch ist es möglich, dass sie nur hinweisend 'so, also' sei. Da ich annehme, dass der schreiber von sich in erster person spreche, glaube ich eine übersetzung empfehlen zu können: 'egestas semper cognitionem affert; ideo [ego] Adda hoc scripsi', zu deutsch 'mangel führt immer zur erkenntnis; also habe ich Adda das geschrieben'.

Eine genauere zeitbestimmung der inschrift innerhalb des 8. jahrhunderts, der sie sicherlich angehört, vermag ich nicht zu geben.

### 3. Der Braunschweiger reliquienschrein.

In dem exkurse über die mit ihrem ags. namen *íh* genannte rune, die 13. des german. alphabetes, bespricht Bugge[2] s. 119 auch die inschrift der bodenleisten des Braunschweiger reliquienkästchens (Stephens 2, 378–85), in der sie 2mal, d. i. in der endsilbe des wortes *hælig*, sowie in der stammsilbe der pronominalform *hiræ* mit vokalischem lautwerte *i* auftritt, und erklärt bei dieser gelegenheit die ganze inschrift *hæligælic͡a/uritneþiisighiræliinmu*, die bisher nicht richtig ver-

1) Deutsches sprichwörter-lexikon (Leipzig 1867–80).

2) Norges indskrifter med de ældre runer udgivne ved Sophus Bugge, 2det hefte (Christiania 1893) s. 117–148.

standen worden sei, in dér weise, dass er *līnmu* als akkusativ plur. 'membra' des neutrums *lim* mit den zugehörigen attributen: adjektiv *hælig* 'sancta' und participium *auritne* 'inscripta' als objekt des satzes auffasst, dessen verbum die 2. sing. imperativi von *séon:sig,* auch im Durhamrituale *sih,* 'aspice' sei, in dem *Ælie* als possessivischer genitiv des klosternamens *Élig, æt Élige,* heute *Ely* nnö. von Cambridge stünde, *þii,* bei Sweet s. 162 *thi,* ws. *þý* sich als instrumentalis des demonstrativpronomens *se* auf die inschrift bezöge, *hiræ* endlich als gen. sing. fem. des persönlichen pronomens der 3. person 'eius' auf das kloster zurückwiese.

Bugge übersetzt demnach: 'sancta Eliae hoc [titulo] inscripta aspice eius membra', wogegen man trotz der verzwickten wortstellung doch eigentlich nicht mehr einwenden kann, als dass die auf länge *ī* weisende doppelschreibung des vokales des angenommenen neutralen plurals *līmu,* Beow. *lēomu,* unverständlich bliebe und dass man, wenn 'membra' im texte stünde, wohl auch den namen des heiligen erwartete, von dem sie herrührten. Sachlich wäre das wort sicherlich nicht anzugreifen, denn, wenn auch in dem von Bugge aus Bedas Kirchengeschichte verglichenen satze *dæs biscopes leoma on dysse byrigenne syndon betýned* der plural *leoma* 'membra' die gesamten überbleibsel des bestatteten bischofs betrifft, während in dem kleinen kästchen nur wenige knochen eines menschlichen leichnams platz finden mochten, so würden doch auch derartige teile unter dem plural *limu* begriffen werden. Auch dass man diese 'membra' in dem geschlossenen kästchen nicht eigentlich sehen könne, begründete keinen einwand, da man das kästchen ja auch öffnen, oder *sig* 'aspice' nicht als aufforderung zum körperlichen sehen, sondern in bloss hinweisendem sinne wie lat. *en, ecce* verstehen kann.

Es scheint um so schwerer, diese an sich gute erklärung Bugges durch eine noch bessere zu ersetzen, als die von ihm getroffene worttrennung *hælig Ælie auritne þii sig hiræ līnmu* in keiner weise geändert und nicht einmal die verteilung der vokale des diphthongischen zeichens *ea* ᛠ, auf das ende des zweiten wortes und der ersten zeile einerseits und auf den anfang des dritten wortes und der zweiten zeile anderseits, irgendwie mit zureichenden gründen bekämpft werden könnte.

Dessenungeachtet war ich nicht imstande, mich mit dieser lösung dauernd zu befreunden, und glaubte, da Bugge die inschrift nicht am originale nachgeprüft hat, sondern sie offenbar nur aus Stephens kennt, von einer nachvergleichung aufklärungen erwarten zu dürfen,

die zu einer anderen, einleuchtenderen auffassung des textes die möglichkeit böten.

Dieser schwachen hoffnung konnte man sich ja schon aus dem grunde hingeben, dass zum schlusse der beiden, textlich identischen, je eine schmalseite und eine langseite der 4 randleisten am boden des kästchens einnehmenden inschriften jeweils ein gegen das schliessende *u* gekehrter haken steht, dem in verbindung mit akzessorischen bogen, einen in dem einen, drei in dem andern falle, möglicherweise literale bedeutung zugeschrieben werden konnte.

Diese erwartung hat sich doch keineswegs erfüllt. Ein genauer und sorgfältiger stanniolabdruck der 4 leisten, den mir der direktor des herzoglichen museums zu Braunschweig herr prof. dr. Paul Jonas Meier, mit schreiben vom 21. märz 1902 zur verfügung stellte, belehrte mich, wie treu und einwandfrei die abbildung der inschrift bei Stephens 2, 381 sei, und zeigte, dass an der lesung Bugges ganz und gar nichts geändert werden dürfe.

Die durch Bugge geschaffene situation in der erklärung wird vor allem dadurch bestimmt, dass er den komplex *Ælie*, in dem Stephens den namen des legendären patrons der goldschmiede, des hl. Eligius suchte, als namen des englischen klosters *Ely* erkannt hat, wobei es sicherlich gar nichts zur sache tut, dass er dieses offenbare kompositum mit ags. *ig* 'insel' lieber als ableitung mit suffix *-ig* aus ags. *ǽl, él* 'der aal' [1] ansprechen wollte.

Da sich der schrein seinem ganzen ansehen nach als ausgemacht kirchlich gibt, ist damit nicht nur der widmungsort festgelegt, sondern auch die zeit seiner anfertigung nahe umrissen.

Das kloster Ely ist von *Æþelþryþ*, der gemahlin des northumbrischen königs *Ecgfriþ*, im jahre 673 gestiftet, dieses jahr also als terminus post quem zu betrachten, von dem aus wir vermutlich gar nicht weit ins 8. jahrhundert heraufzugehen nötig haben; das kästchen kann sehr wohl dem kloster in seinen ersten gründungsjahren gegeben worden sein, möglicherweise geradezu von der stifterin.

Der topische name des ortes 'aalinsel' ist nach seiner tatsächlichen lage auf einer bodenerhebung in den sümpfen 'Fens' an der Ouse, die bis zu der 'the Wash' genannten einbuchtung der Nordsee reichten, in seinem zweiten teile vollkommen gerechtfertigt, der topische charakter als insel in dem modernen namen der ganzen grafschaft *Isle of Ely*, in alter latinisierung *insula Eliensis in agro Cantabri-*

1) So bei Sweet, The oldest English texts (London 1885) pag. 601.

*giensi* deutlich ausgesprochen. Auf ihn weist sicherlich ganz im sinne Bugges der possessivische genitiv des persönlichen pronomens der 3. person *hiræ* 'eius' zurück, das dem genus des zum namen gewordenen ortsappellativums *séo Élig* entsprechend feminin ist.

Dass der vokal des zweiten kompositionsteiles in *élig,* nach heutiger aussprache *īlĭ,* schon in ags. zeit verkürzt sei, ergibt sich aus der synkope *Elge* Sweet, Old. Engl. texts s. 144, was doch keineswegs gegen ursprüngliches *ig* verwertet werden dürfte, da derartige quantitätsverluste des zweiten kompositionsteiles, bei ortsnamen überhaupt gewöhnlich, auch bei ags. appellativen wie *éored* aus **eohrád* (reduktion!), *swelc,* got. *swaleiks* (schwund!)[1] genügend bekannt sind.

Für die form der inschrift *Ælie,* die auch der latinisierung, z. b. in *liber Eliensis,* zugrunde liegt, ist dreisilbige aussprache *ǽlĭè* zu verlangen und unterdrückung des inneren *g* (*i*), grundform also **ǽlĭįè,* anzunehmen.

Das subjekt des satzes ist nicht **límu,* sondern der nach dem participium *auritne* stehende komplex *þii,* in dem ich eine anglische entsprechung zu ws. *þéow,* got. *þiwi,* as. *thiu,* ahd. *diu,* aisl. *þýr* mit der bedeutung 'famula, ancilla' erkenne.

Das wort, von der heiligen Maria gebraucht, findet sich got. Luc. 1, 38 *qaþ þan Mariam: sai, þiwi fraujins . . .,* as. Hel. Mon. 285 *thiu bium ic theotgodes,* ahd. Tat. 3, 9 *thô quad Maria: seno nu gotes thiu . . .,* die ebnung von *īu* zu *ī,* zu der man *glīman, glīgman* gegen *gléoman,* Bosw.-Toll. 481, vergleiche, erläutert sich aus den bei Bülbring[2] §§ 195, 197 gegebenen beispielen. Zu diesem substantiv *þí* gehören im attributivischen verhältnisse das adjektiv *hǽlig,* d. i. die northumbrische nebenform zu *hálig,* (Sievers § 296), und das participium praeteriti *auritne,* das erstere flexionslos, das zweite mit konsonantischer *n*-flexion. Die ganze kombination *hǽlig . . . auritne þí* ist vokativisch.

Allerdings erwartete man für das participium eine viersilbige form *awritene* (Sievers § 296, 306), aber man kann die synkope des dastehenden, inschriftlichen wortes nach der regelmässigen, alten synkope des mittelvokales im schwachen praeteritum bei den verben auf *t*: *lette* z. b. aus **letĭda* (Bülbring § 438), begreifen, d. h. annehmen, dass an der gegebenen gelegentlichen entwicklung *´ tnè* aus *´ tĕnè* sowohl die identische artikulation des *t* und *n,* als die dynamische

1) Ags. gramm. von Eduard Sievers, 3. aufl. (Halle 1898) § 43 anm. 4.

2) Altenglisches elementarbuch von Karl D. Bülbring, teil 1 (Heidelberg 1902).

energie, mit der die tenuis *t* abschneidet, als auch die tonlosigkeit des folgenden vokales der mittelsilbe beteiligt seien.

Für das verbum *awrítan* finden wir sonst nur die bedeutungen 'niederschreiben, beschreiben, verfassen, zeichnen, darstellen' angegeben, die sich mit denen des einfachen verbums *wrítan* 'zeichnen, schreiben, verfassen' decken. Doch bieten Bosworth-Toller zu dem letzteren unter 5 auch 'to convey by charter', z. b. *wé him wrítaþ đa mǽdue œt Pirigforda* aus Kemble, Cod. dipl. III, 32, 23, die sich mit der 2. und 4. bedeutung von ags. *gescrífan* 'indicere, assignare, imponere, designare', sowie mit lat. *scribere* als 'notare, signare' berührt und mit nhd. 'jemand etwas verschreiben' zusammenfällt. Ich verstehe daher *awrítan* im gegebenen falle als 'durch inschrift zueignen, zúschreiben'. Zu diesem participium gehört der dativ *Ǽlie* als name des die zueignung entgegennehmenden klosters.

Das folgende wort *sig* ist meines erachtens 2. sing. imperativi, eigentlich optativi, nur nicht vom verbum *séon* 'sehen', sondern vom verbum 'sein', in identischer schreibung Beow. 1779 *þǽs sig metode þanc* sowie Genes. 42, 16 *hwǽđer hit sig đe sóđ đe léas* bezeugt. Ganz gleich verhält sich die schreibung *big* Beow. 3048.

Hierzu gehört *lünmu* als prädikatsnomen. Die *n*-schreibung vor *m* in diesem worte ist durch Bugges heranziehung analoger an. fälle: *henminkr, skanmals*, aus Runverser 126, genügend aufgeklärt. Es handelt sich um eine besondere bezeichnung der natürlichen nasalierung des vokales vor folgendem *m*. Es ergibt sich also *límu* und das ist, ich denke, ein abstractum auf *-ī*, das durch **līumu* auf ursprüngliches **liumī* zurückgeleitet werden kann und sicherlich eine nebenform zu ags. *léoma*, as. *liomo* ist. Dieses ags. wort ist vom scheine der lampe, des feuers, dem glanze des himmels und der sonne gebraucht, bedeutet im plural 'blitze', in *léomena léas* 'blind' und *léomum inlýhted* etwa 'lichtstrahlen' und sicher so das as. wort in Hel. Cott. 3126 *liomon stuodun* 'lichtstrahlen giengen aus'.

Für das fem. abstractum unseres textes genügen ebensowohl 'lumen' wie 'splendor, fulgur'[1], deutsch etwa 'leuchte' oder 'glanz'. Der ganze text ist also anrede an eine heilige, sicherlich an jene, deren reliquien in dem kästchen verschlossen waren. Ich übersetze dem-

1) Alle drei bei: Anselm Salzer, Die sinnbilder und beiworte Mariens in der deutschen literatur und lateinischen hymnenpoesie des mittelalters, 9 Seitenstettener programme, Linz 1886–94; 9 index.

gemäss die legende: 'sancta Eliae ascripta uirgo sis eius lumen'! zu deutsch: 'heilige, der Aalinsel zugeschriebene jungfrau sei ihre leuchte'!

Im katalog des herzoglichen museums zu Braunschweig [1] s. 40–41 ist das unter nr. 58 verzeichnete 'reliquienkästchen aus walrosszahn mit bronzebeschlag' des näheren behandelt. Es wird daselbst als irische arbeit aus dem 7. oder 8. jahrhundert erklärt, die im jahre 1815 aus Gandersheim, wo es ohne zweifel der stiftskirche angehört habe, an das museum gekommen sei. Bestimmte auskunft hierüber gewährt ein mit der überschrift 'Bereicherungen des museums im jahre 1815' versehener zettel des ehemaligen museumsdirektors, geh. hofrats dr. Emperius († 1822), der als nr. 3 mit dem datum 'im oct. 1815' vermerkt: 'ein elfenbeinernes kästchen mit verzierungen und metallener, mit runen bezeichneter einfassung. Ehemals war es in Gandersheim. Es enthält zwei vermeintliche reliquien, nämlich ein stück vom hemde der heil. jungfrau und ein stück von ihrem kleide. Abgeliefert von hr. Hassel'. Von diesen reliquien, die der katalog im jahre 1879 als nicht mehr vorhanden erwähnt, hat herr direktor P. J. Meier noch ein kleines stückchen sehr wertvollen orientalischen seidenstoffes, der als hülle gedient hat und von dem ein grösseres stück noch jetzt in Gandersheim sei, aufgefunden [2].

Woher die tradition stamme, dass der inhalt des kästchens durch reliquien der hl. jungfrau Maria gebildet werde, wird sich schwerlich genau ergründen lassen. Da aber weder Emperius, noch sonst jemand im jahre 1815, noch irgend ein anderer das ganze spätere mittelalter und die neuzeit herauf in der lage sein konnte, diese meinung aus den worten *hǽlig þí* der inschrift herauszulesen, die ja ausserdem die reliquien nicht näher benennt, so müssen entweder die im kästchen verwahrten reliquien noch eine besondere beischrift gehabt haben, oder es muss sich um eine alte, innerhalb des stiftes Gandersheim schriftlich oder mündlich fortgepflanzte tradition handeln. Dass sie richtig sei, und dass reliquien der hl. jungfrau Maria auch schon den ursprünglichen inhalt des schreines ausmachten, wird uns durch die inschrift erwiesen, denn nur bei der jungfrau Maria ist die weglassung des namens und die blosse bezeichnung mit *hǽlig þí* 'heilige magd' oder 'heilige jungfrau' möglich, ohne dass zweifel an der identität dieser heiligen jungfrau entstünden.

Da die im jahre 673 gestiftete abtei Ely im jahre 866 von den

1) Herzogliches museum; die sammlung mittelalterlicher und verwandter gegenstände (Braunschweig 1879).

2) Briefliche mitteilung vom 11. januar 1909.

Dänen niedergebrannt wurde [1], kann man vermuten, dass das kästchen schon damals, etwa durch einen flüchtling, nach dem kontinente und zwar möglicherweise sogleich an das 856 von Liudolf (Ludolf) von Sachsen (844–66) zu Gandersheim neu eingerichtete frauenstift gekommen sei.

1) John Richard Greens Gesch. des englischen volkes, übers. von Kirschner (Berlin 1889) bd. 1 s. 54.

CZERNOWITZ. VON GRIENBERGER.

# STUDIEN ÜBER DIE NIBELUNGENHANDSCHRIFT A.

(Fortsetzung.)

### 4. Orthographie und sprache der hs. A.

Das orthographische system der beiden hauptschreiber erscheint durch das nachwirken der orthographischen verhältnisse der vorlage erheblich verwirrt, so dass Lachmann [1] mit recht von der 'ziemlich wilden orthographie' der hs. sprechen konnte. Immerhin ergeben sich für die schreiber folgende orthographische hilfsmittel:

A. Vokalismus:

a) umlaut: 1. das umlautsprodukt von *a* und *â* geben beide hände durch *e;* daneben ist *æ* < *â* anzutreffen. Der umlaut ist durchgehends bezeichnet. 2. Bei *o* und *u* ist meist keine bezeichnung versucht: selten *oͤ*, beziehungsweise *uͤ*. 3. Der umlaut der längen *ô* und *û* ist in der schrift weiter durchgedrungen: *oͤ* setzt sich neben zahlreichen *o*-schreibungen bei I durch und herrscht bei II; für umgelautetes *û* gilt bei beiden *iu* (neben unbezeichnetem *u*). 4. Umgelautetes *iu* wird von unumgelautetem bei den schreibern nicht unterschieden. 5. Durch *ů* wird umgelautetes *uo* bezeichnet; auch hier führt II den umlaut in der schrift konsequenter durch als I, bei dem *ů* nicht selten ist. 6. Der umlaut von *ou* findet oft keinen ausdruck: I verwendet *eu*, II *oͤ*, aber nur in der Kl.

b) Diphthongierung: 1. *ei* < *î* bei I und II ziemlich häufig; 2. *ou* < *û:* oft übereinstimmend durch *ů* wiedergegeben. 3. *eu:* aa) < umgel. *û:* I 1 *eu*, II 2 *eu*. bb) < umgel. *iu:* I 1 *eu*, II 58 *eu*! (Auch IV hat 1 *eu*.)

c) Unumgelautete vokale: 1. *o* für *a* (und umgekehrt) zur bezeichnung der rundung von *a* (selten). 2. *ai* und *ei* für altes *ei* bei beiden; II bevorzugt daneben *ai*. 3. Neben *oͤ* für altes *ou* tritt bei

1) Nib. noth s. X.

beiden *au* beziehungsweise *aw* (= *auw*). 4. *iw* sparend für *iuw* (oft), ebenso *ow* für *ouw*. 5. *ů* bezeichnet *uo*: vereinzelt taucht schon *ú* auf,

B. Konsonantismus:

a) lautverschiebung:

1. Germ. *p:* im anlaut hat I *pf*, II *ph;* für die geminata suchen beide *pf* für *ph* der vorlage durchzusetzen. Inlautend steht nach länge *f*, nach kürze *ff*; im auslaut: *f*.

2. Germ. *t*: bei I anlautend *z* neben *c* (vor *e* und *i*); II meidet das archaische *c*. *z* und *tz* bezeichnen die affrikata (< *tt*). Im inlaut: *z* nach länge, *zz* nach kürze. Beide verwenden häufig schon *z* für *s* und *s* für *z*.

3. Germ. *k*: anlaut: I verwendet *ch* und *k* promiscue; II bevorzugt *ch* (*c* bei I [nur vor liquiden] ist wohl aus der vorlage beibehalten); inlaut: intervokalisch *ch;* postkonsonantisch wechseln *ch* und *k*; daneben strebt II, *ck* zur bezeichnung der affrikata einzubürgern. Er schreibt *ck* neben *k* (selten auch *kh* und *ckh*) für die geminata; I hat dafür nur *k*. Germ. *sk*: I kennt nur *sch*, bei II dringt *sh* neben *sch* vor.

b) Westgerm. *b, þ, g:* 1. für westgerm. *b* steht nach bairischem gebrauch *p* oder *b* im anlaut. Selten ist bei II *w* für etym. *b*. Spärlich haben beide hände *b* für *w;* im auslaut steht in der regel *p*.

2. Für westgerm. *þ* und *g* stehen an- und inlautend *d, g*, auslautend *t, ch* durch: neben letzteres tritt *ck* bei beiden schreibern. Geminiertes *g* ist durch *k* vertreten.

c) Germ. *f* und *h:* 1. für germ. *f* im anlaut *v* und *f*, im inlaut *v*, im auslaut *f*. 2. Germ. *h* an- und inlautend durch *h*, auslautend durch *ch* bezeichnet.

Die folgende darstellung der sprachformen beschränkt sich auf die lautlehre.

## A. Vokalismus.

### I. Stammsilbenvokalismus.

### § 12. Dialektische sonder- und neubildungen.

1. Spezifisch bairische[1] sprachformen sind in der 4. ablautsreihe für das verbum *komen* zu belegen. Ausschliesslich verwenden

1) Weinhold nutzt A (und ebenso die hss. B und C) in seiner alemannischen grammatik (1863) als alemannische quelle aus. Neuerdings konstatiert noch Sommermeier (s. 136) in I 'das fehlen mancher grob-alem. eigenheiten, die z. b. die hs. A des Nibelungenliedes zeigt'!

beide schreiber, dadurch zugleich als dialektgenossen charakterisiert, für das präteritum die bairischen [1] formen *chom* und *chômen* (beziehungsweise *kom*, *kômen*).

*kom:* z. b. $252_4$, $386_1$, $453_2$, $455_1$, $493_4$ usw.; *chom:* $91_1$, $97_2$, $301_1$, $508_2$, $1283_2$, $1336_1$, $1440_1$, $1535_4$, $1546_1$ (die *k*-schreibung überwiegt). *chômen:* z. b. $176_1$, $203_4$, $243_1$, $342_4$, $385_4$, $493_3$ usw.; *kômen:* $343_2$, $383_3$, $473_2$, $476_4$.

Beide schreiber suchen die älteren, der lebenden sprache fremden formen *quam*, *quâmen* aus dem reim zu entfernen.

I: $1465_{3-4}$ *lobesam:kom* (statt *quam*); $1571_{1-2}$ hält I jedoch *genâmen:si quâmen* fest, obwohl *qu* seinem orthographischen system völlig fremd ist. II setzt die sprechformen in Kl. 3543/4 *vernâmen:chômen* und Kl. 4183/4 *genâmen:chômen* ein. In folgenden fällen, in denen nie *qu*, sondern stets *ch* erscheint, ist *a* graphisch festgehalten. Kl. 3467/8 *cham* [2]*:nam*; Kl. 475/6 *genâmen:châmen*, 2875/6 *si châmen: vernâmen.* Infolge der rundung von *a* > *ǫ* galt *a* phonetisch als *o* (vgl. § $13_1$).

Dementsprechend heisst der opt., sofern der umlaut bezeichnet ist, *kôme, kômen;* z. b.

*chôme* $1356_4$; *kôme* $562_2$, $648_2$, $651_1$, $715_4$, $1006_1$, $1047_3$, $1277_3$; *chômen* $81_1$, $1367_1$; *kômen* $1632_2$, $1652_3$.

2. Neben dem opt. *kôme* begegnet bei beiden schreibern die jüngere entrundete form *keme* [3] (beziehungsweise *cheme*), die als sprechform zu gelten hat (je 2mal).

3. Im praet. von *mac* ist das eindringen der optativformen in den indikativ zu konstatieren; dass dieser prozess zu ausgang des 13. jhs. in der lebenden sprache weiter vorgedrungen war, als es die wenigen belege veranschaulichen, darf man bei dem archaischen charakter jeglicher orthographie erschliessen. In der heutigen mda. hat er zum aussterben des ind. praet. zugunsten des opt. geführt: Schatz a. a. o. s. 164; Lessiak s. 208 [4].

I: *si môhten* $1361_2$ (ind. prät.); II: *môht man* $2212_3$ [5]. Die optativform für den indikativ [6] liegt auch vor in II: *si tôrste* $2312_2$ (ind. prät.). Auch die aus *ö* entrundete optativform mit *e* ist für den indik. nachzuweisen: *si mehten* Kl. 827 (vgl. unter *ö*).

1) Vgl. Schroeder, Kaiserchr. s. 52 ff.; Zfda. 35,419 f.; Zwierzina, Beobachtungen (festgabe f. Heinzel) s. 500 f.; Zfda. 44, 87 f.

2) Schroeder sieht dagegen (Zfda. 35,420) in *cham*(*:nam*) für bair. *chom* 'schriftsprachlichen einfluss'. Als umgekehrte schreibung kommt *cham* z. b. in dem deutschen prolog zum stiftungsbuch des klosters St. Bernhard (= Font. rer. Austr., 2. abt., VI) vor: *nam:cham* $145_{5-6}$ und *cham* (ausserhalb des reims) $143_8$.

3) Vgl. § $18_2$.

4) Lessiaks erklärung aus unterbliebenem umlaut stimmt nicht zu den belegen.

5) Schon aus C ist *man môht* $180\,1_2$ (ind.) zu belegen.

6) Weitere fälle siehe unter § $13_3$ und § $24_1$.

4. Im plur. praes. und im opt. präs. belegt nur II die doppelformen *mugen* und *megen*[1] (I hat ausschliesslich *mugen, muge*).

Die selteneren belege für *megen* sind: *wir megen* $2202_3$; *megt ir* $2253_1$; Kl.: *wir megen* 3075; *si megen* 2072, 3651; *megt* 3208, 3755, 3761.

Der opt. *mege*[2] tritt auf: *ich mege* $2273_4$; *mœge* Kl. 2657, 3643 (vgl. oben § $2_1$). Schatz (Mda. v. Imst s. 177) belegt noch die doppelformen *möigə* (< *megen*) und *mīgə* (< *mügen*).

5. Im ind. praet. von *mac* belegt nur II *mahte* neben *mohte*: *er mahte* $1987_2$, *maht si* $2313_4$; Kl.: *man mahte* 3261. *a* ist hier rein graphisch für *o* gesetzt[3], ebenso im reim *erschrahte* : *mahte* Kl. 2041/2, wo schon für die zeit des originals infolge der gemeinbairischen rundung der reim *erschrǫhte* : *mǫhte* lautete[4] (vgl. § $13_1$); vgl. Weinh. s. 325 f.

§ 13. *a*, *â*.

1. Rundung des unumgelauteten *a* und *â* zu *ǫ*, *ǭ*. Die rundung erfasste kürze und länge gleichmässig. Sie prägt sich graphisch aus in dem wechsel von *a* und *o* zur bezeichnung des *ǫ*-lautes.

a) Kürze: *a* statt *o* I: *nach* (= *noch*) $825_3$; II: *wart* (= *wort*) : *dort* 4195/6; *sprichwart* 3515; *mahte* (= *mohte*) $1987_2$, $2313_4$, 3261. Im reim *mahte* (: *erschrahte*) 2042; *cham* (: *nam*) 3467 (vgl. § $12_{1, 5}$).

*o* statt *a*: I: *monnes* (? = *mannes*) $782_4$. II: Kl. 659/60 *mohten* (= *machten*, fecerunt) : *erchrachten*.

b) Länge: *o* statt *â*: nur II: *die worn* (= *wâren*) *komen* $1744_3$; *verlon* (= *verlân*) : *getân* $1823_{1-2}$; *logen* (= *lâgen*) Kl. 2243.

*a* statt *ô*: im reim *chamen* (: *genâmen*) 475/6; (: *vernâmen*) 2875/6.

Vgl. Weinh. s. 18 f., 37 f., 65 f.

Die mdaa. haben *ǫ*, *ǭ*; Schatz, Mda. v. Imst s. 38 f., Tir. Mda. s. 31 ff.; Lessiak s. 58 ff.

2. Umlaut von *a*.

a) Das produkt der älteren umlautsperiode wird von beiden schreibern ausnahmslos durch *e* bezeichnet. Den geschlossenen charakter dieses lautes lassen seine fortsetzer in den heutigen dialekten erkennen: Schatz, Mda. v. Imst s. 40 ff.; Tir. Mda. s. 33 f.; Lessiak s. 66 ff.

1) *mögt ir* $2304_4$ ist rein graphisch als umgekehrte schreibung zu fassen: *ö* und *e* waren zusammengefallen, so konnte *ö* für *e* (< *a*) geschrieben werden.

2) Über seine verbreitung vgl. Schroeder, Zfda. 35, 419.

3) Es könnten auch reste der älteren form *mahte* (vgl. Schatz, Altb. gr. s. 174) aus der vorlage sein.

4) Edzardi, Klage s. 47: *mohte* werde zu lesen sein, 'indem die bearbeiter *mahte* nur dem reim zuliebe einsetzten'.

Einige belege mögen zeigen, dass *a* durch *i* oder *j* der unmittelbar folgenden silbe stets umgelautet ist, auch vor *r* + kons. bezw. *n* + kons.: *r* + kons.: *sterche* (sub.) $112_4$; *sterker* $629_1$; *ermel* $427_1$; *verte* (gen., dat. sg.) $1484_1$, $1490_4$, $1512_2$, $1525_2$; *herrerte* (d. sg.) $157_3$, $172_4$; *gererte* $476_2$ (sub.); *die verte* $875_3$; *beserken* (zu *sarch*) $976_3$; *herte* (adj.) $403_3$, $578_3$ usw.; *sweren* $100_1$. *n* + kons.: *spengen* (zu *spange*) $976_3$; *senften* $158_2$; *brende* (pl.) $185_2$, *hende* $182_2$, *wende* $527_1$ usw.

b) Analogisches eindringen des umlauts aus dem komparativ des adj. in den des adv. belegen beide schreiber in *lenger*[1]: I: $556_2$, $786_1$, $1256_2$; II: $2223_3$, Kl. 3060, 3396. Daneben wird weit häufiger *langer* geschrieben (z. b. $492_3$, $594_2$, $644_4$ usw.). In der mda. gilt für adj. und adv. derselbe vokal: Schatz, Mda. v. Imst s. 151. Vgl. Weinh., Mhd. gr.[2] §§ 21, 312.

c) Umlaut durch *ei* beziehungsweise *iu*, *î*:

aa) Umlaut durch *ei* ist nur in *erbeit* $1333_4$ bezeugt, vgl. Paul, Mhd. gr. § 40, anm. 9.

bb) *iu* wirkte umlautend in *elliu* (stets!) I: $83_1$ usw.; II: $2046_3$, $2088_3$, $2091_3$; Kl. 108 usw.; *ein lengiu stunt* $548_1$; *menigiu lant* $22_3$ (*manigiu* I: $102_4$, II: $1764_1$, $1739_1$). Vgl. Paul, Mhd. gr. § 138, anm. 2.

cc) Umlaut durch *î* in *erzenîe* $254_1$.

d) Den jüngeren umlaut bezeichnen beide hände in der regel durch *e*. Die mda. differenziert den sekundären umlaut von dem der älteren umlautsperiode: ersterer ist durch *a* (Lessiak s. 60 ff.; Schatz, Mda. v. Imst s. 43 ff.; Tir. mda. s. 33 ff.), letzterer durch *ö* (beziehungsweise *öi*) vertreten (Lessiak s. 66 ff.; Schatz, Mda. v. Imst s. 40 ff.; Tir. mda. s. 33 ff.).

aa) Suffix *-lîch:* I bezeichnet den umlaut konsequent, z. b. *schedilîch* $176_4$; *tegeliche* $305_2$, $318_4$, $446_1$, $695_4$, $1419_3$; *gremlîchen* $458_4$; *klegeliche* $1074_4$; *engestlich* $1449_3$; *zeglîch* $1523_3$; *schemlich* $1523_4$; *schedelîchen* $1554_4$. II verwendet dagegen vorwiegend formen ohne umlautsbezeichnung (vgl. § $2_1$). *e* steht in: *lesterliche* $2186_3$, $2280_2$; *schedelich* $1729_2$; *gremlich* $1906_4$; Kl.: *chlegelich* 760, 1094, 2250; *tegelîch* 3445.

bb) Suffixe *-în*, *-lîn:* I: *megdîn* $364_4$, $1180_1$; *Werbel* beziehungsweise *Werblîn* 8mal; *eschîn* $537_4$; *hermîn* $356_2$; II: *hermîn* $1764_1$; *Swemlîn* Kl. 2620 usw.

cc) Suffix *-ære:* I: *iegere* $882_2$, $896_4$, pl. $876_4$, $883_4$, $904_4$; *iegermeister* $895_4$.

dd) Vor *h:* I: *trehen* $1168_3$, $1334_4$; *nehten* (adv.) $1565_4$. II: *trehen* 3067, 3264, 3993.

ee) Analogisch (beziehungsweise funktionell): *setel* (pl.) $267_1$, $635_4$, $709_1$, $735_2$, $741_3$, $1208_4$ usw.; *kanzwegene* $1062_2$[2].

1) Auch aus B ist *lenger* zu belegen, z. b. $2226_4$, $2293_4$. Ein älterer beleg schon in der Vor. hs. der Kaiserchr. Diem. 530, $_6$ (über das alter vgl. Waag, PBB. 11, $_{92}$).

2) Umlaut fehlt im pl.: *kamere* $1065_3$; *sale* (zu *sal*) $79_2$.

ff) Neben *scharpf* steht umgelautetes *scherphe* $896_2$; *schærf* $1723_3$[1]. Beide belege gehen wohl auf die vorlage zurück (vgl. zu *schærf* § $2_1$).

3. Umlaut von *â*.

Zur bezeichnung dienen *æ* und *e*[2].

a) *æ*: I schreibt *æ* ca. 100mal; II hat 17 *æ* im Nl., 30 in der Kl., IV hat 2mal *æ* (*mære* $1665_4$, $1666_2$), VI 1 *æ* (*geschæhe* $1904_2$).

Einige belege für *æ*: I: *mære* 24mal, *wære* (opt.) 24mal, *wætlich* 16mal; *wæte* (praet.) 7mal: $81_2$, $275_2$, $281_1$, $387_2$, $479_2$, $485_2$, $1361_4$; *wæne:* $509_3$, $517_3$, $992_2$, $1013_3$, $1303_4$; *iæmerlich* $937_1$, $1010_1$; opt.: *tæte* $208_3$, $1273_1$; *zæme* $50_4$ usw.; *gerætet* (3. sg.) $1146_4$ usw. Nur 4 *æ* im suffix *-ære*: *kameræere* $11_4$; *sômære* $707_4$; *Pesnære* $1280_2$; *Troniære* $1500_4$[3].

II: 2 *æ* in *-ære*: *Bernære* $2210_1$; *Trongære* Kl. 1090. Ferner: *iæmerlîch* $1668_3$; *mære* $1679_1$; *gewæte* $1684_3$; *næten* (praet.) $1790_1$; *næhlichen* $1980_4$; *dû hætest* (opt.) $2208_4$[4]. Aus der Kl.: *stælîn* 464; *dræten* (prät.) 465; *bedæhte* 2017; *bræhten* 2363; *tæte* (opt.) 222; *iæmerlich* 596, 1136, 1486, 3156, 3347, 3954. Neben dem häufigeren *marchgrâvinne* findet sich 6mal *marchgrævinne* Kl. 1825, 2824, 3243, 3254, 3274, 4281; *hæte* (opt.) Kl. 11, 128, 142; *dû hæt* Kl. 2005 (*tæte:hete* 221 2); *hæte* für den ind. praet. halte ich für die optativform: *si hæte* 133; *si hæt* 91, 114, 386; *er hæt* 108, 634, 1886. Die optativform für den ind. ist ferner in *wæren* (= *wâren*) Kl. 441 belegt.

b) *e:* bei I oft, bei II herrschend; V hat 2 *e*.

Beispiele: I: *truchseze* $719_3$; *brehte* (opt.) $821_4$; *gewefen* $220_1$, $456_2$; *nehste* $1197_3$, $1424_4$; *versmehen* $309_3$, $1098_3$; *genet* (pc.) $536_2$, dazu *ne ich* $847_1$; *meinrete* $849_3$ (*e* aus *a* korrigiert). *wege* $1523_4$ (d. s. zu *wâc*). II: Bemerkenswert ist *Bechelern* $2150_1$[5]. *gebâre* kennt II nur umgelautet: 2939/40 *der chnappen gebere* (st. *gebâre*): *iâren* (st. *iâre*); auch 2867/8 wurde der reim angetastet: *gebere : ze wære* (st. *gebâre : ze wâre*). V: *wetlich* $1767_3$; *der videler* $1768_1$.

## § 14. Lautwechsel von *ë : i*, *u : o*.

1. Schwanken zwischen *ë* und *i* in:

I: *schef* $1318_1$, $1516_1$, sonst stets *schif; scherm* $465_1$, aber *schirmen* $307_3$, $459_3$. II: *beschermen* $1977_4$; *schermen* $2155_4$, Kl. 3058; *shirmen* $2286_2$; *sherm*

1) *hende* (zu *hant*) war die dem schreiber II geläufige sprechform; sie zerstört den reim Kl. 3675/6 *henden* (d. pl.): *anden*.

2) Die mdaa. haben *â* für umgelautetes *â*: Schatz, Mda. v. Imst s. 145 f. und s. 47; Lessiak s. 64.

3) Aus dem seltenen auftreten von *æ* darf vielleicht auf eine reduktion der länge geschlossen werden: vgl. Lessiak s. 106 f. Umlaut durch *-ære* ist bei *â* nirgends belegt: *schâchere* $941_4$, $986_4$, $987_1$.

4) Vgl. *hete* (opt.) *: tæte* (opt.) Kl. 221 2. Die mda. setzt *æ* (> *â*) voraus: Schatz, Mda. v. Imst s. 176.

5) Vgl. dazu Bit. 5323 und Jänickes anm. (Anm. zu MF. 26, 3, Zfda. 12, 381, 13, 326). Aus I belegt Sommermeier s. 123 *Bechelæren* (5mal) und *Mûtæren* (1mal).

1856[1]. Das praet. von *weiz* kennen beide nur als *weste* (*wiste* $598_{2}$ gehört wohl der vorlage). Die Kl. reimt *christen : wisten* 53/4 und 1843/4, *die besten : si westen* 3997/8. Lessiak s. 218 kennt nur *i*, Schatz s. 176 neben *wišt* auch *wöšt*.

2. *o* in *diu locher* $2015_{2}$ ist aus dem sing. analogisch entlehnt (*o = ö*); Schatz (Mda. v. Imst s. 55) hat *ö*.

## § 15. *ê*.

*ê* steht durchgehends in *wênic, zwêne*; stets *zweinzec*. Im auslaut war *ei* neben *ê* in der sprache der schreiber üblich im praet. *schrei* (neben *schrê*).

I: *schrei si* $950_{4}$; im reim stets *schrê : wê* $466_{3-4}$, $624_{3-4}$, $954_{1-2}$. II hat *schrei* sogar in den reim eingeführt: *wê : si schrei* $2313_{3-4}$, aber *wê : schrê* Kl. 651/2.

## § 16. *î*.

4 schreiber bezeugen *ei* = *î*. I liefert 19 *ei* (davon 3 auf nebensilben entfallend): *heint* (10mal) $598_{4}$, $602_{1}$, $603_{4}$, $771_{4}$, $864_{2}$, $867_{2}$, $996_{3}$, $1576_{4}$, $1577_{4}$, $1627_{3}$; ferner *beitet* (imp.) $146_{1}$; *seit* (imp.) $173_{1}$, *ez sei* $1120_{3}$; *z$^{e}$ eisensteine* $445_{3}$; *seit* (adv.) $842_{4}$; *sein* (inf.) $1518_{1}$; *friuntleich* $697_{4}$; *bileich* $1037_{4}$; *sumeleichen* $1563_{4}$.

II hat 38 *ei* (25 im Nl., 13 in der Kl.): *mein* (pron.) $1726_{1}$; *sein* (pron.) $1770_{2}$, $1771_{3}$, $1773_{1}$, $1877_{2}$, $1887_{1}$, $1890_{2}$, $1992_{3}$, $2110_{4}$, $2261_{1}$; *heint* $1761_{3}$, $1766_{2}$, $1792_{1}$; *die weite* $2033_{4}$; *seid* (adv. u. konj.) $2105_{4}$, $2120_{3}$, $2303_{2}$; *heirat* $2109_{4}$; *weit* $2211_{1}$; *leit* (< *lît* < *ligit*) $2223_{2}$; *sein* (inf.) $2112_{4}$ (*: mîn*); *gesein* (inf.) $1883_{4}$ (*: eberswîn*), $1895_{4}$ (*: mîn*), $2051_{4}$ (*: wîn*); *wein* $1897_{3}$ (*: sîn*). Kl. *sein* (inf.) 129; poss. 600, 4210; *vrei* 1393; *ein leihter man* 1919; *die weite : zeite* 1957/8; *weiter* 2127; *dem Rîne : die sein* 2407/8; *reiten* 2816; *heinde* 2887; *gesein : Rîn* 3507/8.

IV schreibt *ei* in *mein* $1665_{4}$, *seine* $1666_{3}$, V in *heint* $1768_{3}$.

Sonst kommt stets *i* für *î* (und für *i*) vor.

Für die heutigen dialekte gilt *ai* (Schatz, Mda. v. Imst s. 54; Tir. mda. s. 26; auch in *laišt, lait* < *ligist, ligit*) oder *œi* (Lessiak s. 71).

## § 17. *o*.

1. Der umlaut von *o* wird weit überwiegend n i c h t b e z e i c h n e t. Ich verzeichne einige fälle:

*tohter* (pl.) $548_{3}$, $1320_{3}$; *hofscheit* $130_{1}$; *mohte* (opt.) $1823_{1}$, $1883_{4}$, $2044_{3}$, $2063_{2}$, $2067_{1}$, $2081_{1}$ usw.; *solh* fast stets ohne umlautszeichen; *gewonlîch* $1624_{2}$; *diu locher* $2015_{2}$; kein umlaut durch *-œre : troniere* $233_{1}$, $644_{2}$, $1500_{4}$, $1513_{4}$ usw.; *portenere* $457_{4}$, $459_{3}$, $460_{3}$, $461_{3}$; *kochere* $893_{4}$ (falls *kochœre* hier anzusetzen ist).

1) In der mda. lebt *e* bei Lessiak s. 69; bei Schatz (Mda. v. Imst s. 53 f.) fehlen die wörter leider in der sammlung, doch muss man anscheinend *i* voraussetzen (vgl. s. 51 f.).

2. ó für umgelautetes *o*: die belege für die beiden schreibern geläufige orthographie gebe ich vollständig.

I: *chnópfe* $464_1$; *róke* $535_3$; *Gótelinde* $1099_3$, $1103_1$, $1105_4$, $1107_4$, $1108_4$, $1110_1$, $1129_4$, $1589_4$ (15mal *Gotelint*); *doͤrftest* $57_3$[1]; *choͤnde* (= *goͤnde*) $1339_2$; *móhte* (opt.) $49_3$, $782_4$, $1033_2$, $1180_3$, $1191_3$, $1341_2$, $1394_2$, $1408_2$; ferner $86_2$, $790_1$, $1018_1$, $1029_1$, $1047_4$, $1054_4$, $1385_3$; *soͤlch* $63_2$ (28 *oͤ*, dazu 1 *oͤ* § $12_3$).

II: *móht ich* $1714_4$. $1878_1$; 3 sg. *móht* $1861_2$; *ir móhtet* $2279_3$; *getoͤrst ich* $2133_2$, $2167_2$; *in sólher not* $1878_3$; *sólhen slach* $1936_3$. Kl. 3 *ó*: *Goͤtlint* 1825; *moͤht ich* 3368; *moͤhten si* 3432 (11 *ó* + 2 *oͤ* § $12_3$).

3. Der zusammenfall von *e* und *ó* findet seinen graphischen ausdruck in den schreibungen *e* für *ó* und *ó* bezw. *o* (= *ö*) für *e*.

a) *e* für *oͤ*: nur vor *h*[2] und *r* (vgl. anm. 3) in:

*mehte*[3] (< *móhte*): I: $576_2$, $696_2$. II: *mehte* (sg.) $2049_3$, $2124_1$, $2300_2$; Kl. 283. 1113, 1974, 2102, 2145. 2194, 3010 (10mal); *wir mehten* $2049_2$; *mehten* (3 pl.) $2174_1$; *meht ir* $2279_4$. Die optativform *si mehten* steht Kl. 827 für den ind.; *bederfte ich* (< *bedoͤrfte*, opt. praet.) $2132_4$. Vgl. unter 4.

Den entrundeten vokal bestätigt die mda. für *darf*: Schatz, Mda. v. Imst s. 177; Lessiak s. 219. Vgl. über das verhalten von *ö* vor *r*: Schatz, Tir. mda. s. 30 f.

b) *oͤ* für *e*:

I: *dû wolles* (= *wellest*) $1232_2$; *vromde*[4] $1022_1$. III: *vromde* $89_4$. II: *mógt ir* (= *megt ir*) $2304_4$. In den ersten belegen ist *o* = *ö* wie oft.

Auch die mdaa. haben *ö* (< *e* < *a*) in *wollen*: Schatz, Mda. v. Imst s. 177; Lessiak s. 220. *e* und *ö* sind durchweg zusammengefallen: Schatz, Mda. v. Imst s. 40 ff. und 55 f.; Tir. mda. s. 31; Lessiak s. 66 ff. und 73.

4. Auffällig ist der umlaut in folgenden fällen:

a) Vor *t*: I: *die bóten* (= *boten*) $1367_1$; II: *Boͤtelung* Kl. 2083; vgl. Weinh. s. 40.

b) In *chomen*: I: *willechoͤmen* $1379_2$; II: *choͤmt ir* $2186_4$ (ind. praes.). Dieser umlaut ist schon aus C belegbar: *si choͤment* 251 $7_4$; vgl. Weinh. s. 40 anm. In

1) Die hs. hat *doͤrstest*, doch sind *s* und *f* auch sonst verwechselt.

2) Vgl. schon im Bit. 3981 f. *mehten : knëhten.*

3) Die ansetzung eines umlauts-*a* (*mahten*, vgl. § $12_7$) machen die heutigen mdaa. unmöglich. Kärnten hat *möxt* (Lessiak s. 218), Tirol *mext* (Schatz, M. v. I. s. 177); einem sekundär umgelauteten *a* würde in beiden gegenden *a* entsprechen. So ist *e* in *mehte* mit Schatz und Lessiak (a. a. o.) auf *ö* zurückzuführen: das vor gutturalen bestehende schwanken der mdaa. zwischen *e* und *ö* für etym. *ë* (Schatz, M. v. I. s. 50; Lessiak s. 69) hat anscheinend auch für *ó* (< *o*) stattgefunden: Schatz s. 50 'auch umlauts-*ö* kann vor χ (und *r*) als *e* gesprochen werden'. So erklärt sich *teχtr* (< *töhter*, Lessiak s. 73) neben *möχt* (s. 218) und *töχtər* (Schatz s. 139) neben *meχte* (s. 177).

4) Vgl. Act. Tir. I. nr. 714 *upfrómden* (vom jahre 1313).

dem vereinzelten *chemen* $1372_1$ (3. pl. ind. praes.) ist *e* graphische variante[1] für *oͤ* (vgl. unter 3). Vgl. Weinh. s. 26, 277. Schatz, Mda. v. Imst belegt *kχemmə*, Lessiak mit *ö: khö̂mən* s. 68, § $57_2$, anm.

Von den mit umlaut belegten formen ist *oͤ* erhalten in den fortsetzern von *soͤlh*: Schatz, Mda. v. Imst s. 160, bei Lessiak nur isolierte reste (s. 198). *gan* flektiert schwach (mit *u*): Schatz s. 176 f., Lessiak s. 219. Der umlaut fehlt im pl. von *bote:* Lessiak s. 171, Schatz s. 127.

### § 18. *oͤ*.

1. Der umlaut findet in *oͤ* seinen ausdruck. Bei I verbreitet es sich allmählich neben zahlreichen fällen, in denen eine umlautsbezeichnung fehlt. Bei II tritt das ältere *o* zugunsten von *oͤ* stark zurück. *o* steht bei ihm im Nl. 29mal, in der Kl. 16mal; diese fälle beruhen auf dem einfluss der vorlage.

a) Umlaut unbezeichnet:

II: *grozlîche* 20mal im Nl.; *kome* (opt.) $1782_1$, $2037_2$, $2155_1$, $2204_3$; *groziste* $1858_4$; *grozer* (komp.) $2048_4$, $2067_4$; *boslîchen* $2077_4$; *horen* (inf.) $2283_1$. Kl. *gechront* (pc.) 116; *chomen* (opt.) 173, 2983; *Blodelin* 1446, 2340; *shone* (adj.) 730, 1596, 2815; *hohste* 823, 999; *groze* (sub.) 1929; *grozer* (komp.) 3122; *groziste* 3480; *die bosten* 3721; *horen* (inf.) 4088. Fraglich ist umlaut in *Polan* 346.

b) Umlaut durch *oͤ* bezeichnet:

aa) *i*-umlaut: für I mögen einige belege das nebeneinander von *o* und *oͤ* veranschaulichen: *oͤsterîche* $1276_4$; *osterîche* $1652_1$; opt. praet.: *choͤmen* $81_1$, $1367_1$, $1632_2$, $1652_3$; *chomen* $86_1$, $186_4$, $1370_4$, $1435_3$, $1511_1$ usw.; *hoͤren* (inf.) $157_1$, $243_2$, $344_4$, $393_1$, $662_1$, $798_2$ usw.; *horen* $93_1$, $502_4$, $511_3$, $944_1$, $1062_1$; *moͤre* $313_2$ usw.; *more* $531_1$, $710_4$; *gehoͤhet* $282_4$; *gehohet* $291_4$, $1287_4$[2].

Für II genügen folgende beispiele: *troͤsten* $2110_1$; *groͤziste* $1762_4$, $1964_2$; *hoͤnen* $1959_4$; *gehoͤrt* (pc.) Kl. 1066; *ermort: gehoͤrt* (pc.) Kl. 4049/50; praet.: *gehoͤrt er* $2180_3$; *man hoͤrt* $2212_2$ (hier ist kaum an *oͤ* = *ô* zu denken, s. u.).

bb) *ei*-umlaut: in *oͤheim:* I: $82_4$ (daneben *oheim* $1568_1$). II: $2208_2$, $2238_1$ vgl. Paul, Mhd. gr. § 40, anm. 9.

2. Die entrundung von *oͤ* > *e* ist von I und II je 2mal belegt.

I: *cheme* (= *choͤme*) $1238_3$; *keme* $1529_3$. II: Kl.: *cheme* 738; *chem* 2954.

Die mdaa. bezeugen überall den zusammenfall von *ê* und *æ*

1) Da das sonst erhaltene *t* der 3. pl. fehlt, liegt vielleicht ein bloßer schreibfehler vor.

2) Analogische ausbreitung des umlauts aus dem adj. in das adv. zeigt sich in *schoͤne* (adv.) $18_1$, $104_4$, $151_2$, $472_4$, $595_4$, $748_2$, $1361_2$, $1591_4$, $1603_4$, (seltener *schone* $141_1$, $247_2$, $1570_2$, $1642_3$) und im komp. *hoͤher:* I: *hoͤher* $664_4$ (*hoher* $1489_3$): II: $2157_1$. In den komparativen der adv. herrscht heute der umlaut: Schatz, Mda. v. Imst s. 152; Lessiak s. 191.

(< ô), d. h. eine entrundung des *æ > ê;* vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 52 und 56 f.; Tir. mda. s. 25; Lessiak s. 70 f. und 74.

3. *o̊* als dehnungszeichen für *ô*: IV hat dies 1664$_4$ in *tro̊st* (subst.), II in folgenden fällen: *ló̊nen* (= *lônen*, inf.) 2200$_3$; *ir lo̊net* 2201$_4$; *gelŏn ich* 2045$_4$ (daneben *lon ich* 2138$_1$, *gelonet* 2158$_1$, *lone iu got* 7mal); *genŏte* (adv.) 1707$_3$; *die ho̊hen mînen mâge* 2128$_2$. Vgl. Weinh. s. 57 ('unechter umlaut'); Schönbach s. 130.

§ 19. *u*.

Der umlaut wird durchgängig nicht bezeichnet. Das bei 4 schreibern äußerst spärlich vorkommende umlautszeichen *ú* haben III und IV je 1mal, I 3mal, II 4mal.

I: *fúr* 374$_3$; *bedúrfen* 1232$_2$; *daz gefúgele* 1449$_4$. II: *die Dúring* 2011$_1$; *múgen* 2193$_4$: *prúnhilt* Kl. 2624; *Brúnhilden* 3277. III: *chúnde* (sub.) 89$_4$. IV: *kúnich* 1665$_1$.

Bei der mangelhaften umlautsbezeichnung ist über die verbreitung des in der sprache gewiss sehr viel weiter durchgedrungenen umlauts nichts auszumachen. Die mda. hat entrundetes *i*: Schatz, Mda. v. Imst s. 58 f.; Tir. mda. s. 25; Lessiak s. 75 f.

§ 20. *û*.

1. Unumgelautetes *û*.

a) Es steht entweder *u* (über *û* vgl. § 1 3) oder zur bezeichnung der eingetretenen diphthongierung *ŭ*. Letzteres hat I ca. 70mal, II nur 10mal.

I: *ŭf* 20mal von 32$_1$ bis 471$_4$; *ŭz* 4$_3$, 5$_2$, 10$_1$, 11$_3$, 78$_3$, 90$_2$; *ŭzer* 1283$_1$. 1363$_1$, 1381$_3$; *trůrich* 7mal; *Hůnolt* 10$_2$, 172$_1$, 199$_1$, 210$_3$, 234$_1$; *Růmolt* 10$_1$, 234$_2$: *lůte* (adv.) 214$_4$, 435$_4$, 624$_3$; *trunzŭn* 1247$_2$ (frz. *ǫ*); *trůnzun* 1294$_2$; *rŭnen* 825$_1$, 826$_1$; *brŭt* 426$_4$; *rŭmen* 705$_3$, 1095$_1$. 1488$_3$ etc. Beachtenswert: *ǫ ŭf* 367$_1$ (so!). II: Im lied 2 *ŭ: ŭz* 2046$_1$; *(en)sůme* 2291$_4$; Kl. 8 *ů: gerůmet* 396, vgl. 676, 678, 2503: *Goldrŭn* 2208; *trŭrich* 2763; *Trœisemmŭre* 2795; *drŭf* 2864. Auffällig ist *fůest* (= *fûst*) 2079$_1$. Für *ů* vgl. Weinh. s. 111.

b) Für das verbum *trûwen* gebe ich die belege gesondert.

aa) Nichtdiphthongierte formen: I: *ich trute* 116$_3$; II: *ich getrᵛwe* (so!) 2126$_3$; *getrwen* (= *getrûwen*) Kl. 894[1].

bb) Diphthongierte formen:

α) *ů:* I: *ich trůwe* 155$_4$, 483$_2$; *getrůwe* 691$_1$. II: *getrůwen* 2124$_4$.

β) *ŏ*: I 7mal, II 1mal. I: *ich trŏ iu* 173$_4$, vgl. 589$_3$; *ich trŏwe* 56$_4$, 816$_2$, 1048$_1$, 1510$_4$; *getrŏwen* (inf.) 489$_3$, II 2114$_4$ (über *ŏ* für *û* vgl. § 3$_{5\,b}$).

1) In hs. B hat besonders der 3. schreiber *trwen*, *getrwen*, z. b. Kl. 894, im reim auf *vrouwen* 1204, auf *gebowen* 1264, 1658 usw.

Für *öw* tritt wie bei altem *ou + w* die sparende schreibung *ow*[1] ein: I: *getrowe ich* 853$_4$; *er trowet* 403$_4$ (*r* ist übergeschrieben, vorl. *towet*). II: *ich trowe* 1766$_3$, 2102$_4$; *getrowen* 1855$_1$, 2063$_4$.

γ) *ou* in *getrout ich* 2038$_2$.

cc) *triuwen* scheint aus *wir triwen* 1386$_1$ und *getriw ich* Kl. 1003 zu folgen; doch kann *ů* der vorlage (für *û*) fälschlich als *iu* aufgelöst worden sein, in welcher bedeutung die vorlage *ů* besass (vgl. § 2$_{7b}$)[2].

dd) Reimbelege: in der Kl. finden sich: *gebowen : getröwen* 1263/4; *gebowen : getrowen* 1657/8, 2193/4. *gebowen* ist wie *getrowen* aus *û* diphthongiert; vgl. Paul, Mhd. gr.[6] § 164, anm. 2. *vrowen : getrowen* 507/8, 1203/4, 2879/80; der reim *vrowen : trûwen* ist wahrscheinlich ein archaischer endsilbenreim, wie ihn z. b. C* noch 4331/2 einführte: *riwen* (d. pl. *riuwen*): *getrowen*.

Die mda. setzt das in den ältesten bairischen belegen ausschliesslich verbreitete *û* (vgl. Schatz, Altb. gr. s. 96 f.) voraus: Schatz, Mda. v. Imst s. 59. Bei Lessiak fehlt das verbum anscheinend unter den belegen.

2. Umgelautetes *û*.

a) Als umlautszeichen verwenden beide schreiber *iu* (= *û*), das auch für frz. *u* in fremdwörtern gilt (I 9 *iu*, II 8 *iu*).

I: *diuhte* (opt.) 1192$_2$, 1344$_2$; *criuze* 847$_2$, 922$_2$; *triutinne* 795$_2$, 1591$_1$; *getriutet* (pc.) 1265$_4$; *triute* 1456$_3$; *si triuten* (praet.) 1648$_3$. II: *siuften* 2198$_3$, Kl. 1568, 3223; *auentiure* nach 2017, nach 2071; *triutinne* Kl. 710; *chriuzstap* 2354; *covertiur* 2909.

b) Diphthongierte formen: in der sprache der schreiber war *û* < *û* schon zu *eu* diphthongiert, doch ist die orthographie dem lautstande gegenüber rückständig: I: *meule* (pl. zu *mûl*) 1211$_3$. II: *erseufte* (praet.) Kl. 1008; *seuften* (inf.) 1384.

§ 21. *iu*.

1. Oberdeutsches *iu*: Das sogenannte oberdeutsche *iu* (vgl. Paul, Mhd. gr. § 45 anm. 2) ist völlig durch *ie* verdrängt. Nur I hat es in der von ihm stets gebrauchten form *tiuvel* (215$_4$, 417$_4$, 426$_4$ usw.)[3]. II verwendet dagegen *tievel* ausschliesslich, z. b. 1930$_4$, 1938$_4$ usw.; *tievelîchen* 2167$_3$. Während letzteres in den mdaa. unterging, ist *tiuvel* doppelformig erhalten; das nebeneinander von umgelautetem

1) *ow* ist variante für *ou* vor vokalen.

2) *ů* (für diphthong. *uo*) der vorlage wurde z. b. auch fälschlich in *iu* aufgelöst: I: *riwe* (= *ruowe*) 1390$_4$; *geriwen* (= *geruowen*) 825$_2$, II: Kl. 77. Oder bot die vorlage *ů* = *ue* (< *uo*), das fälschlich als *û* aufgefasst wurde? Vgl. § 24$_1$.

3) Im praet von *houwen* wechselte in der vorlage *iu* und *ie*; vgl. II: *hiwuen* (= *hiuwen*) 2215$_1$; *si hiüen* (= *hiuwen*) 2296$_3$; *er hie* 2221$_3$ (hs. hat *hei*, s. o. § 3$_{8b}$). Kl. 1379 *verhiͣwe ich* (so!) zeigt eine unsicherheit. Die mdaa. haben schwache flexion. Schatz s. 174; Lessiak s. 217.

und unumgelautetem *iu* bezeugt Schatz, Mda. v. Imst s. 66; Lessiak s. 83. Nach Schatz (Altb. gr. s. 30) wäre lat. *diabolus* als *diuvulus* entlehnt.

2. Umgelautetes *iu*: die schreiber verzichten auf ein graphisches ausdrucksmittel für den umlaut. Geschrieben wird *iu*, selten *î*; für *iuw* wird abkürzend *iw*, seltener *îw* gebraucht[1]. *iu* muss hier den lautwert eines monophthongen *û* haben oder für *eu* stehen (siehe unter 3). Dass auch die schreiber den (für die vorlage gesicherten, vgl. § $2,_{7a}$) umlaut von *iu* bei den verben der 2. ablautsreihe besassen, ist z. b. nur aus 3 *eu* bei II (s. u.) zu erweisen: I hat ausschliesslich, II weit überwiegend *iu* in den angezogenen formen; vgl. etwa *fliuset* $818_3$; *verliuse* $406_4$, $603_4$ usw.[2].

3. *eu* umgelautetem *iu*: Die graphische fixierung des diphthongierungsprozesses, der zu anfang des 12. jhs. (vgl. Weinh. s. 86 ff.) sich vollzog, begegnete anfänglich um so grösseren schwierigkeiten, als in der schrift noch nicht einmal eine bezeichnung für den vorhergegangenen umlaut des *iu* sich durchgesetzt hatte. Während I das altmodische *iu* (= *eu*) durchführte und nur 1 *eu* (*urleugen* [d. pl.] $1537_3$) festhielt[3], ist bei II *eu* im Nl. 15mal (davon 7mal in nebensilben), in der Kl. sogar 43mal (davon 19 *eu* in nebensilben) vertreten. IV schreibt *eu* $1666_1$ (pron.).

Für II ziehe ich einige fälle an: *Heunen:* nach 1445, nach 1887, $2084_2$, $2117_4$, $2131_3$, $2179_3$, $2274_3$; *beutet* $2279_2$; *zweu* $2080_3$, $2281_1$; *mîneu* $2088_3$; *diseu* $2172_4$; *beideu* $2193_4$, $2314_4$; *Gotelint deu edel* $2251_3$. Kl.: *heunen* 15mal, *heunisch* 41, 2754, 3304, 3534, 3629, 3656; *enbeutet* 2946, 2953; *Leudiger* 2210; *beideu* 8mal usw. *eu* tritt bei II erst am schlusse des liedes auf (zuerst $2080_3$) und verbreitet sich dann stark.

Über die mundartliche entwicklung von umgelautetem *iu* siehe Schatz, Mda. v. Imst s. 64 ff.; Tir. mda. s. 46 ff.; Lessiak s. 83 ff. *w* hat den umlaut verhindert; vgl. Schatz a. a. o. s. 65; Lessiak s. 84.

4. Unumgelautetes *iu:* es ist graphisch nicht von umgelautetem *iu* unterschieden. Seine existenz folgt aus dem verhalten der mdaa., die beide laute in getrennter entwicklung besitzen: Schatz, Mda. v. Imst a. a. o.; Tir. mda. s. 45 ff.; Lessiak a. a. o.

1) *iwu* statt *iuw* nur in I: *iwueren* (= *iuweren*) $1014_2$, II: *hiwuen si* (= *hiuwen si*) $2215_1$.

2) Die mda. hat entweder *ie* durchgeführt (Lessiak s. 84) oder unumgelautetes *iu* erhalten (Schatz, Mda. v. Imst s. 64).

3) *beideiu* $768_2$ zeigt sein bestreben, *eu* zu meiden. *eu* entstammt also der vorlage.

§ 22. *ou.*

1. Unumgelautetes *ou.*

a) Am geläufigsten ist beiden schreibern die orthographie *ŏ*; für *ouw* steht meist *ow.* Neben *ŏ* ist *ou* besonders bei I verbreitet, z. b. *Tŭnouwe* $1235_4$; *Pazzouwe* $1236_1$, $1238_1$; *tougen* 12mal; *houbet* $458_2$, $828_4$ usw.; *lougen* $623_4$, $774_4$; *gelouben* $560_4$, $762_4$, $956_4$, $961_1$, $1308_2$, $1477_4$ usw. II hat im Nl. 7 *ou*, in der Kl. 37 *ou*, z. b. in *ouge* $2302_2$; *bouge* $2141_2$; *roubet* $2163_1$; *houbet* $2303_3$, $2306_3$, $2307_1$, $2310_3$; *ou* tritt am schlusse des Nl. auf und verbreitet sich allmählich in der Kl., z. b. *urloub* 3287, 4101, 4180, 4183; *bouch* (sub.) 3186 usw. IV hat *ou* $1665_4$ in *ouch* [1].

b) Die lautliche differenz gegen *ou* - *û* [2] kommt in *au* (beziehungsweise *aw*) zum ausdruck, für das I 10, II 5, IV einen beleg bietet.

I: *taugen* (adv.) $292_4$; *laugen* (inf.) $798_3$; *abelauf* $871_2$; *gelaubete* $1476_3$; *havbet* $1502_3$; *tŭnawe* $1228_3$; *pazzawe* $1567_4$; *iunchfrawe* $1618_2$; *verhăwen* $1453_4$; *la^uge* (d. sg. so!) $552_4$. II: *laugen* $2087_1$; *rauch* $2055_3$; *augen* $2134_2$; *chaufliute* Kl. 2783; *Tuonawe* 3292. Unsicherheit zeigen: *vrŏwe* $2131_2$; *verhŏwen* $2169_3$. IV: *vrawe* $1666_4$.

Über das alter der schreibung vgl. Weinh. s. 100 f., *ău* bei Schönbach s. 145.

c) Reduktion von *ou* zu *o* in unbetonter silbe liegt in *urlop* vor, das I $317_1$, $360_2$, $506_1$, $646_1$, $1643_4$, II nur $1757_2$ belegt; daneben besteht die vollform *urloup.* Zu *ŏch* findet sich nur bei II häufig die reduzierte satzdoublette *och,* z. b. $1667_2$, $1681_1$, $1736_4$ passim.

2. Umgelautetes *ou.*

a) Unbezeichnet blieb der umlaut bei I 42mal, bei II 35mal:

I: 31mal in *vrŏde* (sub.), 5mal in *vrŏte* (praet.); ferner *ich frŏ mich* $156_3$; *vrŏn* (inf.) $573_3$; *vrŏdelos* $932_2$, $950_2$; *trŏme* (pl.) $1450_1$ [3]. *ou* in *froude* $558_4$. II: im Nl. stets (5mal *vrŏde*), in der Kl. 28mal in *vrŏde*; dazu in *frŏdehaft* 2848; *frŏte* (praet.) 211.

b) Eine bezeichnung des umlauts durch *eu* findet sich bei I 24mal, durch *ő* bei II 21mal (nur in der Kl.).

1) Vereinzelt begegnet *ŏu* bei I in *kŏufen* $1222_4$; *vrŏute* $1344_4$ (praet., hier liegt umgel. *ou* vor). Nur in der Kl. tritt folgende graphische eigentümlichkeit von II auf: *vro^we* 88, 166, 508, 522 usw. (45mal), *innchfro^we* 648, 661, 2214; *vro^wen : scho^wen* 1937 f. *w* ist als variante für *u* anzusehen; der laut *w* war geschwunden (s. unter *w*).

2) Die mdaa. trennen beide laute ausser vor gutturalen und vor *u̯*; Schatz, Mda. v. Imst s. 59, 62 f.; Tir. mda. s. 26, 41 ff.; Lessiak s. 76, 81.

3) Da für *trŏme* $1450_1$ durch die schreibungen *træûme* 2884 und *treûme* 2904 umlaut feststeht, so ist er auch für *zoumen* $1245_3$ (d. pl. zu *zoum*) anzunehmen. Die mda. hat im pl. den umlaut durch analogie beseitigt: Schatz, Mda. v. Imst s. 62, vgl. Lessiak s. 82. In *stŏben* $552_3$, $554_3$ fehlt der umlaut wahrscheinlich.

aa) *eu: freude* $33_{4}$, $424_{2}$, $596_{3}$, $699_{2}$, $1134_{2}$, $1249_{4}$, $1328_{4}$, $1383_{3}$, $1437_{4}$, $1444_{1}$, $1573_{3}$, $1650_{3}$ (12mal); *creuwen* (inf.) $1184_{4}$; formen des praet. mit *eu:* $222_{2}$, $240_{4}$, $718_{1}$, $1297_{4}$, $1302_{3}$, $1319_{2}$, $1322_{1}$, $1382_{4}$, $1600_{1}$, $1617_{2}$; *fleutieren* $1456_{1}$. II hat *eu* nur in *die lewen : getreun* (inf.) Kl. 2071/2, sonst *ô*.

bb) *ô: frôde* 20mal, z. b. 541, 599, 602, 609, 632, 656, 657 usw.; *frôdehaft* 2143.

## § 23. *ei.*

1. Die geläufige schreibung *ei* steht bei I, III, VI durch und ist auch bei II in erheblichem umfange vertreten.

2. Zur differenzierung gegen *ei* < *î*[1] findet sich:

a) bei beiden schreibern *ai* (vgl. *au* für altes *ou*):

I hat 12 *ai: chain* $101_{4}$; *haim* $707_{3}$; *zwai* $917_{3}$, $1528_{1}$; *waiz* $1212_{4}$, $1266_{2}$, $1409_{3}$; *haiz ich* $1092_{1}$; *ir haizet* $1488_{2}$; *haizet* (3. sg.) $1592_{1}$; *schaide* $1502_{2}$; *vrumechait* (nebensilbig) $1418_{4}$. (Dazu 1mal für kontraktions-*ei:* s. unter 3).

Bei II ist *ai* stark verbreitet: ca. 44mal im Nl., häufig in der Kl., z. b. stets in *maister*. *ai* zuerst in *lait* $1661_{3}$; *haim* $1694_{4}$; *mainen* $1713_{4}$.

b) *œi*: diese nur der zweiten hand geläufige schreibung tritt anfangs ganz spärlich auf, verbreitet sich dann aber (neben *ai*) immer mehr auf kosten des *ei*. *œi* ist durchaus bevorzugt.

Zuerst taucht es in *lœit* $1707_{3}$ auf, dann $1722_{3}$, $1737_{2}$ usw.; *stœin* $1772_{1}$; *sœite* (sub.) $1773_{1}$ usw.

3. Kontraktions-*ei* ist graphisch von altem *ei* nicht unterschieden. I hat *ei* für alle kategorien[2], *ai* nur (für *ei* < *age*) in *mait* $279_{4}$. Für II verteilen sich die schreibungen so:

a) Nl.: aa) *ei* < *ege* und *ede:* 19 *ei*, 2 *œi* (*gœin* $2138_{2}$; *lœiten* $2055_{2}$), kein *ai*.

bb) *ei* < *age:* 26 *ei*, 2 *œi* (*man sœit* $1891_{2}$; *gechlœit* [*: lœit*] $2137_{3}$), 3 *ai* (*verchlait* [*: lait*] $1782_{4}$; *maitzoge* $1899_{4}$; *widersait* [*: lait*] $2035_{4}$).

b) Kl.: hier zeigt sich evident der durchbruch der orthographie des schreibers.

aa) *ei* < *ege, ede:* 11 *œi*, 9 *ei*, 2 *ai* (*maide* 1596, 3153 [d. s.]).

bb) *ei* < *age:* 22 *œi*, 5 *ai* (*geklait* 642, 1961; *gesait* 2417, 4205; *sait* [praes.] 1600), 2 *ei* (*geseit* 2729, 3498 [*: rait*]). Durch kontraktion entstand *ai* in Kl. 753 *daisswâr* (= *daz ist wâr*).

4. Doppelformen treten heraus bei: *gein* (< *gegen*), woneben *gen* begegnet: I $178_{2}$, $181_{1}$, $243_{3}$, $268_{4}$, $292_{2}$, $294_{1}$, $371_{3}$, $621_{4}$ usw.; II $1661_{1}$ und nach 1695; dazu *engene* (!) *: degne* $1784_{1-2}$. Neben *daisswâr* Kl. 753 steht *deswâr* $1867_{3}$; vgl. *dest* (< *daz ist*) $119_{3}$, $652_{1}$, $844_{4}$. I hat nur *beide*, II belegt *bede* $1770_{1}$, $2235_{1}$, 4052 und *bæde* $2265_{2}$, 3145. Die doppelformen sind hier bei Lessiak (s. 81) noch erhalten; Schatz (s. 61 f.) kennt nur *pęadə* (< *ê* oder < umgelautetem *ei*, vgl. Lessiak s. 79 ff.).

1) Bei Lessiak entspricht mhd. *ei* der wert *a*, mhd. *i : œi* (s. 77, 71), bei Schatz *ǫa* bezw. *ai* (s. 60 ff., 54).

2) Ebenso III *geseit* $89_{2}$ (< *age*); V *geleit* $1767_{3}$ (< *ege*).

5. *eu* statt *ei* liegt vor in *Treusem* 1271$_1$ neben *Treisem* 1272$_1$. Falls in diesem vereinzelten falle kein schreibfehler vorliegt, ist *eu* für *ei* als umgekehrte schreibung aufzufassen, verständlich aus der entrundung von *eu* (1. < umgel. *ou*, 2. < diphth. *û*) zu *ei*. Die mdaa. belegen den zusammenfall von *ei* < *î*, *eu* < *û* (*û* beziehungsweise *iu*), *eu* < *ou*: Schatz, Mda. v. Imst s. 54, 59, 65, 63; Tir. mda. s. 25; Lessiak s. 71, 77, 83 f., 82 [1].

§ 24. *uo*.

1. Unumgelautetes *uo* wird durchgehends durch *ů* wiedergegeben [2]. In *ü* für unumgelautetes *ů* (vgl. § 3, 7 d) findet die abschwächung von *uo* > *ue*, die die mdaa. noch heute zeigen (vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 67; Tir. mda. s. 45; Lessiak s. 86), ihren ausdruck. Vgl. Weinh. s. 106 f.

I: 5 *ü*: *versühten* 184$_4$; *geriwen* (= *geriuwen*) 1563$_2$; *Uͤte* 695$_2$; *stůlgewæte* 1297$_2$; *genüge* 1650$_1$. II: 2 *ü*: *hüte* (sub. *huote*) 2062$_1$; *nü* (= *nuo*) [3] Kl. 2067.

Zweifelhaft erscheint die interpretation von *ü* in den folgenden indikativformen prät.

I: *stünden* [4] 366$_1$; *sůr* 467$_3$; *müse* 245$_4$; *müsen* 334$_4$. II: *er müse* 1982$_4$; *müsen* Kl. 1238.

Hier könnten optativformen vorliegen, so dass *ü* = *üe* wäre (*ie* im praet. von *muoz* [< *üe*] bei Lessiak s. 219; Schatz, Mda. v. Imst s. 177).

2. Umgelautetes *uo* bezeichnen I und II durch *ü*, daneben liegen *ů*-schreibungen.

a) Unbezeichnet blieb der umlaut bei I oft z. b. *brůder* (pl., s. unten) 170$_1$, 502$_3$, 641$_4$, 765$_1$ usw.; *furbüge* 385$_1$; *übermůte* 239$_1$; *füze* 439$_2$; *Růdegêr* 1107$_4$, 1113$_4$, 1126$_4$; *trůbe* 280$_2$, 360$_4$, 786$_4$ usw. II schreibt in der schlusspartie des Nl. 23mal *ů* statt *ü*: die Kl. hat 37 fälle (davon entfallen 21 auf die optative praes. und praet. von *müz*); z. b. *chüne* 2044$_1$, 2112$_2$, 2152$_2$, 2185$_1$, vgl. 2037$_4$; *Růdegêr* 2171$_4$ (sonst *ü*!); *brůder* (pl.) 2037$_2$.

b) Umlautsbezeichnung: z. b. in *furbüge* 1549$_4$; *übermüte* 421$_4$; *füze* 588$_1$; *Růͤdigêr* 1087$_3$, 1091$_1$, 1111$_1$ usw. [5].

1) Verschrieben ist wohl *a* für *ai* in *waz* (= *waiz*) 2308$_3$; *haden* (= *haiden*) Kl. 2333 (doch vgl. den übergang von *ei* > *a* in nebentoniger stellung), ebenso *geseit* st. *gesæt* Kl. 2259.

2) In *ráwen* 2016$_1$ ist vereinzelt die alte ablautsform zu *ruowen* aus der vorlage erhalten.

3) Falls *iw* statt *uow* (vgl. anm. zu § 20, 1 cc) auf *ůw* der vorlage zurückgeht, sind ihr sämtliche *ü* für *ů* zuzuweisen.

4) Auch B hat *stünden* 508$_1$.

5) In der Kl. 1165/6 *sůne* : *chüne* zerstört die sprechform den reim.

aa) In *brůder* ist analogisch umlaut eingedrungen: I: $116_{1}$, $1590_{4}$, $1653_{4}$. II: $2030_{4}$, $2041_{3}$, Kl. 837; ebenso aus dem adj. in das adv.: *ungefüge* (adv.) I: $466_{3}$, $620_{4}$; II: $2019_{4}$.

bb) Der sog. rückumlaut ist beseitigt, was die mda. bestätigt: *erblůte* (praet.): $239_{4}$; *gemüt* (pc.) $1074_{2}$ (das praet. ist stets *müte* geschrieben $457_{4}$, $507_{3}$ usw.); *fürte* $894_{2}$. II: *ich fürt(e)* $2131_{4}$; *grüsten* (zu *grüzen*) 2926; *müte* (zu *müjen*) 2804.

cc) Der unterschied von *rûfen* und *rüfen* scheint zu gunsten des letzteren beseitigt: I: *rüfet* (st. *ruofet*) $1488_{1}$; in *rûfen* $1553_{1}$ fehlt die umlautsbezeichnung. II: *rüfen* (st. *rûfen*) $1924_{1}$, $1925_{1}$. Die mdaa. führen auf *rüfen*: Schatz, Mda. v. Imst s. 67; Lessiak s. 86.

## II. Nebensilbenvokalismus.

### § 25. Reduktionen in vortoniger stellung.

#### 1. In präfixen.

In den präfixen steht einförmiges *e* (= ə) durch. *bi-* erscheint als *be-*[1], *ga-* als *ge*. In letzterem wird *e* nicht nur vor vokal synkopiert (vgl. *gezzen* $1612_{1}$), sondern auch vor konsonanten, was die mda. bestätigt (Schatz, Mda. v. Imst. s. 72):

I: *gnüge* $1242_{2}$. II: *gschaiden* Kl. 551; *gwaltich* 3766. (*kusset* [pc.] $526_{2}$ aus *kussen* korrigiert.)

Ahd. *za-* ist zu *ze* reduziert, vor vokal ist *z-* die regel: *zeime herren* $43_{3}$, *zallen zîten* $456_{2}$, *zerwerben* (*ze* + inf.) $1413_{4}$. Synkope liegt auch vor in *zwiu* (stets, doch *ce wiu* $1215_{1}$) z. b. $501_{3}$, $766_{2}$, $1069_{2}$, $1185_{1}$; dagegen heisst es *ze wâre* $12_{4}$, $672_{4}$. In der funktion des unbetonten *ze* steht das adv. *zů*[2], das die mda. als *tsu* allein bewahrt hat (vgl. Schatz a. a. o. s. 73), z. b. in:

I: ***zů eime berge*** $454_{3}$; ***zů ir*** (st. ***zir***) $645_{2}$. II: ***zů ir*** (st. ***zir***) ***langen betreste*** Kl. 2382; ***zů ir*** (st. ***zir***) ***verte*** 4173.

Die vollformen *ze dem*, *ze den* ersetzen häufig die kontrahierten *zem*, *zen*. Auch vor dem artikel begegnet *zů*: I: *zů den voglen* $1280_{3}$ (st. *zen*; *den* fehlt in der hs.). II: *zů den Burgonden* $2304_{4}$; *zů der helle* Kl. 568.

*ant-* hat in nominalkompositis unter dem hochton seinen vokal ungeschwächt erhalten (*antlutze* $240_{1}$; *antwerc* $894_{3}$; *antfanc* $246_{4}$, $1123_{4}$, $1245_{1}$. II: $1740_{3}$). In verbaler komposition tritt stets reduziertes *ent-* auf: *entwerfen* $285_{2}$; *entladen* $1521_{1}$; *enthalden* $1527_{1}$. Durch assimilation ergab sich *en-* in *enbîzen* $1626_{1}$, vgl. $1265_{1}$.

1) Betontes *i* bleibt in *biderbe*; statt *birilde* begegnet jedoch *pevilde* $1005_{4}$.

2) *zů ze* findet sich nur 9mal: $91_{1}$, $365_{2}$, $591_{2}$, $1209_{2}$, $1266_{3}$, $1368_{1}$, $1384_{4}$, $1449_{1}$, $1537_{2}$.

Für ahd. *ur-* sind unter denselben bedingungen doppelformen eingetreten: hochtonig bleibt *ur* in *urbor* $1001_1$; *urliuge* $170_2$, $1537_3$; *urloup* $821_1$ usw.; dazu *úrlouben* (sw. v.) $317_4$; reduziertes *er-* in *erlouben* $812_3$ usw.

Ahd. *fur* entspricht unter dem hochton *fur* (*furbüge* $75_2$, $385_1$, $1549_4$; *furgespenge* $536_1$), sonst *ver-* (*verenden* $94_4$ usw.) beziehungsweise (synkopiert) *vr-*, *v-*: *vreislîch* $98_4$, $1535_4$; *freischen* $793_4$, $1654_4$; *gefreischen* $52_1$, $485_1$, $1656_2$. *v-* vor *l* in ***vliesen***. I: $177_3$, $420_3$, $818_3$, $972_4$. II: $2049_3$ (pc.), $2087_3$, $2092_2$, $2197_4$, $2249_4$; praet. Kl. 331, 750. Die vollform *verliesen* überwiegt; die mda. hat *fərliərə* (Schatz, Mda. v. Imst s. 169).

2. Proklitika.

a) *â* zu *e* reduziert in: *deheime* $164_2$, $318_2$, $492_4$, $869_4$, $1331_4$ neben der vollform *dâheime* $174_2$, $561_4$, $691_4$ usw. (Bartsch, Unt. s. 71 hält *deheime* für einen schreibfehler).

b) *a*: *dar* wird antekonsonantisch zu *der*, antevokalisch zu *dr* geschwächt:

aa) I: *derfur* $612_4$, $1217_2$; *dô wart erfur gesûchet* $749_4$ ($945_2$ steht *herfure* st. *derfure*). II: *derfur* $1894_2$, $1950_2$, $2021_4$; Kl. 2100; *dernider* Kl. 2114.

bb) I: *dran* $733_4$; *drin* $740_3$; *drinne* $388_1$; *drûfe* $895_2$[1]. Stets *darunder* und *darumbe* (Lachm. *drunder* $91_2$, $394_3$, $1076_2$; *drumbe* $114_2$, vgl. $577_4$). II: *drunder* $2179_2$ (nur hier); *drinne* $2014_3$ (5 *darinne*), Kl. 375, 2901 (3 *darinne*); *drumbe* 3203, 4038 (10 *darumbe*); *drin : hin* 589/90.

Gegenüber den orthographischen vollformen sind die sprechformen durchaus in der minderheit.

c) *ie > i*: in *si* stets ausser *sie* $1455_4$[2]; *idoch* I: $843_1$, $990_2$, $1451_4$; II: $1804_2$, Kl. 1838, 2576, 3332, 3582; *islich* bei I 11mal (*ieslîch* nur $1584_4$), bei II 16mal. Stets *imer* und *nimer*. Neben *die* hat I 17 *di*, z. b. $553_1$, $1084_3$ usw.; vgl. $588_1$ *di^e*.

d) *i > ə*: *er* für *ir* in *er habet* $563_1$; *er iâhet* $789_3$. II: *er viel en unmaht* 2309.

e) *herre* und *vrouwe*: beide wörter werden vor eigennamen (beziehungsweise titeln) proklitisch gebraucht und erleiden infolge des akzentverlustes starke reduktionen.

aa) *herre > her, er*: *her Sîfrit* $372_3$, $398_3$, $509_1$; *her kunich* $479_3$ usw. Die sprechform *er* ist 13mal bei I vertreten, kein beleg bei II: *er Liudgast* $168_3$; *er Sîfrit* $291_3$, $302_1$, $363_1$, $553_2$, $594_4$, $716_2$; *er Gunther* $590_1$, $614_2$; ferner $690_2$, $836_1$, $999_3$, $1485_2$; vgl. Bartsch, Unt. s. 68 und Nib. n. II 2, XXI.

bb) *vrouwe > vrŏ, vro*: I: *vrŏ helche* $1291_3$, *frŏ ůte* $317_3$, $546_4$; *frŏn Ůten* $274_3$ usw.; *vro Kriemhilt* $544_1$, $645_2$, $1049_4$ usw.; *vron Prunhilde* $544_2$, $547_4$, $622_4$; ferner *vro* $562_2$, $661_1$, $667_2$, $790_1$, $793_3$ usw. (25mal). II: *vrŏ Kriemhilt* $1680_1$, $1685_1$, $1762_4$, $1958_2$, dazu $1671_3$; *vrŏn Ůten* $1907_1$; *vro chrimhilt* $1664_2$;

1) Die hs. hat hier *durfe* verschrieben.

2) Die mdaa. bestätigen die verdrängung der stark betonten formen durch die schwach betonten (sowohl im sg. fem. als im pl.): Schatz, Mda. v. Imst s. 156, 157; Lessiak s. 195, doch vgl. für den pl. (< *siu*) s. 84 f.

*vro* ohne folgenden namen $1842_3$ (Lachm. *vrô*)[1]. Neben *vrowe* ist *vroe* in der Kl. geläufig: *vroe Ûte* 2632; *vroe Herrât* 4117, 4153, 4245; vgl. ferner 3154, 3162, 3279, 3402, 4033, 4159, 4217; *den vroen* 4154[2].

f) *ei* > *a*: in der verbindung *ein ander* (vgl. das schicksal von *ei* im Kärntischen, Lessiak s. 77).

I: *an ander* $212_2$, $292_3$ ($292_2$ *ein ander*), $540_4$, $629_1$, $1248_2$; *wider an ander* $543_4$, $551_1$; *bi an ander* $548_3$, $628_4$, $777_3$, $874_4$; *zů an ander* $568_3$, $735_1$, $736_1$, $804_4$, $1255_1$; *an nander* (so!) $1268_1$ (17mal). II: überschr. nach 756 *an ander* (aus der vorschrift von I), $1689_3$, $1730_4$, $1733_1$; Kl. nur 1666. Daneben taucht *an einander* (für *ein ander*) auf[3]: *si kunden von ir triwe an ein ander niht verlân* $2047_4$; *si heten bede an ein ander den grimmen tôt getân* $2235_1$. Kl. 5mal *an ein ander*: 2913, 3114, 3863 (hier ist *an* nachträglich übergeschrieben), 3927, 4243. Über den wandel von *ei* > *a* vgl. Weinh., Mhd. gr.[2] s. 117; Bair. gr. s. 52, 20[4]. Er liegt anscheinend auch vor in *man trůc ir zů dem ringe anen swæren stein* $425_2$.

## § 26. Die vokale der mittelsilben.

### 1. Schwere mittelsilben.

*-ant:* ahd. *fîant*[5] ist bei I überwiegend zu *vîent* reduziert. Schwund des *e* beweisen daneben *vînt* $1046_4$, *vînde* $1531_3$, *vîntschaft* $1492_4$. *î* ist diphthongiert in *durch veintschefte* $1488_3$.

II hält anfangs *ie* fest: *viende*: 18mal (von $1687_4$ bis $2067_4$); *vient* (adj.) $1803_1$; *vientlichen* $1802_2$, $1997_4$. Daneben 7 *î*: *vînde* $1708_4$, $1738_2$, $1828_2$, $1835_4$, $1884_3$, $2095_3$; *vîntlichen* $1724_4$. Von $2113_4$ ab verwendet der schreiber nur diphthongiertes *ei* (ausser $2275_4$ *viende*): im Nl. 10mal; auch in der Kl. steht *ei* durch: 673, 946, 1078 (fälschlich), 1790, 1991, 2972.

Neben der vollform *vâlandinne* $1686_4$ steht die reduzierte *vâlendinne* $2308_4$.

Für ahd. *samant* sind verschiedene stufen der reduktion belegt: *ensament* $673_3$, *mit samet* $1059_3$, sonst stets synkopiert *samt*.

*-ære:* für die vollformen vgl. § $2_2$, § $13_3$. Für den eintritt der reduktion spricht das verschwinden der schreibung *æ*, der abfall des auslautenden *e* und die bezeichnung des suffixes durch die abkürzung

1) Auffällig ist I: *von* (st. *vron*) *Prunhilde* $579_4$; II: *vō* (st. *vron*) *Chrimhilde* Kl. 151; bot die vorlage *v°n* (= *vron*)?

2) Die reduzierte form haben auch die urkunden vom ausgang des 13. jhs. z. b.: Act. Tir. I, nr. 681 (1298) *vorn Gislen sun*, *vorn Annen*; nr. 719 (um 1314) *wron* (= *vron*) *Ellen*.

3) Bartsch, Nib. n. II 2, XIV sah hierin einen 'jüngeren sprachgebrauch'.

4) Er belegt *a* zuerst von 1290. Aus der mitte des 12. jhs. führe ich an: Spec. eccl. (ed. Kelle) *vergebet alle an ander* $12_{23}$; *daz wir alle an ander . . . vergebin* $74_{19}$; *mit anandir lebin* $78_7$ v. u.

5) Die archaische vollform steht nur im reim, Kl. 1227 8 *viant : Hildebrant*.

(= *er*), die für *er* - *ar* gebraucht wird: vgl. *soum'* (= *soumer*) $1525_{1}$; *scheid'* (= *scheider*) $1553_{4}$. Apokope des *e* liegt vor: *iæger* (g. pl.) $874_{4}$; *ieger* (n. pl.) $876_{4}$; *iægern* (d. pl.) $886_{1}$, $904_{4}$. V: *der videler* $1768_{1}$; II: *Berner* $2249_{1}$; *schrîber* $2170_{2}$; *Trongers* $2312_{4}$; *videlers* Kl. 1398[1].

*-bære:* dies fremdwort ist nur in *lobebærn* $1_{2}$ belegt; *æ* scheint für den vollen vokal zu sprechen.

*-haft:* durchaus intakt.

*-îg:* sein vertreter im orthographischen system der schreiber ist *-ic,* das auch in *manic* für ahd. *-ag* durchsteht. Ahd. *ing* in *kunich* fiel infolge der synkope des nasals mit *ic* - *îg* zusammen. Synkope des *i* liegt vor in:

I: *mangem* $1125_{3}$; *dem kunge* $1229_{3}$; *kunginne* $973_{2}$. II: Kl. *frumclîch* 1475; *swaizgez* (*houbet*) 2119; *manch* 708, 2163[2]; *chunchlîchen* 2337; *chunckrîche* 3438; *chunginne* 3613, 3576. Nur in der Kl. ist verbreitet *kunch* (zuerst 305, 523, 616), das schliesslich die herrschende form ist. Auch in die überschrift nach 1082 hat II die nur ihm zukommende form *chunk* eingeführt.

*-în:* eintritt der reduktion ist nur durch *ein gulden vingerlîn* $627_{3}$ bezeugt; sie ist der mda. eigen; Schatz, Mda. v. Imst s. 69, 70.

*-ist:* der vokal wird durch *e* wiedergegeben, oder er ist synkopiert: I: *ze iungest* $17_{3}$, $235_{2}$; *ze vordrest* $1387_{3}$; *nehesten mâge* $1124_{1}$; *den aller hôhesten* $1177_{3}$; II: *sterkest* $1671_{3}$; *ze vorderst* Kl. 2979. Synkope: *nehste* $1197_{3}$, $1352_{4}$, $1424_{4}$; *kůnste* $106_{3}$, $1274_{3}$; stets *leste, beste, êrste;* neben *hôhste* $235_{1}$, $265_{2}$, $491_{1}$ ist *hoeste* mit schwund des reibelautes verbreitet: I: *di hosten* $1084_{3}$; II: *aller hoste* Kl. 999; *die hősten und die besten* 3997[3]; vgl. *ir næstin* (hs. *næstiu*) *friunt* $493_{2}$.

Synkope hat II in *wirste* $1918_{4}$; *aller schierst* $2018_{4}$; *næhste* $2023_{3}$, $2239_{2}$, Kl. 80; *grőstiu nôt* $2226_{2}$; Kl. *grőste* 255, 1332; *iungste* 2959; *hőhste* 332, 527, 823. Im reim 2281/2 *trősten : die hősten,* auch 3721/2.

Die mda. hat *-st* bei Schatz (Mda. v. Imst s. 151), *-əst* und *-st* bei Lessiak s. 189.

*-lîch:* die ungeschwächte länge geht aus 3 diphthongierten belegen bei I hervor: *friuntleich* $697_{4}$; *bileich* $1037_{4}$; *sumeleichen* $1563_{4}$. In der mda. setzt *-la* mhd. *-leich* fort: Lessiak s. 105. In *solh, welh* ist stets synkope vorhanden ausser in *solich* $617_{4}$, $1416_{3}$.

*-lif:* *i* ist bewahrt in *einlif* $969_{2}$, *einlifte* $756_{4}$, synkopiert in *zwelf* (12mal): *zwelef* nur $65_{3}$, $1220_{1}$.

*-oht:* *rôteleht* Kl. 1670.

1) In den mdaa. ist ahd. *-âri* entweder zu *ər* (Schatz, Mda. v. Imst s. 130) oder zu *r̥* geworden (Lessiak s. 106 f.).

2) Beachtenswert ist *man*$^{i}$*gem* Kl. 2185 (so!).

3) Vgl. B. *der hősten* Kl. 332; *die hosten* C $493_{2}$.

*-ost:* die synkopierte form *dienst* überwiegt gegen volleres *dienest.*

*-schaft:* erhalten.

*-tŭm:* der diphthong scheint zu *u* reduziert (vgl. *ie* > *i*, § $25_{2c}$), doch kann auch *u* = *uo* vorliegen (vgl. § $3_{7b}$): *rihtum* $1216_2$; *meitum* $783_4$; *heilictum* $1515_2$; vgl. Lessiak s. 107.

*-unt:* > *ent* in *tugent.*

*-ust:* stets als *est* in *angest, angesten* ($622_1$), *angestlîch.*

2. Leichte mittelsilben.

Im wellentale des tons (zwischen hoch- und tieftoniger silbe) ist häufig synkope belegt, die ich für einige kategorien nachweise:

a) Adjektiva auf *-lich:* I: *tegliche* $318_4$ (aber *tegeliche* $305_2$); *schedlichen* $974_4$; *loblich* $1287_2$; *schemlich* $1523_4$. II: *loblîch* $2076_4$, $2297_4$, $2302_2$; Kl. 452, 1698, 2548, 4256; *toblîche* $2217_4$; *spehlîche* 2332; *chlegliche* 2250, 2321; *senliche* 4027; *sumlîch* 2715.

b) Komposita: aa) eigennamen: *Sigmund* stets ausser $20_2$, $28_1$, $35_2$, $123_4$, $259_4$, $708_1$ (also zu anfang), ebenso *Siglint* (ausser $20_2$, $30_2$, $44_1$, $648_1$); *Götlint* $1105_4$, $1107_4$, $1108_4$, $1110_1$, $1262_3$, $1264_1$. II: *Sigstap* $2220_1$; *Götlint* Kl. 2938; *Hilbrant* beziehungsweise *Hilprant* (= *Hildebrant*) $2184_3$, $2185_1$, $2198_3$, $2212_1$, $2246_3$, Kl. 1791; *Liudgast* und *Liudgêr*[1] stets (*Liudegast* $248_1$, $823_1$; *Leudiger* Kl. 2210); *Niblunge* stets; *Botlunc* $1254_2$, $1312_2$; *Hadburch* $1475_1$.

bb) Ferner z. b. in *kurzwile* $323_2$, $495_2$, $582_4$, $740_4$, $753_4$; (*kurzewile* $606_1$) und *kurzwilen* $555_2$, $862_4$; *botschaft* $498_1$, $689_1$, $1092_4$ usw.; *spilman* $1432_3$ usw.; *reischleider* $1374_1$; *sunwende* $1352_4$; *vierdhalp* $1046_2$. II: *betreste* Kl. 2382.

c) Drei- und mehrsilbige wörter: *Hagne* sehr oft bei I und II; *Bechlären* I: $1087_3$, $1100_1$, $1103_1$, $1104_1$, $1114_1$, $1364_1$, $1436_1$, $1582_1$, $1643_4$, $1647_4$; II: $1813_2$, $2134_4$, Kl. 2799; *Pilgrim* $1568_1$; *degne:* oft; *witwe* $1083_4$ (*verwitwet* $1041_1$); *ludmes* (g. s.) $895_1$; *kebse* und *kebsen* 3mal (*kebesen* $796_3$); *magde* $1226_1$; *trehne* $1226_3$; *ze samne* $233_2$, $758_1$, $1318_1$; *ebne* $72_4$; *vremde* stets (*freumede:* vorlage $527_3$); *lebne* d. s.) $42_3$, $1275_3$; *siglôs* $219_1$. II: *gadme* (d. s.) $1774_3$; *amptman* 3317; *chranche* 2170; *verwitwen* $2125_4$; *lebne* $2248_4$.

## § 27. Endsilben.

In weitem umfange sind die endsilbenvokale reduziert beziehungsweise apokopiert.

1. a > e in *ieman* und *nieman:* bei I ist *a* häufiger als *e*, das in *nieman* z. b. $817_4$, $1005_2$, $1022_2$, $1039_3$, $1055_4$, $1080_4$, $1316_2$, $1339_4$ usw. auftritt: II hat anfangs *iemen* und *niemen* ($1702_3$, $2043_2$): dann taucht *ieman* $2064_2$ und *nieman* $2070_4$ auf; *a* steht nun durch bis auf *iemen* $2240_3$; *niemen* $2069_3$, $2073_2$, $2139_3$, $2203_1$. Auch in der Kl. herrscht *a* : *e* in *iemen* 14, 704; *niemen* 582, 3034, 3607. Neben vollem *niemannes* $1698_4$ steht reduziertes *niemens* $1724_3$.

1) Das vereinzelte *Rûger* $2156_2$ ist wohl schon deshalb verschrieben, weil die vorauszusetzende form *Rûdger* nirgends belegt ist. In I begegnet die jüngere sprechform *Rûger* häufig, vgl. Sommermeier s. 131.

Vereinzelte sprechformen: *niwen* (= *niwan*) $2271_4$: *untzen dise zwêne man* (= *untz an dise* usw.) Kl. 3930.

2. *ê* in *iuwer*, *unser* ist entweder zu *ə* geschwächt oder synkopiert[1]: *iur man* $160_1$; *iuren êren* $828_1$; *vor iuren vienden* $1407_2$ oder mit der graphischen variante *w* für *u*: *iwr lant* $314_3$; *iwr burge* $512_4$; *iwren mâgen* $234_4$; *von iwren schulden* $248_2$. vgl. $249_4$, $310_4$ $406_3$, usw.; als satzdoublette existiert *iwer* (= *ûər*): *zû iwerm lande* $1030_3$; *iwern man* $838_3$; *iwern vienden* $829_4$.

3. *ô* in *alsô* wird zu *e* reduziert: I: *alse liep* $614_2$; *alse sanfte* $322_3$, ferner $206_2$, $403_4$, $1066_1$; *alse leides* $965_3$; *alse si wolden dan* $833_1$; *alse si umb uns gedienet hân* $975_4$: ferner $835_3$. II: *alse hôch* $1754_3$. Schwund des *ə* zeigen I: *als rôt* $1367_4$; II: *als küne* $2144_3$ und *als man lieben vriunden sol* $1002_4$.

Die vollform *alsô* ist ebenfalls vorhanden.

4. *-iu*: *iu* der endung erscheint im zurückweichen begriffen. So tritt *die* statt *diu* (sg. fem., n. a. pl. neutr.) analogisch ein. Ich gebe einige belege für: a) das neutrum: *die venster* $132_3$, $1258_1$, $1649_1$; *die gecelt* $1455_1$; *die mere* $515_1$. $1255_2$; *die ougen* $1358_3$; *die* (st. *diu*, a. pl. n.) *trûch man* $1454_2$; *diu mære die er brâhte* $1583_3$; *vil ungefüge mære die tûn ich iu bekant* $1527_3$; *die mere die ich bringe* $1131_4$; *die besten* (*kleider*) *diu man vant* $708_3$; *diu swert die suiten* $197_3$; vgl. $1132_2$. $1135_1$; *dise mere* $1530_1$; *beide* (st. *beidiu*, n.) $1469_4$, $173_4$, $1318_4$, $1446_4$. II: *die* (*mære*) 2645. 4310; *die rehten mære* $2253_1$; *die liehten helmvaz* $2216_3$. *diu* statt *die*: $174_1$, $870_2$. II: Kl. *diu liute* 4088; *beidiu* (st. *beide*, masc.) $183_2$.

b) Adjektivflexion: in einer reihe von belegen tritt *e* statt *iu* hervor; vgl. $1320_2$, $1527_3$, $1389_1$, $1347_1$, $1253_2$ usw.

5. Synkope ist weit verbreitet, insbesondere nach langer stammsilbe: vgl. *daz dû lâst* $765_4$: *mîns* $70_4$; *mîn eins* $483_3$, $1019_2$; (*ir*) *weint* $518_2$; *ir kômt* $726_2$; *du werst* $800_3$; *enbârn* $989_4$; *man hôrt* $1050_4$; *Gêrn* $1167_3$: *kapelâns* $1517_2$. II: *Dyetrichs* $1687_2$; *Rüdegêrn* $1742_4$ usw.; *wern* (opt.) $1814_2$, $1820_3$; *mêrn* $1825_1$; *wârn* oft; *sîns* $1976_4$.

6. Apokope von *-e* (und *-n*) ist sehr weit verbreitet. *en* ist geschwunden: a) nach nasalen: *ein* (mit langem *n*) = *einen* : *ein ungefügen lewen* $878_4$; *der dan ein kiuset* $1174_3$; vgl. *ein bouc* $1493_1$; *degen* (d. pl.) $553_2$. II: $1669_4$; *Hagen* (= *Hagenen*) $2287_3$, $2289_2$, $2293_1$ usw.; *trehen* $2134_2$. Kl. 3993; *œin stoub* Kl. 2819; nach *m*: *der arm*(*en*) *waisen* $2251_4$; *in manigen sturm*(*en*) $2218_2$; *mit arm*(*en*) *er beslôz* $2289_2$.

b) Im verbum vor inkliniertem *wir*: I: *het wir* $422_2$; *sul wir* $490_4$, $910_3$, $1561_3$, $1562_3$, $1595_1$ (vgl. *sî wir* $1387_3$); II: *sul wir* $2034_4$, $2202_1$, $1942_4$, $2137_3$: Kl. 2499, 3007: *kom wir* $1942_4$; *wâr wir* $2112_4$; *wer wir* (opt.) $2183_3$; *het wir*

1) Höchst auffällig ist *ie* für *ê* in *Liudigier* $163_1$: es begegnet *ie* auch in *Gunthier* $163_3$, $1071_1$. Diese offenbar der vorlage entstammende orthographie bringt anscheinend ein schwanken zwischen *i* und *e* zum ausdruck. Vgl. MSD[3] II, 416, anm. zu 1.

Kl. 1256: *solt wir* 1754; *lâz wir* 3527. Daneben stehen formen mit *e* und vollformen auf *en*, vereinzelt *nâm(en) si* $1072_2$.

## A. Konsonantismus.

### I. Die geräuschlaute.

#### 1. Labiale.

§ 28. Germ. *p*.

Im anlaut verwendet I *pf*, II das ältere (auf lateinischen usus zurückgehende) *ph* zur bezeichnung der affrikata[1]. Inlautend bezeichnen beide die affrikata durch *pf*: I: *chnöpfe* $464_1$; *opfer* $993_3$, II: Kl. 3387.

Nach *l* und *r* begegnen doppelformen (auf einfaches, beziehungsweise geminiertes) *p* zurückgehend in: *scharpf*: I: $203_2$, $859_3$; II: $2107_2$, $2234_3$, Kl. 1549[2]; *scharf*: I (4mal) $212_4$, $418_2$, $423_4$, $879_2$; II: (6mal) $1723_3$, $1832_2$, $1888_4$, $1906_3$, $1954_3$, $2007_4$. Die mdaa. haben nur die spirans: Schatz, Mda. v. Imst. s. 74, Lessiak s. 112.

I: *Gelpfrât* (10mal): $1471_3$, $1486_1$, $1542_4$ usw., zuletzt $1551_3$; *Gelfrât* (6mal) $1487_4$, $1510_4$, $1532_3$, $1552_1$, $1558_4$, $1566_2$; *Gelffrât*: fol. 31 v, sp. *a* unten und von da in die überschrift nach 1525 eingedrungen[3].

II: *Helpfrîch*: $2178_1$, $2180_2$, $2181_2$, $2218_1$, $2228_1$, Kl. 1347; *Helfrîch*: $2198_1$.

Im inlaut in intervokalischer stellung wird nach länge *f*, nach kürze *ff* geschrieben (doch vgl. § 7 $_{1d}$), im auslaut stets *f*. Vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 74 f.; Lessiak a. a. o.: im inlaut besteht nur ein laut (*ff* beziehungsweise *f*).

Unverschobenes *p* begegnet in den fremdwörtern *pantel*, *porte*, *portenære*, *priester*, *schapel*, *kapelân*.

§ 29. Germ. *b*.

1. Im anlaut ist der bairische wechsel von *b* und *p* für die stimmlose lenis bei I stark ausgeprägt. Bei II ist *b* die regel: doch steht *p* z. b. stets in *Prunhilt* (nur Kl. 3277 *Brûnhild*), ferner in *halsperch* $1792_2$, $1858_2$, $2132_4$; *Hildeprant* nur $2191_1$, *Hilprant* $2184_3$, $2185_1$, $2198_3$, Kl. 1171; *Wolfprant* $2218_4$; *Palmunch* $2242_2$ (gegen 2 *b*). *pillîchen* 10mal in der Kl.

Auch in fremdwörtern wechseln *b* und *p*: I: *puneiz* $738_4$; *buneiz* $1293_3$; *prîs* $884_3$, $1247_4$; *brîs* $918_1$; *pûsûne* $751_1$; *bûsûnen* (verb.) $1456_1$; *brûren*

1) Als schreibfehler ist *p* zu beurteilen in I: *plegen* $1598_2$; *plach* $1625_4$; II: *geplegen* $1947_2$; ebenso im inlaut in *scharpe* $74_2$. *f* statt *p* wurde korrigiert in *pflegen* (so!) $178_2$.

2) *scharpsch* $2156_1$: *f* ist in *s* verlesen und dies durch *sch* ersetzt.

3) Vgl. *in gelfpe* $409_1$ (so!), doch scheint *p* getilgt zu sein.

$65_3$. $263_4$. II: *pris* $2106_3$; *bris* $2085_1$; *umbrîsen* $1970_3$; *gebriefen* $2170_2$; *Bilgerîm* Kl. 3365 (vereinzelt!); *brûfen* 261; *prûfen* 36, 511; *briefen* 4314.

Inlautend steht *b* durch; im auslaut überwiegt *p*, doch ist *b* nicht selten: z. b. I: *gab er* $1368_1$, $1478_2$, $1633_1$, $1634_1$; *gab ez* $522_3$. II: *man gab in* $1755_2$; *starp : warb* $2092_{3-4}$; (*si*) *gab ze tragene* $2131_2$; *hûb sich* $2294_4$. In der Kl. vermehrt sich *b* statt *p* in auslautsstellung, z. b.: *sîn lîb und och sîn êre* 336; *lob und êre* 592; *warb : erstarp* 1107/8; *wîb oder man* 1768, 3473, vgl. 3140, 3709; *swie lieb si mir were* 924; *lob sî dir* 2823; *urloub*: oft.

Silbenauslautend wird *b* geschrieben: z. b. *erloubte, lobten, lebte : ûf ir houbten* $1594_2$. Bei II ist *p* vorhanden in *höpte* $1985_1$ (2mal *b*), *gelopt* $2103_3$ (*gelobt* $2115_2$) und sehr fest in *ir hapt* $2034_2$, $2082_4$ usw. (18mal im Nl.).

Als übergangslaut steht *p* in *sûmpten* $581_1$.

2. *w* statt *b*: II: *si triwen* (= *triben*) $1869_2$; anlautend: *wach* st. *bach* $2221_2$[1]. Für das alter[2] dieser schreibung vgl. Schönbach s. 151; Weinh. s. 140 (vgl. *b* für etym. *w*).

3. Schwund von *b*: a) in *dû gîst, er gît*: vgl. *dû gîst* $332_2$; *gît* ausserhalb des reims $832_3$, $906_2$, $1030_2$, $1408_1$ usw. II: $1825_4$.

b) *mb* > *m*: nur I bezeugt sprechformen, die für den eintritt der assimilation sprechen: *kumerlichen* $1138_4$; *um elliu kuniges lant* $413_2$, *al um den Rîn* $1127_4$, *dar um ich* usw. $1498_3$; *um die herberge* $1576_3$; sonst ist stets *mb* erhalten[3].

4. Geminiertes *b*, durch *pp* bezeichnet, liegt vor in: *sippe* I: $697_1$, II: $1960_1$, $2042_3$; *knappe* I: $1376_4$, $1396_4$, II: Kl. 2867, 2939, 3086, 4015.

Die mdaa. zeigen im anlaut *p*, im inlaut *w*, im auslaut *b* (Schatz) oder *w* (Lessiak); vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 75 ff.; Tir. mda. s. 15; Lessiak s. 112 ff.

## § 30. Germ. *f*.

1. Im anlaut vor vokalen wird *v*[4] geschrieben, nur vor *u* ist *f* fest. Vor *r* und *l* wechseln *v* und *f*; I schreibt meist *fl*; bei II ist *f* zuerst selten, nimmt dann aber rasch zu und überwiegt schliesslich. Dies bestätigt die Kl., obwohl *v* in einzelnen wörtern (z. b. *vrowe*) sehr verbreitet ist: im Nl. *Irnvrit* (6mal), in der Kl. *Irnfrit*; im Nl. noch *iunchvrowe* $2127_3$, in der Kl. stets *iunchfrowe* 1588, 2214, 2268, 2768, 4238.

Inlautend zwischen vokalen gilt *v*, nach konsonanten *f* (z. b. *zwelfe* $1873_3$, Kl. 434), ebenso im auslaut.

1) Vgl. B. *triwe wernden* (= *bernden*) *sin* Kl. 2946.

2) In tirolischen urkunden tritt *w* für *b* zuerst 1272 auf: Act. Tir. I, nr. 609 *Wawarus* (= *Bavarus*), 680 A (1298) *Werner* (= *Berner*, münzwert) usw.

3) Für *um* bestätigen die mdaa. die assimilation; vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 76; Lessiak s. 113.

4) Anfänglich aus der vorlage übernommenes *w* für *v* ist wieder getilgt in *ẉische* $354_1$; *ẉrowen* $550_1$.

2. *f* > *pf*:

a) In der verbindung *mf* tritt als absatz der artikulation des labialen nasals *p* ein (s. oben *sûmpten*), so dass *f* > *pf* gewandelt wird; *sampfte* $457_3$, $717_1$, $1461_4$; *unsampfte* $1550_4$. Neben diesen sprechformen überwiegt die schreibung *sanfte*. Vgl. *sompft* bei Schatz, Mda. v. Imst s. 96.

b) Nach dem präfix *ent-* wird *f* im sandhi zu *pf*: I schreibt *ph* in *enphâhen*, doch hat er 12 *pf* eingeführt in *enpfiengen* $104_1$; *enpfinde* $297_3$; *enpfâhen* $394_4$; ferner $688_2$, $726_2$, $727_2$, $1126_2$, $1156_2$, $1166_2$, $1292_4$, $1376_4$, $1591_2$. II hat *ph*[1]: vgl. z. b. *enpholhen* $2102_3$; *enphalch* 1437; *enphiel* 1835; ferner $2005_2$, $2067_3$, 3319, 3408, 3580, 4096 usw.

Die mda. hat das präfix *ent-* aufgegeben; Schatz s. 72.

2. Dentale.

§ 31. Germ. *t*.

1. Im anlaut wird von I und II *z* geschrieben: I hat nicht selten daneben *c* vor *e* und *i*: z. b. *cît* $132_4$, $341_2$ usw.; *cierlîch* $153_4$, $189_4$, $267_2$ usw.; *cêh* (praet.) $208_4$; *ce*: passim; *cîhet* $788_3$, $803_4$; *cere* (imp.) $1019_2$; *gecimber* $1042_1$ usw.

Im inlaut herrscht *z* nach länge, *zz* nach kürze, im auslaut und silbenauslaut steht *z*; nach *l*, *n*, *r* wechseln *tz* und *z*, offenbar zur bezeichnung der affrikata, die die mdaa. noch heute bewahren: Schatz, Mda. v. Imst s. 84; Tir. mda. s. 12; Lessiak s. 126. *z* ist die verbreitete orthographie; *tz* liegt vor in *stoltzlich* $6_3$; *kurtzwile* $39_1$, $133_2$, $347_4$; *kurtz* $359_3$; *swartz*[2] $893_2$; *untz(e)* $41_1$, $107_4$, $1079_3$, $1080_3$, $1276_1$. Vereinzelt *Wormtz* $6_1$. II: *stoltzlich* $1816_2$; *kurtz* $2034_1$; *kurtzwile* $1819_1$, $1856_4$; nach *n* ist *tz* ziemlich häufig: *glantz : gantz* $1779_{1-2}$; *hintz(e)* $2151_4$, Kl. 3529; *untz* 15 + 22mal. III: *untz* $89_4$. V: *untz* $1768_3$.

*tz* steht für geminiertes germ. *tt* in: I: *schatz* $99_2$, $1058_1$, $1080_1$, $1222_4$; *sitzen* $38_1$; *satzter* $622_3$. *tz* auch in *ditze* $105_2$ (*t* aus *z* korrigiert). *tz* in *truhsatze* $11_2$ ist in *zz* verbessert. II hat *tz* fast ausschliesslich, z. b. *truhsetze* $1885_1$, $1886_1$; *witze* $1736_3$; *raitzen* $2204_2$; *lutzel* $2288_2$, Kl. 1564, 3740.

Daneben kommt *z* bei I vor: I: *antlaze* $240_1$; *ergazte* $1110_3$; *ergezet* (imp.) $1148_3$; vgl. $1155_4$; *luzel* 10mal; *sizen* $1167_1$, $1579_1$; *Ezel* 14mal (sonst *Ecel*); *schaz* $92_3$, $1061_2$, $1077_2$; *dize* 8mal; *Meze* $11_2$, $118_1$, $812_1$ (5 *c*).

2. Zusammenfall von *z* und *s*: der lautliche vorgang spiegelt sich wieder in dem wechsel von *s* für *z* und *z* für *s*; vgl. Weinh. s. 155 ff.; Schönbach (*s* für *z*) s. 145, 157 ('oft').

a) *s* für *z*: der zusammenfall von *s* und *z* ist nicht nur im auslaut, sondern auch im inlaut reichlich bezeugt. Die letzteren fälle stelle ich vollständig zusammen: I: *beser* $506_4$ (comp.); *drisech* $474_1$;

1) Das vereinzelte *envolhen* 3648 beruht auf dem einfluss der vorlage, deren *bevolhen* nur der schreiber von A änderte.

2) *t* aus *z* korrigiert.

*geniesen* $938_1$; *mûse* (opt. praes.) $449_2$, $1094_4$, $1448_4$; *mŭsen* (= *mŭzen*, 3 pl. ind.) $475_3$, $649_3$; *ir mŭset* (praes.) $1496_4$. II: *unmŭse* (sub.) Kl. 2296; *mŭse* (opt. praes.) 2693, 2966; *ir mŭset* (praes.) $2005_4$; *wîset* $1939_3$.

Im auslaut ist *s* für *z* bei beiden schreibern sehr viel häufiger. Vgl. *uns* $1223_4$, $1426_3$; *Wurmes* $221_1$; *was* (= *waz*) $152_3$, $188_4$, $190_3$, $349_1$, $400_1$, $978_3$, $1005_4$, $1418_2$; *das* (= *daz*) $227_3$, $613_4$, $1275_4$, $1312_1$, $1505_1$; *rôtes golt* $41_3$; *starkes halpswuol* $878_3$; *schônes wîp* $1455_3$. II: *mŭs* (= *mŭz*) Kl. 1402, 1432, 1907 usw.; *ubers hŏbet* $2231_4$; *was* Kl. 2518, 3099 (: *daz*); *swas* 3228.

b) *z* für *s*: inlautend: *mŭzen* (praet.) $124_4$, $170_4$, $230_3$, $965_4$ (opt.), $1569_3$; *si mŭze* (opt. praet.) $1163_4$; *mŭz ich* (= *mŭse ich*) $1019_4$. II: *verliezen* $1703_4$, $1732_3$; *verliuzet* $1891_3$; *hûzes* (g. s.) $1772_1$; *genezen* $2153_3$; *fliezen* (= *vliesen*) $2087_3$, $2092_2$; *mŭzen* $2036_4$.

Auslaut: I: *swez* $424_3$; *waz* $1245_4$, $1491_1$; *allez* $1636_1$; *ez* (= *es*) $406_2$, $522_3$, $586_2$, $899_3$, $1019_3$ usw. II: Ausserordentlich häufig *waz* (= *was*), zuerst *daz waz* $1660_1$; *hûz* $1773_1$; *bŏz* $1785_2$; *izlîch* $1957_3$ (*s* hineinkorrigiert); *dez* $1671_1$, $1686_1$, $1687_1$ usw.; *des salez* $2224_2$ usw. V: *waz* (= *was*) $1767_2$.

Den zusammenfall von *s* und *z* beweist das verhalten der mdaa.: Lessiak s. 127; Schatz, Mda. v. Imst s. 85 (hier ist jedoch *z* fortis, *s* lenis); Tir. mda. s. 11, 23.

## § 32. Westgerm. *d*.

Im anlaut, inlaut und auslaut entspricht *t* dem westgerm. *d*; *t* hat auch das fremdwort *tuom* $754_2$.

Im inlaut findet nach *n, m, l, r* schwanken zwischen *t* und *d* statt, woraus auf eine intensitätsreduktion des *t* im anlaut unbetonter silben zu schliessen ist: nach *n* herrscht *d*: z. b. *er leinde* $918_3$; *winder* $694_2$; nach *l r, m* ist der prozentsatz von *t*-schreibungen erheblich stärker; vgl. *wolte* 35mal, *solte* 31mal, sonst *d*: *schelden* $929_3$, $933_4$; *dulten* $1146_3$; *walten* $112_3$; *schilten* (d. pl.) $1540_3$, vgl. $214_1$, $217_2$; *frumden* $5_4$; *troumde* $13_1$; (*si*) *gesamden sich* $580_3$; *rierde* $339_3$, $416_4$ usw.; *gecierde* (praet.) $1220_1$. Vereinzelt: *si gelebden* $1322_4$; *muosde* $13_3$.

Im auslaut steht in der regel *t*; doch bleibt *d* nicht selten in stimmhafter umgebung erhalten: *er band ez* $891_2$; *er leid ouch* $136_4$; *wold ich* $53_2$, $159_2$; *wond er* $137_1$.

Vgl. Weinh. s. 145 f., 147.

Neben diesen belegen ist der zustand der mdaa. auffällig: sie bewahren *t* auch nach nasalen und liquiden (vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 87 f.; Tir. mda. s. 19 f.; Lessiak s. 127 ff.), doch legen isolierte *nd*-reste die vermutung nahe, dass mundartliches *nt* usw. erst später durch ausgleichung aus dem auslaut eingedrungen ist.

Die geminata wird durch *tt* bezeichnet; die mda. hat sie festgehalten: Schatz, Mda. v. Imst s. 86 f.; Lessiak s. 127.

§ 33. Germ. *þ*.

Im anlaut und inlaut steht *d* durch; *dw* ist in *twingen* zu *tw* gewandelt.

Invertiertes *dû* verschmilzt wegen homorganer artikulation mit dem *t* der verbalform: *bistu* 117 3, 1479 4; *rindestu* 642 2; *hâstu* 1097 3; *bedarftu* 1019 2; *râtestu* 1185 1; *kumstu* 1479 4; *soltu* 1480 1. II: *mahtu* 1844 2; *gewinnestu* 1844 3; *darftu* 1860 1; *mûstu* 1879 1; *soldestu* 2133 4; *hâstu* Kl. 3349. Daneben liegen die orthographischen vollformen *solt du, maht du* usw.

Nach *l* ist eine reduktion bezeugt in *wildu* 948 4 (st. *wiltu* – *wilt du*).

Im auslaut ist *t* die regel. *d* ist fest in *sîd* (adv.): I: 97 4, 824 4, 897 1, 1085 2 usw., auch vor stimmlosen lauten: *sîd trûgen* 1617 3; *sîd ce den Hunen* 1270 4 (zusammen 24mal). II: 8mal im Nl. + 1 *sîd* Kl. 3156 (darunter 2 *seid* 2105 4, 2120 3).

*d* im auslaut findet sich in den mdaa.; vgl. Lessiak s. 129; Schatz, Mda. v. Imst s. 89. In *sait* beziehungsweise *sœit* (Schatz s. 90; Lessiak s. 130) liegt nach Lessiak eine erstarrte auslautsform vor.

§ 34. Germ. *s*.

Über *sch* für *s* vgl. § 9 6 b; *z* für *s* ist § 31 2 b behandelt. Vgl. noch § 11 6, 7. Im übrigen ist über die vertretung von *s* nichts zu bemerken.

§ 35. Übergangslaute.

Die neigung zu übergangslauten im wortinnern auf der scheide zweier silben ist aus einer reihe von belegen deutlich. *t* ist nach dentalen dauerlauten besonders häufig. Fest ist es nach *n* in *beidenthalp* 580 4, 1462 3, 1541 1, II: 1986 1 usw.; *ellenthaft* 1987 4, 2011 3, Kl. 792; *allenthalben* 1758 1, 1831 1. Nach *r* in *anderthalben* 1489 4; vgl. 538 1, 539 4, 1455 2, II: 1932 3; *innerthalben* 455 4, II: 1914 4, 1915 4 (ohne *t*: 1940 2, Kl. 2898). Im auslaut: vgl. I: *nindert anderswâ* 1484 3; *indert* 1412 2. II: *wîlent* 1681 3; *nindert* 1871 4 (ohne *t*: 1985 3 bezw. 1892 3); nach *s* nur im auslaut: I: *sust* 520 4; *einst* 1008 2. II: *sust* 2012 2 (hs. *stust*). Die formen ohne *t* überwiegen nach *r* und *s* sehr stark.

Auch *d* des präfixes *der-* (statt *er-*) sehe ich mit Kauffmann (Deutsche grammatik[4] s. 69) als satzphonetisch entwickelten übergangslaut an[1]. I belegt *der-* 6mal, II nur 2mal[2]. I: *ûz derwelt* 231 2, 346 4 (ohne *d*: 1207 4, 1421 4); *vil derslagen* 228 1; *ist derstorben* 1109 2; *Rüedegêr derkorn* 1113 4; der ursprünglich nur nachkonsonantisch berechtigte übergangslaut tritt auch in zwischenvokalischer stellung auf: *si derkanden* 80 4, (*derkiesen* 604 4 ist

1) Schatz (Mda. v. Imst s. 72) erblickt reduziertes *durch* darin.

2) Auch B hat *der-* in *dô derbeizte* 1526 3. Aus I belegt Sommermeier (s. 131) *dervaren* 848 5; *derslagen* 932 1 (nach A gezählt).

wohl verschrieben für *verkiesen*). II: *ez mehte got derbarmen* $2049_3$; *der undervorhte* Kl. 1400.

Im Tirolischen hat *der* (= *dər*) die präfixe *er-*, *zer-*, *ent-* verdrängt. Schatz, Mda. v. Imst s. 72.

3. Gutturale.

§ 36. Germ. *k*.

Für I ist promiscue gebrauch von *k* und *ch* zur bezeichnung von anlautendem germ. *k* zu konstatieren; II strebt, *ch* durchzusetzen; dabei unterläuft 2mal *ck*[1]: *erckande* $1697_3$; *cklagt* Kl. 1103 (praet.). Bei I wechseln z. b. *kleine* $830_4$, $847_1$ und *chleine* $123_3$, $357_2$, $1263_3$ usw.

Im inlaut zwischen vokalen ist beiden schreibern *ch* geläufig; im inlaut nach *l*, *r*, *n* wechseln *k* und *ch* bei I; II sucht *ch* durchzuführen (ähnlich wie im anlaut), verwendet daneben jedoch *ck* nach *r* und *n*, worin die moderne, sich erst langsam durchsetzende bezeichnung für die affrikata vorzuliegen scheint (*ck* steht auch im auslaut).

Wechsel von *k* und *ch*: *Volker* stets ausser *Volcher* $161_3$, $195_3$, $1425_4$, $1524_2$; *Helche* $1130_3$, $1134_3$ (*Helke* 6mal aus der vorlage); *sterke* $22_3$, $27_1$; *sterche* $112_4$; *wurken* $349_3$; *wurchen* $32_1$; *volches* $529_3$; *volkes* $233_2$, $1004_2$, $1316_2$; *starkiu* $5_4$; *starchiu* $88_4$; *durkel* $217_2$; *durchel* $1294_4$ usw.

*ck*: im liede 12mal: in flektierten formen von *starck* $2031_2$, $2033_1$, $2065_3$, $2153_1$, $2228_1$, $2232_3$, $2234_3$; unflektiert $2264_2$ (8mal) und fälschlich für *kradem* $2007_2$; *duncket* $1712_3$, $2077_1$; *trincken* $2051_2$, $2096_3$. Auch in der Kl. 12 *ck*: *starck* flektiert 1088, unflektiert 302, 399 im reim auf *Tenemarck* 400; *Tenemarcke* 2372 (: *starche*); *wercke* (g. pl.) 2950, (d. s.) 4165; *schencke* (sub.) 3743; *chrancker* (pl.) 4188; *danck* 1374; *versanck* 2912 (: *getranch*); *gedanck* 3311 (: *lank*) (kein *ck* nach *l*!). *ch* ist sehr viel zahlreicher.

Im wortauslaut ist nach vokalen *ch* die norm, ebenso nach konsonanten: z. b. *volch* $75_3$, $179_1$, $996_1$, $1462_4$, II: $1955_2$; *marschalch* I: 6mal, II: $1674_1$, $1808_1$, $1859_2$; *werch* $429_3$; *sarch* $991_1$; *march* $1485_4$ usw.; *banch* $1699_2$, $1868_1$, $1918_3$ usw. (Die *ck*-schreibungen sind oben angeführt.)

Im silbenauslaut tritt *ch* häufig in die alte verbindung *-ht-* ein: I: *süchte* $775_1$, $1548_4$; *strûchte* $431_3$; *zuchte* $195_2$, $427_3$, $962_2$, vgl. $458_3$ (*ruchte* verschrieben); *druchte* $620_4$; *dachte* $354_3$; *schichten* $1464_1$. II: 11 *ch* (gegen 6 *h*); *versûchten* $2020_2$, vgl. $2211_4$ usw.

Auch nach konsonanten steht *ch*: *man schanchte* $251_3$; ferner *Danchwart*, doch nimmt I von $1128_2$ die orthographie der vorlage an: *Dancwart*. Auch II

1) Wenn man beachtet, dass *ck* bei II produktive schreibung für die affrikata ist, ist es nicht unmöglich, auch hier in *ck* ein zeichen für die affrikata zu sehen.

bewahrt sie in dem eigennamen (im Nl. nur 3 *ch:* $1662_3$, $2217_1$, $2228_1$), führt aber in der Kl. *ch* durch (8mal; 1 *c:* 427).

Die geminata *kk* bezeichnet I durch *k*: 26mal + *reke* sehr oft; vielleicht ist ihm auch *ch* zuzuweisen; vgl. § $9_{3b}$. II hat mehrere zeichen zur verfügung: 1. *k:* im Nl. 6mal + *reke*, in der Kl. nur in *reke : dike* $1731_3$, $1739_1$, $2197_3$: *weken* $1788_2$; *bliken* $2014_2$; *blike* $1733_4$. 2. *kh:* es ist je 1mal im lied und in der Kl. belegt: *rekhe* $2150_4$, Kl. 107. 3. *ck:* im liede nur 3mal (*blicke* $1687_4$; *recke* $2052_1$, $2219_2$), in der Kl. aber 25mal: *dicke* 17mal (von 115 bis 4317), dazu *dicke : blicke* $2841_2$; *flecke* 1882; *ungelucke* 2442; *getrucket* 2851; *recke* 1484, 1497, 4305. 4. *ckh:* je 2mal: *ungeluckhe* $2257_4$; *ze stuckhen* $2314_2$; *reckhe* Kl. 320 und 378; vgl. Weinh. s. 188.

Schwund des spiranten *ch* (< *k*) ist nach *r* in dem worte *marchgrâve*[1] nachzuweisen, vgl. Weinh. s. 189; Mhd. gr.$^2$ s. 235. Nur II belegt die sprechform *margrâve*, die durch die schreibung *marcrâve* (7mal von $1813_4$ bis $2082_1$) schon für die vorlage gesichert ist: *margrâve* $2088_4$, $2089_3$, $2107_2$, $2112_1$, $2143_4$, $2146_1$, $2153_2$, $2155_1$, $2170_1$; *margrâvin* $2141_2$, $2142_2$.

Germ. *sk* ist bei I durch *sch* vertreten; II verwendet daneben *sh*, jedoch nur an- und inlautend. Erst in den letzten 300 str. des Nl. zuerst begegnend, ist es im Nl. 13mal, in der Kl. 82mal bezeugt; zuerst *shande* $2032_3$; *shilt* $2185_2$, $2189_3$, $2210_2$, $2281_2$, $2285_2$; *shiet* (praet.) $2215_3$; *marshalch* Kl. 1438; *geshach* 3205, 4311 usw.

## § 37. Germ. *g*.

Im anlaut und inlaut vertritt *g* seine stelle.

Geschwunden ist *-g-*, wo *igi* > *î*, *ege* > *ei*, *age* > *ei* kontrahiert wurde. Vgl. v. Bahder, Zeitschr. 12, $_{485}$; Paul, Mhd. gr.$^6$ § 86, 179.

a) *ige* > *î*: in *Sîfrit* und *du lîst, er lît*. Während I die letzteren formen allein gebraucht, hat II daneben analogisch nach dem plur. gebildetes *ligt:* $2179_4$, Kl. 1251, 1278, 1396, 1554, 3203. (*ligit* nur $2269_3$.) Schatz (Mda. v. Imst s. 172) belegt nur *laišt, lait*.

b) *ege* > *ei*: *legete* > *leite* (stets!); *geleget* > *geleit*. Neben *geleit* hat II die neubildung *gelegt* Kl. 2181. Die mda. hat nur *glöit:* Schatz, Mda. v. Imst s. 103. Neben *gegen* steht kontrahiertes *gein* $36_2$, $370_3$, $1284_2$ (reduziert oft als *gen*, vgl. § $23_4$). II: *gein* 26mal.

*eislich:* I: $944_2$, II: $1672_4$; *meister:* stets[2].

1) C hat *margrâve* $24_3$, $884_1$, $1823_4$; *marcrâvinne* $1777_2$. In B oft *margrâve* $750_1$, $1109_2$, $1153_1$, $1159_1$, usw.; Kl. 1966, 2686 usw.; *margrâvinne* $1161_1$, $1163_1$ usw. Auch in urkunden (Act. Tir. I, nr. 566) *margrâvinna*. Schon in der Vor. hs. der Kaiserchr. *margrâve* $468_{15}$.

2) In *meister* ist die kontraktion älter als in *leite* usw. Vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 103, ferner Lessiak s. 77.

c) *age > ei: maget* neben *meit; magedîn* regelmässig, doch *meidîn* $344_2$, $540_2$, $545_1$, $597_1$ (< *megedîn*, vgl. *megdîn* $364_4$); *meitlich* $569_1$; *meituom* $783_4$. Nur *ieit* (kein *iaget*) $875_4$, $884_3$, $885_1$; *geieide* $877_4$, $881_3$, $882_4$, $970_3$; *ieitgeselle* $870_2$, $872_1$, $879_4$, $904_2$, $906_4$; *meitzoge* $1899_{1,4}$.

Das praet. von *iagen* heisst (*si*) *erieiten* $876_4$, daneben *jageten* $864_3$, $1556_3$; *gejaget* (pc.) $943_2$. *tragen* hat im praes. 2. und 3. sg. obligatorische kontraktion: *si getreit* $1150_3$; ferner $341_2$, $512_3$ usw. Das häufige praet. *seite* beruht auf ahd. *segita:* auch das praes. begegnet kontrahiert (vgl. PBB 9, 518, 520): *verseit er* $498_3$, *widerseit* $823_1$; *er seit* $513_3$, $515_3$. II: $1891_2$, 1600; im reim 3555; *sagte* (neben *seite*) $2063_1$, $2271_1$, Kl. 2130, 2914, 3328. Das pc. *geseit* hat I nur im reim, II 6mal ausserhalb des reims, davon 4 belege in der Kl.: 71, 2729, 4084, 4145 (+ 9mal im reim im Nl.). *versagt* (pc.) 787; *geklaget* > *gekleit* nur im reim $219_4$, $600_3$, $932_3$ (*ir kleit* [praes.] $934_1$ im reim!). II: $1782_4$, $2137_3$; sonst *gechlagt* Kl. 1947; *ungechlagt* 1226; ferner 206. 2182; *gechlagt : gesagt* 2283/84. II führt häufig volle formen in den reim ein: *chlagte : sagte* 815/6; *verdagten : sagten* 1247/8; *magt : verdagt* 2759/60; *: gesagt* 2229/30; *verzagt : gesagt* $2078_{3-4}$. Beachte (*den*) *magden* 3991.

d) *oge > oi* nur in dem fremdwort *voget > voit : voit* I: $311_2$, $328_1$, $561_1$. II: $1668_1$, $1897_4$, $1905_1$, $1918_1$; nie in der Kl.[1]. (Nebenformen sind *voget*, *vogt*, Weinh., Mhd. gr.[2] s. 66). Die form *voit* kennen auch die urkunden: für Kärnten ist *voitestâidinch* (Lessiak, Prager stud. s. 266), *vôtimutti* (= vogtscheffel s. 254), aus tirol. urkunden zu anfang des 13. jhs.: *Võtisperch* Act. Tir. I nr. 538, *Voitsperch* 570 usw. belegt[2].

Für auslautendes *-g* wechselt bei I *c* mit *ch: c* ist anfangs selten, später häufiger und besonders im wortinnern im silbenauslaut verbreitet (z. b. *minneclîch*). *ck* tritt 2mal ein in *pflack* (*: tach*) $18_1$, *genůck* (*: trůch*) $38_4$. II verwendet *ch* ausgiebiger als *c*, namentlich im wortauslaut. Daneben ist *ck* im vordringen begriffen: im Nl. nur 9, in der Kl. 42 belege: *genůck* $1671_1$, $2310_4$; *tack* $2060_1$, $2151_4$; *erwack* $2157_1$ (sämtlich im reim auf *-ch* für *-g*); *lack* (praet.) $2079_3$; *mack* $2130_4$; *wîckgewant* $2254_3$. Aus der Kl. nur einige beispiele: *sick* 249; *chunick* beziehungsweise *chunck* 256, 652, 1042, 2372, 3564, 3880; *manick* 695, 708; *tack : phlack* 973/4; *Wickhart* 1563; *twanck* 3933, 4244.

*ck* ist bei II produktives zeichen für die affrikata, so dass für seinen dialekt *-g* > *kχ* anzusetzen ist. Die tirolischen mdaa. bestätigen diesen ansatz zum teil noch heute (vgl. Schatz, Tir. mda. s. 17); wo *-kχ* durch ausgleich nach dem inlaut beseitigt wurde, hat es sich in erstarrten resten erhalten; vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 103; für Kärnten: Lessiak s. 149.

1) D hat *voyt* z. b. Kl. 1542.

2) e) *ëde > ei:* nur im praet. (nicht im pc.) *reite* neben *redete.* v. Bahder (Zeitschr. 12, 485) führt die form auf *rediôta* zurück; näher liegt die annahme einer lautlichen analogiebildung nach dem begrifflich verwandten *seite.*

Analogische einwirkung der inlautformen mit *g* ist schon von beiden schreibern bezeugt. *g* im auslaut: bei I vereinzelt in *iungfrouwe* $50_1$; häufig vor inkliniertem pronomen: *twang er* $95_4$, *slâger* $97_1$; *mag ich* $154_1$, $444_3$, $983_2$, $1028_1$; vgl. $766_1$, $1254_3$, $1412_4$, $1421_3$; *mag uns* $56_1$, $643_4$; vgl. $234_3$; *rang er* $587_1$, $939_2$; *neig im* $364_4$, $830_3$; vgl. $292_1$, $638_4$; *mag wol* $1451_2$; *lag an im* $27_2$; vgl. $210_2$ usw.[1]. II: *slûg er* $1832_3$, $1864_1$, $1887_2$ usw.; *ich mag wol* $2181_3$; *naig dem degne* $2291_1$; *der slûg mir* $2248_2$; *mag mich* $2259_2$; *daz trûg her Dietrich* $2297_3$; vgl. $2309_3$; *er slûg der chuniginne* $2313_2$. In der Kl. 14mal antekonsonantisch, sonst öfter; im absoluten auslaut nur: *trûg : genûg* 29/30; *staig : saig* 849/50[2].

Die geminata hat I durch *k* bezeichnet: *bukel* $416_1$, $542_4$; *eke* $187_3$, $418_4$, $896_3$, $1472_1$, dazu in dem lehnwort *gloke* $754_2$, $981_1$. dessen *k* die mda. wie *gg* behandelt: Schatz, Mda. v. Imst s. 99. Ferner 9mal *Ekewart* $645_4$, $708_2$, $1041_2$, $1578_1$ usw.

II schreibt 4 *k* und 1 *kk*: *eke* $2122_2$, Kl. 1881; *ruke* 1499; *bruke* 2752; *kk* in *brukke* $2244_3$. Auffällig ist *gloge* Kl. 3384. *kk* scheint auf einen geminierten verschlusslaut zu deuten, den die mdaa. noch heute haben: Schatz, Mda. v. Imst s. 104 f.; Lessiak s. 149 f.

## § 38. Germ. *h*.

Im anlaut und inlaut steht *h*.

II hat im inlaut schon vereinzelt *ch* für *h*[3]: (*si*) *sâchen* $1730_4$, $1954_1$ (hier ist *c* wieder getilgt). Vielleicht sind dies reste der vorlage.

Im auslaut ist *ch* die norm, vor konsonanten *h* (z. b. *sahs* $897_3$; *iht niht* usw.), vereinzelt auch hier *ch*: *icht* $1854_2$, *wûchs* Kl. 2229.

Im silbenauslaut vor einem konsonanten der folgenden silbe steht *h* (*vorhte* usw.); *ch* ist nicht selten, z. b. in *gerichtet* $559_1$; *mochten* $1012_3$; *furchte* $55_3$; *vorchte* (praet.) $61_3$; *rechte* (adv.) $24_4$, $178_3$; *sechzech* $245_3$, $1447_2$; *gewachset* $1027_3$; *truchseze* $719_3$. VI: *mochten* $1904_3$. II: *gewûchse* $1855_2$; *verchtief* $2071_1$; *verchwunde* $1796_3$; *hôchzit* $2056_4$ usw.

Schwund des *h* vor *st* ist bezeugt in: *die hosten* I: $1084_3$, II Kl. 3997, vgl. Kl. 999; *ir næstin friunt* $493_2$.

Die doppelformen *flêgen* und *flêhen* treten nur bei II heraus: I hat stets *flêgen* (4mal), II *flêgen* (3mal) und *vlêhen* $1930_1$, Kl. 1164.

1) Anfängliches *g* ist ausgestrichen in *pflach* $182_1$.

2) In *iemerchlichen* $2089_1$, $2092_4$, Kl. 533 ist auslautendes *ch* auf lautliche analogie zurückzuführen (daneben *iemerlichen* Kl. 1486, 3156). Das adj. *iamerck* ist 2762 vorhanden. Entweder stammt *ch* aus ihm oder aus den zahlreichen bildungen auf *-chliche* (*miltecliche*, *inneclîche* usw.). Vgl. dazu aus österreichischen urkunden (Fontes rer. Austr.. 2. abt.): *aigenchleichen* I, $_{257}$; III, $_{35}$; *volchomchleich* VI, $_{162}$ ($_{1281}$); *unbedwunchleich* (= sponte) I, $_{277}$; *ierchleich* VI, $_{304}$.

3) *ch* für *-h-* kann ich schon aus der Vor. hs. der Kaiserchr. nachweisen: *lichen* Diem. 206, $_{23}$; *verliche* (imp. *verlihe*) 254, $_3$; vgl. die belege bei Weinh. s. 188. *ôchæim* $2208_2$; Kl. *nâhen : si sâchen* 217 8; *nâchen* 2370 (adv.).

## II. Die sonorlaute.

### § 39. *j.*

Es wird stets *i* geschrieben (vereinzelt ist *j* in *jach* $271_4$), nur im anlaut vor *i* ist *g* als variante (*giht* usw.) allein üblich. Im inlaut kommt *g* in *Tronge*[1] noch dem 2. schreiber zu, während I *Tronie* schreibt: *Tronge* $2040_2$ bis zum schluß (11mal); *Trongers* (g. s.) $2312_4$. In der Kl. *Tronge* 417, 1419; *Trongære* 1090, 3881.

### § 40. *w.*

Im a n l a u t ist es bewahrt. Nach *k* ist es durchgängig geschwunden[2] in *komen* (= *quëman*) und in *kone:* $1184_4$; *konemâge* $692_2$, $706_3$, II: $1851_2$ und mit *ch: chonmâge* Kl. 825. *qu* begegnet bei I nur in *si quâmen* $1571_2$ (durch den reim bewahrt)[3]. II schreibt *cham, châmen* Kl. 475/6, 2875/6, 3467/8, 3543 4 statt *quam, quâmen.*

*qu* ist bewahrt in *quelten* (praet.) $2017_2$; *qualte* $2048_2$, Kl. 3680; *quâle* $2058_3$ (*ze quale ein* $2024_3$ ist sinnlos verschrieben für *ze quelne*).

*b* für *w* ist nur in *varwe* je einmal belegt: I: *goltuarben* $75_1$; II: *varbe* Kl. 2106; vgl. Weinh. s. 127 f.

Die urkunden haben die neue orthographie zu ausgang des 13. jahrhunderts; vgl. Act. Tir. I, nr. 609 *Eberbinus* (1272) und nr. 624. In deutschen urkunden ist *b* zu anfang des 14. jahrhunderts völlig fest (vgl. nr. 719, 729). Es erklärt sich aus dem zusammenfall von *b* und *w* im inlaut (bei Lessiak auch im auslaut); vgl. Lessiak s. 115; Schatz, Mda. v. Imst s. 75 f.

Inlautend ist schwund von *w* in folgenden fällen graphisch ausgedrückt: I: *iuren* (d. pl.) $828_1$, $1407_2$; *iuriu* $155_2$, $144_3$; *iur* $160_1$ und mit der graphischen variante *w* für *u*[4]: *iwr* $314_3$, $512_4$; *iwre*[5] $234_4$, $248_2$, $406_3$; *vrŏn* (= *vreuwen*) $573_3$. Ebenso im auslaut nach abfall eines *e* in *getriulich* $1324_1$, dafür auch *getriwlich* $808_4$; *niu* (= *niuwe*) $81_3$; *ich frŏ mich* $156_3$; *ich trŏ* (= *trouwe*) $173_4$; *vrŏ* (= *vrouwe*) $274_3$, $302_4$, $317_3$, $546_4$, $568_2$, $1291_3$. II: *niulich*

1) B und C haben stets *Tronege*, *Tronegære*, wo ebenfalls $g = j$ ist; vgl. *vernogierte* Kl. 988 B; *die leigen* 3363 B; *vernogieret* 192 $3_3$ C.

2) Der zusammenfall mit germ. *k* ist durch mundartliches *kχ* (Schatz, Mda. v. Imst s. 171 *kχemmə*) beziehungsweise *kh* (Lessiak s. 215 *khömən*) sichergestellt. *kχ* ist auch für *kone* anzusetzen.

3) $386_1$ ist anfängliches *danquar* (für *Danchwart*) durchstrichen.

4) *iw* = *iu* ist anfangs nur a n t e v o k a l i s c h berechtigt (ebenso *ow* = *ou*), wird dann aber auch a n t e k o n s o n a n t i s c h gebraucht. *iw* = *iu* gilt z. b. in *tiwer*, nachdem vor *r* sich der svarabhaktivokal entwickelt hatte. *tiur* ist selten, z. b. Kl. 1216; ebenso in *fiwer* (= *fûər*), beziehungsweise diphthongiert.

5) Vgl. § $27_2$.

$1702_2$; *ungetriulich* $1783_4$; *getriulich* Kl. 1365; Kl. *getriwlich* 145; *daz drŏn* (hs. *dron.* = *dreuwen*) $1880_1$: *getreun* (: *lewen*!) Kl. 2072; *vleun* (= *vleuwen*) 1709; *gefreun* 770; *getrout ich* (praet.) $2038_2$: *mit iurme vride* $1929_2$; *mit iuren vriunden* $1934_4$; *vre*: oft in der Kl.; *getriu* $1693_4$: *getru* Kl. 905; *gerŏ* (praet.) $1866_4$. I: *gerŏuv ez in* $1451_1$: *w* war hier offenbar geschwunden.

## § 41. *l*.

Lautliche analogie (an die eigennamen auf *-olf*) führte zu der nur in der Kl., hier aber ausschliesslich begegnenden form *bischolf*: 3365, 3388, 3392, 3486, 3636, 4295; sogar im reim *bischolf* : *hof* 3295/6, 3307/8, 3357/8, 3405/6, vgl. Weinh. s. 165.

## § 42. *r*.

Die nur in A 6mal vertretene form *Swermlîn* ($1370_2$, $1386_1$, $1394_1$, $1424_3$, $1429_1$, $1439_1$) ist wohl nicht als schreibfehler, sondern als lautliche analogie an *Werblîn* $1380_1$, $1391_1$ einzuschätzen. Analogisches *r* zeigt auch das adv. *innerclîche*[1] (neben *inneclîche*): der einfluss des adj. *inner* hat wohl die nebenform hervorgerufen: I: $420_2$, $867_4$, $989_1$, $1101_1$ (ohne *r* nur $1341_4$). II nur $1928_4$ (ohne *r*: $2072_4$, $2137_4$, $2314_4$).

Assimilation liegt vor in *welde* (neben *werlde*). I: *zer welde* $517_4$; *die welt* $1063_2$, $1137_2$. II stets *werlt*: vgl. Weinh., Mhd. gr.² s. 208. In *werlde* (so!) $133_4$, $923_3$ ist das *r* der vollform nachgetragen.

*alrêste* $1145_4$, $1384_2$; II: $1917_3$, $2158_4$, Kl. 816, 3771 und *allerêste stunde* Kl. 4302.

*dar* bewahrt in der komposition antevokalisch das *r* stets; vor konsonanten fehlt es in: *da nâch* $128_1$, $1570_4$, $1605_3$, $1634_4$ usw. (neben *dar nâch*). II: *dafure* $1915_2$, Kl. 2900 (aber *r* $1930_3$, Kl. 1936); *da zû* Kl. 500, 979, 1626, 2310 (19 *dar zû*); *da hin* $2148_2$; *da mit* 2668.

Analogisches *r* hat *dester* neben *deste*: belege für *dester* nur bei I: *dester zîter* $911_2$; *dester samfter* $1533_2$, $1646_1$; *dester mêr* $334_2$; *dester baz* $102_1$, $207_3$, $441_3$, $1054_2$, $1323_3$, $1365_2$, $1420_4$, $1476_3$, vgl. Grimm, Gramm. 3, 594; Weinh., Mhd. gr.² s. 209.

## § 43. *m*.

1. Vor labialen erscheint durch assimilation *m* für etym. *n* in: *samfte* $421_3$, $674_3$, $1600_4$ (*sanfte* $322_3$, $882_2$); *semfte* (adj.) $1333_4$; *semften* $1195_4$ (4 *senften*); *semfte* (sub.) $1317_4$; *samfter* $284_3$, $583_4$, $1407_1$, $1533_2$, $1646_1$ (*sanfter* $126_4$, $579_1$). Für das leben des *m* zeugen die *pf*-schreibungen[2], durch die *p* als

1) In einer österr. urkunde von 1344 begegnet auch *innerchleich*, Font. rer. Austr., 2. abt., VI, 223.

2) *ph* in *samphte* $600_2$, $673_2$ kommt der vorlage zu, ebenso *viumphtehalben* $1210_1$; vgl. § 7 1 a.

übergangslaut nach *m* gesichert ist: *sampfte* $457_3$, $717_1$, $1461_1$; *unsampfte* $1550_4$, vgl. § $7_{1a}$. II hat stets *n*! Schwanken zwischen *m* und *n* besteht auch in *chumft* $1322_1$ und *kunft* $686_1$.

Neben *funf* tritt I: *viumphtehalben* $1210_1$. II: *fumf* $2106_1$, Kl. 986; *un-* · *um-*[1] in I: *umbereit* $785_4$; *umbekant* $1298_1$; *ummære* $1040_2$; *ummâzech* $1250_3$. II: *umbrîsen* $1970_3$; *ummût* $2089_3$. Beachtenswert ist *Waskemwalt* $854_3$.

Die orthographischen normalformen herrschen durchaus.

2. Vor dentalen ist assimilation von *m* · *n* spärlich belegt: *heinliche* (adv.) $816_2$, $1195_2$ (*m*: $669_3$, $1298_1$); *heinliche* (sub.)[2] $785_1$ (2 *m*: $131_1$, $615_3$); *trounte* (praet.) $1333_2$; *allen' sant* Kl. 270.

3. Im auslaut unbetonter silben wird *m* > *n*: ich führe nur einige belege an: I: *mit ganzen ellen* $9_1$; *von dinen ellen* $112_2$ (wohl kaum pl., vgl. $236_1$); *er mûs in sweren eide* $100_1$; *mit grimmegen mûte* $115_1$; *wer in da wolde gestân* $151_1$; *in hôhen mûte* $180_4$; *man sagte ez sînen brûder* $191_3$; *von rôten golde* $530_2$; *in swachen mûte* $533_1$; *ûz den bette* $616_3$ usw. II: *meheln einen andern man* $1865_1$; *nâch sînen willen* $2077_2$; *in grimmen mûte* $1866_4$; *bî gesunden sinem lîbe* Kl. 1945; *in manigen sarche* 2365; *mit frôdehaften schalle* 2848.

4. Aus dem zusammenfall von *m* und *n* im auslaut unbetonter silben erklärt sich *m* für *n* (seltener als *n* für *m*): *in dem landen* $44_4$; *zû zim* $91_1$; *zû sînem friunden* $214_4$; *si viengen swem si wolden* $218_1$; *im und sinem man* $221_3$; *er bat im minnechlichen* $257_3$; *vor dem kunigen* $607_3$; *die vremdem* $653_2$; *in einem tiefen walt* $869_1$; *valschem mût* $905_3$; *wem hâstu hie verkebset* $783_1$ usw.

5. Der zusammenfall von *m* und *n* ist übrigens auch für die sprache des Nl. durch reime gesichert: *sun* : *frum* $123_{3-4}$, $1851_{3-4}$; *dan* : *gezam* $1226_{1-2}$; *Pilgrîm* : *sîn* $1568_{1-2}$, Kl. 3365/6. Vgl. Weinh. s. 174 f.

## § 44. *n*.

1. *nd* > *nn*: I: *inner* (st. *inder*) $708_4$. II: *wir chunnen* (praet.) $2192_4$; *chunne* (praet.) Kl. 1216; *si enchunnen niht* (praet.) Kl. 4070.

Umgekehrt steht *nd* für *nn*: *wir chunden* (praes.) Kl. 1371; *daz ichz iu chunde* (= *chunne*) *wol gesagen* 3789, Weinh. s. 117.

2. *n* schwindet in unbetonter silbe nach vorangehendem *n* in *kunich* (stets) und *der seneden minne* $292_2$.

3. Schwund des *n* im auslaut unbetonter silben ist häufig: z. b. I: *die vil hêrlîche meit* (a. sg.) $51_4$; *in dem asche ligen* $900_4$; *mit der beste spîse* $308_2$; *die rîche gâbe* (a. sg.) $636_1$; *unser liebe vriunde* $675_3$; *die bote(n)* $681_4$, $1370_4$, $1419_1$; *reke* (pl.) $338_3$; *von stiche und von stôzen* $740_2$; *sine wunde* (a. pl.)

1) Andererseits existiert *en* (< *ent*) nie als *em*.

2) Schatz, Mda. v. Imst s. 84: *hūəlig* (< *heinlich*).

$967_3$: *weinde* (pl.) $1031_2$: *lûhte* (pl.) $384_4$: *Sifride dem kûne* $432_1$; *hete* (pl.) $140_2$; *eime heide* $1188_2$; *ze herce* $1174_3$. II: *Burgonde(n)* $1660_4$, $2165_4$, $2179_4$; *hinne* $2032_4$; *die stolzen ellende* $2105_4$, vgl. $1774_4$, $2072_1$: *durch einen helm veste* $2008_4$: *die lichte schilde* $2107_3$: *der edel Chrimhilde lip* Kl. 3977; *in Hune lant* 2232; *die bote von der Heune lant* 2927; *si begunde* (pl.) 678 usw.

Über den schwund des *n* in den mdaa. vgl. Schatz, Mda. v. Imst s. 95; Tir. mda. s. 22; Lessiak s. 142 f.

KIEL. CARL CORVES.

(Fortsetzung folgt.)

# HIATUS UND SYNALOEPHE BEI OTFRID.

(Fortsetzung.)

## § 15. Präpositionen.

### 1. *fona.*

Otfrid kennt diese präposition in dreierlei gestalt: die betonten formen *fona* und *fon* und die unbetonte form *fon*. Die betonte zweisilbige form ist 8mal vor konsonantisch anlautender hebung belegt; nur in dieser satzstellung hat sich bei Otfrid die zweisilbige betonte form noch erhalten:

I $7_{15}$ *Fona hóhsedale.* I $11_2$ *ther kéisor fona Rúmu.* II $4_{57}$ *Iz ist giscríban fona thír.* IV $21_{14\ 31\ 33}$; V $20_{41\ 54}$.

Nur aus verstechnischen gründen, um wechsel von hebung und senkung zu erzielen, scheint hier die zweisilbige form gesetzt. Vor einer unbetonten silbe – auch vor vokalisch anlautender senkung – erscheint ausschliesslich die betonte kurzform *fon*. Niemals findet sich vor vokalisch anlautender senkung etwa die schreibung *fona*. Es handelt sich also nicht um synalöpheerscheinungen, sondern um satzdoppelformen, die schon seit langer zeit nebeneinander hergelaufen sein müssen.

Die belege sind überaus zahlreich.

Vor konsonantisch anlautender senkung.

I $5_{19}$ *fon thir sáligun.* I $7_{14}$ *gisciad fon ther gúati.* I $14_{19}$ *Siu fúarun fon theru búrg úz.* I $20_{18}$ $23_{63}$ $25_1$ $28_3$; II $3_{64}$ $4_{2\ 52}$ $6_{38}$ $7_{76}$ $9_6$; II $9_{44}$ $11_{4\ 54}$ $12_{33}$ $13_{8\ 19}$ $14_{93}$ $24_7$; III $1_{3\ 19}$ $4_{34\ 42}$ $7_6$ $8_{31\ 36\ 49}$ $10_{38}$ $12_2$ $15_{52}$ $16_{63}$ $20_{2\ 63\ 71\ 122}$ $21_{22}$ $23_{44}$ $24_{4\ 101}$; IV $7_{27\ 63}$ $10_6$ $12_{52}$ $15_{56}$ $26_{19}$ $30_{29}$ $37_{32}$; V $4_{2\ 16}$ $5_{14\ 21}$ $12_{91}$ $20_{26\ 27\ 28}$ $6_{58}$ $9_{1\ 23}$ $11_{38}$; H $_{32\ 144}$.

Vor vokalisch anlautender senkung.

III $15_{12}$ *wio fon Egýpto fuarun.* V *fon* (*a* rad.). III $20_{165}$ *wúrfun fon in úz sar.* IV $4_{9}$ *Thar wirdit fon in fúntan.* V $11_{37}$ *Thaz fón in warti fúntan.* V $16_{15}$ *so er fón in fáran scolta.*

In unbetonter satzstellung kennt Otfrid nur die form *fon.* Sie erscheint in zahllosen belegen ausnahmelos an erster und zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalischer und konsonantisch anlautender silbe. Niemals findet sich die schreibung *fonq.* Dieselben drei ablautsstufen der präposition sind auch im as. belegt.

### A. Im auftakt.

Vor konsonantisch anlautender silbe.

I $8_{23}$ *fon selben góte quami.* I $28_{2}$ *fon then gúaten ni giscéide.* II $2_{29}$ *noh fon fléislichemo múate.* I $10_{15}$ *fon fíanton irlóste.* III $4_{14}$; V $20_{25}$; I $23_{40}$ $25_{23}$ $26_{13}$; II $3_{48}$ $5_{28}$ $6_{8\ 39\ 48}$ $7_{48}$ $12_{60}$ $23_{7\ 8\ 30}$ $24_{18\ 19\ 20\ 22\ 46}$; III $1_{16\ 21}$ $5_{2}$ $10_{3}$ $12_{26}$ $13_{52}$ $16_{14\ 49}$ $18_{74}$ $20_{4\ 120}$ $21_{12\ 27}$ $22_{28\ 38}$ usw. usw.

Vor vokalisch anlautender silbe.

I $7_{11}$ *Fon ánagenge wórolti.* I $8_{24}$ *fon imo wéhsit iz meist.* I $12_{16}$; II $5_{25}$ $12_{48}$ $13_{20\ 40}$ $24_{23\ 25\ 26\ 45}$; III $1_{16}$ $20_{156\ 160}$ $21_{11\ 16}$ $25_{29\ 30}$; IV $5_{27\ 29}$ $21_{9}$; V $3_{13\ 14}$ $6_{34\ 65}$ $9_{52}$ $20_{44}$; H $_{126}$.

### B. In der senkung.

Vor konsonantisch anlautender silbe.

I $12_{8}$ *iu scal sin fon góte heil.* P *íu.* I $12_{28}$ *thaz er fon thír nirstríche.* I $17_{17}$ $24_{1}$; II $2_{30}$ $12_{8}$; III $1_{16}$ $7_{90}$ $12_{7}$ $16_{18}$ $18_{7}$ $20_{149\ 173}$ $23_{9}$; IV $2_{6}$ $11_{9}$ $14_{11}$ $15_{63}$ usw.; V $20_{100}$ $21_{8}$.

Vor vokalisch anlautender hebung.

I $8_{17}$ *er sih fon íru dati.* $_{18}$ *er síh fon iru irfírti.* P *er sih fon íru.* I $8_{26}$ $20_{1}$; II $6_{42}$; III $12_{4}$; II $24_{33}$; III $14_{82}$ $15_{25\ 41}$ $16_{19\ 65}$ $18_{9}$ $20_{118}$ $25_{39}$; IV $9_{24}$ $12_{19}$ $16_{34}$ $21_{10\ 11}$ $23_{30}$ $24_{34}$ $26_{13\ 35}$ $35_{5}$; V $9_{7}$ $10_{21}$ $12_{64\ 69}$ $20_{42}$.

## 2. *fora ana furi umbi oba.*

### I. Unter dem nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.

#### 1. Der endvokal ist elidirt.

V $14_{2}$ *soso er ju déta for in ér.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

V $11_{41}$ *Áz er fora in tho tháre.*

### II. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal ist elidiert.

V $9_{28}$ *for állen thesen líutin.* III $7_{38}$ *furi ándere ouh ni sázta.* P *furi.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen.

a) *fora.*

V 15₆ *fora allen wóroltmannon.* II 13₇ *fora imo ist bótoscaf ouh mín.* III 6₁₃ *fora einen óstoron so.*

b) *ana.*

V 23₂₆₈ *ana énti thehéinaz.*

c) *umbi.*

IV 30₁ *umbi ínan tho thie liuti.*

III. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der endvokal ist elidiert.

a) *ana.*

II 1₃₇ *thaz got ana ínan worahti.* P F *an.* V *ana* (*a* hinzukorrigiert).

b) *oba.*

V 20₈₉ *iz ist rúmo oba unsan wán.* P *obą.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen.

a) *ana.*

V 6₆₁ *joh ist ana ánagengi.* P *íst.* V 12₇₅ *ni wédar ana ander núzzi.*

b) *oba.*

V 12₈ *harto rúmo oba unsan wán.*

c) *umbi.*

IV 10₂ *then, thár umbi ínan sazun.*

In neutraler umgebung erscheinen die präpositionen *fora ana furi umbi oba* betont und unbetont stets in den zweisilbigen vollformen. Vor vokalisch anlautender senkung begegnet unter dem akzent nur die präposition *fora:* V 14₂ in der kurzen sprechform, V 11₄₁ in der schreibform. In unbetonter satzstellung vor vokalisch anlautender hebung verlieren die präpositionen ihren endvokal; hier haben nur die satztieftonigen kurzformen statt. Die sprechformen der hss. beweisen für die entsprechenden orthographischen vollformen.

3. Die präpositionen *bi* und *zi.*

I. *bi.*

1. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

a) Das auslautende *-i* ist elidiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

IV 10₄ *joh bi iuih dót wurti.* P *bíuih.* S₃₄ in P: V *nub ih io bí iuih gerno.* P *ni ih biuih io gerno.*

Die hebung lautet mit *u-* an.

I 17₇₂ *joh bį unsih dót wurti.* P *bunsih.* IV 14₁₈ *ni bunsih wáfan nerien.* P *bi únsih.* V 12₂₀ *tho er bunsih stérban scolta.*

### b) Alle hss. zeigen die vollform.

III $16_{34}$ *theih bi einen mán gimeinta.* III $26_{33}$ *Er bi únsih wolta stérban.* V $1_{8}$ *Er bi unsih tod thulti.* V $12_{23}$ *Tho er bi únsih wolta dówen.*

## 2. An dritter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

### a) Das auslautende *-i* ist elidiert.

I $11_{42}$ *inti bị íru nan gilégita.* P *bí ịru* (*ị* übergeschrieben).

### b) Alle hss. zeigen die vollform.

IV $32_{12}$ *inti bi únsa muater thénken.*

## 3. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### a) Das auslautende *-i* ist elidiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

I $1_{78}$ *ni sie bị íro gúati.* P *ni se bíro guati.* II $16_{30}$ *then man bi íro guati.* P *bíro.* III $26_{39}$ *stérbent bi ịro thégena.* P *biro.* IV $5_{50}$ *thaz férah bi inan séleen.* P *bị ínan* (acc. rad). $S_{34}$ V sagt der akzent auf *bí*, dass der sonant zu elidieren ist: *nub ih io bí iuih gerno.*

Die hebung lautet mit *u-* an.

I $20_{34}$ *tho goz er bi únsih sinaz blúat.* P *góz er bunsih.* III $1_{4}$ *er tóthes bi unsih kóroti.* P *bị.* IV $1_{6}$ *er sínes thankes bi únsih stárb.* P *bị.* IV $5_{12}$ *druagun bi únsen wirdin.* P *bị.*

### b) Alle hss. zeigen die vollform.

Die hebung lautet mit *i-* an.

IV $18_{3}$ *joh wáz sie bi inan tháhtin.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I $1_{68}$ *níst iz bi unsen fréhtin.* III $25_{25}$ *thaz éin man bi unsih stérbe.* $_{26}$ *joh éiner bi unsih dówe.* III $26_{60}$ *thaz er bi únsih irstárb* = IV $37_{8}$; V $6_{21}$ $_{69}$. IV $1_{33}$ *Thaz déta ih bi einen rúachon.* $_{48}$ *drúhtin, bi únsih dati.* IV $25_{13}$ *inti thúlta bi unsih wízi.* V $4_{36}$ *ther éngil bi einen líbon.* V $9_{2}$ *thaz líb, thaz bi únsih hiar istárb.*

## 4. An dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

IV $25_{14}$ *joh thólota bi únsih allaz tház.*

## II. *zi.*

## A. Im auftakt.

## I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

### 1. Der sonant der praep. ist elidiert.

Vor *in-*.

I $27_{58}$ *zinbíntanne biríne.*

Vor *uns.*

I $10_{5}$ *Zị uns riht er horn héiles.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

II 9$_{55}$ *zi erkénnene mánnon.*

## II. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der sonant der praep. ist elidiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

I 20$_{18}$ *joh zi iro léidlusti.* P *ziro.* II 4$_{6}$ *thaz zi irsúachenne ubar ál.* P *zir-.* II 8$_{43}$ *joh zi ímo nan gihólota.* P *zímo.* II 12$_{81}$ *thaz zị imo gikérit sinaz múat.* P *zímo.* II 18$_{15}$ *sih zị íamanne ni bélge.* P *zi* (*i* übergeschr.) II 4$_{70}$ *er zi ímo sprah hiar óbana.* P *zi* (*i* übergeschr.)

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

II 4$_{12}$ *joh zi áltere firléitta.* P *zị.* III 3$_{22}$ *joh zi ébine giziehen.* P *zị.* III 7$_{43}$ *uns zi allemo ánaguate.* P *zị.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

IV 12$_{30}$ *er zi imo irfrágeti.* IV 5$_{37}$ *joh zi éiginen gibúron.*

## B. In der senkung.

## I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

### 1. Der sonant der praep. ist elidiert.

III 7$_{64}$ *sar zerthórrenne.* V *zer-* (*e* aus *i*). P *zi thórenne.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Vor *ir-*.

V 12$_{27}$ ***bi sie zi irstérbanne.*** V 14$_{4}$ *joh zi irrékenne.* V 20$_{26}$ *iro wérk zi irgebanne.*

Vor *in* (pron.).

V 20$_{99}$ *Jámarlicho er zi in quít.*

## II. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der sonant der praep. ist elidiert.

Die hebung lautet mit *i-* an.

II 4$_{39}$ *Tho sprah er zị ímo in thésa wis.* P *zi* (*i* übergeschr.) II 7$_{53}$ *So er nan zi ímo brahta.* P *zímo.* $_{54}$ *tho spräch er zi imo skíoro.* P *zímo* (acc. rad.) $_{75}$ *joh sume ouh zí imo ladota.* P *zimo ládota.* II 8$_{15}$ *Spráh tho zi iru súazo.* P *ziru.* II 12$_{5}$ *Quám er zi imo náhtes.* P *zimo.* $_{66}$ *thara zi íru sahi.* P *zíru.* $_{80}$ *thaz sie zị ímo thingen.* $_{94}$ *thaz er iz zi ímo io fuage.* P *zímo* (nach *z i* übergeschrieben, aber rad.). II 13$_{4}$ *ther liut nu zi ímo loufit.* P *zímo.* II 14$_{22}$ *wérgin zi iro mázze.* P *ziro.* $_{112}$ *thie thara zí imo quamun.* P *zíimo* (*i* übergeschrieben). II 23$_{11}$ *séhet zị iro wérkon.* III 2$_{21}$ 9$_{8}$ 10$_{39}$ 14$_{62}$ $_{78}$ $_{79}$ $_{84}$ 17$_{35}$ 20$_{46}$ 20$_{152}$ 22$_{42}$; IV 5$_{28}$ 6$_{21}$ 15$_{18}$ 33$_{4}$.

3. fuss.

I 12$_{21}$ *Thó quam, unz er zi ín tho sprah.* P *zín.* V *zi ín* (erstes *i* übergeschrieben). II 7$_{35}$ *Druhtin kríst sar zi imo sprah.* P *zímo.* $_{46}$ *tho sprach er*

*afur zi ímo sar.* P *zimo.* II 12$_{12}$ *want er gilóubig zi imo quám.* P *zimo.* II 14$_{35}$ *Quad unser drúhtin zi iru thó.* P *ziru.* III 8$_{31}$ *fon themo skíff er zi imo spráh.* P *zimo.* III 8$_{35}$ 15$_{30}$ 16$_{11}$; IV 12$_{43}$ 16$_{11}$ $_{36}$ 17$_{15}$ 19$_{13}$.

4. fuss.

II 7$_{16}$ *er kérta sih sar widar zín.* III 8$_{47}$ *In thaz skíf er giang tho zi ín.* P *zín.* III 10$_{23}$ *'Ih ni bín' quad er tho zi ín.* P *zín.* III 22$_{47}$ *sprah thaz réhta thar tho zi ín.* P *zín.* V *zi ín* (*i* übergeschrieben). IV 7$_{11}$ *thaz sie quémen thara zi ín.* P *zị.* IV 10$_{13}$ 14$_{15}$ 15$_{51}$ 20$_{31}$ 22$_{12}$ 24$_{34}$; V 4$_{61}$ 20$_{78}$.

Das *-i* der praep. ist hinzukorrigiert.

III 4$_{19}$ *joh ouh selbo zi ímo sprah.* P *zi* (*i* übergeschrieben). IV 23$_{19}$ 35$_{18}$; V 7$_{66}$ 11$_{5}$.

Das *i-* der hebung ist hinzukorrigiert.

V 4$_{37}$ *Wib, ih sprichu thara zi íu.* V *í* hinzukorrigiert.

Der akzent deutet die synalöphe an.

III 22$_{10}$ *sprachun zí imo in fárun.* P *zi.* III 24$_{40}$ *si slíumo zi imo giilta.* P *zí imo.*

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I 10$_{9}$ *Riht er zị uns ouh héilant.* P *zi uns.* I 13$_{6}$ *ja óugtạ uns zi érist thaz gibót.* P *zị.* I 18$_{6}$ *thes lóbes queman zi énte.* P *zị.* II 8$_{17}$ *waz drífit sulih zi úns zuein.* P *zị.* $_{53}$ *ménnisgon zi érist.* P *zị.* II 14$_{47}$ *'Hólo' quad er, sar zi érist.* P *ér sar zị.* II 17$_{4}$ *ni werden zi áz eine.* P *zị.* III 19$_{29}$ *Wír duen avur zi érist.* P *zị.*

## 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Die hebung lautet mit *i-* an.

II 7$_{31}$ *thara zi ímo leitti.* III 7$_{51}$ *Lésent zi ín thia rédina.* III 19$_{23}$ *Sie líafun zi iro stéinon.* III 20$_{162}$ *sus spráchun zi imo ouh hárto.* $_{171}$ *er sélbo sar tho zi ímo sprah.* III 24$_{25}$; IV 11$_{6}$ $_{15}$ $_{37}$ 17$_{30}$ 19$_{8}$ 24$_{11}$ 26$_{14}$ $_{28}$; IV 32$_{9}$ 37$_{19}$; V 7$_{21}$ $_{57}$ $_{66}$ 13$_{8}$ 15$_{11}$ 17$_{1}$ 18$_{3}$ $_{5}$ 20$_{61}$ $_{67}$; I 27$_{19}$; III 16$_{51}$ 23$_{28}$; IV 9$_{9}$ 16$_{44}$ $_{47}$ 20$_{9}$ 36$_{8}$; V 12$_{14}$.

Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

I 27$_{26}$ *tho gab er zi ántwurte tház.* II 5$_{7}$ *jénan zi úbarmuati.* II 8$_{48}$; III 2$_{34}$ 7$_{68}$ 25$_{11}$; IV 18$_{5}$ 21$_{28}$ 28$_{20}$ 29$_{41}$; V 11$_{33}$ 23$_{109}$ 25$_{7}$.

# III. An dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

## 1. Der sonant der praep. ist elidiert.

III 14$_{59}$ *Tho sin githígini zi imo ríaf.* P *zimo.* III 25$_{13}$ *gifáhent sih zị ímo thanne.* V *zị* (acc. rad.). P *zímo.*

## 2. Alle hss. zeigen die vollform.

V 8$_{31}$ *Sáma so er zi iru quáti.* P *sọ.* V 8$_{43}$ *Sáma so er zi iru quáti.*

Die präpositionen *bi* und *zi* sind unfähig, einen iktus zu tragen. Sie erscheinen stets in proklitischer stellung. An zweiter und dritter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung verlieren sie regelmässig ihren sonanten. Das synalöphegesetz gilt

also nicht nur für endsilbenvokale, sondern auch für einsilbige, vokalisch auslautende proklitika, die an den bezeichneten versstellen auftreten. Die belege der sprechformen sind weit zahlreicher als die der schreibformen. Die präposition *bi* wird genau so behandelt wie die praep. *zi*. Sie ist daher für Otfrids sprachgebrauch noch mit kurzem vokal anzusetzen.

Die praep. *zi* erscheint zuweilen an erster stelle des auftakts und der senkung vor einer zweiten vokalisch anlautenden unbetonten silbe. Unter diesen umständen lässt der vortrag stets synalöphe eintreten, über deren charakter das phonetische gewicht der jeweilig in auftakt und senkung zusammentreffenden wörter entscheidet. Der proklitischen präposition *zi* eignet nur ein geringes mass an druckstärke und schallfülle. Sie wird daher auf die schwundstufe herabgesetzt. Die sprechform ist im auftakt I $27_{58}$ vor dem präfix *in-*, I $10_{5}$ vor *uns* belegt; dadurch ist II $9_{55}$ die vollform *zi* vor dem präfix *er-* als schreibform charakterisiert. In der senkung findet sich III $7_{64}$ die schwundstufe vor dem präfix *er-*; die schreibform erscheint 3mal vor dem präfix *ir-*, V $20_{99}$ vor dem pronomen *in*.

## § 16. Das präfix *gi-*.

### 1. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

#### a) Der präfixvokal ist elidiert.

I $9_{5}$ *Tho géiscotun thie mága.* P *gịéisgotun* (*ị* übergeschrieben). II $1_{42}$ *was giáhtot io zi gúate.* P *gịáhtot* (*ị* übergeschrieben). III $12_{28}$ *joh géreta ínan, wizist tház.* P *giéretạ* (*ị* übergeschrieben).

#### b) Alle hss. zeigen die vollform.

III $20_{68}$ *sih giéinon thar ni móhtun.* III $20_{157}$ *ni giéiscotạ er thaz wóroltman.* V $7_{51}$ *Ih giágaleizon, thaz ist wár.*

### 2. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

#### a) Der präfixvokal ist elidiert.

I $9_{12}$ *theiz wari giáfaronti.* P *gịáfarónti* (*ị* übergeschrieben). I $22_{7}$ *thie fira giéntotun.* P *gịentotun.* I $12_{26}$ *bi thíu bírun wir nu giéinot.* P *gịéinot* (*ị* übergeschrieben). II $7_{30}$ *nih hera giílti zi thír.* P *gílti.* III $9_{1}$ *Ther líut tho géiscota thaz.* P *giéiscota* (*i* nach *g* übergeschrieben). III $22_{29}$ *Thes fáter min mir gịónsta.* V *ị* übergeschrieben. III $24_{14}$ *thaz tód uns sus io giángti.* P *gịángti.* IV $3_{20}$ *so ther líut tho giéiscota.* P *gịéiscota.* IV $11_{1}$ *So síe tho thar gázun.*

#### b) Alle hss. zeigen die vollform.

III $2_{3}$ ***Ein kuning giéiscot iz in wár.*** III $24_{11}$ ***so si zi kríste giilta.*** IV $1_{2}$ ***ther*** *líut sih habet giéinot.* $_{26}$ *jóh óuh thanne giíle.* P *ouh.* IV $5_{52}$ *so sehen giérete.*

V P *giherete.* V $16_7$ *Gibót in, thaz sie giiltin.* $_{33}$ *Ther arur, thés ni giilit.* V *gihilit.* P *giilit.*

Es handelt sich nur um das unbetonte verbalpräfix. Es wird vor vokalisch anlautender silbe stets auf die schwundstufe reduziert. Selbst wenn das präfix die einzige silbe des auftakts und der senkung darstellt, fällt der vokal. An zweiter stelle des auftakts und der senkung überwiegen die sprechformen die schreibformen bedeutend. Als zeichen der perfektivierung blieb nur das anlautende *g-*. Dieser umstand erklärt, dass leicht der anlautende konsonant im sprachbewusstsein zum stamm gezogen werden konnte.

## § 17. Adverbia.

### A. Adverbia auf *o-*.

### I. Das wurzelbetonte dreisilbige adverb vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

Die wurzelsilbe ist kurz.

I $13_{18}$ *thiz ébono áhtonti.* P *ébono.* II $6_7$ *imo ábilo iz gisázi.* P *ábilo.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I $5_{13}$ *Tho sprach er érlicho abar ál.* P *érlicho.* III $11_7$ *giklágota ekrodo ira sér.* III $14_{19}$; IV $12_{57}$ kann *ekord* sprechform der schreibformen *ekordi* und *ekordo* sein.

Unter dem nebeniktus.

III $14_{19}$ *thia drádun ekord éina.*

Unter dem hauptiktus.

IV $12_{57}$ *ni si ékord einlif thégana.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Die wurzelsilbe ist kurz.

V $25_{61}$ *ist ábilo imo in máate.* II $11_5$ *joh fila hébigo iz intfiang.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I $23_{13}$ *joh érlicho imo gágantin.* II $20_{12}$ *ófono untar mánne.* III $7_{30}$ *thaz geistlicho uns io wóla duat.* $_{46}$ *er geistlicho uns iz zálta.* IV $7_{89}$ *ofono állan then liut.* IV $8_{22}$ *ni si ékordo in giríhti.* IV $25_4$ *ginádlicho unsih rétita.* III $17_{51}$ *joh sí ekrodo éinu.* III $25_{39}$ *ni giang so ófono untar ín.*

### II. Es folgt eine vokalisch anlautende senkung auf das zweisilbige adverb oder auf das viersilbige adverb mit nebenbetonter vorletzter silbe.

#### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *ir-*.

II $4_{17}$ *thaz wólt er gerno irfíndan.* P *wólta er gerno.*

Vor *er*.

IV 25$_{3}$ *Wio wúntarlicho er uns giháłf.* P *wúntarlichọ.*

### b) Unter dem hauptiktus.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 22$_{28}$ *bist gáro ouh thiu gilícho.* P *gár.*

Die wurzelsilbe ist lang.

Vor *iz*.

I 26$_{11}$ *joh hárto iz uns gilíuben.* P *hártọ iz* (*iz* übergeschrieben).

Vor *imọ*.

III 3$_{28}$ *joh díofo imo ouh ginígen.* P *díofọ imọ.*

Vor *ist*.

I 1$_{67}$ *hárto ist iz giwéizit.* P *hartọ.* V 20$_{22}$ *in stárcho ist thanne in múate.* P *stárchọ.*

Vor *in* (praep.).

I 1$_{53}$ *hárto in édilzungun.* P *hartọ.* II 24$_{15}$ *sin fástọ in then githánkon.* P *fásto* (*o* anfangs ausgelassen).

Vor *es*.

IV 1$_{46}$ *joh hart es scín wagun.*

Vor *er*.

I 15$_{3}$ *joh rehto er lébeta ubar al.* P *réhtọ er lébetạ.* I 23$_{16}$ *scónọ er iz gisúazta.* I 25$_{13}$ *Slíumọ er iz irfúlta.* P *Slíum.* $_{24}$ *so slíum er nan gibúdota.* P *sliumo.* II 4$_{38}$ *thoh wán ih, blúgo er rúarti.* P *blúogọ.* III 14$_{58}$ *so slíum er es giwúag thar.* P *sliumọ* (*ọ* übergeschrieben). III 23$_{35}$ *giwíssọ er ni firspírnit.* P *giwíssọ* (*ọ* übergeschrieben). H$_{63}$ *Hóh er oba mánnon.*

Vor *io*.

III 23$_{40}$ *giwissọ io in álathrati.* D P *giwísso.*

Vor *ouh*.

I 24$_{13}$ *thara hárto ouh zúa drahton.* P *hártọ.* II 1$_{2}$ *so rúmo ouh so in áhton.* P *rúmọ.*

Vor *uns*.

V 23$_{52}$ *zi lángo uns iz ouh ni élte.* P *lángọ uns iz óuh.*

## 2. Der sonant der senkungssilbe fällt hinter der vollform des adverbs.

### Unter dem hauptiktus.

Vor *iz*.

IV 2$_{10}$ *si scóno iz al bitháhta.* P *ịz.*

Vor dem acc. *in*.

III 20$_{176}$ *scónon es giríhta.*

Vor endbetontem *imò*.

IV 11$_{26}$ *iz súazo imo giságeta.* P *ịmo.*

Vor endbetontem *inàn*.

I 11$_{42}$ *scóno nan insuébita.* II 4$_{14}$ *joh gérno nan giwínnan.* II 8$_{46}$ *so lángo nan gispáratos.* II 12$_{67}$ *joh hóho nan irháhe.*

3. V zeigt die form 1, P die form 2.

I 22$_{4}$ *wir fórahtlicho iz wéizen.* P *fórahtlicho iz.*

4. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *ir-*.

II 12$_{22}$ *er wólta iz gerno irfíndan.*

Vor *in* (praep.).

IV 17$_{8}$ *ther ángisaro in nóti.* IV 29$_{36}$ *giwáralicho in thráti.* III 20$_{127}$ *Ir wóllet odo in wár mín.* III 23$_{30}$ *si erquámun odo in thráti.* IV 10$_{5}$ *Ni drínku ih rehto in wára.* IV 16$_{18}$ *bi thén ir rehto in wára.* IV 18$_{14}$ *thú bist rehto in wára.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz*.

Die wurzelsilbe ist kurz.

IV 33$_{11}$ *si gáro iz in intwórahta.*

Die wurzelsilbe ist lang.

I 19$_{27}$ *Ob ih giwísso iz wésti.* III 8$_{30}$ *bin ih giwisso iz sélbo.* IV 6$_{17}$ *joh scóno iz al bifórata.* V 6$_{49}$ *Giwísso iz wirdit thánne.* V 8$_{23}$ *Tho er so hóho iz fuarta.*

Vor *ih*.

III 8$_{32}$ *gruazta báldo* (*ih sagen thir thaz*). IV 7$_{3}$ *Quad ér: 'giwisso ih ságen iu'.*

Vor *imo*.

IV 6$_{29}$ *joh gérno imo ángust giduan.*

Vor *ist*.

II 11$_{52}$ *giwáro ist thaz bithénkit.*

Vor *ir* (pron.).

V 16$_{37}$ *so slíumo ir iz giméinet.*

Vor *ir-*.

II 12$_{84}$ *thaz thémo ist giwisso irdéilit.* III 8$_{25}$ *Sie tho lúto irháretun.* III 24$_{104}$ *sliumo irlóset inan thés.* V 21$_{8}$ *ist férro irdríban fon hímile úz.* V 23$_{89}$ *Thie híar io gerno irfúltun.*

Vor *in-*.

V 15$_{25}$ *so thiko inflóhan wari.*

Vor *ingegin*.

II 3$_{24}$ *sie giangun kúsgo ingegin úz.*

Vor *in* (pron.).

III 24$_{112}$ *was hárto in leid thaz wúntar.*

Vor *in* (praep.).

I 2$_{46}$ *suntar réhto in waru.* I 9$_{38}$ *filu vásto in iro múat.* III 2$_{28}$ *thaz rehto in álawari.* III 20$_{179}$ *giloub ih fásto in thinan dúam.* IV 11$_{3}$ *wárf iz hárto in sinaz múat.* IV 20$_{26}$ *gidruabta hárto in waru.* V 2$_{16}$ *rumo in éwinigan not.* V 5$_{1}$ *Quam María sliumo in wár.* V 9$_{8}$ 14$_{26}$ 15$_{7}$ 20$_{62}$; H$_{84}$.

Vor *er*.

II 9$_{64}$ *thaz súazo er sih gidrénke.* III 4$_{30}$ *so slíumo er thiu gihórta.* III 8$_{4}$ *giwisso, er détaz thuruh tház.* III 17$_{41}$ *so slíumo er thiz giméinta.* IV 6$_{33}$ *wio scóno er thaz giméinta.* IV 11$_{40}$; V 4$_{4}$ 6$_{65}$.

Vor *ouh.*

II $11_{33}$ *joh scíoro ouh thes gihélfet.* V $11_{38}$ *joh sie giwísso ouh wéstin.* V $12_{11}$ *Joh habet fásto ouh unser múat.*

Vor *uns.*

II $1_{39}$ *duemes hárto uns in thaz múat.*

Vor *inàn.*

IV $8_{24}$ *so gisuáso inan giláti.*

Vor *imò.*

II $12_{52}$ *er scóno imo iz gizéinta.*

Vor *oba.*

V $12_{8}$ *harto rúmo oba unsan wán.* V $20_{89}$ *iz ist rúmo oba unsan wán.*

Die adjektivischen adverbia gehen in den Otfridhss. regelmässig auf *-o* aus. Eine abgeschwächte form des endvokals ist nicht belegt, obwohl in der umgangssprache die reduktion der endung schon eingetreten war, wie sich aus den sprechformen der Otfridhss. mit sicherheit erweisen lässt.

I $26_{11}$ ist das auslautende *-o* des hochbetonten adverbs in P vor dem enklitischen pronomen *iz* elidiert: *joh hárto iz uns giliuben,* P *hártọ iz* (*iz* übergeschrieben). IV $2_{10}$ elidiert derselbe schreiber unter denselben rhythmischen bedingungen den sonanten des pronomens *iz* hinter der vollform des adverbs: *si scóno iz al bitháhta,* P *ịz.* Da beide darstellungsformen meines erachtens phonetisch gleichwertig sein müssen, ist das auslautende *-o* des adverbs dadurch als irrationaler vokal charakterisiert. In der umgangssprache des 9. jahrhunderts lief schon die gestalt des adverbs um, die wir gemeinhin als mhd. ansetzen. Bestätigt wird dieser schluss noch durch vers I $22_{4}$: hier stehen sich die beiden darstellungsformen in den varianten desselben halbverses gegenüber; ihre gleichwertigkeit ist also gesichert: I $22_{4}$ *wir fórahtlichọ iz weizen,* P *fórahtlicho ịz.*

Dieser unbetonte endvokal fällt nach dem synalöphegesetz vor vokalisch anlautender senkung. Die kurzform ist in 21 halbversen belegt vor den senkungssilben *ir- imọ ist in es er io uns ouh.* Die schreibformen finden sich in 56 halbversen vor *ir- imọ ist in er uns ouh iz ih ir in- ingégin in* (pron.) *oba.* Nur der sonant des acc. sg. *in* fällt hinter dem endvokal des adverbs: III $20_{176}$ *scónon es girihta.* Diese form *in* ist die in der enklise hervortretende reduktionsstufe der betonten vollform *inan;* es ist also ein enklitikon geringsten phonetischen gewichts. Vor dem wurzelvokal der endbetonten pronomina *imo* und *inan* behauptet sich der endvokal des adverbs. Durch die akzentverschiebung verliert der wurzelvokal jeden nachdruck.

4 resp. 6 kurzformen des wurzelbetonten dreisilbigen adverbs vor vokalisch anlautender hebung erweisen 11 vollformen als schreibformen.

**B. Adverbial gebrauchte casus von substantiven und adjektiven.**

### 1. *ekordi filu sama ofto hiutu.*

### I. Das dreisilbige wurzelbetonte adverb vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

II $8_{56}$ *tho gilóubtun ekordi éine.*

III $14_{19}$; IV $12_{57}$ kann sowohl die kurzform des auf *-o* ausgehenden adverbs als die des unflektierten adjektivs gemeint sein:

III $14_{19}$ *thia drádun ekord éina.* IV $12_{57}$ *ni si ékord einlif thégana.* V *ékord* (*e* rad.).

#### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

II $4_{20}$ *thaz ér ekordi éino.*

### II. Das zweisilbige wurzelbetonte adverb vor vokalisch anlautender senkung.

#### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

*filu.*

I $16_{11}$ *joh filu ouh fásteta.* P *filu.*

*sama.*

Unter dem nebeniktus.

L $_{18}$ *mit thulti sámą iz ouh firdrúag.*

#### 2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) *filu.*

Unter dem nebeniktus.

I $1_{1}$ *Was líuto filu in flíze.*

Unter dem hauptiktus.

Vor *ir-*.

III $10_{25}$ *Íro ist filu irwórtan.*

Vor *er.*

V $16_{15}$ *Fílu er ín tho zálta.*

Vor *ouh.*

II $11_{59}$ *Joh fílu ouh in then líutin.*

b) *ofto.*

Unter dem nebeniktus.

L $_{23}$ *Riat gót imo ofto in nótin.*

Unter dem hauptiktus.

Vor *ir-*.

S $_{11}$ *Ófto irhugg ih múates.* H $_{92}$ *then wóltun se ofto irsláhan thar.*

Vor *in* (praep.).

$L_{19}$ *Ófto in nóti er was in wár.* III $16_{37}$ *ofto in sámbazdag gidán.* $H_{76}$ *thoh thált er ofto in wára.*

Vor *ist.*

I $8_{25}$ *ther ófto ist iu giheízan.*

c) *hiutu.*

Unter dem nebeniktus.

Vor *ir-*.

V $4_{62}$ *want er fon tóde hiutu irstúant.*

Unter dem hauptiktus.

Vor *in* (praep.).

$H_{110}$ *noh dages híutu in wara.*

Die noch nicht völlig geklärte morphologie der hier behandelten formen geht uns in diesem zusammenhang nicht an. Wir haben es nur mit den synalöpheerscheinungen zu tun.

Das wurzelbetonte dreisilbige adverb *ekordi* verliert vor vokalisch anlautender hebung der regel gemäss seinen endvokal.

Das betonte adverb *filu* begegnet vor der senkungssilbe *ouh* in der kurzform; danach sind die schreibformen vor den senkungssilben *ir- in er ouh* umzusetzen. Das adverb *sama* erscheint nur $L_{48}$ in der sprechform vor dem pronomen *iz*. Der endvokal scheint also nur geringe schallfülle besessen zu haben. Graff VI 27 belegt die schreibungen *sama samo sami same* aus denkmälern des 8 11. jahrhunderts. Für das adverb *ofto* finden sich nur 7 vollformen vor den senkungssilben *ir- in ist.* Es fehlen die enklitika geringsten phonetischen gewichts. Aus dem Pariser glossar lässt sich die form *oftu*, aus Tat. *ofta* beibringen [1]. Wir werden mit einiger sicherheit überall die kurzform des adverbs für den vortrag postulieren können. Das adverb *hiutu* begegnet in 2 vollformen vor *ir-* und *in* (praep). Graff IV 693 belegt die schreibung *hiuto* aus Glossaren des 9. und 10. jahrhunderts. Auch hier wird der endvokal des adverbs zu elidieren sein. Doch ist eine sichere entscheidung nicht möglich, wenn die sprechform fehlt.

2. *wola.*

Das betonte adverb vor vokalisch anlautender senkung.

1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

Vor *er.*

I $1_{10}$ *joh wól er sih firwésti.*

1) Vgl. Graff I 184.

### 2. Der sonant der senkungssilbe fällt hinter der vollform des adverbs.

Vor *iz.*

II $14_{33}$ *Er wóla iz al bitháhta.* P *ịz.*

Vor endbetontem *inàn.*

IV $5_{40}$ *so wóla nan, ther thár ist.* IV $37_{13}$ *joh wóla nan giháltes.*

### 3. P zeigt die form 1, V die form 2 in demselben halbvers.

Vor *ist.*

V $22_{16}$ *thir wólast mit giwúrti.* P *wólạ ist.*

### 4. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *ir-.*

II $18_4$ *siu bédiu wola irfúlti.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

III $26_{19}$ *wir wóla iz ni bidráhton.* IV $7_{67}$ *Wio wola iz thén gifuar ouh thár.* P *wóla iz.* IV $7_{75}$ *joh wola iz mérotun.* IV $31_{33}$ *Thiu wóla iz állaz ubarmág.* V $1_9$ *joh wóla iz al bidráhton.*

Vor *ist.*

III $23_{45}$ *'Wóla ist, druhtin', quadun, 'tház'.*

Vor *ir-.*

II $7_{62}$ *thaz er wóla irkanta.* II $8_{41}$ *iz filu wola irkántun.*

Vor *int-.*

I $27_{21}$ *Ni wánu, iz wola intfiangin.* P *wanụ.*

Die sprechformen der Otfridhss. lehren, dass der endvokal des adv. *wola* im 9. jahrhundert schon auf dem wege der reduktion begriffen war. V $22_{16}$ stehen sich die darstellungsformen *wólast* V und *wólạ ist* P gegenüber: *thir wólast mit giwúrti.* P *wólạ ist.* Auf grund der notwendigen phonetischen gleichwertigkeit beider darstellungsarten müssen wir meines erachtens für die umgangssprache des 9. jahrhunderts schon die mhd. gestalt *wole* ansetzen. Immerhin eignet dem endvokal noch schallfülle genug, um sich in der senkung dem pronomen *iz* gegenüber zu behaupten: II $14_{33}$ *Er wóla iz al bitháhta,* P *ịz.* Danach sind die 5 belege der vollformen einzuschätzen. Dass der wurzelvokal des endbetonten pronomens *inàn* hinter der vollform des adverbs fällt, erklärt sich wieder aus der akzentversetzung. Die kurzform des adverbs ist endlich noch I $1_{10}$ vor dem pronomen *er* belegt. Vor den präfixen *ir-* und *int-* sind die schreibformen in die kurzen sprechformen des adverbs umzusetzen.

### C. Adverbiale partikeln.

1. *ostana zisamane hera thanne wanne tharmiti wara fora tharana inne forna.*

#### I. Das dreisilbige wurzelbetonte adverb vor vokalisch anlautender hebung.

##### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

III $7_{8}$ *zisámane unsih fúagen.* P *zisámanẹ.*

##### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

V $5_{13}$ *zisámane al biwúntan.* I $17_{9}$ *Tho quamun óstana in thaz lánt.*

#### II. Das wurzelbetonte zweisilbige adverb vor vokalisch anlautender senkung.

a) *hera.*

##### 1. Der endvokal des adverbs wird elidiert.

Das adverb trägt stets einen hauptiktus.

Vor *iz.*

I $10_{12}$ *gihúgit, thaz er hér iz liaz.*

Vor *in* (praep.).

I $3_{43}$ *joh héra in worolt zị úns quam.* P *hérạ.* I $13_{5}$ *int iz hérạ in worolt sánta.* P *hera.* II $2_{14}$ *ther hera in wórolt sinne.* P *hérạ.* III $13_{4}$ *bi híu er hera in wórolt quam.* P *herạ.*

##### 2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Unter dem nebeniktus.

Vor *in* (praep.).

I $3_{3}$ *wio sélbo er hera in wórolt quam.* II $12_{33}$ *Thaz hera in wórolt io gisán.* II $12_{87}$ *thaz líoht, thaz hera in wórolt quam.* III $6_{52}$ *ther kúnftig héra in wórolt ist.* III $10_{23}$ *giséntit hera in wórolt in.* III $26_{32}$ *thaz drúhtin hera in wórolt quam.* P *héra.* IV $21_{29}$ *zi thiu quám ih hera in wórolt in.* IV $12_{61}$ *Er quam so rísi hera in lánt.* V $8_{26}$ *wío er hera in wórolt quam.* V $16_{25}$ *theih sélbo hera in wórolt quam.*

Unter dem hauptiktus.

I $4_{61}$ *Thi er héra in worolt séntit.* II $2_{32}$ *iz ward héra in worolt fúns.* II $8_{54}$ *síd er hera in wórolt quam.* III $14_{113}$ *bi híu er hera in wórolt quam.* III $20_{14}$ *hera in wórolt santa.* III $21_{28}$ $_{29}$ $22_{55}$ $24_{36}$ $_{96}$; IV $19_{50}$ $30_{28}$ $34_{4}$.

b) *thanne.*

##### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

Die belege der konjunktion sind einbezogen.

Unter dem nebeniktus.

Vor *er.*

Conj. I $4_{61}$ *thann er kráft wirkit.* IV $1_{31}$ *then líutin, thann er wólta.*

Vor *in.*

Adv. V $23_{68}$ *thanne in théra fristi.* P *thannẹ.*

Vor *ist*.

Adv. V 20$_{22}$ *in stárcho ist thanne in múate.* P *stárcho ist thannę.*

### Unter dem hauptiktus.

Vor *er*.

Conj. V 19$_{35}$ *Thánne er mit giwélti.* P *Thánnę.*

## 2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

### Unter dem nebeniktus.

Vor *in-*.

Adv. II 6$_{19}$ *Quad, wúrtin thanne indániu.*

Vor *ir-*.

Adv. I 24$_{19}$ *Ouh thanne irfúllit ana nót.* II 8$_{49}$ *So thie mán sih thanne irwínnent.* II 23$_{5}$ *Mit thíu ir thanne irfúllet.*

Vor *in* (praep.).

Adv. II 3$_{7}$ *thanne in théru ist, thiu nan bár.* II 4$_{72}$ *sprách thanne in thésa wis.* II 23$_{27}$ *Ih zéll iu thanne in gáhun.* IV 7$_{31}$ *Sie sínt thanne in wéwen.* IV 7$_{57}$ *thanne in théru ziti.* IV 13$_{6}$ *thanne in thía wila.* V 6$_{40}$ *ist Júdeo mánag thanne in wár.* V 19$_{18}$ *thúlten thanne in éwon.*

Vor *ir* (pron.).

Conj. II 21$_{15}$ *Thanne ir bétot, wizit tház.*

Vor *iu* (pron.).

Conj. III 2$_{11}$ *thanne iu wírdit so nót.*

Adv. III 16$_{43}$ *Ziu ist thánne iu wídarmuati.*

Vor *uns*.

Conj. III 16$_{59}$ *Thanne uns kríst quimit héim.*

Vor *ouh*.

Adv. IV 36$_{14}$ *thanne ouh thérer dati.* V 16$_{31}$ *ni gilóubit thanne ouh thuruh nót.*

### Unter dem hauptiktus.

Vor *ih*.

Conj. IV 14$_{1}$ *'Thánne ih', quad er, 'sánta'.* IV 19$_{7}$ *'Thánne ih', quad er, 'lérta'.*

Vor *in*.

Adv. II 6$_{22}$ *joh thánne in iro brústin.* III 18$_{46}$ *bin ih thanne in lúginon.*

Vor *ouh*.

IV 31$_{22}$ *joh thánne ouh thu githénkes.*

c) *wanne*.

Der endvokal des adverbs ist elidiert in mindestens einer hs.

### Unter dem hauptiktus.

Vor *iz*.

IV 7$_{47}$ *wánne iz scoli wérdan.* P *wánnę.* $_{48}$ *wanne iz gót wolle.* P *wannę.*

Vor *imo*.

V P zeigen die vollform, F die sprechform *wan*.

III 2$_{30}$ *wanne imo báz wurti.* P *wánne.* F *wan.*

d) *tharmíti.*

2 hochbetonte kurzformen vor der praep. *in.*

II 4 4 *séhzug ouh tharmíti in wár.* P *tharmíti.* IV 9 3 *Johánnem ouh tharmíti in war.* P *tharmíti.*

e) *wara.*

1 kurzform vor *er* unter dem nebeniktus.

II 12 15 *war er fáran wolle.*

f) *fora.*

1 nebenbetonte vollform vor *int-*.

V 2 11 *nub ér hiar fora intwiche.*

g) *tharana.*

2 vollformen.

Unter dem nebeniktus vor *in.*

III 16 17 *joh séhe tharána in wára.*

Unter dem hauptiktus vor *ist.*

V 10 12 *wio iz tharána ist al gizált.*

h) *inne.*

Unter dem nebeniktus.

II 23 10 *thar buent ínne in wáre.*

i) *forna.*

Unter dem hauptiktus.

V 23 4 *thén er hiar forna irdéilta.*

## III. Das adverb im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

1. *hera.*

In der vollform.

IV 23 3 *'Hera úz' quad, 'léitu ih inan íu'.*

2. *thanne.*

a) Das auslautende *-e* des adverbs ist elidiert.

Conj. I 11 45 *than imo fróst derita.* III 20 63 *Thanne óuh fon ther ménigi.* P *Thanne.* III 24 24 *thann éllu worolt úfsteit.*

b) Alle hss. zeigen die vollform.

Vor *er.*

Conj. V 19 34 *thanne er iz zi thiu gifiarit.*

Varia.

III 22 16 *thanne ih iu zéllu thaz gúat.* V 3 11 *thanne ih in mír iz zeino.* P *íh* (acc. rad.).

Adv. II 14 31 *thanne únser fater Jácob ist.* II 22 20 *thanne al gifúgiles, thaz ist.* V 1 10 *thanne ist uns ouh thaz wúntar.* P *ist* (acc. in V rad.).

## IV. Das adverb in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der endvokal des adverbs ist elidiert.

a) *hera.*

II $14_{27}$ *fazzes wiht zi thiu herain.* P *herain.*

b) *thanne.*

III $18_{62}$ *er, thannę ér io wurti.* P *thannę* (ę übergeschrieben).

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Es finden sich nur 5 belege für *thanne.*

IV $28_{21}$ *ther síd thanne éristo si.* I $2_{48}$ *thaz ih thanne iamer lóbo thih.* II $1_{6}$ *thaz was thanne úngiscafan.* III $22_{13}$ *thaz laz thanne ófanaz sin.* V $25_{77}$ *Waz dúit thanne iro frávili.*

Nach dem synalöphegesetz verliert jede vokalisch auslautende silbe an zweiter oder dritter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung ihren sonanten. III $7_{8}$ erscheint das wurzelbetonte dreisilbige adverb *zisámane* in der kurzform; V $5_{13}$ und I $17_{9}$ zeigen alle hss. die schreibformen *zisámane* und *óstana.* In satztieftoniger stellung sind die unbetonten kurzen satzdoppelformen der adverbia *hera* und *thanne* belegt. Im auftakt begegnet *thanne* 3mal in der kurzform, 6mal in der schreibform. IV $23_{3}$ ist die vollform *hera* in die kurzform umzusetzen, die II $14_{27}$ in der senkung belegt ist; für *thanne* in der senkung vor vokalisch anlautender hebung steht eine kurzform 5 schreibformen gegenüber.

Die betonten kurzen satzdoppelformen treten vor vokalisch anlautender senkung heraus. Es finden sich zahlreiche belege der kurzen sprechform für die adverbia *hera* und *thanne,* wodurch die entsprechenden vollformen als schreibformen erwiesen werden. Die adverbia *wanne tharmíti* und *wara* sind überhaupt nur in wenigen sprechformen belegt. Nur die vollformen begegnen für *fora* (*int-*) *tharana* (*in, ist*) *inne* (*in*) *forna* (*ir-*). Wir können mit sicherheit auf grund des synalöphegesetzes dem vortrag in allen fällen die kurzform des adverbs zusprechen.

Das adv. *forna* ist nur aus den Otfridhss. bekannt; es hat rein lokale bedeutung. Es ist nicht zusammenzubringen mit dem auch sonst im ahd. belegten adv. *forn* temporaler funktion. Kelle II 400 und im Glossar 144 b stellt beide formen in das verhältnis von kurzform und vollform. Dies erscheint jedoch unzulässig. III $7_{26}$ nimmt Kelle synalöphe an: *ist óuh, so ih forn ju wésta.* Für Otfrid lautet aber das adv. *ju* zweifellos konsonantisch an wie überall im älteren

ahd. Erst bei N hat sich der wandel zu vokalischem anlaut vollzogen. Dass aber die form *forna* vor konsonantisch anlautender hebung ihren endvokal aufgibt, wäre ganz ohne parallele. Hier liegt das adverb *forn* vor. Ebenso in folgenden versen, in denen Kelle elision des endvokals aus reimrücksichten annimmt:

III $18_{72}$ *zórn : sie thahtun ér thes filu fórn.* IV $17_{25}$ *zórn : thes thahtun sie ér ju filu fórn.* $H_{126}$ *fon álten zitin hina fórn. so sint thie búah al théses fol.*

Im letzten vers liegt kein reim vor; es ist einer der reimlosen verse Otfrids. Hier fällt also Kelles erklärung fort. Es kann kein zweifel obwalten, dass es sich um das selbständige adv. *forn* und nicht etwa um eine kurze sprechform des zweisilbigen adverbs handelt.

2. *thanana.*

Das ahd. hat 3 formen für *inde : thana thanân thanana.* Otfrid braucht in der hs. V mit vorliebe die form *thanana.* Doch lassen sich alle 3 formen in den Otfridhss. belegen.

Die form *thanana* erscheint in neutraler umgebung stets in dieser gestalt. Folgt eine unbetonte silbe, so kann das wort auf erster und letzter silbe einen iktus erhalten: II $12_{42}$ *er thánana ni wénkit.* Sehr häufig begegnet daher das dreisilbige adverb als reimwort: I $3_{26}$ *thiu thritta zuahta thánana.* I $11_{27}$ $12_{15}$; II $15_1$ $18_9$; III $5_5$ $6_{11}$ $14_{91}$ $20_3$ $25_{40}$: IV $6_1$ $7_1$ $22_{19}$ usw. In allen anderen fällen trägt das adverb nur einen iktus auf der wurzelsilbe. In dieser form erscheint es also stets vor konsonantisch anlautender hebung: I $18_{13}$ *Wir fúarun thanana nóti.* II $12_{62}$ *ther thánana quam ouh hérasun.* II $19_{26}$; IV $4_{64}$. I $23_5$ und II $11_{53}$ zeigen vor konsonantisch anlautender hebung alle hss. die form *thanan:* I $25_5$ *Thaz er fúari thanan frám.* II $11_{53}$ *thes thritten dages thánan quam.* Kelle II 394 sieht hierin die kurzform der dreisilbigen vollform. Die apokope des endvokals vor konsonantisch anlautender silbe lässt sich in den Otfridhss. nur für wenige wörter durch zahlreichere sprechformen belegen. Vor vokalisch anlautender silbe ist die elision des endvokals der dreisilbigen form stets eindeutig durch den tilgungspunkt bezeichnet. Vor vokalisch anlautender hebung finden sich 4 kurzformen.

Unter dem nebeniktus.

II $4_{52}$ P *fon then stétin thananạ úz.* IV $29_{55}$ *Si lúzit iz al thanana uz.* P *thananạ.*

Unter dem hauptiktus.

II $2_{12}$ *joh thánana in giságeti.* P *thánanạ.* F *thanna.*

F zieht hier wie noch in einigen anderen versen das gleichbedeutende

zweisilbige adverb vor. Danach sind die 7 belege der vollform einzuschätzen.

Unter dem nebeniktus.

II $11_{11}$ *joh warf se álle thanana úz.* F *thanna.* $_{19}$ *Er werf iz állaz thanana úz.* $_{44}$ *thaz wir ni kértin thanana úz.* III $17_{46}$ *sih thanana úz tho fíartun.* IV $7_{58}$ *dribi then thíob thanana úz.*

Unter dem hauptiktus.

V $13_{8}$ *thánana er tho zi ín sprah.* II $4_{51}$ *thánana er nan fúarta.*

Vor vokalisch anlautender senkung begegnet nur eine sprechform des dreisilbigen adverbs: I $19_{22}$ *ladon thánana ir lánte,* P *thanang,* F *thanana.* Sie ist danach mit sicherheit auch vor den senkungssilben *in* (d. pl.) und *er* für den vortrag anzusetzen.

Unter dem hauptiktus vor *in.*

II $6_{18}$ *quad, thánana in quami wízzi.*

Unter dem nebeniktus vor *er.*

II $13_{19}$ *ther scal spréchan, thanana er íst.* III $24_{90}$ *thánana er hera in wórolt quam.* V $17_{14}$ *zi sinemo fáter, thanana er quám.*

Es stehen sich also in den varianten niemals die darstellungsformen *thanang* und *thanan* gegenüber, die es nahelegen könnten, *thanan* als kurzform des dreisilbigen adverbs zu fassen. Wohl findet sich auch vor vokalisch anlautender hebung die form *thanan* in 5 halbversen. Stets weisen dann V P die gleiche form auf; nur F zog auch hier zuweilen die allen schreibern geläufigere dreisilbige form *thanana* vor.

Unter dem nebeniktus.

III $12_{34}$ *thaz sie nirgángen thanan úz.* IV $4_{65}$ *dreip se ál thanan úz.* IV $6_{3}$ *Gíang io in mórgan thanan úz.* F *danana.* IV $13_{1}$ *so Júdas thanan úzgigiang.* F *danana.*

Unter dem hauptiktus.

I $20_{7}$ *thánan unz in zuéi jar.*

Aus den sprechformen der Otfridhss. lässt sich jedenfalls kaum die berechtigung ableiten, die form *thanan* als kurzform der dreisilbigen vollform anzusprechen. Wir werden hierin vielmehr das zweisilbige adverb *thanân* sehen müssen. Neben der vollform *thanana* läuft eine kurze satzdoppelform *thanan* her, die vor vokalisch anlautender silbe heraustritt und von den schreibern der Otfridhss. stets unzweideutig durch *thanang* dargestellt wird.

3. *w a n a n a.*

Hier ergeben sich dieselben verhältnisse, die wir beim adv. *thanana* beobachten konnten. Für den begriff *unde* kennt das ahd. drei

formen: *wanna wanân wanana.* Die dreisilbige form ist allen schreibern der Otfridhss. die geläufigste. Sie trägt stets einen iktus auf der wurzelsilbe und kann vor einer unbetonten, neutral anlautenden silbe einen zweiten iktus auf letzter silbe erhalten. Z. b.: III 16 $_{12}$ *wánana thiu frúma quam,* F *wanna.* F zieht hier das zweisilbige adverb vor, das in V P niemals gebraucht ist. Vor konsonantisch anlautender hebung findet sich in V P nur die dreisilbige form: IV 23 $_{31}$ *wanana lántes thu sis.* III 20 $_{137}$ *Wanana thérer acur íst.* F *Wanna.* I 1 $_{33}$ *Wánana sculun Fránkon* (V letztes *a* zukorrigiert). Diese korrektur ist nicht als umsetzung der sprechform in die schreibform anzusehen. Der korrektor hat vielmehr eine ihm weniger geläufige form in die gewöhnliche dreisilbige form geändert. Auch hier ist die elision des endvokals durch den tilgungspunkt bezeichnet. Es findet sich nur ein beleg vor vokalisch anlautender hebung: I 5 $_{35}$ *Wánanạ ist iz, fró min,* F *Wanana.* Nirgends begegnen die formen *wananạ* und *wanan* in den varianten desselben verses. III 16 $_{56}$ zeigen V P vor vokalisch anlautender senkungssilbe die zweisilbige form *wanân,* während F die gewöhnliche dreisilbige form vorzieht: II 16 $_{56}$ *wir wizun wóla, wanan er ist,* F *wanana.* Das hochbetonte dreisilbige adverb erscheint endlich noch 2mal in der vollform vor den senkungssilben *er* und *ih*: III 16 $_{60}$ *wánana er selbo quámi.* $_{62}$ *joh wizut wóla, wanana ih bin.* Hier hat im vortrag die kurze satzdoppelform *wanan* statt.

4. *hinana hina.*

Auch für *hinc* sind im ahd. drei formen belegt: *hina hinân hinana.* Wieder machen wir die gleichen beobachtungen. Die drei formengruppen für *inde unde hinc* können sich wechselseitig erhellen. Die form *hinân* ist sehr selten; sie begegnet nur II 11 $_{21}$ in einer variante der hs. F. Aber in diesem formenkreis streitet *hina* mit *hinana* um den vorrang. Die dreisilbige form wird gern als reimwort gebraucht (vgl. z. b. I 12 $_{19}$; IV 21 $_{17\ 19}$; IV 21 $_{23}$; V 23 $_{99}$). Sonst findet sie sich nur noch II 13 $_{19}$ vor der betonten verbalform *ist* und muss hier in die kurze satzdoppelform *hinan* umgesetzt werden: II 13 $_{19}$ *Ther fon ther érdu hinana íst.* Vor konsonantisch anlautender hebung hat regelmässig die betonte form *hína* statt (vgl. Kelle II 396 c). II 4 $_{79}$ setzt F hier die dreisilbige form: *inti hina nidarscrikke,* F *hinana.* Die betonte kurzform *hinạ* haben wir in 3 halbversen einzusetzen, in denen alle hss. vor den senkungssilben *in* und *ubar* die orthographische vollform zeigen: I 21 $_{3}$ *hina in élilente.* III 23 $_{28}$ *hina in iro lánt in.* II 4 $_{74}$ *hina ubar himilạ alle,* V *hina* (acc. rad.). Wenn

man es nicht vorzieht, im letzten vers *hina* als auftakt zu fassen. Dann hätte hier die satztieftonige kurzform statt, die II 11$_{21}$ in V belegt ist: II 11$_{21}$ '*Wérfet' quad er, 'thíz hinuz'*, P *hina : na* (rad.), F *hinan uz.*

5. *thara.*

Für den zweck dieser arbeit ist es unnötig, die belege zu scheiden, in denen das adverb selbständig oder mit einem anderen wort verbunden erscheint. Nur die formen *tharazua* und *tharzua* verlangen eine besondere behandlung.

I. *thara.*

**A. Es folgt eine konsonantisch anlautende silbe.**

Vor konsonantisch anlautender hebung findet sich unter dem haupt- und nebeniktus stets die form *thara.* Die belege sind sehr zahlreich; es erscheint unnötig, sie zu sammeln.

A. Unter dem haupt- oder nebeniktus vor konsonantisch anlautender senkung.

1. Alle hss. zeigen die form *thár.*

Unter dem hauptiktus.

II 3$_{24}$ *sie giangun kúsgo ingegin úz. thár zi themo gótes hus.* IV 20$_{3}$ *giang er sélbo ingegin úz. thár zi themo pálinzhus.*

Unter dem nebeniktus.

IV 33$_{40}$ *thaz deta drúhtin thar tho kríst.*

2. Alle hss. zeigen die form *thara.*

a) Vor der praep. *zi.*

Unter dem nebeniktus.

II 4$_{80}$ *joh fare in lúfte thara zi thír.* III 8$_{41}$ *theih thuruhquéme thara zi thír.* IV 7$_{39}$ *quéman thara zi thínge.*

Unter dem hauptiktus.

III 8$_{34}$ *thaz ih quéme thara zi thir.* III 20$_{54}$ *Leittun sie nan ubar tház . . . thára zi themo thínge.* III 24$_{64}$ *Quam tho drúhtin unser. thára zi themo líoben man.* $_{97}$ *Er sprah tho wórton lúten. thára zi themo dóten.* IV 6$_{3}$ *Gíang io in mórgan thanan úz. thára zi themo gótes hus.* V 10$_{2}$ *Sih náhtun sie tho álle. thára zen iro sélidon.*

b) Vor anderen unbetonten silben.

Unter dem nebeniktus.

III 3$_{8}$ *thoh géner thara ni géroti.* V 8$_{24}$ *thára wir zua io rúafen.*

Unter dem hauptiktus.

II 3$_{40}$ *joh thara gihábet iuih zua.* III 3$_{10}$ *er thara thoh fáran wolta.* IV 6$_{19}$ *thie thara giládot warun.* IV 16$_{53}$ *thie thara mit ímo quamun.*

B. Im auftakt vor konsonantisch anlautender hebung.

1. In der verbindung *tharafúri* ist das zweite *a* in V nachträglich zugeschrieben.

IV $35_{37}$ *Wóllun se, ér se fuarin héim. tharafúri míhilan stéin.* V *thara* (*a* zugeschrieben).

2. Alle hss. zeigen *thara.*

I $24_{13}$ *thara hárto ouh zúa drahton.* V $20_{19}$ *Thara férit al ingégini.*

C. In der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

1. Die form *thar* findet sich in mindestens einer hs.

I $12_{25}$ *joh lértun ouh thar sáng zua.* II $7_{30}$ *thaz thú tharạ gíangis mit mír.* P *thara.* IV $31_{4}$ *joh dúa thar thina gúati.* IV $35_{17}$ *er quám thar tho gimúato.*

2. Alle hss. zeigen die form *thara.*

IV $3_{1}$ *thaz drúhtin kríst thara quéman was.* $_{20}$ *thaz ér thara quéman scolta.* III $15_{33}$ in P gegen V: *Quad, thaz síe thara fúarin.* P *sie thára.*

### B. Im reim.

Es begegnet 2mal die form *thar.*

III $1_{35}$ *ob iaman rámet es thar.* III $20_{59}$ *er kléipta mir ein hóro thar.*

### C. Es folgt eine vokalisch anlautende silbe.

A. Unter dem haupt- oder nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *tharạ.*

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *in* (praep.).

III $17_{9}$ *thara in míttan then ring.* P *tharạ.*

Vor *ouh.*

V $19_{5}$ *Quément thara ouh thánne.* P *tharạ.*

Vor *ingégini.*

III $13_{52}$ *quámun thara ingégini.* P *tharạ.* III $19_{18}$ *girísso tharạ ingégini.* P *thárạ.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

III $16_{21}$ *Ther avur thára iz wéntit.* P *thárạ.*

Vor *er.*

V $16_{8}$ *thára er tho giméinta.* P *thárạ.*

Vor *ouh.*

V $23_{4}$ *er thára ouh thie síne leitta.* P *thárạ.*

2. Alle hss. zeigen die form *thara.*

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *in* (praep.).

III $4_{25}$ *Ih ílu thara in thráti.* III $14_{81}$ *ther thara in thíu giliafi.* III $24_{1}$ *thara in Júdeono lant.*

Vor *ouh.*

III $14_{71}$ *Thara oúh zúa gifuagi.*

Vor *ingégin, ingégini.*

II $3_{61}$ *thih thára ingegin rústis.* V $16_{43}$ *Ni mag díufal thara ingégin sin.* V $20_{18}$ *ther thára ingegin ríngе.* V $23_{133}$ *thara ingégin rachon.* I $9_{27}$ *ávar thara ingégini* III $14_{116}$. III $16_{27}$ *Thó sprah thara ingégini.* III $20_{63}$ *spráchun thara ingégini.* IV $3_{2}$ *quám tho thara ingégini.* IV $4_{17}$ *Thó fleiz thara ingégini.* IV $18_{9}$; V $20_{35}$.

### b) Unter dem hauptiktus.

Vor *iz.*

II $1_{29}$ *So er thára iz tho gifíarta.* IV $2_{3}$ *So er thára iz tho bibráhta.*

Vor *io.*

III $26_{63}$ *Joh unsih thára io alle.* V $23_{18}$ *biginnent thára io flízan.* $_{49}$ *Biginnent thara io húggen.*

## B. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. In mindestens einer hs. findet sich die form *thar.*

II $21_{38}$ *thara ána ni gifállen.* F P *tharána.*

### 2. Alle hss. zeigen die form *thara.*

III $4_{26}$ *thara ándere er gigáhent.* V $20_{52}$ *tharaáfter iamer riazent.* II $12_{41}$ *thara imo ist múatwillo.* III $21_{24}$ *thara inan kríst tho wánta.* V $6_{52}$ *thara in zi gánganne.* V $11_{29}$ *thara er so gínget thanne.*

## C. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. In mindestens einer hs. findet sich die form *thar.*

In allen hss.

II $23_{21}$ *thie lázit man thar íngan.* III $4_{11}$ *fuar thar ín gimuato.* III $12_{39}$ *thie tharín ni sculun gán.* IV $3_{19}$ *Fuar thar ál ingegini.* V $5_{7}$ *Ni gíang er thiu halt thoh tharín.* V $6_{25}$ *joh giang er sár io tharin.* V $7_{12}$ *luaget ávar tho tharin.*

In mindestens einer hs.

I $17_{59}$ *joh sar tharaín quamun.* P *sár.* P *tharaín* (*a* vor *í* übergeschrieben). IV $15_{5}$ *ward wóla then, thara íngeit.* P *thar.* In V korrigiert aus: *so wola nan ther thar ingeit.* V $6_{28}$ *tho er ínan sah thara íngan.* F *dar.*

An zweiter stelle der senkung in allen hss.

IV $4_{15}$ *legitun tharúf in gidát.*

### 2. Alle hss. zeigen die form *thara.*

IV $3_{18}$ *fúar thara ál ingegini.* II $11_{5}$ *Er tho sár thara íngiang.*

Das zweisilbige wurzelbetonte adverb *thara* verliert vor vokalisch anlautender senkung seinen endvokal. Es finden sich 7 kurzformen vor den senkungssilben *iz in in- er ouh;* 20 vollformen vor *iz in in- ouh io* sind dadurch als schreibformen erwiesen. Da der endvokal auch dem enklitischen pronomen *iz* weicht, kann seine schallfülle

nicht mehr beträchtlich gewesen sein. Neben der betonten kurzform läuft in satztieftoniger stellung eine unbetonte kurzform *thar* her. Sie ist 1mal im auftakt und 11mal in der senkung vor vokalisch anlautender hebung belegt. Ihnen stehen 6 schreibformen im auftakt und 2 in der senkung gegenüber.

Dieselben ablautsstufen *thára thár thar* haben auch vor konsonantisch anlautender silbe statt. Die zweisilbige betonte form hat nur geltung, wenn eine betonte silbe folgt. Vor konsonantisch anlautender senkung tritt die betonte kurzform *thár* heraus. Sie ist 3mal belegt, da sich hier der einfluss der orthographischen normalform *thara* übermächtig geltend machte: sie hat sich in 15 halbversen durchgesetzt. Ein vergleich der betreffenden verse zeigt, dass die beiden formen tatsächlich im verhältnis von sprechform und schreibform stehen. Vgl. z. b. III $3_{24}$ *sie giangun kúsgo ingegin úz. thár zi themo gótes hus.* IV $20_{3}$ *giang er sélbo ingegin úz. thár zi themo pálinzhus* und IV $6_{3}$ *Gíang io in mórgan thanan úz. thára zi themo gótes hus.* In der senkung vor konsonantisch anlautender hebung stellt sich 4mal die satztieftonige kurzform *thar* ein; II $7_{30}$ ist sie durch den tilgungspunkt unter der vollform dargestellt. 3mal zeigen alle hss. die orthographische normalform. Vgl. z. b. IV $35_{17}$ *er quám thar tho gimúato* und IV $3_{1}$ *thaz drúhtin krist thara quéman was.* Wenn daher IV $35_{37}$ im auftakt vor konsonantisch anlautender hebung das auslautende *-a* der form *thara* in V erst nach träglich zugeschrieben ist, werden wir hierin die umsetzung der sprechform in die schreibform sehen dürfen und werden auch I $24_{13}$ und V $20_{19}$ dem vortrag die kurzform *thar* zusprechen.

Es fällt auf, dass die kurzform *thar* nur selten durch *thara* dargestellt wird. Nur die betonte kurzform vor vokalisch anlautender senkung wird gerne durch den elisionspunkt bezeichnet. Sonst hat die form *thar* im schriftbild durchaus selbständige geltung. Erst die neue, normalisierende orthographie suchte die zweisilbige normalfigur durchzusetzen. Der endvokal der zweisilbigen form hat wahrscheinlich nur geringe schallfülle besessen. Ausserdem trägt das adverb in der regel nur einen nebeniktus. Es wird sich also schon früh eine kurzform entwickelt haben, vielleicht zuerst vor vokalisch anlautender silbe. Im 9. jahrhundert hat die kurzform die zweisilbige form in der umgangssprache schon fast verdrängt. Wir sind also auch in diesem formenkreis von den mhd. sprachzuständen nicht mehr weit entfernt. Dass die betonte kurzform im sprachbewusstsein völlig selbständige geltung besass, geht endlich noch daraus hervor, dass sie 2mal als

reimwort begegnet: vgl. z. b. III $20_{59}$ *er kléipta mir ein hóro thar* und II $6_{30}$ *iz avur thára kleipti.*

## II. *tharazua* *tharzua.*

Die formen *tharazua* und *tharzua* stehen zueinander in einem doppelten verhältnis. Sie scheiden sich nach ganz bestimmten akzentsphären. Innerhalb des geltungskreises der form *tharzua* erscheint *tharazua* als schreibform.

Die form *tharazua* trägt stets 2 ikten. Je nachdem die demonstrative bedeutung des adverbs oder die bedeutung der präposition mehr hervortritt, hebt sich einer der beiden ikten deutlicher heraus. Die form *tharazua* hat statt, wenn zur füllung des verses eine dreisilbige form erforderlich ist. In der mehrzahl der belege wird dadurch regelmässiger wechsel von hebung und senkung erreicht.

### Im verseingang vor einer senkung.

IV $8_{26}$ *thárazua er húgita.* IV $35_{8}$ *thárazua ouh húggen.* III $13_{29}$ *tharazúa ouh ubar tház.*

### Zwischen zwei unbetonten silben.

I $8_{22}$ *joh thárazua ouh hógeti.* I $13_{20}$ *ouh thárazua biquámi.* II $12_{69}$ $16_{14}$; IV $7_{64}$ $37_{33}$.

### Es folgt eine hebung.

I $1_{71}$ *Ouh thárazua fúagi.* IV $4_{14}$ *sie tharazúa tháhtun.*

Sobald aber der vers genügend mit sprachmaterial gefüllt ist, so dass die dreisilbige form den vers überladen würde, treten wir in den geltungskreis der form *tharzua* über. Sie ist stets auf der letzten silbe betont. Sie hat also statt, wenn das adverb in den auftakt oder in die senkung tritt. Die beiden formen stehen also im ablautsverhältnis zueinander.

### Im auftakt.

V $16_{40}$ *tharzúa sin ouh gizálte.* II $24_{28}$ *tharazúa firlih uns múates.*

Hier tritt nun zuweilen die dreisilbige form als schreibform, oder *thara* tritt als schreibform der kurzform *thar* auf: IV $1_{22}$ *tharazúa sie harto tháhtun.* IV $36_{10}$ *tharazúa ni firslíchen.* V $20_{12}$ *tharazúa io fórahtlicho.* V $20_{20}$ *tharazua fórahtlicho.* V $23_{237}$ *tharazúa thoh thíngotun.*

### In der senkung.

I $16_{19}$ *in thíu er tharzua githínge.* I $17_{50}$ *thaz íh tharzúa githinge.* III $12_{40}$ *thie thíi tharzua gilíazes.* IV $29_{9}$ *Ouh síh tharzua ni náhit.* II $24_{31}$ *Thaz wir tharzúa húggen.* III $14_{73}$ *thoh ih tharzúa due then dág.* IV $33_{28}$ *mit spéru er tharzúa giilta.* V $25_{99}$ *Thoh íh tharzua húgge.*

Wieder begegnet die dreisilbige form hier zuweilen als schreibform.

In F.

IV $27_2$ *nihéin tharzua ouh húgita.* F *darazua.* V $23_{72}$ *wir tharzua ouh húggen.* F *darazua.*

In allen hss.

IV $37_{12}$ *bigín tharazua húggen.* II $6_{15}$ *thoh sin tharazúa fiangin.*

Wilmanns hat in seiner untersuchung über den altdeutschen reimvers zum erstenmal klar dargestellt, wie sich die beiden halbverse rhythmisch voneinander unterscheiden. Der zweite halbvers findet seinen höhepunkt meist auf zweiter hebung, um dann schwer und getragen abzusteigen; charakteristisch ist das fehlen der senkung im 2. oder 3. oder im 2. und 3. fuss. Im ausgang des zweiten halbverses hat daher nur die zweisilbige form *tharzua* statt. Ein lebhafter wechsel von hebung und senkung im versausgang würde dem charakter des zweiten halbverses zuwiderlaufen: I $24_8$ *joh gib thaz drínkan tharzua.* III $7_2$ *joh thaz hérza tharzua.* III $18_8$ *sin selbes hérza tharzua.* Einmal ist die zweisilbige form in V durch den elisionspunkt hergestellt. P zeigt die kurzform, F die dreisilbige form, die hiernach als schreibform gekennzeichnet ist: I $13_8$ *sie thahtun hárto tharazua,* P *tharzua,* F *tharazua.* In 3 halbversen stehen sich in den varianten die zweisilbige und die dreisilbige form als sprechform und schreibform gegenüber: V $5_{21}$ *wir sculun húggen tharzua,* F *darazua.* V $23_{39}$ *joh habet thaz múat sar tharzúa.* F *darazua.* V $25_{85}$ *sero grúnzent tharzúa.* F *darazua.*

Alle hss. zeigen die schreibform.

S 39 *joh mih gifúage tharazúa.* II $24_{13}$ *joh hogtin hárto tharazua.* III $6_3$ *joh zuene físka tharazua.* V $24_{17}$ *mih io fúagi tharazúa.*

Der erste halbvers dagegen ist dadurch charakterisiert, dass er gerade im ausgang des verses regelmässigen wechsel von hebung und senkung anstrebt. Hier ist daher die dreisilbige form am platze; es findet sich nur 1 beleg: IV $13_{14}$ *joh harto thénki tharazúa.* Vielleicht ist es daher dem charakter des ersten halbverses angemessener in vers IV $37_{29}$ *Suntar fáhemes tharazúa* die form *tharazua* als schreibform zu fassen und durch die kurzform *tharzua* regelmässigen wechsel von hebung und einsilbiger senkung herzustellen.

6. *tho nu wio ju io.*

**A. Im auftakt.**

Die adverbia vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

1. *tho.*

Vor *uns.*

Conj. II $10_7$ *Tho uns ward thiu sálida so frám.*

Vor *er.*

a) Der sonant der conj. *tho* ist unterpunktiert.

I 2 12 *thọ er selbo tóthes ginand.* P *tho er.*

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Conj. II 1 21 *Tho er déta, thaz sih zárpta.* II 9 56 *tho er súlih werk wórahta.* 79 *tho er thúlta thaz wízi.* II 11 54 *tho er úf fon themo grábe irstuant.* III 5 3 *Tho er mo firbót thio dáti.* IV 11 6 *tho er crist brédigon bigan.* V 1 3 6 28 12 20 23; H 81.

b) Der sonant des präfixes ist elidiert.

Vor *ir-.*

Adv. I 21 1 *Tho ẹrstarp ther kúning Heród.* F *Thorstarp.* P *Tho erstarp.*

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Adv. II 6 40 *tho irfirta uns mér ouh thaz gúat.* II 11 65 *Tho irhógtun filu blíde.*

2. *n u.*

a) Der sonant der verbalform ist elidiert.

Vor *ist.*

Adv. I 2 10 *nu ịst wórolti giméini.* P *nust.* I 5 61 *Nust siu gibúrdinot thes.* P *Nu ist.* II 7 24 *nu ist gótes thegan gúater.* P *ịst.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Adv. II 3 53 *Nu ist drúhtin krist gidóufit.* IV 9 31 in P gegen V: *Nu íst uns thiu iro gómaheit.* V *úns íro* (akzente rad.). P *Nu ist úns.*

c) Nur die vollformen sind belegt.

Vor *in.*

Adv. H 35 *nu in himilriche thráto.*

Vor *iz.*

Conj. V 24 15 *Nu iz állaz, druhtin, thín ist.*

Vor *ir.*

III 16 41 *Nu ir sámbazdag ni mídet.*

Vor *es.*

I 1 31 *Nu es filu manno inthíhit.*

Vor *er.*

II 22 17 *Nu er tház so wilit wérren.*

3. *w i o.*

a) Die reduktion hat am adv. statt.

Vor *er.*

V 12 94 *wi er zálta in fon theru mínnu.* P *wiọ* (ọ zugeschrieben).

b) Der sonant des pronomens ist elidiert.

H 28 *wior húgu rihta sinan.*

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

II 3 29 *wio er kóson bigonda.* II 9 79 *Wio er sélbo druag thaz krúzi.* IV 1 9 *Wio er sélbo giang zi hánton.* IV 25 2 *wio er únsih mit thiu nérita.* V 12 93 20 64 33 155; H 94.

Vor *es.*

V 12 91 *wi es drúhtin quít, so thu weist.*

c) Der sonant des pronomens ist elidiert.

Vor *iz.*

I $17_{28}$ *wio ịz íwo buah singent.* P *iz.* I $8_{26}$ *wioz fórasagon zéllent.* P *wio iz.* V $25_{74}$ *wioz híntorort gikeren.*

Die vollformen stehen nebeneinander.

II $9_{73}$ *wio iz químit al zisámane* III $23_{54}$ *wio iz állaz fuar thare.* III $25_{34}$ *wio iz allaz wísan scolta.* V $9_{52}$ *wio iz íagilicher zélita.*

Vor *in.*

V $23_{123}$ *wio in búachon siu gilóbot ist.*

### B. In der senkung.

## I. Die adverbia vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

1. *tho.*

a) Der sonant des adverbs ist elidiert.

Vor *in* (praep.).

Adv. II $14_{115}$ *Gilóubta iro ouh tho in wára.* P *Gilóubtạ thọ.*

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Adv. II $7_{4}$ *sant er thíe tho in alla hánt.* II $13_{39}$ *Ni lag Johánnes noh tho in wár.* IV $6_{35}$ *Er zalta in óuh tho in alawár.* IV $24_{1}$ *Pilátus was tho in flízi.*

b) Der sonant des pronomens ist elidiert.

Vor *er.*

Conj. II $2_{21}$ *joh wísota, tho ẹr wólta.*

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Conj. H 145 *In náht, tho er wolta in mórgan.*

2. *nu.*

Vor *iz.*

II $6_{2}$ *bi thiu zéllu ih iu nu ịz híar mer.* P *zéllụ ih íu nụịz.*

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *in* (praep.).

II $7_{60}$ in V gegen P: *ni sí nu in thereru gáhi.* P *ni si nú in.* III $24_{65}$ *so nóh nu in lantẹ ist wísa.* V $7_{3}$ *Hábeta si nu in war mín.*

Vor *ir-.*

IV $36_{6}$ *thes unser múat nu irhógeta.*

3. *ju.*

Nur 1 beleg vor der praep. *in:* V $15_{24}$ *thaz er ér ju in war mín.*

4. *io.*

Es finden sich stets die vollformen nebeneinander.

Vor *in* (praep.).

II $1_{34}$ *al io in thésa wisun.* II $8_{5}$ *Ni ward io in wóroltzitin.* II $19_{19}$ *Sit io in dátin filu lúd.* III $23_{40}$ *giwissọ io in álathrati.* IV $6_{3}$ *Gíang io in mórgan thanan úz.* V $11_{18}$ *joh sar io in théru fristi.* V $20_{84}$ *thaz mán io in álagahi.*

Vor *ir-*.

H 73 *Wanta íz zi thíu io irgéngit.*

### II. Die adverbia an zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

#### 1. *tho.*

Es findet sich nur die vollform.

III 24 41 *Ni quám noh tho unser drúhtin.* IV 14 7 *Gibót er tho in then nótin.* IV 21 1 *mit ímo tho in then sólari.* IV 17 25 *Thie liuti ráchun tho iro zórn.* V 10 16 *irbútun ímo tho iro gúat.* 27 *Bigondun thíngon tho antar ín.*

#### 2. *nu.*

a) Der sonant des adverbs ist elidiert.

I 19 7 *Ni laz iz nụ úntarmuari.* P *nụ.* D *nu.* I 27 37 *Thes gidúa thu nụ unsih wís.* P *nu.*

b) Die vollform erscheint S 17 in P gegen V.

S 17 V *Émmizen nu ubar ál.*

II 10 7 ist die konjunktion *tho* im auftakt vor dem pronomen *uns* (s. 271, 1) als zweiter auftaktsilbe auf den anlautenden konsonanten reduziert. Das pron. *uns* erfährt eine etwas grössere druckstärke; die konjunktion wird als phonetisch leichtere silbe auf die schwundstufe herabgesetzt. Ebenso liegen die dinge vor dem pron. *er* als zweiter auftaktsilbe; nach vers I 2 12 sind die 11 halbverse einzuschätzen, in denen alle hss. die vollformen nebeneinander zeigen. Tritt dagegen das adv. *tho* im auftakt vor das verbalpräfix *ir-*, so erhält das adv. den stärkeren nachdruck; es überwiegt an druckstärke und schallfülle. I 21 1 ist daher der sonant des präfixes hinter der vollform des adverbs elidiert; II 6 40 und II 11 55 erscheinen die orthographischen vollformen nebeneinander. In 5 halbversen treffen das adv. *nu* und die verbalform *ist* im auftakt zusammen. Die verbalform lehnt sich enklitisch an das adverb an und wird daher auf die schwundstufe reduziert; es stehen 3 sprechformen 2 schreibformen gegenüber (s. 272, 2a und b). Ebenso folgen die pronomina *iz ir es er* und die praep. *in* (s. 273 c) in der enklise auf das adverb und die conj. *nu;* wir haben also für den vortrag in jedem fall den sonanten der in den hss. vorliegenden vollformen zu elidieren. Das adv. *wio* ist V 12 49 (s. 273, 3a) mit dem pron. *er* zu *wier,* V 12 91 mit dem pron. *es* zu *wies* kontrahiert. Die pronomina stehen enklitisch hinter dem adverb; das kontraktionsprodukt hat also zweifellos fallenden diphthongen. Dafür kann das schriftbild *wior* H 28 als bestätigung gelten. Die darstellungsformen *wier* und *wior* müssen meines erachtens phonetisch

gleichwertig sein. Das adverb ist dadurch als *wiə* charakterisiert. Die Otfrid so geläufige kontraktion des adverbs mit dem pron. *er* ist also durch die qualitative ähnlichkeit der zusammentreffenden vokale begünstigt: haben wir die verschmelzung doch eintreten sehen, wenn das pron. *er* in der senkung auf das betonte adverb folgt. 8mal zeigen alle hss. im auftakt die vollformen *wio er* nebeneinander. Folgt dagegen das schwach anlautende pronomen *iz* in der enklise auf das adv. *wio*, so hat die synalöphe naturgemäss an der pronominalform statt. 3mal ist in den hss. der sonant des pronomens elidiert; 4mal stehen die vollformen nebeneinander. Es fällt stets der sonant der phonetisch leichteren silbe. Man hat daher V $23_{123}$ *wio in búachon siu gilóbot ist* den sonanten der praep. zu tilgen.

Dieselben die synalöphe bestimmenden kräfte sehen wir auch in der senkung wirksam, wenn ein vokalisch auslautendes wort vor eine vokalisch anlautende zweite senkungssilbe tritt.

In vers II $14_{115}$ *Gilóubta iro ouh tho in wára.* P *Gilóubtạ.* P *thọ.* schliesst mit *ouh* ein sprechtakt ab; das adv. lehnt sich proklitisch an die präpositionale wendung an. Das adv. wird daher als phonetisch leichtere silbe auf die schwundstufe herabgesetzt. Ebenso sind II $7_4$ $13_{39}$; IV $6_{35}$ $24_1$ zu behandeln.

Ganz andere satzrhythmische verhältnisse treten in vers II $2_{21}$ zutage: *joh wísota, tho ẹr wólta.* Auf dem endvokal des verbums liegt der nebeniktus der ersten dipodie. Die conj. *tho* leitet einen neuen sprechtakt, syntaktisch einen neuen satz ein. Die konjunktion erhält einen beträchtlichen nachdruck wegen ihrer syntaktischen funktion. Das pron. *er* lehnt sich enklitisch an die konjunktion an. Hier wird daher der sonant des pronomens hinter der vollform der konjunktion elidiert. Nach vers II $2_{21}$ ist II $_{145}$ einzuschätzen. II $6_2$ *bi thiu zéllu ih iu nu ịz híar mer.* P *zéllụ ih iu nụiz* steht das nachdruckslose pron. *iz* in der enklise hinter dem adv. *nu;* der sonant des schwach anlautenden pronomens muss fallen. Auch IV $36_6$ *thes unser múat nu irhógeta* ist der sonant des präfixes zu elidieren. II $7_{60}$; III $24_{65}$; V $7_3$ erscheint das adv. *nu* vor einer mit *in* eingeleiteten präpositionalen wendung. Auf grund der an dem adv. *tho* II $14_{115}$ gemachten beobachtung wird man hier das proklitische adverb auf die schwundstufe reduzieren. Ebenso wird man dann vers V $15_{24}$ *thaz er ér ju in war mín* behandeln müssen, wenn man ihn nicht besser mit doppeltem auftakt und einem nebeniktus auf dem adverb liest. Das adv. *io* erleidet niemals reduktion. Zweisilbige wurzelbetonte wörter büssen vor unbetontem *io* stets ihren

endvokal ein. Dem adverb eignet ein bedeutendes phonetisches gewicht. H 73 vor dem präfix *ir*-, in 7 halbversen vor der praep. *in*, wird der vortrag die synalöphe an der zweiten senkungssilbe eintreten lassen.

Fassen wir die hier gemachten beobachtungen zusammen, so lässt sich folgendes synalöphegesetz aufstellen:

Tritt ein vokalisch auslautendes einsilbiges wort in auftakt oder senkung vor eine zweite vokalisch anlautende, unbetonte silbe, so hat im vortrag stets synalöphe statt. Über den charakter der synalöphe entscheidet in jedem fall das phonetische gewicht der zusammentreffenden wörter.

Die adv. *tho* und *nu* begegnen in einigen halbversen an zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung. Für *nu* findet sich 2mal die schwundstufe, S 17 P die vollform; für *tho* sind nur 6 schreibformen belegt.

Die synalöpheerscheinungen geben der vermutung, die Wilmanns a. a. o. § 57 ausspricht, grosse wahrscheinlichkeit, dass nämlich in der umgangssprache neben den betonten formen *thô nû* in satztieftoniger stellung quantitativ reduzierte formen *tho nu* umliefen.

### 7. *so.*

#### A. Im auftakt.

##### I. *so* vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktssilbe.

1. Vor *ist.*

a) Der sonant der verbalform ist elidiert.

*so* als adv. I 26 10 *so ịst thisu kráft allu.* P *ist.* I 1 42 *so ịst gótes selbes brédiga.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Adv. I 3 36 *so ist éinlif stunton sibini.* III 10 43 *so ist stárk gilóuba thinu.* V 6 63 *So ist drúhtin in giwélti.* V 16 32 *so ist iro lába thanne.*

2. Vor *in* (praep.).

a) Der sonant der praep. ist elidiert.

Rel. I 3 47 *so ịn evangélion iz ist.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Rel. II 2 35 *so in kinde zéizemo scál.* V 7 14 *so in krístes selben grábe zam.* V *so* (*o* aus *i*).

3. Vor *ih.*

Der sonant der form *so* ist elidiert.

Rel. IV 15 10 *sọ ih íuih iz ni háli.* P *sih.* V 15 19 *so ih híar thir óbana gibót.* P *sọ.*

4. Vor *iz.*

a) Der sonant der form *so* ist elidiert.

Rel. L 60 *sọ iz gote zimit, thaz ist wár.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Rel. II 1 50 *so iz blíntan man birínit.* III 2 14 *so iz fora góte zami.* IV 4 39 *so iz thó zi theru réisu biquam.* V 12 50 *so iz ér sah sin githígini.* Conj. V 6 26 *so iz héidene bifúntun.*

5. Vor *er.*

a) Der sonant der form *so* ist elidiert.

Conj. I 22 1 *Sọ er thó ward áltero.* P *So.* IV 2 3 *So er thára iz tho bibráhta.* P *Sọ.* IV 18 35 *So er érist tho irkráta.* P *Sọ.*

b) Der sonant des pronomens ist elidiert.

Conj. IV 5 19 *So er tház tho wolta wérkon.* P *ẹr.*

c) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Rel. V 18 6 *so er hína fuar nu thárasun.* H 148 *so er uns iz bílidoti.* Conj. I 23 39 *so er síh biginnit bélgan.* II 1 29 *So er thára iz tho gifíarta.* II 15 13 *So er thó gisah thia ménigi.* III 4 29 *So er érist sinu wórt insuab.* III 6 15 *So er thó mit sinen óugon.* III 7 21 *so er ufan hímile gisaz.* III 8 37 *so er avur then wínt tho gisah.* IV 7 51 17 23 18 5 P 20 9 26 15 29 37 33 26; V 12 73 16 15.

6. Vor *ir-.*

Adv. III 26 56 *so irlóst er unsih álle.*

II. *so* vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe in dreisilbigem auftakt.

Vor *er.*

Rel. IV 15 59 *So er se lérta thó in thera náht.*

III. *so* an zweiter und dritter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

Es finden sich nur vollformen.

Conj. IV 5 33 *Sar so iro síto bilidi.* Rel. V 7 37 *Joh, so íh iu hiar nu zéllu.* IV 33 39 *So waz so állaz thaz bizéinta.*

**B. In der senkung.**

I. *so* vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

1. Vor *ist.*

Der sonant der form *so* ist elidiert.

Conj. I 15 37 *sar sọ ist wóroltenti.* IV 21 33 *So wér so ist fona wáre.* P *sọ.*

2. Vor *in* (praep.).

a) Der sonant der form *so* ist elidiert.

Rel. I 3 33 *So wer sọ in érdriche.* P *wér so.* I 27 56 *so wér sọ in lante ist fúristo.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Adv. III 23 20 *io so in álawari.* P *ío.* V 23 204 *iz ist so in álawari.* P *íst.*

Rel. II 1 2 *so rúmo ouh so in áhton.* P *rúmọ.* III 24 29 *So wér so in mih gilóubit.* IV 23 28 *so wer so in úrheize.* V 16 30 *so waz so in érdu habe líb.*

3. Vor *ih.*

a) Der sonant der form *so* ist elidiert.

Rel. L 80 *thaz lében wir, sọ ih méinu.* II 17 5 *Ir síe, sọ ih íuih héize.* P *so ih.* III 24 33 *Gilóubist thu, so ih zéllu.* P *sọ.* IV 26 33 *Wéinot ouh, so ih zéllu.* P *sọ.* V 12 43 *Úngilih, so ih zéllu.* P *sọ.* V 20 14 *hóh ist ther, so ih zéllu.* P *sọ.* II 7 34 ist das *-o* in V nachträglich zugeschrieben: *bruader sín, so ih zálta.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Rel. II 14 66 *wanta héil, so ih rédion.* III 7 26 *ist óuh, so ih forn ju wésta.* III 7 71 *Firdrít, so ih quád, thia súazi.* IV 19 42 *ingégin in, so ih ságeta.* IV 26 1 *Tho námun nan, so ih zálta.* IV 24 37 *Irgáb er nan, so ih zálta.* V 12 34 *thaz iz mág, so ih rédinon.*

4. Vor *iz.*

a) Der sonant der form *so* ist elidiert.

Rel. II 2 37 *sélb sọ iz man giwúnsgti.*

b) Der sonant des pronomens ist elidiert.

II 13 3 *Meistar, ther zi thír, so ịz zám.* F *so iz.* P *sos iz.*

c) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Rel. II 14 54 *bi thiu spráchi thu, so iz wár ist.* III 3 12 *so wár so iz io zi thíu gigeit.* III 7 53 *So wár so iz ío zi thíu gigeit.*

5. Vor *er.*

a) Der sonant der form *so* ist elidiert.

Rel. II 8 26 *so wás so er in giquáti.* P *sọ er.* II 14 102 *so wáz sọ er selbo wólle.* III 4 14 *fon so wíu so er er was hálzer.* P *sọ.* IV 4 40 *érlicho, so er wólta.* P *sọ.* IV 9 11 *joh fúntun al, so er ságeta.* P *sọ.* IV 22 17 *Tho háft er nan, so er wólta.* P *sọ.* V 8 42 *si irkánta nan, so er wólta.* P *sọ.* V 10 3 *Tho dét er, selb so er wólti.* P *sọ.* Conj. V 17 13 *Yrhúab er sih, so er thaz gispráh.* P *sọ.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Rel. II 5 11 *Fiang er thó, so er then giwán.* II 15 20 *tharínne lag, so er wésta.* III 11 1 *Si hábeta, so er wésta.* 19 *Selbo kríst, so er wólta.* III 20 27 *Er fuar sár, so er es giwúag.* IV 8 6 *so wár so er lántes giangi.* 9 *So wár so er wari thánne.* IV 31 17 *Kért er tho, so er móhta.* V 1 8 *so wío so er selbo wólti.* V 12 20 *thiu nan bár, so er wólta.* V 14 15 *Sélb so er rehto quáti.* Conj. III 16 72 *sar so er sélbo quami.* P *sár.* IV 6 10 *joh warfun úz, so er erist quám.* V 20 10 *thie quátun, sar so er wólti.*

6. Vor *es.*

III 14 83 *so wér so es thanne thar giwúag.* P *sọ es.*

7. Vor *iu.*

II 19 17 *so wer so iu úbilo gidue.* V *íu* (acc. radiert). P *wér sọ iu.*

8. Vor *ouh.*

I 24 7 *So wer sọ ouh múas eigi.*

9. Vor *in* (d. pl.).

II 19 28 *so wer so in liobes filu duat.*

10. Vor *io*.

II 23$_{29}$ *so wer so io ubil dati.*

## II. *so* vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe in dreisilbiger senkung.

Conj. I 8$_{5}$ *Ouh, sọ iz zi thísu wurti.* P *Óuh so.* IV 12$_{9}$ *Joh so iz zi thísu wurdi.* P *sọ.* L 65 *so fram sọ inan lázit thiu craft.*

## III. *so* an zweiter oder dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

### 1. Der sonant der form *so* ist elidiert.

Adv. I 19$_{16}$ *bi thiu was er sọ éracar.* II 6$_{44}$ *ni wúrtiz alles so égislih.* P *allaz sọ.* IV 29$_{28}$ *bi thiu íst iz allaz so álangaz.* P *sọ.* Rel. L 50 *er mit thúlti, sọ er bigán.* I 8$_{9}$ *er was súlih, sọ er gizám.* P *so.* I 25$_{21}$ *Gifúar er, sọ er ni scólta.* P *so er.* I 6$_{11}$ *So slíumo sọ ih gihorta.* V *sọ* übergeschrieben. I 12$_{19}$ *ir fíndet, sọ ih iu ságeta.* I 25$_{21}$ *joh déta, sọ ih ni wólta.* II 14$_{32}$ *er dránk es, sọ ih thir zéllu.* III 3$_{24}$ *zemo súne, sih nu zálta.* III 14$_{52}$ *giwísso, sọ ih thir zéllu.* IV 23$_{38}$ *so wédar so ih gibíutu.* P *sọ ih.* IV 21$_{28}$ *kúning, so ih gihóru.* P *sọ ih.* V 6$_{20}$ *selbo drúhtin, so imo zám.* P *sọ.* Vgl. jedoch III 17$_{3}$ *joh lerta se ávur (so imo zám).* P *lérta sẹ avur so ịmo zám.*

### 2. Alle hss. zeigen die vollform.

Adv. IV 7$_{4}$ *thaz síe sint so únthrate.* Rel. L 4 *thaz ríhtit, so ih thir zéllu.* L 12 *hóh sint, so ih thir zéllu.* II 2$_{23}$ *sie dátun, so ih thir rédinon.* II 18$_{3}$ *Ódo, so ih nu rédino.* III 20$_{60}$ *so slíumo, so ih iz thána nam.* IV 12$_{33}$ *Pétrus, so ih nu ságeta.* IV 19$_{64}$ *thaz síe nan, so ih thir ráchon.* IV 22$_{33}$ *Er thúlta, so ih hiar fóra quad.* IV 29$_{25}$ *Giwísso, so ih thir zéllu.* V 6$_{6}$ *gidóugno, so ih thir rédion.* V 7$_{35}$ *Bi thiu, fró min, so ih iu rédinon.* V 11$_{8}$ *gab frído (so ih thir rédinon).* V 20$_{53}$ *Sih scéidit, so ih thir zéllu.* H 124 *so bístu (so ih thir ságen scal).* III 20$_{26}$ *mit wásgu, so iz gizámi.* IV 14$_{9}$ *So wélih so iz ni hábeti.* III 5$_{9}$ *Er wialt thera fíra, so iz gizám.* V 12$_{18}$ *irkénnen, so iz giscríban stat.* III 8$_{32}$ *then meístar, so er giwón was.* III 13$_{26}$ *nales so ér githenkit.* II 1$_{14}$ *odo ouh hímil, so er gibót.* II 11$_{50}$ *thes thrítten dáges, so er gihíaz.* IV 15$_{56}$ *so slíumo so er irstúanti.* IV 26$_{26}$ *so wer so mánno so es giwúag.* V 16$_{38}$ *so slíumo so ir se rúaret.* IV 35$_{1}$ *baldlícho, so imo zám.* V 8$_{27}$ *Wio druhtin déta, so imo zam.*

Im auftakt vor einer vokalisch anlautenden zweiten auftaktsilbe ist bald der sonant der form *so*, bald der der zweiten auftaktsilbe elidiert. Durch die jeweilige bedeutung der form *so* werden geringe abstufungen des nachdrucks bedingt, die sich jedoch im auftakt nicht bemerkbar machen. Die beiden auftaktsilben scheinen hier mit gleicher druckstärke artikuliert zu werden. 2mal ist der sonant der verbalform *ist* hinter der vollform des adverbs *so*, I 3$_{47}$ der sonant der praep. *in* hinter relativischem *so* elidiert; man wird danach die entsprechenden vollformen einschätzen. Andererseits ist das rel. *so* 2mal vor dem pron. *ih*, 1mal vor *iz*, 3mal vor *er* auf die schwundstufe herabgesetzt.

Die pron. *ih* und *iz* erfahren keinen erheblicheren nachdruck als die auftaktsilben *ist in;* dem pron. *er* eignet sicher die bedeutendste schallfülle von allen an zweiter stelle des auftakts auftretenden formen. Und doch ist IV $5_{19}$ hinter der conj. *so* der sonant des pronomens *er* elidiert, während wir 3mal vor *er* den sonanten der conj. unterpunktiert fanden. Dieser tatbestand der handschriftlichen überlieferung wird sich nur durch folgende annahme befriedigend erklären lassen: die beiden auftaktsilben erfahren gleiche und zwar nur geringe druckstärke; es tritt in jedem fall eine verschmelzung beider silben ein. Im vortrag hat hier eine ablautstufe der betonten form *sô* statt, die qualitativ und quantitativ reduziert ist und die wir wohl am treffendsten als [*sə*] definieren. Der sonant wird sich im vortrag dem folgenden vokal assimilieren. So erklärt sich das schwanken der schreiber, die einmal die erste, ein andermal die zweite auftaktsilbe elidieren zu sollen glaubten; daher gar das nebeneinander der darstellungsformen *so er* und *so er,* die wir phonetisch als [*sər*] identifizieren werden. Es ist also gleichbedeutend, wohin wir den elisionspunkt setzen, wenn III $26_{56}$ (*ir*-) und IV $15_{59}$ (*er se*) alle hss. die vollformen nebeneinander zeigen.

Wesentlich andere verhältnisse treten im satzinnern, in der senkung heraus. Die form *so* – fast ausschliesslich das rel. *so* – ordnet sich stets proklitisch oder enklitisch einer hebung unter. Die form *so* wird daher vor allen an zweiter stelle der senkung folgenden, vokalisch anlautenden silben auf die schwundstufe herabgesetzt. Belege der sprechform des enklitischen *so* finden sich I $15_{37}$; IV $21_{33}$ vor *ist;* I $3_{33}$ $27_{56}$ vor *in* (praep.); II $2_{37}$ vor *iz;* II $8_{26}$ $14_{102}$; III $4_{14}$; V $10_{3}$ vor *er;* III $14_{83}$ vor *es*; II $19_{17}$ vor *in*; I $24_{7}$ vor *ouh;* $L_{65}$ vor *inan* Danach sind die entsprechenden vollformen zu behandeln vor *in* (praep.); III $3_{12}$ = $7_{53}$ vor *iz;* IV $8_{6\ 9}$; V $1_{8}$ $14_{15}$; III $16_{72}$ vor *er;* II $19_{28}$ vor *in* (d. pl.); II $23_{29}$ vor *io.* Proklitisch steht das relativisch gebrauchte *so,* das einen neuen satz einleitet. Hinter dem nebeniktus der ersten dipodie liegt eine leichte cäsur; das relativische *so* steht proklitisch vor dem pronominalen subjekt, das sich wiederum an das hochbetonte verbum anlehnt. Die schwundstufe des proklitischen *so* ist 7mal vor *ih,* 5mal vor *er* (IV $4_{40}$ $9_{11}$ $22_{17}$; V $8_{42}$ $17_{13}$) belegt; die schreibformen stehen 7mal vor *ih,* 9mal vor *er* (II $5_{11}$ $15_{20}$; III 11 19 $20_{27}$; IV $31_{17}$; V $12_{20}$ $20_{10}$; IV $6_{10}$). 2mal ist die konj. *so* proklitisch an das pron. *iz* angelehnt und auf die schwundstufe herabgesetzt; in beiden versen folgt noch eine unbetonte silbe. Diese beiden verse werden den ganz vereinzelten beleg II $13_{3}$ '*Méistar,*

*ther zi thír, so ịz zám.* F *so iz.* P *sos iz* vollends verdächtig machen. Es ist der einzige beleg, in dem in der senkung die form *so* sich behauptet hätte. Der elisionspunkt schien auch wohl dem schreiber von P unpassend. Um aber mit seiner vorlage die vollform der einleitenden konjunktion festzuhalten, setzt er die hier sehr schwerfällige form *sos.* Der elisionspunkt in V wird auf einem versehen beruhen. Wir werden auch II 14$_{51}$ *bi thiu spráchi thu, so iz wár ist* für den vortrag die schwundstufe des rel. *so* ansetzen.

Auch hier gibt also das phonetische gewicht der in der senkung zusammentreffenden silben den ausschlag.

An zweiter oder dritter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung wird die form *so* regelmässig auf die schwundstufe reduziert. Im auftakt finden sich nur 3 vollformen. In der senkung stehen 15 sprechformen 28 schreibformen gegenüber.

Auffallend ist das schwankende verfahren desselben schreibers in folgenden, ganz analogen versen. V 6$_{20}$ *selbo drúhtin, so imo zám.* P *sọ* und III 17$_{3}$ *joh lerta se ávur* (*so imo zám*). P *joh lérta sẹ avur* (*so ịmo zám*). In beiden versen hat der schlusssatz nur den zweck, das reimwort zu liefern; er hat nicht den geringsten sinnesnachdruck. III 17$_{3}$ muss in P ein schreibfehler vorliegen. Das rel. *so* steht hier proklitisch und ist auf die schwundstufe zu reduzieren. Nach V 6$_{20}$ sind die vollformen IV 35$_{1}$; V 8$_{27}$ einzuschätzen.

### 8. *soso* (conj.).

Die conj. *soso* ist hier nachgetragen, um sie nicht von der form *so* zu trennen.

#### A. *soso* unter dem haupt- oder nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.

##### 1. Das auslautende -*o* ist elidiert.

##### a) Unter dem nebeniktus.

Vor *iz.*

III 20$_{176}$ *er sélbo, soso iz dóhta.* P *sosọ.* V 20$_{28}$ *so wánne soso iz wérde.* P *sosọ.* I 16$_{17}$ *Si kundta thár, sos iz wás.* I 27$_{17}$ *Jáh er thó, sos iz wás.* II 1$_{41}$ ***thaz was io in góte, sos iz ist.*** II 7$_{8}$ ***sine wéga, sos iz zám.*** II 8$_{50}$ ***súlih, sos iz wésan mag.*** III 2$_{1}$ *ward thaz tho mári, sos iz zám.* III 8$_{50}$ *quádun ouh, sos iz íst.* III 13$_{26}$ *sos iz thíh gilhunkit.* IV 16$_{35}$ *krist giang fórna, sos iz zám.* V 18$_{3}$ ***Sie quatun zi ín, sos iz zám.***

Vor *ih.*

L 85 *niazen sẹ íamer, sosọ ih quád.* II 6$_{1}$ *Ih állaz, soso íh wolta.* P *sosọ.* IV 31$_{33}$ *sósọ ih ofto seín wag.* P *sós.* V 12$_{73}$ *then géist gab, soso ih zéllu.* P *sosọ.* II 21$_{25}$ *Sos ih íuih abar ál.* III 20$_{148}$ *theih síhụ al sosọ ih wílle.* P *sos.*

Vor *in* (praep.).

I 11 4 *so wito soso in wórolti.* V *soso* (*o* übergeschrieben).

Vor *er.*

L 67 *rihtit scóno soso er scál.* II 4 61 *Er spúnota, soso er wás.* P *sos.* V 4 46 *soso er sélbo gihiaz.* P *soso.* I 27 31 *sós er wola kónda.* II 2 21 *Er quám, sos er skólta.* II 6 43 *jáhi, sos er dáti.* II 9 77 *bi únsih, sos er wólta.* II 15 11 *Sie héilt er, sos er móhta.* III 6 20 *thoh wést er, sos er scólta.* III 15 4 *er áltaz, sos er scólta.* IV 11 3 *Dét er, sos er io duat.* 10 *joh ávur sos er wólta.* IV 12 51 *So slíumo sos er úzgiang.* H 78 *sos er io thémo duat.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *er.*

II 1 39 *soso er iz gibót thar.* V *so* hinzukorrigiert. I 10 7 *Sós er thuruh álle.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen.

Unter dem nebeniktus.

Vor *iz.*

IV 29 31 *Giscáffota sía, sóso iz zám.* 49 *Joh thár, soso iz zámi.* V 24 12 *werde avur súlih, soso iz was.*

Vor *er.*

IV 35 9 *sóso er selbo báti.*

**B. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.**

1. Das auslautende *-o* ist elidiert.

I 10 13 *Sos ér gihiaz ju wánne.* P *Soso* (*o* übergeschrieben). I 22 16 *sos in was múatwillo.* P *sosi in.* I 25 14 *soso er mo sélbo gibot.* V *o* hinzukorrigiert. P *so* (*so* rad.). II 1 40 *sos er iz érist gisprah.* II 2 6 *soso ih hiar fórna giscreip.* P: *so ih.* II 12 42 *soso imo rát thunkit.* II 14 97 *sos ér in thar tho ságeti.* 107 *sos íh iu hiar nu ráchon.* II 21 31 *sos ér ist ufin hímile.* IV 17 13 *Soso éin man sih scal wérien.* P *Soso.* V 9 48 *sos ímo selben zámi.* V 13 14 *soso ér in selbo zéliti.* P *soso.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

V 14 2 *soso er ju déta for in ér.*

**C. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung.**

1. Das auslautende *-o* ist elidiert.

II 2 18 *ál soso er giméinta.* P *soso.* II 12 28 *so wés soso er nan grúazta.* P *soso.* II 19 16 *so wér soso iuih házzo.* V *soso* (*so* übergeschrieben). P *soso.* III 24 94 *ni si ál sos ih thih báti.* V 12 40 *ál sos ih thir rédinon.* V 17 14 *joh fuar, sos ímo selben zám.* IV 4 13 *joh funtun ál, soso er giquád.* V *soso* (letztes *o* zukorrigiert).

2. Alle hss. zeigen die vollform.

IV 21 18 *iz níst, soso ih thir ráchon.*

In neutraler umgebung begegnet die conj. 4mal unter dem nebeniktus, stets in der normalform *soso* II 12 71; IV 5 56; V 9 51 25 12. Vor vokalisch anlautender silbe hat eine kurze satzdoppelform statt in betonter und unbetonter stellung. Die sprechformen sind überaus zahlreich; nur sehr selten hat sich die orthographische vollform durch-

gesetzt. Die betonte kurzform findet sich in 35 halbversen vor den senkungssilben *iz ih in er;* nur 4mal erscheint die vollform vor *iz er.* In auftakt und senkung vor vokalisch anlautender hebung begegnet nur je 1 schreibform gegen resp. 12 und 7 unbetonte kurzformen.

KIEL. RUDOLF KAPPE.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bericht über die verhandlungen der germanistischen sektion der 50. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Graz.

28. september bis 1. oktober 1909.

Die vorbereitenden geschäfte für die 30. tagung der germanistischen sektion führten prof. dr. August Sauer-Prag, prof. dr. Konrad Zwierzina-Innsbruck und regierungsrat dr. Karl Reissenberger-Graz; prof. Sauer war jedoch an der tagung teilzunehmen verhindert.

Die sektion tagte im hörsaal X des universitätshauptgebäudes in Graz. Das goldene buch, das die teilnehmerlisten sämtlicher sektionstagungen enthält, weist 67 namen von mitgliedern der Grazer tagung auf.

Ausser den allgemeinen festschriften wurden der germanistischen und romanistischen sektion noch überreicht:

Die abhängigkeitsverhältnisse der überlieferung des Erec (programm von Seitenstetten), überreicht von prof. dr. P. Jakob Reimer. Linz 1909.

Germanisch-romanische monatsschrift (I. jahrg. heft 10), herausgegeben von dr. H. Schroeder. Überreicht vom verleger Karl Winter. Heidelberg 1909.

Euphorion, herausgegeben von August Sauer, achtes ergänzungsheft. Leipzig und Wien 1909.

1. sitzung dienstag, den 28. september, 3 uhr nachmittags.

Die sektion konstituiert sich unter dem vorsitz prof. Zwierzinas, der die tagung mit der ersten sitzung eröffnet.

Der vorsitzende gedenkt in einem nachruf der seit der letzten philologentagung dahingegangenen germanisten und einiger männer, die der germanistik durch beruf und neigung nahestanden.

Es starben prof. Heinrich Johann Gallée in Utrecht am 3. februar 1908, prof. E. H. Meyer in Freiburg im Breisgau am 21. februar, bibliothekar dr. Ad. Jeitteles in Graz am 28. februar, prof. Alb. Gombert in Breslau am 18. august 1908, hofrat prof. Joh. v. Kelle in Prag am 30. Januar 1909, prof. Alex. Reifferscheid in Greifswald am 11. februar, prof. Albert Wagner in Halle am 15. februar, prof. K. Marold in Königsberg am 16. märz, propst Wenz. Ulr. Hammershaimb am 10. april in Kopenhagen, am 5. Juni 1909 der bibliothekar geh. rat dr. Laubmann in München.

Die sektion wählte als ersatz für prof. Sauer prof. O. Walzel-Dresden zum vorsitzenden, zum schriftführer den berichterstatter.

Da die arbeit am Grimmschen wörterbuch von der deutschen kommission der kgl. preussischen akademie der wissenschaften übernommen und prof. dr. Edward Schröder in Göttingen zum leiter bestimmt wurde, fällt dieser ständige punkt in den verhandlungen der germanistischen sektion für dieses jahr fort. Der vorsitzende, prof. Zwierzina, macht diese mitteilung und legt die betreffenden berichte der deutschen kommission auf.

Eine kleine summe, welche der sektion eigentümlich angehörte, wird der jubiläumsstiftung überwiesen.

Herr Th. Siebs, prof. in Breslau, berichtet sodann über die neue, gänzlich umgearbeitete ausgabe seines buches 'Deutsche bühnenaussprache'[1]. Die bestrebungen zielen darauf, die aussprache im hinblick auf die bühnenaussprache zu bessern. In Berlin tagte im jahre 1908 eine konferenz aus kreisen von schauspielern und sängern, die sich im anschluss an die von germanisten und bühnenleitern im jahre 1898 unternommene ausgleichende regelung weiterhin mit den bestrebungen zur einheitlichen regelung der bühnenaussprache befasste. Auch den fortschritten der gesangstechnik hat man dabei anteil eingeräumt. Es ergab sich an neuerungen unter anderem folgendes:

1. In fremdwörtern, wo man zwischen der deutschen und ausländischen aussprache schwankt, behält zumeist die deutsche aussprache recht.

2. Erscheint silbenschliessendes *b d g* vor stimmhaft anlautenden endungen (*lieblich. leiblich*) so ist das *b* mässig zu verhärten, aber keineswegs behaucht zu sprechen. Der anlaut der folgenden silbe darf den stimmton nicht verlieren.

3. Beim zusammentreffen von auslautenden verschlusslauten mit anlautenden gleicher art innerhalb des satzes (*bist du, ist tot*) ist nicht in der mitte zu explodieren, sondern die verschlussstellung ist einzuhalten. Ist der zweite anlaut stimmhaft, so ist der stimmton zu beginn der zweiten silbe einzusetzen (*abfahren*).

4. Das buch ist um ein neu geschaffenes aussprachewörterbuch vermehrt, das die in dramen und opern vorkommenden fremd- und eigennamen enthält. Dieses aussprachwörterbuch umfasst etwa 12000 worte und gibt eine phonetische umschrift.

Der vortragende schlägt die annahme folgender entschliessung vor:

Die germanistische sektion der 50. versammlung deutscher philologen und schulmänner nimmt im anschlusse an die auf der 44. und 45. versammlung gegebenen berichte kenntnis von dem fortgang der arbeiten und der neuen ausgabe des buches, die um ein aussprachewörterbuch vermehrt ist. Die sektion empfiehlt, die ergebnisse auch weiterhin durch die schule nutzbar zu machen, soweit in leben und verkehr eine annäherung an die aussprache der kunst möglich und zweckmässig ist.

In der angeschlossenen diskussion trägt herr Rosenhagen seine bedenken über die lehrbarkeit der thesen vor. Herr Siebs erwidert, es komme für die schule im wesentlichen auf das anstreben einer sauberen aussprache an; manche forderungen, die für die bühne geltung haben, müssten hier wegfallen; darüber sei in dem buche ausführlich gehandelt worden. Ferner spricht herr Lessiak über sprechpausen und tonansatz. Herr Bronner erkundigt sich nach der entscheidung über die aussprache von *weg* (k oder χ). Herr Siebs antwortet: die aussprache *wek* ist die einzig mögliche.

Hierauf wird die beantragte resolution einstimmig angenommen.

1) Deutsche bühnenaussprache, herausg. von Theodor Siebs. (9/10. auflage. Berlin, Köln und Leipzig 1910.)

2. sitzung mittwoch, den 29. september, 8 uhr morgens.

Den vorsitz führt prof. Walzel.

Herr K. Helm, prof. in Giessen, spricht über Synkretismus im germanischen heidentum.

Synkretismus ist nicht nur die vermischung von heidentum und christentum, sondern weiter gefasst, die vermengung irgendwelcher religiöser momente, die örtlich oder zeitlich verschiedener herkunft sind. Auch primitive religionen nehmen an dieser erscheinung teil. Der vortragende beschränkt sich auf eine übersicht des synkretismus bei den Germanen.

1. Vermengung christlicher und heidnischer elemente. a) Heidnische elemente leben heute in und neben dem christentum nach. Doch muss man sich hüten, überall heidnisch-germanisches gut zu erblicken. b) In der bekehrungszeit erscheint die mengung als bewusster kompromiss und ist daher anders zu beurteilen.

2. Vermengung germanischen heidentums mit anderen heidnischen religionen. Die mischung geschieht nach den wohnsitzen verschieden. Im westen und süden mengt sich das romanische heidentum ein. Das römische element ist im volksglauben stark vertreten; offizielle kulte finden sich nur bei den germanischen soldaten, was die weihesteine beweisen. Der kult der keltischen matronen wurde übernommen, als er schon romanisiert war. Im nordischen zauberwesen stecken finnische elemente.

Für die innere struktur der germanischen religion sind dagegen die innergermanischen mischungen von weitaus grösserer bedeutung. Durch die wanderungen und vermengungen einzelner stämme vermischen sich religiöse anschauungen, aber auch innerhalb jedes einzelnen volkes bestehen solche dauernd fort, die ihrer zeitlichen entstehung nach verschieden sind. Die prähistorischen bestattungsbräuche sind solche mischungen verschieden alter vorstellungen und riten. Die schutzbauten der steinkammern waren durch den glauben bedingt, dass die fortexistenz nach dem tode an die verhältnisse des körpers gebunden ist. Der alte brauch verbindet sich dann mit jüngeren vorstellungen, eine erscheinung synkretischer natur, die wir auf grund der ausgrabungen verfolgen können. Komplizierter liegt der fall, wenn wir schlüsse aus einem endresultat ziehen müssen: z. b. in der entwicklungsgeschichte des gottes Óðinn. Man hat 'adler' für einen rein poetischen beinamen Óðinns angesehen. Er hat aber den namen nur mit der gestalt übernommen, weil er an die stelle eines adlergestaltigen gottes trat; als zwischenstufe erkennen wir den 'adlerköpfigen', einen gott von tiermenschlicher gestalt. Diese erschlossene übergangsform ist nur aus der vollständigen tiergestalt verständlich. Ebenso tritt Óðinn an die stelle eines pferdegestaltigen sturm- und totengottes, und auch hier ist die tiermenschliche übergangsform durch den beinamen in der Gautreks-saga: Hrósshársgrani bezeugt, der fälschlich mit Graubart übersetzt worden ist; er bedeutet vielmehr den mit dem rosshaarbart. Dieser pferd-menschliche gott erhielt bereits opfer, die wie die Óðinsopfer ausgeführt wurden.

Diese beispiele mögen zeigen, von welcher bedeutung die beobachtung der synkretischen erscheinungen für die religionsgeschichte ist.

Herr P. Lessiak, prof. in Freiburg in der Schweiz, berichtet über Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen beziehungen.

Im achten jahrhundert kamen die Slowenen unter bayrische botmässigkeit. Das gebiet, das sie bewohnten, von der Krems, von Aussee, von den beiden Win-

disch-Scharten im Lungau und bei Heiligenblut, von Defreggen und der Lienzer Klause an östlich und südlich bis nach Kroatien und Ungarn wird mit deutschen siedlungen überzogen. Es entsteht ein bayrisch-windisches durcheinanderwohnen, das uns urkunden und ortsnamen bezeugen, die zum teil auf doppelsiedlung hinweisen. Dabei musste die kulturelle und sprachvermischung weit gedeihen, am weitesten in ausgedehnten berührungszonen wie in Kärnten. Zum beispiel ist von ausdrücken für berufe, wie sie im Rosental in Kärnten im slowenischen gebraucht werden, nur ein kleiner bruchteil slawisch, die meisten sind dem deutschen entnommen. Die entlehnten kulturwörter gehören zum grössten teil der ältesten deutschen sprachschicht an und manches lebt im slovenischen weiter, das im deutschen schon verschwunden ist. Ins slowenische wurden sogar bildungssilben, flexionsendungen und der gebrauch des umlauts übernommen.

Schwächer, aber nicht unbedeutend ist der einfluss, den umgekehrt das slowenische auf die deutschen mundarten ausgeübt hat. Ziemlich stark ist der anteil jener lehnwörter, die mit ackerbau und feldwirtschaft, mit der gemarkung zusammenhängen oder fuhrwerk und feldgeräte bezeichnen. Dagegen fehlen lehnwörter völlig unter den ausdrücken der viehzucht. Dieses verhältnis weist auf die überlegenheit der Alpendeutschen in der viehzucht; im feldbau war das verhältnis anders. Aus dem slowenischen sind ferner eine reihe von ausdrücken entlehnt, so von speisen und mahlzeit ('jause'), von räumen und gefässen, krankheit und unreinlichkeit, endlich windnamen, wörter der kindersprache, des brauches und der sitte, der intimen lebensgewohnheit, der schiffersprache und winzerterminologie.

Geringen einfluss übte das slowenische auf formenlehre und syntax aus. Oftmals können wir die lehnwörter absolut datieren und daraus die aussprache im mittelalter erschliessen. Eine wichtige aufgabe ist die erforschung der slowenischen ortsnamen, die häufig eine ältere lautstufe darstellen. Aber nicht nur über lautliche fragen geben sie uns auskunft, sie sind auch für die sprach- und siedlungsgeschichte wichtig.

Herr C. Borchling, akad.-prof. in Posen, spricht statt des angekündigten vortrags (Lautsubstitutionen in den deutschen lehnwörtern der westslawischen sprachen) über den Anteil des niederdeutschen an den deutschen Lehnwörtern des polnischen. Der anteil des niederdeutschen ist äusserst gering, im wesentlichen haben wir nur mit mitteldeutschem zu rechnen.

Zwischen Germanen und Slawen schoben sich früher thrakische stämme, so dass erst mit dem auftreten der Ostgermanen eine direkte berührung stattfand. Die wirkung war stark; empfangend sind die Slawen gemeinsam. Später kommt dann nicht mehr das gesamtslawische, sondern nur die westslawischen sprachen in frage, besonders die Nordwestslawen zwischen Elbe und Oder, die Sorben und die Tschechen, dahinter erst die Pomraner, Polanen, Morawen. Polen hatte also in der ältesten zeit noch keine direkte verbindung, aber hochdeutsches sprachgut dringt durch Böhmen bis zu den Polen — das heutige Schlesien z. b. war damals rein polnisch. Natürlich hatte dabei auch das tschechische eine starke wirkung aufs polnische.

Im gegensatz zu den Westslawen standen die Ostslawen abgesondert; die zweiteilung zeigt sich scharf.

Zu ende des 12. und im 13. jahrhundert erfolgte ein starker anstoss durch die deutschen kolonisten. Auch hier ist das mitteldeutsche gebiet der ausgangspunkt, besonders die Lausitzen. Eine hochflut deutscher lehnwörter mit hoch-

deutschem und mitteldeutschem charakter dringt ein. Der nordwesten und norden Posens bleiben frei; Brandenburg hatte selbst genug siedler nötig, so kam kein niederdeutsches gut nach Polen.

Ebensowenig tritt im zweiten grossen zufluss deutscher elemente im 17. und 18. jahrhundert das niederdeutsche stärker hervor.

Lautliche kriterien beweisen andrerseits, wie sehr der einfluss des niederdeutschen von der forschung bisher überschätzt worden ist.

Der vortragende legt nun eine reihe von beispielen aus der lautlehre vor; im konsonantismus wie im vokalismus bestätigt sich der mangel an spezifisch niederdeutscher eigenart. Die bisher angeführten belege erweisen sich als irrig oder unmassgeblich. Nicht einmal in der schiffersprache, wo man es erwarten sollte, lässt sich niederdeutscher einfluss feststellen. So ergibt sich auch aus diesen darlegungen, dass der anteil des niederdeutschen in den lehnwörtern äusserst gering ist und durchaus nicht den heutigen breiten grenzbeziehungen der stämme entspricht.

### 3. sitzung 3 uhr nachmittags desselben tages.

Der erste vortrag findet vor den mitgliedern der germanistischen und englischen sektion statt. Den vorsitz führt regierungsrat Reissenberger.

Herr K. Luick, prof. in Wien, spricht über Sprachmelodisches in deutscher und englischer dichtung[1].

Gewisse texte drängen den leser in hohe, andere in tiefe stimmlagen. Ebenso ergeben manche stellen einen mollklang, andere wirken wie ein durklang. Deutlicher wird diese empfindung durch die begleitung mit moll- oder durakkorden am klavier. Gewisse stellen lösen mit mollbegleitung einen harmonischen eindruck aus, andere mit durbegleitung; jede umkehrung ergibt sofort eine grelle disharmonie. Man ist zwar auch imstande, seine stimmqualitäten willkürlich zu verändern. Doch klingt auch das dann nicht ordentlich.

Meistens verbindet sich dur mit hoher, moll mit tiefer stimmlage. Doch kommt auch hohes moll vor, z. b. Gretchens 'Meine ruh ist hin'. Mannigfaltigkeit der töne findet sich im 'Erlkönig'; in der komposition des gedichtes hat denn auch Schubert die stimmen entsprechend auseinandergehalten. Der charakter von dur oder moll kann verschieden ausgeprägt sein; manche texte machen einen gemischten eindruck, wie etwa der anfang von Uhlands 'Ver sacrum'. Die stelle scheint zu moll zu drängen, ohne dass der mollvortrag gelingt.

Spätere änderungen des dichters sind oft ursache von unstimmigkeiten. Der auffällige fünfte vers der Iphigenie erklärt sich daraus.

Im Englischen des Shakespeare zeigen sich ausgeprägte mollstellen — der Monolog 'To be or not to be' — deutlicher, wenn sie in Shakespeares aussprache gelesen werden. Die gegenprobe ist leicht zu machen, wenn man etwa Tennyson in Shakespeares lautgebung überträgt.

Zur erklärung der vorgetragenen unterscheidung ist folgendes anzuführen: es scheint, dass ein vokal ebensogut in dur wie in moll gesprochen werden kann. Vokale sind aber klänge und die obertöne daher verschieden. Der unterschied mag also daher kommen, dass die kleine oder grosse terz in den obertönen überwiegt.

1) Wie herr prof. Luick freundlich mitteilte, wird der vortrag demnächst in der germanisch-romanischen monatsschrift in extenso erscheinen.

Noch ist die frage zu beantworten, ob die bezeichneten stimmqualitäten mit den betreffenden textstellen fest verknüpft seien, so dass sie sich zwingend und notwendig einstellen. Von unbefangenem, sinngemässem lesen ist dabei auszugehen, alles klügeln auszuschalten. Die gefühlsmässige hingabe an den text allein kann richtig entscheiden. Auf der bühne führt die furcht vor deklamation zum ausbeugen vor dem normalen.

Nicht der stimmungsgehalt im allgemeinen ist als das wesentliche anzusetzen, vielmehr besteht ein enger zusammenhang zwischen dem wortlaut an sich und den erscheinungen der sprachmelodie. Moll geht hand in hand mit kleinen tonschritten von silbe zu silbe. Der vers trägt einen legatocharakter und fliesst rasch dahin. Dur dagegen stellt sich bei starken akzenten ein, wie bei staccatocharakter des verses. Starke antithesen sind in moll unmöglich, dagegen scheint das attributive adjektiv günstig.

Der vortragende gab zu seinen ausführungen zahlreiche beispiele und liess ein verzeichnis von mollstellen verteilen, aus dem wir einige belege mitteilen.

Goethe. Iphigenie: I, 1, 1–22; 33/34. Faust: 'Meine ruh ist hin' 1–20 (17–20 weniger ausgeprägt), 29–34. 'Ach neige'. 'Erhabner geist' 1–5 (bis 'geniessen'). Erlkönig: erzählung: tiefes moll; reden des vaters: 2/1 tiefes moll (in dur endend), die anderen tiefes dur; reden des kindes: hohes moll; reden des erlkönigs: hohes dur (nur 7/1, 2 anfangs moll).

Schiller. Des mädchens klage ('Der eichwald brauset'). Das verschleierte bild zu Sais: 27–32 (bis 'gottheit'), 38–41, 50–58, 75–85; weniger ausgesprochen 1–7 a, 17–22 a, 42–44.

Uhland. Bertrand de Born 1–4, 17–64 (doch 41–48 weniger ausgeprägt). Bidassoa-brücke 1–8, 45–56; weniger ausgeprägt und gemischt: 9–32.

Platen. Grab im Busento.

Grillparzer. Ahnfrau V: Worte der ahnfrau.

Byron. Prisoner of Chillon (mit einzelnen durstellen, namentlich I, 11–16). Manfred, eingangsmonolog (mit einzelnen durstellen: 9–14 [doch *world* moll], 21 b–23).

Shakespeare: Hamlet 'to be or not to be'.

An der diskussion beteiligen sich die herren Lessiak, Schipper-Wien, der auf die anlage einzelner stimmen zu moll oder dur hinweist, und Walzel, der von der anwendung der vorgetragenen ansichten auf die ausübenden künstler spricht. Herr Luick antwortet auf das vorgebrachte.

Herr Ad. Hauffen, prof. in Prag: Geschichte der deutschen volkskunde.

Die quellen unserer volkskunde reichen bis in die antike zurück. Dem wissenschaftlichen standpunkte der griechischen schriftsteller steht das praktische bestreben der römischen ethnographen gegenüber. Tacitus schreibt die erste monographie: er scheidet als erster die germanischen stämme. Bei den Deutschen selbst erwacht das interesse unter Karl dem grossen. Die werke des Walafrid Strabo, die lateinischen capitularia, die abschwörungsformeln, der Indiculus superstitionum et paganiarum vom jahre 743 enthalten reichliche reste und überlieferungen. Ebenso sind uns die dekrete des bischofs von Worms aus dem jahre 1020 wichtig. Reiche beiträge liefern die lateinischen dichtungen und die predigten des mittelalters.

K. Weinhold, Alwin Schultz, M. Heyne haben das gebiet ausgebeutet, A. E. Schönbach hat die zeugnisse zur volkskunde aus den predigten Bertholds von Regensburg gesammelt.

Zu beginn der neuzeit erweitern sich die wege. Aeneas Sylvius hat zuerst Deutschland beschrieben: 1458 erschien seine Germania. Westfalen, Schwaben treten in den kreis näherer betrachtung; der Ulmer Felix Fabri, der erzhumanist Conrad Celtes mit seinem Norimbergae libellus vom jahre 1502 sind neben anderen tätig; Johann Bohemus liefert 1520 die erste zusammenfassende darstellung deutscher volksüberlieferungen. Sebastian Franck schreibt in deutscher sprache und bringt die richtigen bezeichnungen auf; er erkannte zuerst, dass auch die lebensgewohnheiten der ländlichen schichten für die erforschung des stammcharakters nötig sind; auch schied er Franken, Elsass, Schwaben, Bayern. Mit ihm brechen die wissenschaftlichen bestrebungen ab. Auch die chroniken von den vierziger jahren des 16. jahrhunderts an bringen nur geringfügige bemerkungen für die volkskunde. Ungemein wertvoll sind aber die aufzeichnungen des Schweizers Cysat (1545–1614).

Im 16. und 17. jahrhundert bieten dichtungen, predigten, bücher über hexen und dämonen, kräuterbücher, die aufzeichnungen des aberglaubens von Prätorius u. a. reiche quellen.

Das gefühl für echte volksdichtung erwacht um 1760. Percys balladensammlung erschien im jahre 1765; Herder erliess 1767 den aufruf zur sammlung alter nationallieder: 1771 entstand die abhandlung über Ossian und die lieder alter völker, die 1773 erschien, 1778 79 die sammlung alter volkslieder. Es ist die zeit der wiedergeburt des volksliedes: Boie, Voss, Hölty, Miller, Bürger, der junge Goethe, Jacobi, Eschenburg. Von Nicolais persiflage bis zum Wunderhorn bleibt das volkslied im mittelpunkt. Herder erweitert den gesichtskreis; er dehnt sein interesse von anthropologischen gesichtspunkten auf sagen und gebräuche aus. Die sammlungen in Graeters Bragur, Goethes berichte aus dem volksleben (Vinzentiusfest, Rochusfest) folgen. Justus Mösers Patriotische phantasien vom jahre 1774 sind muster für die behandlung namentlich volkswirtschaftlicher gegenstände.

Es werden märchen und volkslieder gesammelt, volksbücher bearbeitet: Veit Weber, Tieck, Anselm Elwert. Schlegels vorlesungen und kritiken nehmen stellung zu diesen bestrebungen. Die entstehung des Wunderhorns können wir aus dem briefwechsel zwischen Brentano und Arnim ersehen; Joseph Görres würdigt die volksbücher, die brüder Grimm entwickeln eine lebhafte sammeltätigkeit. Umfragen wie der märchenbrief oder die fragebogen werden versendet; in den jahren 1812 ff. erscheinen dann die Kinder- und hausmärchen und die Sagen.

Durch die grammatik erhält die forschung ihre ergänzung auf dem gebiete der mundarten: Schmellers Bayerisches wörterbuch.

Die volkskundliche arbeit fördern die Grimmschen Rechtsaltertümer und die Mythologie, die Uhlandschen forschungen auf dem gebiet des volksliedes.

J. W. Wolf erkannte die grosse bedeutung der bräuche für die mythenkunde; der glaube an niedere mythische gegenstände im gegensatz zum götterglauben wird betont: Schwartz und Kuhns Norddeutsche sagen, Mannhardts forschungen.

In England fasste man 1846 diese bestrebungen als Folklore zusammen, in Deutschland fehlte der mittelpunkt. Reiches material wurde gesammelt; die volkskunde wuchs aus dilettantischen bemühungen zur wissenschaft. 1890 gründete Karl Weinhold in Berlin den Verein für volkskunde, dessen zeitschrift heute unter Boltes

leitung steht. Eifrig wurden landschaftliche vereine gegründet, zeitschriften wurden herausgegeben, museen geschaffen. In Leipzig schlossen sich die vereine im jahre 1904 zu einem allgemeinen verband zusammen. Seit W. H. Riehls schriften wurden die volkskundlichen probleme sehr häufig erörtert; Gust. Meyer, Elard Hugo Meyer, Hermann Pauls und Aug. Sauers reden seien genannt. Die sammelarbeiten schreiten fort: so werden jetzt im Deutschen reich, in Östereich und in der Schweiz die volkslieder gesammelt.

4. sitzung donnerstag, 30. september, 8 uhr morgens.

Vorsitzender: prof. Zwierzina.

Herr W. Brecht, privatdoz. in Göttingen, sprach über Heinse und den ästhetischen immoralismus[1].

'Schon vor seiner italienischen reise huldigt Wilhelm Heinse, nachdem er die fesseln der Anakreontik und des französisierenden klassizismus abgestreift, einer freien, ästhetisch gestimmten kraftmoral; das geht aus den gleichzeitigen, noch unedierten aufzeichnungen im nachlass deutlich hervor. In Italien (1780–83), wo er in jeder hinsicht auf die höhe seines lebens gelangt, vertieft er sich nicht nur in die bildende kunst alter und neuer zeit, sondern, wahrscheinlich als der erste deutsche, in die literatur der italienischen renaissance. Er liest alles, was ihm irgend erreichbar ist, Lateiner und Italiener, historiker, poeten und novellisten. Aus ihnen gewinnt er zum ersten mal den spezifischen anschaulichen begriff der renaissance, im grossen ganzen schon so, wie ihn Burckhardt später formuliert hat, vor allem den begriff der renaissancemoral.

Aus diesen intensiven studien erwächst langsam der roman 'Ardinghello' (1787). Das tagebuch der italienischen reise und spätere aufzeichnungen versetzen uns in die lage, seine quellen aufzuspüren. Es sind in erster linie genuesische und florentinische historiker, ich nenne nur Uberto Foglietta, Macchiavell, Guicciardini, Varchi; vor allem aber eine handschriftliche quelle, eine der vielen versionen der populär weitverbreiteten 'Fatti tragici della casa Medici', die er in Florenz kennen gelernt hat. Den Fatti tragici, die in ihrem ersten teile auf Celio Malespinis berühmte novellen II. 84. 85 zurückgehen, entnimmt er die geschichte der Bianca Cappello, wie sie sich im tagebuch der italienischen reise (Schüddekopfs ausgabe bd. VII) und im Ardinghello findet; sie sind identisch mit der 'gleichzeitigen florentinischen handschrift', die Heinse im roman dreimal zitiert (s. 57. 142. 357). Als parallelfall zu der in den fatti tragici erzählten Malatestageschichte erfindet er vorgeschichte und fabel des ersten teils seines romans, die grundlage auch für die weiteren teile.

Was Heinse aus den historikern nicht gewinnen konnte, atmosphäre des täglichen lebens, erotische auffassungen, kenntnis der frau, boten ihm die novellisten, deren studium sein nachlass und seine briefe bezeugen. Aber schon die form einzelner kapitel des Ardinghello beweist dies; so ist gleich das erste eine echte rachenovelle der renaissance, die geschichte einer 'bella vendetta'. Und nicht minder eine unzahl von einzelmotiven, wie sie Bandello nicht besser hätte erfinden können.

Wie diese renaissancewelt mit ihrer moral Heinse angesteckt hat, das zeigen frappant seine aphorismen in den tagebüchern der nächsten jahre, das zeigt vor

1) Das nachstehende referat hat der herr vortragende selbst geliefert.

allem der aus ihnen allmählich sich loswindende roman selbst. 'Ardinghello' ist nicht sowohl ein 'veredelter abenteurerroman', als vielmehr ein historisch sein sollender renaissanceroman. Die hauptperson Ardinghello ist nicht sowohl ein avanturier, der notgedrungen, als echter nachfolger des picaro, seine fähigkeiten ausbildet, er ist vielmehr der uomo universale der renaissance, der seinen 'ganzen menschen' kultiviert, um seine denkbar höchste existenzform zu erreichen, den uomo singolare. Neben ihn tritt Fiordimona, das renaissanceideal des freien weibes der gesellschaft. Die beziehungen zum roman des 18. jahrhunderts sind verschwindend gering. Kurz: in Italien erfüllt sich Heinse mit den moralideen der renaissance, vollendet damit seine eigenen früheren und verifiziert sie nun auch historisch. Von ihm geht die auffassung der 'renaissancemoral' in grossem strom bis in unsere tage.

In Heinse war der Sturm und drang reif geworden, die auf höherer stufe den seinen entsprechenden ideen der renaissance zu begreifen. Sein „genie" erkennt sich gesteigert wieder im schrankenlosen universalmenschen, sein „machtweib" in der virago aller nüancen. Vor allem aber sind es zwei nova, die Heinse aus der renaissance heraufbringt: das eigentlich erklärende, die idee des amoralischen menschen, und zum ersatz der moral, als neue möglichkeit, der gedanke seiner nur ästhetischen orientierung. In ihnen liegt der fortschritt über den Sturm und drang hinaus zu den ethischen neuauffassungen der jungen romantik.

Die erstaunlich ausgebreitete weiterwirkung Heinses verfolgt man am besten, wenn man die umwandlung des weiblichen und des männlichen ideals im roman ins auge fasst. Die Fiordimonengestalt ist es, die hauptsächlich wirkt: bei Tieck, bei Fr. Schlegel, Brentano, Arnim und Eichendorff, vielleicht auch bei Jean Paul. Zum unterschied von den früheren „machtweibern" sind die neuen emanzipierten rein auf das erotische basiert. Weniger, aber auch stark spürbar, wirkt die Ardinghellogestalt nach. In bezug auf die kunstanschauung zeigt sich zunächst Tieck im II. teil des Sternbald, in bezug auf den stil Hölderlin beeinflusst. Von allen seiten her ähnliches assimilierend entwickelt sich die gesamte ideenmasse weiter.

Bewusst als vorkämpfer der „neuen" emanzipation des fleisches verherrlichen Heinse die dichter des Jungen Deutschland: Gutzkow und namentlich Laube, der sich im „Jungen Europa" mitunter fast zu nah an den Ardinghelloroman anschliesst. Ob Heine und die gräfin Hahn-Hahn mit Heinse zusammenhängen, steht noch dahin.

Die frage drängt sich auf bei Nietzsche: hat er doch den modernsten ästhetischen immoralismus gleichfalls wieder an die renaissance angeknüpft. Weitgehende übereinstimmung, ja eine gewisse geistige verwandtschaft ist zweifellos. Naturalistische ethik, ästhetisch gefärbt, auch die grausamkeiten des weltlaufs rechtfertigend, unbedingt bejahend, aristokratisch gestimmt, womöglich naturwissenschaftlich begründet: das suchen beide. Fäden von Nietzsche zu Heinse sind denkbar, aber wenig wahrscheinlich. Und auch nicht notwendig: Nietzsche ist wohl nur der erstling der grossen gegenwärtigen bewegung, die unbefriedigt von dem blossen wissenschaftlichen rationalismus der väter, zunächst bei der romantik wieder anknüpft, neue ethisch-ästhetische ideale erhoffend. Unser erneutes interesse für Heinse ist wohl selber grossenteils eine folge von Nietzsches lehre.

Jedenfalls wird man sagen können: die extremen moralideen der renaissance, des Sturmes und dranges, der romantik und der neuesten zeit, die sämtlich im ideal des souveränen individuums gipfeln, sind nicht isoliert, sondern stehen in literarischer verbindung. Der denkwürdige vermittler ist Wilhelm Heinse.'

Herr O. Walzel, prof. in Dresden, spricht über Analytische und synthetische literaturforschung.

Unsere wissenschaft sei heute vor allem analytisch tätig. Analyse ist die zerlegung einer erscheinung in ihre merkmale, die erforschung des einzelnen; synthese die verbindung einer vielheit zu einer einheit. Eine biographie ist analytisch, wenn sie die einzelnen kunstwerke zu deuten sucht, synthetisch, wenn sie die persönlichkeit des künstlers als ganzes erfasst, sie in grosse zusammenhänge einreiht. Elster[1] hat sich mit der analyse befasst, Minor[2] nahm die synthese als ausgangspunkt; R. M. Meyer[3] erörterte prinzipielle fragen, welche die synthese als gegeben hinstellen. In dem augenblick, da wir den grossen gang der ereignisse erfassen, müssen wir auf die analyse der einzelnen individuen verzichten. Auch Karl Lamprecht eifert gegen alleinige berücksichtigung der individuen und sucht einen rhythmus der entwicklung. Denselben rhythmus sucht er auch auf anderen gebieten; die literaturgeschichte steht ihm nicht mit vorliebe gegenüber. Gegen Lamprecht hat sich z. b. Schönbach ausgesprochen. Die entwicklungsgeschichte der geschichtsphilosophie gibt uns anhaltspunkte zum verständnis der richtungen. Die historische schule erwuchs aus dem gegensatz zu der aufklärung und der philosophie Hegels; sie legt den schwerpunkt in das unbewusste leben des volksgeistes; sie will die nationalen entwicklungen zur erforschung vorführen. Entscheidende wandlungen brachte der positivismus, der nur das nebeneinander kennt: die grosse persönlichkeit ist das erzeugnis ihrer umgebung. Hier knüpft die deutsche soziologische geschichtswissenschaft an, der die massenbewegung als hauptaufgabe vorschwebt. Zur naturwissenschaftlichen methode haben sich die historiker vorsichtig verhalten; Scherers versuch war der erste. Heute stehen sich zwei schulen im wesentlichen gegenüber: Lamprecht und Rickert. Auf diesen berufen sich die impressionisten.

In den geschichtlichen zuständen zeigt sich etwas allgemeines, beharrendes, ebenso oder noch viel mehr in der literaturgeschichte. Begriffe, die sich aus dem stoffe von selbst ergeben, das individuelle lebensproblem, form, technik weisen darauf hin. Es ist ein schlimmer irrweg, wenn man historisch gegebene synthese leichtfertig zerstört, am schlimmsten, wenn das zerstörte band ein ideengeschichtliches ist. Das geschieht heute manchmal, z. b. auf dem gebiet der romantik.

Die frage, ob es eine anregung von individuum zu individuum gibt, ist mit einer fülle von belegen zu bejahen. Unsere ganze forschung bewegt sich ja nur in dieser richtung, auf individualpsychologische anregung, weniger auf das sozialpsychologische gerichtet.

Wir betreiben synthese, indem wir ketten von berührungen und gemeinsame geistige grundlagen aufzeigen und entwicklungsreihen von individuen zu bestimmen suchen.

Diskussion. Herr R. M. Meyer-Berlin verweist auf E. Mach, auf Ricarda Huch und auf Wundts schöpferische synthese.

Herr Walzel will Mach nicht ohne weiters mit den impressionisten in zusammenhang bringen. Ein grosser impressionist, der über das subjective hinaus kommt, sei Erich Schmidt.

1) Ernst Elster, Prinzipien der literaturwissenschaft. I. band.
2) Euphorion I, s. 17 ff.: Zentralanstalten für die literaturgeschichtlichen hilfsarbeiten.
3) Euphorion VIII, s. 1 ff.: Prinzipien der wissenschaftlichen periodenbildung.

5. sitzung freitag, den 1. oktober, 8 uhr morgens.

Vorsitzender: reg.-r. Reissenberger.

Herr G. Rosenhagen, oberlehrer in Hamburg, spricht über Aufgaben der bîspelforschung, und zwar zunächst über die der textkritik.

Bei sammelhandschriften, die für die textkritik der bîspel besonders in betracht kommen, ist ihre bildungsgeschichte von höchster bedeutung. Ihre erforschung, eine passive seite der literaturgeschichte, hat auch allgemeines interesse; man sieht, wer sammelte, wie und wo man es tat, was gesammelt wurde. Das sind zeugnisse für die bildungsgeschichte des mittelalters.

Das verhältnis dreier handschriften kann als beispiel für die kritische behandlung dienen: der Wiener pergamenthandschrift 2677, der Koloczaer und der Pfälzer-(Heidelberger)hs. Inhalt und anordnung stimmen im ersten teil fast ganz überein, sie haben eine sammlung von Mariengedichten gemeinsam und aus derselben quelle. Die Koloczaer und die Pfälzer hs. gehen auf mehrere grosse sammelhss. zurück, zwischen deren geschlossenen bestand sie allerlei mären des gesamtabenteuers in freierer ordnung eingeschoben haben. Beide hss. sind zu gleicher zeit, am selben orte, unter benutzung desselben materials entstanden. Aus diesen tatsachen ergeben sich für die kritik folgende aufgaben:

1. Die genaue fesstellung alles dessen, was in einer hs. steht.
2. Die analyse der anordnung.
3. Die prüfung der vorgeschichte der erkennbaren gruppen.

Die textkritik kann für sich stehen und muss für sich einsetzen.

Der vortragende legt schliesslich eine probe der bispeldichtung vor; eine charakteristik dieser dichtung zu geben, wie beabsichtigt war, hinderte die kürze der zeit.

Herr G. Neckel, privatdozent in Breslau, spricht über Eddakritik.

Über die ausgaben der Edda bestehen schroffe meinungsverschiedenheiten. Man hatte verse geändert, ohne sie nur zu verstehen. Wie hat nun eine ausgabe den text zu behandeln?

Die handschrift ist voll von fehlern und unursprünglichkeiten, teils schreiberkorruptelen, teils änderungen, die sich schon während der mündlichen überlieferung eingeschlichen haben. Es waren nicht immer verschlimmerungen, wenn geändert wurde. Überall, selbst da, wo wir kriterien haben, bewegen wir uns auf schwankem boden.

Die kritik des mündlichen liedes geht den herausgeber nichts an. Ihn kümmert nur, was die vortragenden um 1200 vortrugen. Diese beschränkung ist ein verzicht auf unerreichbares. Der mündliche betrieb der Eddadichter ist ein phänomen, das neben andern nicht übersehen werden darf. Unsere aufmerksamkeit gilt drei momenten: falschen lesarten, die im allgemeinen leicht zu bessern sind; aber die schreiberfehler sind von den überlieferungsfehlern oft schwer zu scheiden; zweitens sprachformen und drittens dem metrischen bau. Einige ausgaben gründeten sich auf die von Sievers dargelegte these. Nun hat sich Sievers neuerdings aber selbst dahin geäussert, dass die von ihm gestrichenen wörter doch mit recht im texte stünden. In der tat sind die älteren ausgaben besser als die, welche nach ihnen kamen.

Für die höhere kritik sind folgende drei tatsachengruppen zu berücksichtigen:

1. Ersatzstücke: verse und strophen, die innerhalb eines älteren zusammenhanges für verlorene eingetreten sind.

2. Interpolationen oder zusätze sind da zu gewärtigen, wo der fluss des erzählens stockt. Stilkritik und ästhetische nachempfindung, gefühlsmässiges herantreten an den stoff müssen helfen. Ersatzstücke und zusätze stehen bisweilen nebeneinander.

3. Umdichtungen: benutzung eines älteren liedes zu neuer komposition. Von da führt ein allmählicher übergang zur entlehnung. Jenseits der umdichtung hört die textkritik auf.

Herr S. Feist, direktor in Berlin, begrüsst die sektionsteilnehmer im auftrage der Gesellschaft für deutsche philologie zu Berlin und in seiner eigenschaft als redakteur ihres organs, des Jahresberichtes über die neuerscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie, auf das herzlichste, zumal die versammlung auf umstrittenem boden an den grenzen des deutschen sprachgebietes stattfindet. Der vortragende berichtet sodann über die zwecke des Jahresberichts und seine anlage. Neben finanzieller unterstützung ist weitere mithilfe durch übersendung von büchern, namentlich von dissertationen, gelegenheitsschriften, bücherbesprechungen und ähnlichem, sehr erwünscht und wichtig.

Herr A. Wallner, gymnasialprofessor in Graz, spricht Zum frauendienst Ulrichs von Liechtenstein[1].

Über Ulrichs abenteuerliche minnedienste sind die meinungen geteilt. Die einen sehen darin durchaus wirkliches erlebnis, die anderen erklären alles für ironische erfindung, die dritten unterscheiden dichtung und wahrheit. So stehen die ansichten Roethes, Reinhold Beckers und Schönbachs einander gegenüber. Sicher ist, dass die hauptszene des stelldicheins züge aus der Tristandichtung mit dem schwank von Virgilius im korbe kombiniert. Auch auf andere episoden erstreckt sich diese anleihe beim Tristanroman. Solche entlehnungen berechtigen zum misstrauen auch gegen den wirklichkeitsgehalt der angeblichen mundoperation Ulrichs und der erzählung vom abgeschlagenen finger. Es ist sehr wohl möglich, dass Ulrich von Lichtenstein bei der erzählung dieser abenteuer auf realem boden fusst, aber die art der verwertung beruht auf fremden vorbildern. Es ist das typische verhältnis zwischen dame und ritter im minnedienst vorgeführt; Ulrichs dame ist edler abkunft, er gehört dem ministerialenstande an; wenn er um sie wirbt, denkt er nicht an ehe. Die auffassung der zeit deckt sich mit der auffassung der niftel. Man wirft ihm, dem unebenbürtigen freier seine niedere geburt und seine gespaltene lippe vor. Der sinn beider anwürfe ist derselbe, das motiv ist auch bei Ulrich entstellt. Parallelen dazu können wir aus Saxo und der nordischen Svarfdœlasaga gewinnen. Die bedeutung der gespaltenen lippe ist also nicht zweifelhaft, sie ist symbolisch als knechtszeichen zu verstehen. Ulrich hat das aber so wenig verstanden wie Saxo. Er unterliess es, dem symbol die alte bedeutung abzustreifen; auf den boden des minnedienstes verpflanzt ist es ein anachronismus geworden.

Das motiv vom abgeschlagenen finger beim Brixener turnier hat seine gegenstücke bei den troubadours; es ist ein requisit des märchens und der erotischen novelle. Übrigens sind auch sonst provençalische vorbilder erkennbar, z. b. das

1) Der vortrag wird, wie der herr verfasser freundlich mitteilt, in einer zeitschrift veröffentlicht werden.

austrinken des waschwassers. Die abhängigkeit Ulrichs ist hier mehr als wahrscheinlich: die troubadourlegenden waren sein literarisches vorbild, als er sich selbst zum helden einer phantastischen vida machte.

Der vorsitzende schliesst die letzte sitzung und die 30. tagung der germanistischen sektion.

GRAZ. KARL POLHEIM.

# LITERATUR.

Theodor Storms erzählungskunst in ihrer entwicklung von dr. **Hans Eichentopf** [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft, herausgegeben von prof. dr. Ernst Elster nr. II]. Marburg, Elwert 1908. VI, 62 s. 1,60 m.

Man erhofft nach dem titel etwa eine fortführung der Riemannschen untersuchungen über Goethes romantechnik, aber man findet sich getäuscht. Denn der verfasser bietet auf dem Prokrustesbett einer augenscheinlich von aussen übernommenen disposition kaum mehr als eine auseinanderzerrung des schon bekannten; der schritt vom aphorismus zur exaktheit bleibt ungetan.

Schon dass das 'verhältnis zu literarischen vorbildern' (kap. 1) vor den 'persönlichen erfahrungen' (kap. 2) abgehandelt wird, ist bei einem dichter wie Storm nach allen selbstzeugnissen ein übles hysteronproteron. Auch kap. 3 'Storms lyrik als faktor für die entstehung seiner novellen' musste vor kap. 1 stehen. Dann waren zugleich alle verweisungen und vertröstungen auf das folgende vermieden. Den schluss bilden kap. 4 'Storms arbeitsweise' und kap. 5 'Storm als erzählender dichter'.

Die kapitel wimmeln von schiefheiten aller art. Aber man hat den eindruck (vgl. den schluss 'ergebnisse'), dass E. eine zutreffende anschauung von Storm hat, dass sie nur an der disposition zuschanden wird. S. gleich s. 2:

Dass Storms dichtungen die kämpfe um die befreiung Schleswig-Holsteins widerspiegeln, kann man doch gewiss nicht behaupten. Kaum dass sie den hintergrund einiger novellen abgeben; die wenigen patriotischen lieder sind vielmehr selbst aktuell. Und dann heisst es weiter: 'Ausser diesen beziehungen zu dem leben und den schicksalen der engeren heimat tritt in Storms poesie noch ein zug herrschend in den vordergrund: seine theorie der vererbung (unter einfluss Zolas)'! Dies beides bildet bei E. den unterabschnitt 'Storm und seine zeit'! S. 24 aber polemisiert er mit recht gegen eine überschätzung dieser politischen schicksale, und s. 42 stellt sich heraus, dass die theorie der vererbung erst in den konfliktnovellen der letzten periode eine rolle spielt.

S. 9 ff. Zu den bekannten beziehungen Storm—Heine, Eichendorff, Mörike, Hoffmann sucht E. noch einige neue zu fügen. Bei der 'Malerarbeit' und 'Aquis submersus', auch bei 'Psyche' soll Tiecks 'Sternbald' vorgeschwebt haben. Ich leugne das rundweg: man braucht sich nur einmal vorzustellen, was das malen und das wandern hier und dort in der mechanik der handlung bedeutet. Konnte überhaupt eine dichtung aus Tiecks fremder welt eine saite in Storms gemüt nachklingen machen? Vielleicht der 'Blonde Ekbert'? den besass Storm nach E. Schmidts bericht in seiner bibliothek. Gut dagegen und richtig scheint mir die herleitung der signora Katha-

rina des 'Stillen Musikanten' aus der demoiselle Meibel der Hoffmannschen 'Fermate'; gerade Stormsche personen haben ja öfter Hoffmannsche zu mustern gehabt (doch vgl., was die märchen betrifft, Storms brief an Kuh in Westerm. Monatshefte 67 s. 267). Auch eine ähnlichkeit zwischen Eichendorffs 'Marmorbild' und Storms 'Von jenseit des Meeres' wird zuzugeben sein: Florio wie Alfred glauben nächtlicherweile an der Venusstatue im weiher des parkes die züge ihrer geliebten zu erkennen. Das 'Marmorbild' ist indessen schon von Dreesen, Romantische elemente bei Th. Storm, Dortmund 1905, s. 80 ff., auch für 'Aquis submersus'[1], herangezogen. E. scheint die arbeit nicht zu kennen. Er hätte sie aber vielfach brauchen können, obwohl der verfasser nicht eigentlich Storms abhängigkeit von der romantischen schule behandelt, sondern 'sagen- und märchenhafte elemente', 'romantische sehnsucht', 'naturgefühl'. — Ganz oberflächlich ist, was von E. über Storm und Keller gesagt wird.

S. 23 heisst es, der urquell der Stormschen dichtung entspringe aus der liebe zur heimat (die überschrift lautet nämlich: II. 1. Einfluss der persönlichen erfahrungen auf den stoff. a) Die heimat). Auch da würde ich widersprechen, wenn nicht s. 34 (unter II. 2. 'Einfluss der persönlichen erfahrungen auf die technik') stände: 'Storm brauchte also nicht nach gegenständen zu suchen, sondern nur in den schatz der eigenen erfahrung zu greifen'. Gewiss: Storms dichtung geht von seinem ich aus; das musste hier dargelegt werden. Wir hören aber nur: 'der selbsterlebte inhalt schuf sich seine eigene form. Weil der dichter alles mit anschaute, durfte er sich oft zur handelnden nebenperson machen, in den verlauf der erzählung eingreifend, aber nicht ihre richtung ändernd; daher die ichform von 'Auf dem Staatshof', 'Auf der Universität' u. v. a. — Daneben ist das tagebuch beliebt usw. Dann müssten wir ja wohl beim allergrössten teil der neueren dichtung die ichform erwarten. Nein, die vorliebe für die ichform erklärt sich bei Storm aus dem verhältnis seiner novellistik zur lyrik (kap. 3). Über dieses hat sich Storm selbst hinlänglich ausgesprochen: 'Meine novellistik hat sich aus der lyrik entwickelt und lieferte zunächst nur einzelne stimmungsbilder oder solche einzelne szenen, wo dem verfasser der darzustellende vorgang einen besonderen keim zu poetischer darstellung zu enthalten schien[2]; andeutungsweise eingewebte verbindungsglieder geben dem leser die möglichkeit, sich ein grösseres, geschlossenes ganzes, ein ganzes menschenschicksal mit der bewegenden ursache und seinem verlauf bis zum schlusse vorzustellen'. Also die 'verbindungsglieder' machen aus dem lyrischen eine Stormsche novelle, wie wir das ja auch oft genug bestätigt finden. (Von Schütze s. 301 seiner biographie falsch interpretiert.) Und wie entstehen jene einzelnen prosaszenen aus der lyrik? Nicht so, wie E. (s. 38) glaubt, dass einzelne gedichte quellen dafür gewesen wären, nein, Storm vermag ein lyrisches zuweilen nicht mit einem gedichte auszuschöpfen, es verfolgt ihn, bis er sich in 'episch ausgeführten szenen'[3]

1) Über die katastrophe in 'Aquis submersus' und die 'Wahlverwandtschaften' vgl. Riemann, Goethes romantechnik, im index.

2) Vom gedichtbüchlein des erzählers im 'Grünen blatt' (d. i. Storms): 'Es waren meistens unbedeutende geschichtchen oder eigentlich gar keine; ein gang durch die mondnacht, eine mittagsstunde in dem garten seiner eltern waren oftmals der ganze inhalt' (Werke I, 97).

3) 'Aber es gibt stoffe, die zu ihrer letzten wirkung einer grösseren vorbereitung bedürfen, als das lyrische gedicht, und zwar nicht bloss räumlich, zulässt. Es gehören episch ausgeführte szenen dazu, welche die lyrische form sprengen würden' (Briefwechsel mit Kuh s. 368).

davon befreit. So ist das verhältnis zwar nicht zwischen den patriotischen liedern und den novellen 'Abseits' und 'Unter dem tannenbaum' (E. s. 38), denn jene gehören gar nicht zur lyrik im Stormschen sinne, in diese aber klingt das dänische doch nur gedämpft herein, und wie es sich mit der lyrik verschwistert, in der kriegszeit selbst, zeigt 'Ein grünes blatt'. Auch nicht, wie E. mit recht gegen Tempeltey sagt, zwischen 'Lose' (Werke VIII, 200) und 'Immensee' I. Wohl aber ist es so zwischen dem gedichte 'Abseits' (Werke VIII, 192) und dem 'Grünen blatt' (E. s. 38); dreifach dasselbe motiv in 'Und blieb dein aug' (Liederbuch dreier freunde s. 94), 'Hyazinthen' (Werke VIII, 203) und 'Angelika'. Auch an einzelnen bildern lässt sich das verfolgen: vgl. 'über die heide hallet mein schritt; dumpf aus der erde wandert es mit' (Werke VIII, 273) und 'Ein grünes blatt' I, 99: 'und wie nun so auch der hall des eigenen schrittes, der bisher [in der heide] mit ihm gewandelt, aufgehört hatte . . .'; 'Ein epilog' (Werke VIII, 241): 'dann wird es wirklich frühling werden und hoher, heller, goldner tag' und 'Im schloss' (Werke I, 169 [schluss]): 'Nun, Arnold, mit dir zurück in die welt, in den hohen, hellen tag!' usw. Das sind nicht zufällige ähnlichkeiten, sondern motive oder auch nur klänge, die in dem dichter noch keine ruhe gefunden haben, die ihm noch nicht endgiltig gestaltet sind. Solche worte – von denen geradezu die erfindung ausgehen kann – lassen sich dann natürlich auch ohne gedichtparallele in den novellen aufweisen; zumal gesprochene worte, denn die haben bei Storm schon immer einen besonderen klang, und er entschliesst sich nicht ohne not, seine personen sprechen zu lassen, lässt sie zuweilen sogar schweigen, wo der dramatische höhepunkt in den dialog fallen würde ('Söhne des senators', Werke VII, 293). Beispiele solcher worte etwa 'Posthuma' (Werke II, 163): 'wenn ich geschwätzig wäre, so könnte ich morgen erzählen, dass mich das schönste mädchen in der stadt geküsst hat'; 'Ein bekenntnis' (Werke VIII, 135): 'was siehst du so mich an?' (statt: mich so an); 'Viola tricolor' (Werke III, 68): 'in diesem zarten lichte trifft auch der leiseste ton das ohr'. Hier gilt, was Storm über Heyse an Keller schreibt (Köster Briefwechsel Storm-Keller[2] s. 160): 'in betreff 'Eselin' und 'Unvergessbare worte' stimme ich mit Ihnen unter dem vorbehalt, dass mir jene 'worte' selbst aber bei dem charakter der heldin nicht recht möglich sind; sie scheinen mir vor der novelle da gewesen und dann an den dazu gefertigten platz hineingesetzt zu sein'. Vgl. auch 'Psyche' (Werke IV, 240): 'rat einmal (meinen namen)!' Welcher 'vorbereitungen' hätte dieses wort in einem gedichte bedurft! denn nur unter den zugespitzten bedingungen dieser novelle ist es möglich. Dass, abgesehen hiervon, Storms dichtung eine ganze reihe lyrischer gedichte in prosa enthält, braucht ja nicht erst gesagt zu werden; man braucht nur an 'Immensee' zu denken oder an das 'märchenbild' von Freia mit der katze im 'Bekenntnis' (Werke VIII, 123 f.) und das gegenstück dazu (s. 130).

Demnach ist auch das 'hervorwachsen der novellistik aus der lyrik' nicht, wie wohl geschehen, so aufzufassen, dass die eine von der andern zeitlich abgelöst wäre, vielmehr geht nach einer rein lyrischen periode und nachdem die erste novelle durch jenes addieren und verbinden entstanden, jahrzehntelang dieser prozess immer neu vor sich, und 'meine novellistik hat meine lyrik völlig verschluckt' (an Keller 7. Aug. 1885) heisst nicht sowohl: meine novellistik lässt mir keine zeit mehr zur lyrik, als vielmehr: diese steckt in jener drin.

So sind die novellen voll von lyrischem, und so ist auch der sinn der ichform der, dass in ihr allein des erinnerungsdichters lyrische wahrhaftigkeit volles

genüge findet: Storm will und muss so tief wie nur möglich in seinen menschen stecken, um das, was sie sagen und wie sie es sagen, ganz als wahr geben, die verantwortlichkeit vor sich selber übernehmen zu können.

Somit danken wir auch jene wundersame patina, die jeder kennt und zu benennen versucht hat, der sich einmal mit Storm befasste (die also in ihrem grundwesen noch nicht erfasst ist), jenes altgoldene, jenes ἱμερόεν, dem lyrischen: ich meine die wehmütig-glückliche verklärung des vergangenen, das eine schönheit schon um seines vergangenseins willen hat. Denn diese verklärung blüht aus der technik der erinnerungsnovelle hervor, in der alles laute und harte durch die zeit gedämpft, die dialogworte halb vergessen erscheinen. Und die erinnerungsnovelle wiederum ist eminent lyrisch: wie aus seinem eigenen ich kann Storm auch nicht aus seiner eigenen erinnerung heraus, aus demselben grunde. 'Wie war es doch'? fragt er seine muse, 'streich mit deiner götterhand das graue haar von meinen schläfen und dann sage mir: 'wie war es doch'? Zumal ein mann von Storms religiösen ansichten konnte nicht aus seinen erinnerungen heraus: für ihn gab es nur ein diesseitiges leben, und er betrachtete sein abrinnen je mehr mit wehmut und leisem grauen: jede minute wurde teuer, musste ausgekostet werden auch in süsser erinnerung. Das hat Frommel (Neuere deutsche dichter in ihrer religiösen stellung. Berlin 1902) deutlich dargelegt, und seitdem sind die zeugnisse für Storms religiöse stellung noch sehr vermehrt.

So werden denn für jeden, der sich Storm verwandt weiss, alle dichterischen bekenntnisse aus jahren, die ihm selber noch bevorstehen, zu prophezeiungen von unheimlich deutlicher, fast herbeiziehender kraft.

Der einfluss dieses lyrischen ichwesens erstreckt sich aber noch weiter ins technische, bis ins sprachliche hinein: es zwingt den dichter in den chroniknovellen zum archaisieren. So deutlich einverleibt muss ihm, wenn er sie reproduzieren soll, eine zeit sein, dass er auch ihre sprache hört. Sie muss: er gelobt Keller, auf dieser bösen schiefen ebene umzukehren, gerät aber doch wieder darauf. Es verschlägt nichts, dass dieser archaismus von anachronismen, nicht nur im sprachlichen, wimmelt und den unseligen nichtlaien oft genug empfindlich stört: für Storm genügt das bewusstsein der echtheit. So stark wurde dieser zwang, dass er ihn zu der unglücklichen dreifachen rahmenerzählung des 'Schimmelreiters' führte: Storm berichtet nach einem hefte, das er vor reichlich einem halben jahrhundert im hause seiner urgrossmutter gefunden; darin berichtet jemand den bericht eines schulmeisters, der ihn während fast vierzigjähriger wirksamkeit aus den berichten anderer leute zusammengestellt hat! So gelangt freilich der dichter ins 18. jahrhundert, ohne von seiner eigenen sicheren sprache lassen zu müssen; aber es liegt nahe, was er auf der andern seite damit verlieren musste: man sehe z. b. Werke VII, 156 und 168, wie im dialog der rahmen vergessen ist.

Also auch der rahmen ist eine von den hilfen für das Stormsche ich, das nun einmal bei der wahrheit bleiben muss. Durch die rahmenerzählung hofft Storm die verantwortung von seinem auf ein anderes ich abzuschieben. Vgl. 'Auf dem staatshof' (Werke I, 57): 'ich kann nur einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen; ich weiss nicht, wie es zu ende gieng und ob es eiene tat war oder nur ein ereignis, wodurch das ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die erinnerung mir tropfenweise hergibt, so will ich es erzählen'. So wird zugleich die stimmung vorbereitet. Man betrachte ferner den rahmen des 'Grünen blattes'. Da ist von einem büchlein die rede, in dem der besitzer verse und lebensannalen ab-

wechselnd eingetragen hatte (Werke I, 97). 'In den letzteren pflegte er sich selbst als dritte person aufzuführen: vielleicht um bei gewissenhafter schilderung das ich nicht zu verletzen; vielleicht – so schien es mir – weil er das bedürfnis hatte, durch seine phantasie die lücken des erlebnisses auszufüllen'! Damit hat sich der schreiber des büchleins salviert, nachdem Storm sich schon durch anbringen des rahmens salviert hatte, sollte man meinen. Aber nein: Storm schiebt obendrein noch jenes 'so schien es mir' ein: er konnte ja nicht in das herz des schreibers sehen, – und auch der schreiber berichtet nicht: 'es war ein student, der – über die heide ging; die kugelbüchse, welche er trug, wurde ihm zu schwer', sondern (I, 98): 'es mochte ein student sein; vielleicht ein junger doktor. – Die kugelbüchse – schien ihm zu schwer zu werden; denn jezuweilen – nahm er sie in die hand oder hängte sie von einer schulter auf die andere.' Nur was er gesehen hat, kann der schreiber des büchleins vertreten, das übrige nur erschliessen: er ist eben doch mit Storm identisch, und der empfindet den rahmen nur als mangelhaften schutz. Der held aber wandelt nun doppelt eingehüllt in die sonnennebel des vergangenen und des berichteten. Denn natürlich ist im grunde die form 'ich', die im rahmen und die form 'er', die in der inneren erzählung angewandt wird, sehr gleichgiltig. Das 'ich' des rahmens ist das alte, gute, dem alles so überraschend schnell und bei so günstigen gelegenheiten sein sonst gänzlich verschlossenes herz öffnet, das so schön zuhört, und das sich, wie ein reporter, so unangenehm aufdringlich mit den gefühlen und anschauungen jedes wohlgesinnten eins weiss, das, bei Storm, gern in alten büchern, manuskripten und erinnerungen stöbert, von des dichters ich aber nur recht wenig und nur das bescheidene hat, indessen das 'er' der binnenerzählung nicht nur des dichters ich ist, sondern darüber hinaus alles annimmt, was er ihm noch geben mag. Aber auch das ist bei Storm nur innerlich erfahrenes.

Ich will nicht auf alle schwierigkeiten und erzwungenen kunstgriffe der icherzählung eingehen, wie sie Spielhagen schrecklich schildert. Aber man sehe z. b., wie Storm 'Im nachbarhause links' es möglich macht, der vergessenen alten beizukommen. Dergleichen in seiner entwicklung zu verfolgen, zu fragen, ob und wie Storm sich freimacht, das war E.s aufgabe. Ich glaube, dass die schwächen der icherzählung bei Storm nicht geschwunden sind, und wir haben zu zeigen versucht, wie das mit seiner persönlichkeit zusammenhängt.

Kap. 4, 'Storms arbeitsweise', bringt erst (nach Elsters 'Prinzipien') eine auseinandersetzung, wie auf die konzeption in der phantasie eine tätigkeit des verstandes folge und wie es bei Storm 'im ganzen' zwei kreise von grundmotiven gebe: der liebe und des verhältnisses zwischen vater und sohn. Das mag richtig sein, zumal ganz ausserhalb der beiden überhaupt nicht sonderlich viele dichtungen spielen mögen; aber wieder fragen wir: warum das hier? Wenigstens möchten wir doch wissen, warum das und warum es gerade bei Storm so war. Und dann müssen wir doch hinzufügen, dass der zweite 'kreis' bei ihm erst spät anzutreffen ist.

Dann erst folgt das hierhergehörige, dass Storm zuweilen bewusst (und nicht zum schaden) in falscher richtung weiterarbeitete. Als beispiel konnte E. ausser 'Carsten curator' auch das 'Grüne blatt' anführen.

Richtig ist (s. 43) an Storms geständnis, er arbeite 'meist auf lappen und schreibe danach das ganze zusammen' die bemerkung geknüpft, dass das eine weitere erklärung jener technik des aneinanderreihens gebe. Es folgen allgemeine betrachtungen über Storms sorgfalt, über seine unermüdlichkeit im bessern. Dass

da viel tiefer geschöpft werden kann, weiss der verfasser, bespricht auch nur einige wenige novellen. Wenn aber vom 'Grünen Blatt' die rede war, so war auch gewiss erwähnenswert, dass Storm eine umarbeitung in hexameter versucht hatte: Storm an Fontane 23. März 1853, s. Deutsche rundschau 87, 215 ff. Dieser aufsatz musste überhaupt ganz anders herangezogen werden, denn der kühle, scharfäugige Märker entwirft ein bild von der art und unweltläufigkeit des Friesen, auch von seinen schrullen, dass in seiner doch liebevollen lebendigkeit ein ganz besonders willkommenes korrektiv für die auffassung des dichters entsteht, ein kräftigendes bad nach der lektüre von Schützes biographie. Auch mit dem 'weihekussmonopolisten' (s. 226) — echt Fontanisch — hat es wohl seine richtigkeit ('Im waldwinkel'!). Hier aber wäre noch besonders heranzuziehen gewesen, was Fontane über Storms sorgfalt sagt (s. 216 z. b. Storm an Fontane über einen hiatus). Er stellt ihn darin neben die Goncourts.

Das 5. kapitel trägt an der spitze den satz von Wedde: 'Keine krisis in der dichterischen entwicklung, kein experimentieren auf fremden bahnen, sondern trotz der fülle und mannigfaltigkeit der novellen von anfang bis ende dieselbe methode in der behandlung'. E. findet diese behauptung unbegreiflich[1] und legt polemisierend noch einmal Storms entwicklungsgang dar: die lyrischen anfänge, die wir verweilend betrachtet haben, das hervortreten des reflektierenden elements, die steigerung zu den dramatischen konflikten der problemnovellen, wo es Storm 'mitunter ist, als hätte er erst jetzt erreicht, die poesie zu kommandieren'; wendepunkte 1865 und 1873. Aber ich meine: beides lässt sich wohl vereinen, finde das bindende stärker als das trennende und halte es mit Ilse Frapan, die auch in Storms gesamtproduktion eine gleichmässige steigerung bei voller einheitlichkeit erkannte.

Eher als durch zeit und zeitliche entwicklung könnte diese einheitlichkeit durch den räumlichen abstand gewisser gruppen gefährdet erscheinen. Wie steht es denn mit den märchen und ihrem verhältnis zu den übrigen dichtungen? E. übergeht sie ganz, ohne das zu begründen. Er übergeht auch grossenteils die gruppe von dichtungen, die zu ihnen hinüberführt, nämlich die mit Hoffmannschen gestalten. Wie stellt sich Storms lyrische wahrhaftigkeit zu ihnen? Die antwort scheint zwar auf der hand zu liegen: dort ist seine verantwortlichkeit durch die literarische überlieferung gedeckt, hier ist seine phantasie herausgefordert, hier besteht der sinn der dichtung darin, nun einmal alle schranken zu überfliegen. Da sehen wir denn auch gleich, wie stark dort, z. b. im 'Etatsrat', wie königlich hier, z. b. in der 'Regentrude', seine erfindung die allerweltswelt von sich abzustossen vermag. Das war eine aufgabe, diese beziehungen zu untersuchen. Ich glaube in der tat, dass auch diese offenbarungen so, wie ich andeutete, auf jene einheitlichkeit zurückzuführen sind.

Es wäre auch sonst, nachdem für einen anfänger schon zuviel richtiges und zusammenfassendes über Storm gesagt war, als dass er dagegen hätte aufkommen können, noch genug hinzuzufügen geblieben, wenn er sich etwas mehr abseits von

1) Bei dem satze von Tempeltey: 'es ist, wie wenn 'Immensee', wenn auch nur leise andeutend, die summe seiner inneren erlebnisse enthielte, so dass beinahe jedes fernere buch eine weitere ausführung und vertiefung der dort berührten themata ist' muss man denn doch in anschlag bringen, dass sein buch im jahre 1867 erschienen ist!

den chaussierten wegen gehalten hätte. Da ist das weite gebiet des technischen, zumal in der wissenschaft von der neueren literatur die hacken der philologischen methode noch nicht so schief gelaufen sind: womit archaisiert Storm? Wie differenziert er die sprache nach situationen, stand und charakter der personen? Man vergleiche das antikisieren in der 'Psyche' und die sätzchen der 'Posthuma', die, kurz abgehackt und konjunktionslos, den dichter atemlos an einem analysieren, also entschuldigen der charaktere vorbeiführen. — Was hat es mit dem 'Boccaccioschen falken' der novelle auf sich (Köster s. 177)? mit dem 'organisierenden zentrum'? mit der 'figura movens'? überhaupt mit Storms theorie von der novelle? (vgl. Köster a. a. o. s. 159 f., 25, 116—19) usw.

All das und weit mehr würde sich einreihen lassen in eine chronologisch vorschreitende analyse der dichtungen. Das wäre, auch nach Schütze, die beste und aufschlussreichste disposition dieser arbeit gewesen; sie hätte namentlich nicht das, was der verfasser zu sagen hatte, so sehr verzettelt und dadurch entstellt.

Es sei mir gestattet, ohne ansprüche das zur illustration beizubringen, was ich mir notiert habe, als ich 'Immensee' zum zwecke dieser rezension neu durchlas. Es wäre vielleicht zugleich als kritik des doch wohl nicht mehr berechtigten panegyrikus von L a d e n d o r f (Deutsche dichter des 19. jahrhunderts, herausgegeben von Lyon, heft 4, Leipzig und Berlin 1903) zu betrachten.

Ist der titel 'Immensee' bezeichnend? Er passt doch eigentlich nur zum schlusse, der konflikt liegt voraus. nur seine lösung spielt sich auf dem gutshofe ab, und erst die stimmung, die das werk dort erzeugt, macht ihn für das ganze berechtigt. Wir dürfen wohl so überlegen, denn Storms titel sind bis in die siebziger jahre hinein oft keineswegs sachlich bezeichnend, vielmehr — echt Stormisch — stimmungangebend, lyrisch: 'Im sonnenschein', 'Abseits', 'Draussen im heidedorf'; noch 'Renate' (1877/78) hiess zuerst 'in ermanglung eines treffenden titels' mit 'allgemeiner bezeichnung': 'Aus anno 1700', und 'Schweigen', schreibt Storm am 13. märz 1883 an Keller, hat diesen nottitel bekommen, 'obgleich ich dafür halte, dass man keine das thema andeutenden titels wählen soll, da sie den leser hindern, der darstellung unbefangen zu folgen; aber es hat mir bis jetzt nichts konkretes passen wollen'[1].

Damit richtet Storm zugleich die sondertitel, die die einzelnen bilder von 'Immensee' in der zweiten fassung an stelle der 'verbindungsglieder' der ersten erhalten haben: sie zerstören mit ihrer plötzlichen programmatischen deutlichkeit das langsame hervortauchen aus der erinnerung. Auch E. hebt das (s. 45) mit recht hervor.

Der unmodern-wohlgekleidete herr ist schon ganz der Stormsche in erinnerung lebende alte, wie er immer geblieben ist. Schon er haust in Husum, wie wir aus dem 'pesel' (Werke I, 4) und aus dem schlusse der ersten fassung entnehmen: die heimat seiner helden schlankweg zu nennen hat sich Storm erst entschlossen, als sie nicht mehr zu verbergen war. Hier ist es auch noch nicht 'eine kleine stadt am meer'. Im übrigen lässt der unfertige dichter das stück noch in dem ihm damals und bis 1855 unbekannten, aber nun einmal besser poetisierten süden spielen, wo es auch weinberge gibt. Ob nicht auch Mörikes urteil davon

1) Vgl. über Stormsche titelgebung auch St. an Keller 5. märz 1879 und Esmarch, Aus briefen Th. Storms (an ihn), Monatsblätter für deutsche literatur VII, 69.

beeinflusst ist (an Storm 24. Mai 1853): 'höchst angenehm frappiert hat mich die grosse ähnlichkeit ihres nordens mit unserer süddeutschen gefühls- und anschauungsweise'?

Über das 'er schien — zurückzukehren' (s. 3) s. o. s. 524. Schon hier auch die interpretation der augen; desgleichen die sorgfältige darlegung des hausgrundrisses (s. 4, ebenso s. 26. vgl. 'Viola tricolor', 'Ein bekenntnis'); schon hier, wie immer wieder, das requisit, an das sich die erinnerung knüpft, diesmal ein mädchenbild. Aber hier noch unfein und äusserlich der übergang vom requisit zur erinnerung (s. 4): 'nun trat er über ein kleines bild in schlichtem schwarzem rahmen. 'Elisabeth!' sagte der alte leise; und wie er das wort gesprochen, war die zeit verwandelt; — er war in seiner jugend'; die letzten worte, die die eigentliche überschrift des folgenden in der ersten fassung bildeten, sogar gesperrt gedruckt. Schon in der 'Posthuma' ist dieses äusserliche überwunden.

Und nun folgt die reihe der unverbundenen szenen, auch sie noch den sicheren hintergrund des poetisch gestempelten bevorzugend: kinderspiel im grünen ('In urgrossmutters garten'), wald — beides mit vordeutungen — weihnacht, frühlingswanderung, in der der held nach romantischer art durch keine unbequemen geschäfte gestört ist. 'Im walde' ist sogar kaum mehr als lyrische szenerie und ein schulbeispiel für das besprochene verhältnis von Stormscher lyrik und novellistik, zumal ganz dieselbe zum zweiten male durch ein eingelegtes gedicht reproduziert wird, das dann aber nicht nur die lyrische quintessenz gibt, sondern über die prosa wenigstens in den beiden letzten versen hinausführt (s. 13): 'sie hat die goldnen augen der waldeskönigin'. Daher denn auch die nachfolgende zusammenfassende, prosaisch aussenbleibende schlusserklärung: 'so war sie nicht allein sein schützling; sie war ihm auch der ausdruck für alles liebliche und wunderbare seines aufgehenden lebens'.

Aber schon die allererste gestaltung des Immenseestoffes weist in des dichters erinnerung ein solches nebeneinander auf. Ein älterer reicher, als nüchtern geschäftsmässig charakterisierter mann hatte um eine junge dame angehalten, und mit hilfe ihrer mutter war die verlobung zustande gebracht: so hörte Storm in einer gesellschaft erzählen, in der man — und das ist für entstehung und poetisierung der Elisabeth besonders wichtig — diese junge dame eben wegen ihrer verlobung vergeblich erwartete. 'Unter der anregung dieses vorfalls entstand am nächsten tage das lied 'Meine mutter hat's gewollt'. Ob er die novelle selbst schon früher begonnen hatte oder erst von diesem liede aus darauf kam, darüber ist er sich selbst später nicht sicher gewesen' (Schütze s. 106 nach Storms eigenen worten).

Diesen jämmerlich mageren stoff umhüllt also Storm mit jenen lyrischen 'szenen' — gebundenen und weitläufigeren ungebundenen — und er kräftigt ihn durch eigene erlebnisse: die spiel- und schulerinnerung, das burschikose Kieler studentenwesen, das volksliedersammeln mit Müllenhoff und den Mommsens[1], das eigene gedichtbuch, das dann auch im 'Grünen blatt' wieder mitspielt. Tatsächlich ist damit aber auch der jugendlich-enge kreis des äusserlich selbsterlebten umschritten, und noch einmal sehen wir aufs deutlichste, wie wenig Storm damals mit seiner phantasie aus dem sicheren ich heraus kann. Von dorther auch er-

1) Noch im 'Schimmelreiter' (Werke VII, 154) verrät Storm kenntnis des begriffes der sagenzyklisierung.

zwingt er die auflösung des konflikts durch einen bekannten kunstgriff: er lässt ein gedicht vortragen, das eine plötzlich erkannte beziehung auf die gegenwärtigen gewinnt, und dies gedicht ist eben jene parallele verfassung des Immenseestoffes! Aber auch die einführung jenes kunstgriffes verrät noch den anfänger. Reinhard sagt (s. 29): 'wir lesen auf gut glück [von den gesammelten volksliedern], ich habe sie selber noch nicht durchgesehen' – und rettungslos wissen wir, wohin der dichter steuert. Man vergleiche, wie noch in den 'Söhnen des senators' der ruf des alten papageis (Werke VII, 286) trotz alles windens die lösung voraus verrät.

Auch weihnachten als szenerie ist poetisch gestempelt. Aber gerade hier kommt bei Storm neben dem literarischen das persönliche besonders in betracht: das weihnachtsfest ist ihm der zielpunkt des jahres; sein kindlich-schönes interesse daran verliert sich, selbst einem menschen wie Keller gegenüber, ins spielerische, und dies persönlichste ist sogar durch seine tochter Gertrud wieder literarisch geworden (s. R. Dohse, Meerumschlungen, Hamburg 1907, s. 197 ff.). Indessen auch in diesen weihnachtsabend spielt noch anderes literarische hinein. Denn das harfenmädchen bleibt doch eine Mignon, selbst wenn Storm einmal ein solches mädchen im Husumer schlossparke getroffen oder in Kiel als blumenverkäuferin o. dgl. kennen gelernt hat. Sogar die auf der brust gekreuzten arme sind beibehalten. Aber es ist alles ins sentimentale vermalt, und wenn wir die erste und zweite fassung von 'Immensee' vergleichen, so sehen wir, welch bittere pein dem dichter diese ganze unwahrhaftigkeit gemacht hat: er hört die worte zwischen ihr und Reinhard nicht in sich selbst nachklingen, daher das wunderlich modellierte, das sprunghafte daran. Aber das eine Stormische will doch auch schon dieser student: ihre augen sehen, um sie daraus zu erkennen.

Natürlich kehrt das mädchen bei der katastrophe wieder. Natürlich sind nun ihre schönen züge verstört; ihr auge ist 'verirrt'. Ihr geschick gibt so einen neben- oder unterstrom zu der haupterzählung, ebenso wie die symbolische wasserrose. Auch bei ihrem zweiten auftreten ein charakteristisch papierenes: sie erhält nicht ein almosen, nein, die ganze börse.

Erst als Storm von dem harfenmädchen – die rathausszene ist in der zweiten fassung stark gemässigt – zu den 'braunen kuchen' der weihnacht kommt, fühlt er sich wieder recht heimisch: das wandeln durch die gassen des heiligen abends ist echt, auch das weihnachtsheimweh, und wir haben hier die symphonie, ohne dass, wie in der waldszene, ängstlich alle und alle stimmen aufgeboten würden.

Reinhard findet auf seinem einsamen zimmer Elisabeths brief, in dem Erich als rivale angekündigt wird. Er 'sieht aus wie sein brauner überrock': wieder eins jener worte, die vor der dichtung und ohne sie da waren, und zwar eins, das man schon gutwillig durchstrahlen muss, um ihm einigermassen sinn abzugewinnen, das sich auch durch Elisabeths zusatz 'wie du einmal sagtest' nur noch mehr als eingekalkter fremdkörper, etwa als noch studentisches bonmot verrät. Erich, der landwirt, hören wir weiter, soll Elisabeth malen. Storm braucht das, um die beiden zwecks heirat anzunähern, ganz wie er darum den germanisten und volksliedersammler Reinhard mit Elisabeth auf botanische exkursionen schickt, um ostern (vgl. 'Waldwinkel'). Wieviel besser begründet, eingeführt und angewandt dasselbe abgegriffene motiv in 'Aquis submersus'! Dass es Storm aus Hoffmanns 'Brautwahl' habe (Eichentopf s. 14 f.), wird sich doch schwerlich behaupten lassen.

Und dann sollen wir (s. 18) glauben, dass Reinhard 'die ganze nacht' briefe

geschrieben habe, und zwar nur an seine mutter und Elisabeth. Erzählte stimmung beansprucht gern soviel zeit, besonders nachts, und der weltschmerzliche jüngling weiss oft nicht, 'wie lange er so gesessen hatte'.

Die szene 'Daheim' rechtfertigt dann unsere befürchtungen. Erich ist, wie schon der brief durchblicken liess, bei der mutter wohl gelitten; der kanarienvogel von ihm, im goldkäfig, ist dem hänfling, den Elisabeth einst von Reinhard erhielt, schmerzlich kontrastiert. Nun ist auch alles gut eingefädelt, und wir erwarten eine frage des zurückgesetzten und eine antwort. Aber Storm findet wieder die dialogworte nicht: Reinhard fragt schweigend durch vorlegen seines gedichtbuches, und Elisabeth antwortet durch erröten und überreichung eines erikastieles, der Eichentopf merkwürdigerweise an eine brieftasche mit vertrockneten blumen erinnert, die in 'Sternbalds Wanderungen' nach jahren zum erkennungszeichen zwischen zwei heimlich liebenden wird. 'Er scheint einen leisen riss in den beziehungen zwischen beiden zu überbrücken' (s. 14).

Und wiederum wird unser glaube schwer in anspruch genommen: die beiden sind ihrer liebe sicher, und nun schreiben sie sich zwei jahre nicht. Auch als Erich um Elisabeth angehalten hat, das erste mal, das zweite mal, hört Reinhard nichts von ihr. Warum? Damit sie ihm, wie es ja gegeben war, genommen werden kann! Derselbe fehler kehrt in 'St. Jürgen' wieder und scheint der wanderererzählung eigentümlich zu sein, war vielleicht früher auch in den tatsächlichen verhältnissen begründet. Mich stört er sogar an dem Heinrich Lee des selbst eigensinnig einsamen Keller. Aber hier umgeht Storm mit seiner hilfe die schwierigkeit des themas, statt sie zu lösen. Es wird gar kein kampf gekämpft zwischen Reinhard und Erich; es liegt nach der vorangegangenen szene und der ganzen entwicklung nicht an Reinhard und Elisabeth, dass sie nicht zueinander können, sondern an Storm: hier klafft ein riss zwischen dem überlieferten tatsächlichen und dem hinzuzufügenden poetischen.

Den verhängnisvollen brief (s. 23) hat die mutter geschrieben: 'hier ist auch manches anders geworden, was dir wohl erstan weh tun wird, wenn ich dich sonst recht verstanden habe'. Das ist (wie in 'Psyche') die echt Stormsche mutter, die ihre kinder ohne worte versteht, gegenstück zu den streng liebenden vätern. Sie gehören immer zu den schönsten gestalten des dichters; er umgibt sie wortlos mit einer ergreifenden pietät: welch glückliches, gesundes elternhaus muss er gehabt haben!

Jahre nach der katastrophe lässt der dichter seine gestalten noch einmal zusammenkommen. Er braucht noch eine aussprache, und er hat sie geschickt ermöglicht. Erstens dadurch, dass er die männer freunde bleiben lässt – das verstärkt zugleich den eindruck des blass-überirdischen, ist auch wohl nur möglich in der technik der erinnerungsnovelle – und zweitens dadurch, dass er Elisabeth durch Reinhards besuch ohne dessen vorwissen überrascht werden lässt.

In poetischen worten hören wir, was wir so oft in poetischen worten hören, die romantische theorie von der entstehung und verbreitung des volksliedes und dann das meisterhafte und gegen die erste fassung meisterhaft verbesserte 'volkslied', das die katastrophe herbeiführt. Zu dieser romantik fügt sich ganz die parallelerzählung von der wasserlilie mit Reinhards taumeligen schlussworten, deren erstes nur zu der blüte, das zweite nur zu Elisabeth passen kann und so zwischen beiden obendrein eine verbindung herstellt.

Erich wird rücksichtsvoll entfernt; Reinhard und Elisabeth erhalten noch eine szene, in der Storm alle vorher heraufgeführten noch einmal anklingen, aber

die liebenden doch nicht zu worte kommen lässt. Es heisst auch ausdrücklich, als Elisabeth 'wie einst' vor Reinhard im schatten überhängender zweige sitzt: 'es kam ihm plötzlich, dies alles sei schon einmal ebenso gewesen' (s. 34, vgl. 'Ein bekenntnis'). In worten nur: 'wollen wir erdbeeren suchen?' (nämlich wie damals 'Im walde'). Er findet eine erika, und wir erinnern uns, dass sie ihm einst eine bedeutsam überreichte. In worten nur: "'kennst du diese blume?' Sie sah ihn fragend an. 'Es ist eine erika. Ich habe sie oft im walde gepflückt.' 'Ich habe zu hause ein altes buch, – zwischen den blättern liegt auch eine erika; aber es ist nur eine verwelkte. Weisst du, wer sie mir gegeben hat?' Sie nickte stumm. ..." Schliesslich zusammenfassend: "'Elisabeth, hinter jenen blauen bergen liegt unsere jugend. Wo ist sie geblieben?' – Sie sprachen nichts mehr." Es ist, als läse man Fiona Macleod, oder als sollte man in die worte hineinhorchen wie bei Maeterlinck; es sind nur symbole für andere, viel mehrere, unausgesprochene. Zu dem motiv von der frauenhand, die nachts auf krankem herzen ruht, haben wir wiederum ein parallelgedicht (Werke VIII, 225). Neuerdings weist Ladendorf (Neue jahrb. f. d. klass. altert. 11. 509) darauf hin, dass es aus Heines Reisebildern II, 15 stammen möchte.

Der schluss kehrt, mit derselben überschrift, symmetrisch zu 'dem alten' zurück. Noch einmal klingt die wasserlilie und das romantische volksliedstudium nach.

Im ganzen glaube ich danach doch, dass man 'Immensee' mit der einschätzung 'goldschnittliteratur' – ich weiss nicht, von wem sie stammt – nicht sehr unrecht tut. Man hört doch noch recht deutlich das geräusch der mechanik, ein geschmack von süsslichem, literarisch überkommenem verlässt uns nicht; vielleicht allerdings, dass die inzwischen vergangenen jahrzehnte diesen eindruck verstärken. Aber zwischen dem fremdartig ätherischen wesen grünt doch schon hier und da das kurze gras der einzelbeobachtung ausserhalb jener poetisch gestempelten szenerien: Reinhards tintenfass ist bestaubt; der weg zu dem postwagen, der ihn davonführen soll; unverbrauchte anschaulichkeit und schöne wahrheit in der abendlichen gartenszene s. 28 f.; die letzte nachtszene – mit nachtigall, trotzdem 'selten und nur zu flüchtigem besuche Philomela bei uns einkehrt' – eine nicht unwürdige vorgängerin ihrer geschwister in 'Von jenseit des meeres usw.; der letzte morgen und sein herbfrischer hauch mit wenigen strichen greifbar deutlich dargestellt. Von 'psychologischer vertiefung' der charaktere (E. s. 1) würde ich auch nicht sprechen, wenigstens nicht im sinne von etwas erarbeitetem. Das würde nur etwa für Erich passen, der doch recht sehr deutlich mit bezeichnenden zügen versehen ist: Reinhard sehen wir sogar anders, als das vordeutende kindergespräch ihn darstellt: da ist er der heftig zugreifende. Reinhard und die übrigen personen – wenn wir das harfenmädchen als von der überlieferung so gegeben ausnehmen – sah Storm in sich, brauchte sie nur auftreten zu lassen, um sie nach seinem sinne charakterisiert zu haben. Ich erinnere nur an Reinhards mutter, die wir aus einem einzigen briefsatze durch 'indirekte verlebendigung' erkennen. Und die blässe der gestalten rührt daher, dass Storm sie nur eben in dieser handlung und dem dazugehörigen sprechen mangelhaft sieht und hört: für die zeichnung der Elisabeth war, wie ich glaube, gerade dieses nichtgesehenhaben das entscheidende. Er kann auch hier noch nicht aus seiner lyrischen erfahrung heraus. Das gilt auch für die charakteristik von Elisabeths mutter, die gerade bei dieser zurückgedrängtheit des handelns und sprechens dem leser nicht feindlich wirkt. Merkwürdig, wie sich Storm darin der schwierigen realistischen gerechtigkeit in der schilderung

unsympathischer figuren nähert. 'Etwas mehr individuelle bestimmtheit' wünschte schon Mörike in dem angeführten briefe.

Es ist also wieder und wieder das lyrisch-wahrhaftige in stimmung, geschehnissen und gestalten, das uns auch an einem so mangelhaften werke in bande schlägt. Erst indem sich der kreis tatsächlicher erfahrungen erweiterte, konnte sich das literarisch überkommene durch das immer realistischer selbsterschaute verdrängen lassen, konnte auch schliesslich die konfliktnovelle aufblühen, die ein von aussen kommendes problem doch durch eigene erfahrung und menschenkenntnis erleuchtet. Bezeichnend dafür die beseitigung des alten schlusses von 'Immensee': Reinhard findet den frieden wieder, heiratet, verliert ein söhnchen, dann auch die frau, und zieht sich nun erst nach norden zurück. Es ist nicht richtig, dass dieser schluss nicht möglich wäre. Man braucht ihn nur in die beleuchtung einer der problemnovellen zu rücken: wie ist es möglich, dass ein mann nach einer tiefsten ersten liebe mit einem andern weibe glücklich werden kann? Ein thema, das Storm nach Konstanzes tode nahe lag und dem von 'Viola tricolor' nächst verwandt ist. Auch die einheit des ganzen liess sich aufrecht erhalten: durch deutliches voranstellen des themas, durch fortwährendes unterstromiges parallelisieren der beiden hälften der erzählungen, durch die person des alten, der ja auch dies glück verloren und mit dem ersten in der erinnerung birgt. Aber eben: damals hatte Storm die erfahrung, die gerade ihm zum novellendichten unerlässlich war, noch nicht, der schluss musste abfallen, an dem 'Immensee', wie es ist, lässt er sich überhaupt nicht anbringen.

Von solchen anfängen führt eine gleichmässige steigerung bis in Storms letztes alter. Schon im 'Grünen blatt' welch ein fortschritt! Es scheint mir sogar, was natur- und menschenstimmung und ihren einklang betrifft, fast unübertrefflich. Aber wie bezeichnend dabei, dass Storm, wie er selbst sagt, in falscher richtung fortschrieb und nicht zurück konnte, wenn wir sehen, dass es noch die auf jenes symbolische ist, in der seine menschen nur in bedeutenden worten sprechen können. Ein zusatz, wie ihn Mörike wünschte, ein zierliches gespräch, der Regina in den mund gelegt, würde da zerstören. Darum liess es auch Storm, wie es war.

Und schliesslich dann die herrschermässige und doch so leise poetisierung der ganzen umgebenden welt, wie sie allmählich, allmählich in den bereich seiner erfahrung, immer noch seiner führerin, eingetreten ist! Mir ist sie so unentrinnbar geworden, dass ich sein ganzes land mit seinen augen sehen, mit seinen sinnenden, ehrlichen männern und unnahbaren, schwebenden frauen bevölkern muss, dass ich mit Stormscher wehmut von fern nach seiner schönheit ausschaue.

CHARLOTTENBURG. GEORG BAESECKE.

---

**Carl Meyer,** Die technik der gestaltendarstellung in den novellen Theodor Storms. Novellen der frühzeit. 1847–1872. Kieler dissertation 1907. 136 ss.

Hier ist ein doppelt begrenzter teil der eben besprochenen aufgabe noch einmal in anderer weise gelöst, auch in anderer weise, als ich vorschlug. Und der verfasser verteidigt im eingang seine arbeit gegen den etwaigen vorwurf, sie zer-

pflücke die geschöpfe der Stormschen phantasie und beraube sie ihres schmelzes, mit dem rechte der wissenschaft, der bösen kleinlichen und langweiligen. Eine bessere verteidigung wäre die arbeit selbst, wenn sie eben so sehr zerpflückte, dass man bei den gliedern nicht mehr an das poetische ganze dächte, dafür aber ein neues verstandesmässige gewönne.

Teil I bildet eine übersicht über das quellen- und textgeschichtliche material, an der wohl nicht richtig ist, dass einzig für 'St. Jürgen' eine quelle nachgewiesen wäre; neu die chronologische fixierung von 'Unter dem tannenbaum' auf 1862 (Leipziger Illustrierte zeitung vom 20. dezember 1862). Der zweite teil charakterisiert Storms künstlerischen entwicklungsgang als eine verkürzte parallele zur stilgeschichte der deutschen literatur im 19. jahrhundert, die 'zwischen den beiden polaren gegensätzen, die durch Schiller und Hauptmann bezeichnet sind, das idealistische und naturalistische formprinzip voll erschöpfend verläuft', und entwirft mit abermals neuen worten ein recht gutes bild des helden. Freilich, die erlösende formel, die sein so besonders einheitliches wesen von einem punkte aus ganz zu erfassen erlaubte, findet sich auch hier nicht, auch hier bleibt es bei tastenden bildlichen wendungen. Dann wird das thema fixiert und in starker abhängigkeit von Th. A. Meyer ('Das stilgesetz der poesie', Leipzig 1901) disponiert.

Zuerst lernen wir (teil III) Storms 'gestaltenkreis' kennen. M. achtet es nicht für einen raub, in 689 nummern (s. 26–89) die sätze aufzuzählen, in denen der dichter etwas über seine gestalten verlauten lässt: A. weibliche: I. weibliche jugend und reife, II. kinder, III. alter; B. männliche: I. alter, II. mittelalter, III. knaben; innerhalb der gruppen chronologische ordnung der novellen. Schon diese kolumnen reden eine deutliche sprache: die gruppe A I fordert den löwenanteil (324 nummern in den unterabteilungen: ausgeführte bilder, hervorhebung eines zuges oder teiles): hier verweilt des dichters ganze liebe, kunst und sorgfalt und verleiht ein starkes gemeinsames: 'schlanke, zarte, leichte statur ohne üppigkeit, ein feines, blasses antlitz ohne die robuste farbe der gesundheit; erst in den späteren novellen treten auch realistischer aufgefasste und üppigere figuren auf den plan'. Schwarz, braun und blond stehen nebeneinander, wohl eingepasst in die umgebung. Und diese 'zärtlichen', 'feinen' gestalten mit ihren hellen farben 'liebt er mit den dunklen schatten eines traurigen, mitunter tragischen schicksals zu kontrastieren', so dass ein wehmütig-schmerzlicher reiz aus dem gegensatze entspringt. Unter den männern aber sind es nicht die jugendlich liebenden, bei denen der dichter verweilt, sondern die rückblickenden alten, die dann leicht einen stich ins komische haben: ein zeichen wiederum, dass in jenen jugendlichen der dichter steckt, der sich eben nicht so weit objektivieren kann, um sich neben den übrigen gestalten gleich stark und deutlich darzustellen.

Teil IV bespricht dann die technik, mit der diese gestalten dargestellt sind. Der verfasser bestreitet mit glück Th. A. Meyers angebliche theorie, dass der dichter zuerst interesse für eine figur erwecken müsse, indem er sie vor uns fühlen, denken und handeln lasse; erst dann entwerfe er ein bild ihrer äusseren erscheinung und zeige, wie sich die seelischen kräfte, die sie bisher im verlauf der handlung betätigt hat, in ihrer körpererscheinung ausprägen: insbesondere lässt sich bei Storm kein solches prinzip für die sukzession seelischer und sinnlicher lebensäusserungen erkennen; schon dass nur so viel vom sinnlichen zu schildern sei, als für das seelenleben bedeutung hätte, ist ein satz, der an Storms praxis ohne weiteres zerbricht. Aber Meyer stellt ja auch jene sukzession nur als das gewöhnliche hin. – Solche

sinnlichen züge nun kombiniert Storm wohl zu mehreren, so dass ein ganzes bild entsteht, aber nicht in jener fehlerhaft malerischen weise, nach der die summe der züge das ganze ist, sondern wenige wesentliche auswählend, die den glauben in uns entstehen lassen, das ganze sei gezeichnet. Solche züge können besonders eindringlich wirken, wenn sie zugleich etwas psychisches widerspiegeln. Und so ist es immer wieder das auge, das Storm hervorhebt; die listen, die Schütze und andere dafür aufgestellt haben, werden noch erweitert. M. geht die einzelnen glieder durch — auch haar und antlitz weiss Storm, mit besonderer liebe bei den weiblichen gestalten, unerschöpflich neu in hingehauchten worten zu bezeichnen — bis zur wiedergabe des gesamteindruckes einer gestalt, der zumeist in ein beiwort gefasst ist. und er gibt jedesmal mit nummern die belege, die im III. teile exzerpiert waren, so auch ein rein zahlenmässig-statistisches abwägen ermöglichend.

Es folgen absätze über die 'indirekte verlebendigung' durch 'beziehung' (bei Storm besonders deutlich in dem ich-wesen seiner novellen und der verschönung des vergangenen) und 'wirkung', nämlich auf andere gestalten, über ihre malerische auffassung (lichteffekte), ihre aktionsform (ruhe und besonders bewegung: im tanz, aber auch im schlichten gehen lässt Storm die schönheit seiner jugendlichen mädchen ganz sieghaft und überwältigend lebendig werden), die darstellung ihrer affekte (sofern sie sich körperlich äussern) und ihrer kleidung. Wiederum erkennen wir schon aus der statistik manches typische: die beleuchtung der mondnacht oder, unter den bewegungen, das zurückstreichen des haars, das starke zurückdrängen der affektäusserungen, das weisse gewand der mädchen und frauen gegenüber dem ausgeprägt verschiedenfarbigen der männer u. a.

Teil V behandelt die stilistischen mittel der gestaltendarstellung, und zwar zuerst das beiwort. In der 'durchsättigung des wortes mit persönlichem gehalt liegt ein geheimnis der Stormschen sprachkunst überhaupt, liegt im besonderen begründet, dass das einfachste sprachliche gestaltungsmittel, das dem dichter zur verfügung steht, das beiwort, bei Storm eine so eigene und tief-persönliche anmut entfaltet'. Der verfasser meint augenscheinlich die von Lipps u. a. so genannte 'einfühlung': dann dürfen und müssen wir aber diesen satz allgemein aussprechen und nach seiner besonderen geltung bei Storm fragen. In starker überzahl sind (nb. in der beschränkung auf die darstellung der gestalten) die beiwörter für sinnliche formen- und farbenverhältnisse: die farbe des haars, der augen, des antlitzes, der hände, der kleidung ist wieder und wieder bezeichnet. Typisch sind und charakteristisch: milde, sanft, jung (antlitz, auge, stimme, mund und fuss), fein (gestalt, antlitz, nase, kopf und hand), leicht und zart; durchstehend das 'goldklare' frauenhaar. Auch hier erhalten wir wieder (s. 115—27) wohlgegliederte übersichtstafeln. Unter der nicht ganz passenden überschrift 'die ästhetischen apperzeptionsformen' folgen dann schliesslich die vergleiche und metaphern, wie sie Storm besonders schön und reich zur charakterisierung und erhebung seiner weiblichen gestalten anwendet.

So weit M.s arbeit, und nun einige aber und fragezeichen.

Um das material auf seine vollständigkeit zu prüfen, habe ich 'Drüben im heidedorf' nachgeprüft (Werke III, s. 81 ff.) und recht böse lücken gefunden. Dass der alte hausknecht (s. 83—85) ganz vergessen ist, mag hingehen. Schlimmer ist, dass die wichtige charakterfigur des küsters stark zu kurz gekommen ist. Es fehlt z. b.: s. 87 'sagte er — im gewichtigen schulton', s. 95 'hub er an, nachdem er zuvor seine sprachwerkzeuge durch ein paar ansätze satten hustens in bereitschaft gesetzt hatte', s. 100 'dem draussen [wo seine frau nicht dabei war] seine würde

wieder zuwuchs', ebenfalls s. 100 'unterdessen hatte er das schutzleder vor meinem sitze zugeknöpft, und mit majestätischer handbewegung entlassen, rumpelte mein fuhrwerk — weiter', s. 118 'und in seiner alten unerschütterlichkeit grüsste er gravitätisch mit der hand'. Das sind fünf neue nummern zu Meyers fünf. Aber sogar am helden und der heldin fehlt's: s. 91 'sagte er düster', s. 96 'und herumgeschwenkt hatte sie sich auch mit ihm, dass dem hölzernen jungen der schweiss von den backen rann', s. 107 'einmal aber packte er mich plötzlich an beiden schultern und sah mich an, wie unsinnig vor freude' usw., s. 84 'nach der haltung des kopfes konnte ich annehmen, dass ihre augen jetzt die antwort gaben', s. 96 'und die dirne sass mausestill dabei und guckte in ihr gesangbuch'.

Ich will hoffen, dass die übrigen novellen sorgfältiger ausgezogen sind. Aber schon das misstrauen muss nun jedem benutzer den wert der arbeit ganz unverhältnismässig beeinträchtigen.

Andere lücken verursacht die disposition. Nach der behandlung des adjektivischen 'beiwortes' hätte sich allerdings das adverbiale leicht unterbringen lassen, und es durfte bei Storm nicht fehlen, der, wie M. richtig hervorhebt, seine gestalten weit lieber in bewegung als in ruhe vorführt. Auch die charakterisierung durch das diminutivum hätte sich hier angefügt: typisch z. b. das 'köpfchen' der mädchengestalten von 'Immensee' bis zum 'Waldwinkel'. Das verhältnis zwischen subjekt, situation, stimmung und handlung wird nur in gelegentlichen bemerkungen berührt. Es ist nicht unterschieden, ob der dichter oder der eingeführte erzähler oder einer der mitspielenden (vielleicht ein gegenspieler!) etwas neues über eine gestalt mitteilt; es fehlen die beziehungen der einzelzüge untereinander; wir erfahren z. b. nicht, ob sie kontrastieren oder sich steigern und dergleichen (vgl. z. b. 'Drüben im heidedorf', Werke III, 84: 'diese weichen, blassen wangen waren schwerlich jemals dem wetter der ländlichen saat- und erntezeit preisgegeben gewesen' von der Slowakenmargret und s. 89 'das fahlblonde haar zeigte deutlich, dass es ungeschützt allem wetter und sonnenbrand ausgesetzt wurde' von Hinrich Fehses frau). Dabei wäre zugleich zu bemerken gewesen, wie sehr Storm seine charakteristika zur rechten zeit anbringt, dass er sie nicht einschmuggelt, wo sie gar nicht interessieren. Die verschiedenen erzählenden ichs sind überhaupt nicht analysiert; sie mussten insbesondere auf ihre gemeinsamkeit (in Storm) betrachtet werden. Das schlimmste aber ist, dass uns diese disposition die historischen verknüpfungen vorenthält: wir erfahren nicht, was Storm übernommen hat, was neu ist [1]. Wir würden auch mit den hier gegebenen mitteln den dichter nicht von einem getreuen nachahmer unterscheiden können. Um sich das zu vergegenwärtigen, vergleiche man einmal die heideszene des 'Grünen blattes' mit dem traurigen abklatsch des Husumer dichters A. Johannsen 'Aus heide und moor' u. a. in den 'Heidestudien'; man könnte auch noch andere Holsteiner nennen. (S. jetzt: W. Lobsien, 'Die erzählende kunst in Schleswig-Holstein', Altona 1908.)

Ich will dem verfasser aus all diesem fehlen keinen vorwurf machen, denn

1) Z. b.: die poesie entschliesst sich nur schwer zu grünen augen, so häufig sie in der natur sind: auch bei Storm müssen sie sich unter die grauen einreihen lassen. Dagegen ist es bei ihm nicht mehr selbstverständlich, dass seine helden und heldinnen 'locken' haben. (In solche ironische anführungshäkchen setzt W. Raabe zuweilen das wort). Ausser kindern gibt er sie nur einigen wenigen gestalten und ist konsequent dabei; er liebt besonders die kleinen stirn- und schläfenlöckchen.

erstens ist es bislang meines wissens vergebliche liebesmühe gewesen, eines dichters technik ganz einzufangen, und man würde M.s arbeit als material und als teilstück um so lieber annehmen, als sie zweitens einen augenscheinlich richtigen gesamteindruck reproduziert. Denn in wahrheit hat M. natürlich doch vom ganzen in die teile gearbeitet, nicht umgekehrt. Und so mag denn aus erstens und zweitens folgen, dass die befürchteten und aufgezeigten lücken keinen allzu grossen schaden tun. Ich mache aber noch darauf aufmerksam, dass die märchen nicht mitbehandelt sind, dass dadurch also gewisse, besonders charakteristische gestalten entfallen und nun z. b. die beiden 'Kuchenesser', unter den novellen eingereiht, wunderlich isoliert sind. Neuerdings wäre auch heranzuziehen Leo Langer, 'Tier- und kindesseele bei Storm' (Zfdu. 1908 s. 227 ff.).

CHARLOTTENBURG. GEORG BAESECKE.

**Ludwig Pohnert,** Kritik und metrik von Wolframs Titurel. (Kraus und Sauer, Prager deutsche studien 12.) Prag, Bellmann 1908. (VIII), 99 s.

Durch diese scharfsinnige und tüchtige arbeit werden die schwierigen und verwickelten Titurelprobleme erheblich gefördert, wenn ich auch gestehen muss, in einer sehr grossen zahl von einzelheiten, was die akzentuierung und beurteilung von versen des grossen Wolframschen torso angeht, nicht mit dem verfasser übereinstimmen zu können. Erneute eingehende durcharbeitung des textes hat mich auch über meine eigene, 1906 erschienene textform in vielen fällen hinausgeführt, und nur an hand einer neuen, mit durchgeführter akzentuation versehenen ausgabe des werkes, die handschriftlich abgeschlossen ist, der aber die notwendigen erläuterungen noch fehlen, würde es möglich sein, alle einzelheiten zu erörtern. Ich kann nur versichern, dass meines erachtens Pohnert mit den allgemeinen grundsätzen seiner metrischen untersuchungen (streng dipodischer charakter des rhythmus, regelmässigkeit beschwerter hebungen nur in den ungeraden füssen, zäsuren nach dem vierten fusse) überall und namentlich auch da, wo er von Lachmann abweicht, auf dem richtigen wege ist, dass sich aber eine ganze reihe von anstössen und unstimmigkeiten, die sich noch bei ihm finden, durch etwas abweichende skandierung leicht beseitigen lassen. Vielfach kommen die anstösse dadurch zustande, dass Pohnert sich an Lachmanns text hält, dieser aber bedeutend von der überlieferung G, von der wir doch stets zunächst ausgehen müssen, abweicht und lesarten des jüngeren Titurel beliebig einmengt. Eine feststellung der Wolframschen versmelodie und eine daran anschliessende prüfung der tonhöhen der in der überlieferung gegebenen versformen ist vom verfasser nicht versucht worden: doch scheint sie mir für endgiltige lösung der einzelfragen unumgänglich. Auch den erörterungen über echtheit und anordnung der strophen kann ich trotz übereinstimmung in der wesentlichen grundansicht nicht in allen punkten zustimmen. Pohnert bemerkt sehr richtig, dass ich in meinen untersuchungen von 1899 den kritischen wert von M wesentlich überschätzt habe: das konnte ihm schon meine ausgabe beweisen. Heute bin ich noch radikaler als selbst dort geworden, erkenne auch die strophe über den landgrafen als interpoliert an, beharre aber andererseits auch konsequenterweise bei der schon dort angenommenen athetierung der strophen 36 und 53, trotzdem sie

äussere und innere anstösse nicht bieten, die erste sogar recht gut ist. Die echtheit dieser strophe durch die nachahmung in Reinbots Georg stützen zu wollen (s. 13), scheint mir verfehlt: das unzweifelhafte zitat beweist doch nur, dass dem Georgdichter, der, wenn Helm (Afda. 32, 281) recht hat, nach 1236 sein werk begann, die interpolation schon vorlag, die dann allerdings wohl kaum von Albrecht stammen kann, nicht dass die strophe wolframisch ist. Was die ordnung der strophen angeht, so halte ich bei der springenden art des gedankenganges im Titurel jetzt keine einzige veränderung der ordnung in G, die man vorgeschlagen hat, mehr für absolut zwingend.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

**Adolf Hauffen.** Neue Fischartstudien. Mit unterstützung der gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und literatur in Böhmen (= Euphorion, siebentes ergänzungsheft.) Leipzig und Wien, Carl Fromme 1908. VIII, 295 ss. 5,60 m.

In woltuendem gegensatz zu den mancherlei stecken gebliebenen bemühungen um Fischart und seine literatur dringen H.s Fischartstudien mit konzentrischer kraft und stetigem erfolg ihrem ziel entgegen, so dass er jetzt die letzte vorarbeit abgeschlossen hat, die ihn von dem lange gehegten plane einer monographie über Fischart trennte. Im anschluss an die im dritten bis achten bande des Euphorion gebotenen studien untersucht er hier die quellen des *Catalogus catalogorum*, des Bienenkorbs, der bildergedichte, des Brotkorbs und liefert beiträge zu den quellen der Geschichtklitterung: umsichtige belesenheit und genaueste kenntnis seines autors, ein fleiss, der dessen neigungen und sprunghaften launen in alle schlupfwinkel folgt, lassen H. in allen kapiteln zu gesicherten, fördernden ergebnissen gelangen.

Fast auf jeder seite findet man Wendelers wort (s. 221) bestätigt, dass Fischart all und überall nur in der ausgestaltung fremder gedanken originell ist, und nicht immer wird die achtung vor seiner arbeitsweise wachsen, wenn man sie so aus der nähe kennen lernt. Nicht einmal den eindruck gewinnt man überall, dass das gut, das er sich aneignet, unter seinen händen gewinnt. Den vers Benedicts IX z. b. (*Petra dedit Romam Petro, tibi papa coronam*) hatte Baleus kurz und gut übersetzt:

der felß hat Petro geben Rom,
der papst dir Petro giebt die kron —

Fischart im Bienenkorb 135a überträgt ihn unpassend auf einen fürsten, der nicht Peter heisst, und fällt mit seinem flickreim auch formell ab:

Christus hat Rom S. Petern geben,
so gibt der papst die kron dir eben.

Dazu ist seine benutzung der quellen oft mit allen spuren der flüchtigkeit und unsauberkeit behaftet: für Hébrardi bei Rabelais schreibt er Flebard (s. 4); wenn bei Baleus 747 steht: 'Alexander Farnesius ein cardinal vnd sein *bruder* Octavius . . . des bapstes *enckel*', so wird bei ihm daraus: 'seinen *bruder* Alexan-

drum Farnesium, den cardinal', er hat sich also nicht die zeit genommen, seine quelle recht zu lesen. Oder eine in der vorlage klare beziehung wird schief wiedergegeben; so heisst es im Bienenkorb 63b: 'daß S. Johans haupt zu Bretta inn der Pfaltz blut in der schüssel geschwitzt hab, *wiewol* es mit ölfarb angestrichen gewesen', wo der verdeutschte Calvin (s. 248) bietet: 'ein geschnitzet vnnd gemaalet bild des haupts Johannis des Teuffers in einer schüßlen gesehen ward schwitzen ... (später) erfand sich, dass solich haupt mit frischem lauterem öl bestrichen gewesen'. Auch menschlich wirkt Fischarts art der quellenbenutzung hie und da unerfreulich. Marnix lenkt gelegentlich im Bienenkorb von allzu gräulichen vergehen der priester ab, 'die alte eysselyck waren te vertalen' (s. 136); Fischart schlägt, hier einmal pünktlich, die unterdrückten nachweise auf und erspart uns keinen.

Dabei soll nicht verkannt werden, dass gerade die vorliegenden studien in schonungsloser vollständigkeit auch zu den tiefststehenden unter Fischarts reimdichtungen vordringen, bis hinab zu der wunderzeitung von einer schwangern jüdin 1575 (s. 193), oft unter den denkbar grössten schwierigkeiten. Denn Fischarts arbeitsweise ist gerade das gegenteil von philologisch: gewöhnlich nennt er seine quellen überhaupt nicht; wo er sie andeutet, ist er unvollständig und ungenau. Oder statt seiner unmittelbaren vorlage gibt er die quellen an, die diese nennt (s. 110), so dass eine scheinbare mannigfaltigkeit entsteht, die H. in schwieriger beweisführung auf ihr mass zurückführen muss, wie bei Baleus im Bienenkorb s. 121 f. und 126. Damit schwindet aber für viele von Fischarts angaben jeder quellenwert; sie können künftig nur das verdienst beanspruchen, dass sie etwa auf wertvolle angaben anderer hinleiten. Wenn z. b. H. 132 ff. nachweisen kann, dass die volkskundlichen angaben des Bienenkorbs aus Francks Weltbuch geschöpft sind, so hat sich die forschung sachlich dafür nur an Franck zu halten und die billige weisheit, die Fischart hie und da dazwischenschiebt, darf billig ausser betracht bleiben.

Fischarts stärke liegt auf ganz anderem gebiet: die kunst, überall beziehungen zu finden und eigenes anzuknüpfen, ist es, die seine schriften interessant macht und ihnen den zug ins grosse gibt. Auch an ganz gleichgiltigen stoffen entwickelt der unermüdliche, vielgewandte geist diese echt schriftstellerische gabe; in warmherziger würdigung zeigt das H. s. 179 an den bildergedichten vom riesen Frankenpoint und vom astronomischen uhrwerk, die nur bei Fischart zu dichtungen von literarischem und ethischem werte wachsen konnten. Bewundernswert ist die leichtigkeit, mit der er assoziationen vollzieht; auf wortwitze und nebengedanken, anklänge und seitensprünge muss man bei ihm auf schritt und tritt gefasst sein, und der herausgeber oder quellenforscher, der ihm hier alles nachrechnen oder ihm überallhin nachgehen wollte, müsste selbst ein Fischart sein. Jeder wird hier hinter dem tatsächlichen reichtum zurückbleiben, keiner kann ihm durch die annahme eines zuviel unrecht tun. Wenn er (s. 17) *la raquette des brimbaleurs* bei Rabelais mit 'racketnetzle der brümballer' wiedergibt, denkt er sicher an ball. Wenn er (s. 19) einen buchtitel '*Biga salutis Hungari*, das ist die heilwog vnd gesundheit feig' beschreibt, so lässt er sich von *biga* 'zweirädriger karren' zu seiner elsässischen wage 'wiege', sofort aber auch von *biga* zu *ficus* 'feige' leiten. Bei dem 'Bauren compaß sampt der practic vber allerley wetter vnd loßtag durch *bubulcum* Luginsland, so auff den höchsten schulen im schwarzwäldischen gebürg gestanden' (s. 38) lässt sich Fischart durch den kaum ersonnenen namen seines kuhhirten sogleich auf den schwarzwaldgipfel führen, den Schauinsland, der 1000 m über Freiburg mit seiner hohen schule liegt. Bei den 'hammerschlägigen ketzern' des Bienenkorbs tritt ihm

(s. 98) sogleich das zeichen des Basler druckers Petri vor die augen, auf dem eine aus den wolken greifende hand aus einem ambos funken schlägt.

Fischarts treffsicherheit im ausdruck, die schlagkraft seiner argumente tritt oft genug glücklich hervor. Aus Baleus nimmt er den bericht, Clemens V. habe könig Friedrich mit Sardinien belehnt unter dem beding, dass er die Sarazenen daraus vertreibe er glossiert die angabe mit einem bilde, das Baleus nie gelungen wäre: 'er schenckt jhme alle fisch im mör, doch daß er sie all fange'. Gute witze Fischarts, die in seinen schriften in überreicher nachbarschaft schier ersticken, werden von H. ausgehoben und damit erstmals zur geltung gebracht. So, wenn der kirchenmusiker (s. 37), der nach gangbarer ausdrucksweise von dem gleichzeitigen papst Clemens als *Clemens* (*non papa*) unterschieden wird, im *Catalogus catalogorum* neben einem angeblichen kollegen *Pontius* (*non Pilatus*) erscheint. Im Bienenkorb tritt Thomas von Aquino auf, stereotyp mit der taube des hl. geistes auf der schulter dargestellt. Fischart sieht das fromme bild mit dem auge des spötters: 'den h. doctor Thomam von Aquin, dem allezeit eyn taub inns ohr will fliegen vnnd ist jr das loch zu eng'.

Reich sind auch H.s neue studien wieder an glücklichen, einleuchtenden aufschlüssen: der Altzenfidler s. 38 wird auf *Volkêr von Alzeie den videler* gedeutet: ein buchtitel des *Catalogus* und eine glosse zum Bienenkorb liefern s. 40 den nachweis, dass Fischarts zweiter vorname Friedrich war; an die schilderungen von Lutherverbrennungen durch die jesuiten schliesst sich s. 164 die nach Zingerle gegebene schilderung, wie in Tirol noch nach 1860 die bauernburschen aus stroh und lumpen einen 'Lotter' zusammengedreht und mit halloh verbrannt haben. Von dem bildergedicht 'Die musizierenden frauen' hatte Englert in Dresden ein blatt gefunden, das über dem holzschnitt einen aus dem zusammenhang gerissenen vierzeiler trägt. Nach Englerts vermutung führt H. jetzt aus, wie das blatt bestimmt war, mit seinen nachbarn zusammengeklebt zu werden, und wie sich auf dem so entstehenden fries die reimpaare zu ketten schlossen – eine auffassung, der er s. 227 durch die beschreibung eines entsprechenden frieses bei Nas die erwünschteste bestätigung geben kann. Die abhandlung über Der barfüsser sekten- und kuttenstreit s. 203 ff. schöpft wertvolle aufschlüsse aus beobachtungen, die H. auf Fischarts spuren in Assisi gemacht hat: der beweis hat sich so führen lassen, dass Fischart selbst dort war und dass Stimmer auf dem holzschnitt zu diesem bildergedicht den dichter mit hohem hut und rundem vollbart verewigt hat (s. 205). Höchst interessant ist s. 235 die einzige übersetzung einer Fischartschen dichtung ins französische, die dankenswerter weise vollständig mitgeteilt wird.

Was sich demgegenüber anders wünschen und berichtigen lässt, sind fast nur druckfehler, etwa S. 7 z. 12 Cantzelstand- statt Cantzelstand; 12, 6 groszer st. groster; 13, 2 offtgerümbte st. offgerümbte; 25, 26 Scala st. Schala; 32, 2 neun st. neun-; 39, 23 Herren st. Hernen; 44, 1 v. u. IC st. CI; 52, 19 MDLXXVI st. MDLXXX VI; 90, 1 fortwährend st. fort; 96, 12 Vesten st. Besten; 97, 22 tragt st. trägt; 117, 21 eyn st. eym; 138, 8 Moguntiae st. Monguntiae; 152, 32 θαυματουργοί st. θανματόργοι; 43 Francofurti st. Fancofurti; 156, 23 μιμητικῶς st. μιμητικός; 171, 3 v. u. nicht erhaltene st. erhaltene; 178, 10. 29 Andersen st. Andresen; 187, 8 das Impressum st. die Adresse; 220, 19 crucifixum st. christifixum; die fussnoten [3] und [4] sind ausgefallen; 239, 4 v. u. Tuiscon st. Tiuscon; 240, 13 quos st. qous; 246, 28 Christianae st. Chistianae; 255 v. 9 gleich sam st. gleichsam, von solchen abgesehen, die sich vollends von selbst berichtigen. Zu den hybriden heiligen-

namen S. Grill und Grix s. 256 ist vielleicht die vermutung erlaubt, dass sie aus Kyrill und Kyriakus entstellt sein mögen wie Nichteasius das. aus Nikasius, S. Nichtglass 257 aus Nikolaus.

Lexikalisch lässt sich gelegentlich weiter gelangen: s. 78 bleibt Fischarts ausdruck 'oder als wen man jm Elsass inn kellern den wein *feuret*' unerklärt, wie auch bei Martin und Lienhart (nicht Lienhard, wie s. 189. 277) I 133; Hermann Fischers Schwäbisches wörterbuch II 1463 hätte die erklärung geboten: der wein wird stark erhitzt, damit er auch in gefährdetem zustand noch eine weile trinkbar bleibt. *heckesse* 148. 14 ist die schwäbische form für 'eidechse', vgl. H. Fischer II 563 f. und Kluges Etym. wörterbuch [7] 108. Zu *rußpfeife* 197 lässt sich auch auf den artikel rauschflöte des DWb. verweisen.

Nicht der geringste vorzug des inhaltreichen bandes ist, dass er weitere arbeiten zu Fischart anbahnt und anregt: H. selbst verspricht eine untersuchung über die bisher nicht veröffentlichte *Genealogia omnium fere principum Germaniae*, deren spur er s. 30 bei Frisius gefunden hat in der appendix zu Gesners Bibliotheca (Zürich 1583). Dagegen erfahren wir s. 196 mit bedauern, dass sich A. Englert von seiner ergebnisreichen beschäftigung mit Fischart zurückzuziehen entschlossen ist, und s. 275, dass H. an eine verwertung von Meusebachs und Wendelers nachlass auf der kgl. bibliothek zu Berlin nicht denken kann: die mühevolle, aber dankbare aufgabe eines kommentars zur Geschichtklitterung, die einst Meusebach just so angegriffen hatte, wie man's nicht machen muss, wenn man fertig werden will, harrt somit des bearbeiters. Zu leisten bleibt ferner eine kommentierte ausgabe des *Catalogus catalogorum*, deren schwierigkeiten H. s. 24 andeutet, der er aber zugleich klärend und wegweisend vorgearbeitet hat. S. 43 und 95 gibt er an, wie er sich eine vielleicht (von ihm?) zu erwartende kritische ausgabe des Bienenkorbs denkt: sie müsste mit erläuterungen versehen sein, Fischarts ausgabe letzter hand zugrunde legen, alle früheren ausgaben verwerten unter anwendung verschiedener schriftgattungen, wie Alslebens ausgabe der Geschichtklitterung, doch darüber hinaus auch den text des originals von den zusätzen scheiden.

FREIBURG I. BR. ALFRED GÖTZE.

**E. Bethe**, Mythus, sage, märchen. Leipzig 1905. 46 s. (Sonderabdruck aus den Hessischen blättern für volkskunde bd. IV). 1 m.

**Friedrich Panzer**, Märchen, sage und dichtung. München 1905. 56 s. 1 m.

Durch schuld des berichterstatters, der sich durch eine fülle von anderen aufgaben belastet sah, kommen die beiden vorträge erst jetzt zur besprechung. Sie dürfen auch heute noch als völlig unveraltet und förderlich gelten. Gemeinsam ist ihnen das bestreben, allgemeine gesichtspunkte aufzustellen, gemeinsam auch der wunsch, künstlerisch abgerundete leistungen darzubieten. Bethe weiss stimmung zu schaffen, aber Panzer, dem man diese absicht weniger anmerkt, beherrscht die form weit vollkommener. Seine darlegungen, fast ohne eingehen auf einzelfälle, haben eine überzeugende kraft. Wie den hörer, so zwingen sie auch den leser in ihren bann, so dass er sich willenlos den eindrücken hingibt und erst nachträglich zu bedenken genötigt fühlt. Beginnen wir mit einer überschau über den inhalt

der zuerst genannten schrift. Der verfasser erörtert zunächst das aufkommen der drei begriffe. Er streift die romantische anschauung, nach der sage und märchen aus dem göttermythus hervorgegangen sein sollen. Während die märchenforschung die unhaltbarkeit dieser hypothese längst erwiesen hat, blieben für mythus und sage die alten vorstellungen bestehen, die sich namentlich in bezug auf die heldensage verhängnisvoll gezeigt haben. Bethe will darum das verhältnis zwischen göttermythus, heldensage und märchen eingehend beleuchten. Er beginnt mit den märchen, schildert sie als allgemeinbesitz der völker, bemerkt, wie sie sich nach landschaft, sitte, kostüm und phantasiegehalt unterscheiden, bringt (s. 8 f.) eine definition des begriffes, erkennt, wie wenig zahlreich die in unendlich vielen anordnungsformen auftretenden einzelmotive und die grundtypen sind, erörtert das typisierende verfahren und den mangel an geschichtlichem sinn, der sich in ihnen offenbart, und bemerkt schliesslich, dass sie teilweise ein örtliches und persönliches gepräge annehmen. Irgendwelche neue beobachtung findet sich in diesem abschnitte nicht. Wesentlich tiefer dringt der verfasser im zweiten, der sage gewidmeten kapitel vor. Die örtliche gebundenheit wie der anteil an persönlichkeiten und ihrem geschick wird betont und an ein paar gut gewählten beispielen der vorgang geschildert, durch den sich ein märchen zur sage gestaltet. Die überlieferung über den Perserkönig Kyros ist besonders lehrreich: sie enthält eine verquickung von geschichte, sage und märchen (novelle). Mit Erdmannsdörffer (Preuss. jahrbücher 1869 [XXV]) sieht B. zwischen dem zeitalter der sage und dem anfang der geschichtschreibung das zeitalter der novelle. Aber die einzelnen perioden leben auch nebeneinander, lösen einander nicht ab. Heutzutage noch geht im volksmunde nur geschichtliche novelle um anstatt der geschichte. Nach diesen betrachtungen wendet sich der verfasser der sagenhaften umformung zweier stoffe zu, deren träger im hellen lichte historischer überlieferung stehen: er behandelt die sagen von Alexander dem grossen und vom herzog Ernst. In beiden fällen lässt sich märchenhafte ausschmückung beobachten, so dass das ursprüngliche immer mehr in den hintergrund tritt. Aber nicht bloss märchenzüge setzen sich an; in dem masse, wie der held zum heldenideal gesteigert ist, verdunkelt sich sein geschichtliches bild immer mehr. 'So wird allmählich die sage dem märchen ähnlich, auch darin, dass sie schliesslich nicht mehr um des helden willen weiterklingt, der vergessen ist, trotzdem sein name lebt, sondern um der schönen geschichte willen, die aus seinem wirklichen schicksal herausgebildet ist' (s. 27). Natürlich gedenkt B. in diesem zusammenhange der dichterischen mitwirkung. Er nennt die sage (s. 28) 'die dichterisch ausgestattete volkstümliche überlieferung von menschen und ereignissen, die das interesse des volkes erregt hatten'. Hinzuzufügen wäre noch 'und gegenständen', damit merkwürdige bäume, felsen, kunstwerke usw., die sagenbildend wirken, ebenfalls in die begriffsbestimmung hineinbezogen werden. Das erörterte wird nun zur aufhellung der heldensage benutzt. Nur andeutungsweise berührt der verfasser die frage nach ihrer geschichtlichkeit, doch sind seine ausführungen lichtvoll und anregend genug. Neue motivierungen tauchen auf, und die historischen helden werden immer mehr zu typen, ja novellen- und märchenzüge setzen sich an, namentlich in der schilderung der jugendentwicklung des helden. Der dritte teil der schrift behandelt den mythus. Durchaus beistimmen muss man B., wenn er sich dem bestreben gegenüber, die heldensagen auf naturmythen zurückzuführen, sehr zweifelnd verhält. Die mythisch-phantastischen züge in der heldensage sind nicht selten zutaten, die von der besonnenen forschung als solche erkannt werden

müssen. In anderen fällen aber hat die alte romantische auffassung entschieden recht. Eindringen geschichtlicher erinnerungen in die göttermythen kann leicht vor sich gehen. Bei genauer sonderung der einzelnen bestandteile sagenhaft-mythischer überlieferung wird sich ergeben, dass die göttermythen nur selten vorkommen. Weshalb? Weil eine lebendige religion des mythus kaum bedarf. In diesen darlegungen ruhen vielleicht die wichtigsten erkenntnisse, die wir dem vortrage verdanken. Die mythischen elemente, fährt B. fort, sind im märchen und in der sage breit entwickelt worden. Trotzdem ist es falsch, beide formen der erfundenen erzählung als gesunkene mythen anzusprechen, denn mythus, sage und märchen weisen einen verschiedenen ursprung und einen verschiedenen zweck auf. 'Mythus ist primitive philosophie . . ., sage ist primitive geschichte. . . . Das märchen aber ist allein aus dem unterhaltungsbedürfnis entstanden und dient nur ihm' (s. 43 f.). Wie sich das märchen aus sage und mythus bereichert, so sind auch mythus und sage vom märchen beeinflusst. Doch dürfte man neuerdings diese letztere einwirkung wesentlich überschätzt haben, weil man 'ganze märcheneinheiten' in sagen wiederfinden möchte. 'Den ursprünglichen sinn der sage kann der nachweis von märchenmotiven in ihr nicht erschliessen, weil sie nur als aufputz verwandt sind, selbst von fremder herkunft' (s. 45). Mit dem eben angeführten satze ist eine sehr beherzigenswerte mahnung ausgesprochen, die sich auch gegen Panzers Hilde-Gudrun ausdrücklich richtet.

Bethes klare darlegungen, die nur gelegentlich noch schärfer hätten disponiert sein können, bieten nichts umwälzendes, aber sind dankenswert, weil gewisse, eigentlich selbstverständliche dinge leider immer wieder übersehen und vergessen werden, dann auch, weil sich die theoretischen auseinandersetzungen auf reichliche beispiele stützen und darum recht lebensvoll wirken. Zu bessern ist in der zweiten fussnote auf s. 29 der hinweis auf s. 124; es muss dafür s. 28 heissen.

Panzer hat mit dem vortrage über märchen, sage und mythus sein akademisches lehramt in Frankfurt a. M. angetreten. Dem wichtigen zwecke entsprechend ist die antrittsrede sehr sorgfältig ausgefeilt. Mit programmatischer kürze werden ergebnisse mühevoller studien in fesselnder form mitgeteilt. Zu einem wundervollen architekturgebilde fügen sie sich zusammen, und es wird der glänzendste beweis geliefert für die fähigkeit des gelehrten, allgemeinverständlich, gleichsam spielend die schwierigsten probleme zu behandeln. Während sich jedoch gegen Bethes schrift kaum ein triftiger einwand erheben lässt, wird man Panzer, wie dies z. b. Robert Petsch, Archiv für das studium der neueren sprachen und literaturen, bd. 118 (1907), 414 ff. getan hat, nicht ohne manche bedenken beistimmen dürfen. Es ist zunächst als grosser vorzug der lichtvollen erörterungen zu bezeichnen, dass sie feinste merkmale der gattungen aufzeigen. Warum, fragt Panzer, erscheint das märchen immer als abgerundet? Wegen seiner äusseren isoliertheit und wegen der biographischen form. Obgleich schluss und ziel immer die heirat ist, wird das erotische nicht betont. Es fehlt an jedem streben nach verinnerlichung der handlung. Mit typen wird gearbeitet, und wenn namen auftreten, so sind es 'redende'. In der welt des märchens herrscht volle gerechtigkeit, so dass der ausgang dieser geschichten immer befriedigend ist. Über das irdische hinausgehoben, bewegen wir uns im märchen ganz in der sphäre des wunderbaren. Aus traumstimmung entstammt es. Schön wird ein unterschied zwischen sage und märchen herausgearbeitet. 'Wo im märchen sinnliches und übersinnliches natürlich und unlösbar verschmelzen, da kontrastiert die sage die beiden sphären, und darin

liegt eine ihrer wesentlichsten eigenschaften' (s. 18). Das zeitlich, das örtlich bestimmte, das nationale der sage, die einheitlichkeit des tones, der herber, ernster ist, auch ihre episodenhaftigkeit werden hervorgehoben, und der verfasser beleuchtet den prozess der sagenbildung, bei der das historische geschehnis sowohl quantitativ wie qualitativ verändert wird. So dringen mythische, märchenhafte, novellistische elemente ein. Wäre nicht die kunst, so würde das geschichtliche ganz durch diese zutaten überwuchert. Feinsinnig zeigt nun Panzer, wie der umgestaltungsvorgang, durch den wirklichkeit zum kunstwerke wird, die auffallendste ähnlichkeit aufweist mit dem prozesse der sagenbildung. Daraus erklärt sich die tatsache, dass die poesie sich immer wieder der sage bemächtigt und die sage sich stets aufs neue der dichtung zuneigt. Gegenüber der besonders in romanistenkreisen vertretenen ansicht, dass das heldenepos aus prosaberichten entstanden sein könne, stellt Panzer als für ihn völlig sicher die behauptung hin, nur durch dichtung seien sowohl entstehung wie entwicklung und weiterverbreitung der heldensage möglich. Mündliche prosaüberlieferung ist, wie früher erwähnt, nie anders als dürftig. Auch aus dem inneren charakter der heldensage scheint dem verfasser die unmöglichkeit der entgegengesetzten auffassung hervorzugehen. Noch von einem anderen gesichtspunkte aus glaubt er den nachweis, 'dass heldensage von der poesie nicht nur überliefert, sondern erst geschaffen sei' (s. 37) erbringen zu müssen, indem er seine lieblingsidee heranzieht, dass sich zuweilen heldensage aus dem märchen entwickelt habe. Von vornherein wird man, da sich erweisen lässt, dass sagen sich manchmal aus märchen bilden, die anschauung als begründet gutheissen; es fragt sich nur, ob ein so umfängliches kunstwerk, wie es die heldensage in der regel darstellt, vollständig aus einem märchen abgeleitet werden darf, und das bedenken Bethes am schlusse seines vortrages gegen solche versuche ist durchaus berechtigt. Man wird kaum andere als sehr einfache märchengebilde sagenmässiges gepräge annehmen sehen. Aber folgen wir den erörterungen Panzers zunächst weiter. Mit grossem geschick wird dargelegt, weshalb das märchen, das doch reinste poesie ist, nicht in poetischer form auftritt. Der idealisierungsvorgang, durch den die kunst die wirklichkeit verklärt, braucht beim märchen nicht erst einzusetzen: hier befinden wir uns schon in einer wirklichkeitsfremden welt. Dazu kommt, dass das märchen immer am äusserlichen haftet, den stoff nie innerlich durchdringt und deshalb für das gefühlsmässige, das lyrische keinen raum hat. Völlig unlyrisches, rein episches widerstrebt aber der sangbarkeit. Die ältere zeit kannte nur gesungene poesie, und so mussten sich einer poetischen formung des märchens unüberwindliche hindernisse entgegenstellen. 'Ernsthaft aber ist des dichters antlitz. Er verlangt hingebenden glauben für das, was er vorträgt, und um den zu finden, muss seine erzählung, wenn nicht wahr sein, so doch wahr scheinen' (s. 40 f.). Darum wird der dichter genötigt, wenn er märchen vorträgt, sie der glaubhaftigkeit näher zu bringen, d. h. sagenmässig zu behandeln. Es lag Panzer nahe, in diesem zusammenhang seiner Gudrunforschungen zu gedenken. Ausführlich beantwortet er noch die frage, warum keine heldensagen mehr entstehen, trotzdem gerade die neuere deutsche geschichte hätte reichen stoff dazu liefern können. Die einfachste antwort, dass unser geschichtlicher sinn es nicht erlaube, genügt ihm nicht allein. Wir stehen der geschichte überhaupt anders gegenüber als das zeitalter der heldensage. Damals herrschte die 'monumentalische geschichtsbetrachtung', nach Nietzsche nur eine von den drei möglichen arten, die vergangenheit anzuschauen: eine auffassung, die aus der vergangenheit lernen will, wie man sich die

zukunft gestalten soll. Wir menschen der neuzeit kennen bloss die antiquarische und die kritische geschichtsbetrachtung, und beide machen uns unfähig, eine heldensage zu formen. 'Ebendarum ist die geschichte auch nicht mehr der gegebene vorwurf für unsere künstler, unsere dichter' (s. 51). Seitdem wir uns dem psychologischen interesse zugewendet haben, bietet uns die lebendige gegenwart, der alltag genug antriebe zur schöpferischen gestaltung. Die im laufe der literaturgeschichte wachsende vorliebe für das realistische lässt sich nicht leugnen. Die menschheit hat im verlaufe ihrer künstlerischen entwicklung die stufen des märchens und der sage durchlaufen und ist jetzt bei der realistischen kunst angelangt. Was dem erwachsenen nicht mehr genügt, haben sich die kindheit und die jugend angeeignet, und so gilt das biogenetische grundgesetz, nach dem das einzelwesen den entwicklungsgang der gattung, nur in rascherer folge, nochmals durchmacht.

Mit möglichster treue sind wir den ansichten Panzers nachgegangen. Jetzt dürfte es erlaubt sein zu fragen, ob dieser schöne bau wirklich so fest aufgeführt ist, dass er jede belastungsprobe verträgt. Die programmatische fassung, die bei einem vortrage wohl nötig war, hat zu offenbaren verallgemeinerungen den anlass gegeben, denen man keinen andern wert als den von halbwahrheiten zusprechen kann. So weiss Panzer sicher genau, dass er mit den worten 'schluss und ziel des märchens ist immer die heirat' (s. 12) kaum die hälfte der märchen richtig charakterisiert. Nicht genauer ist die angabe, dass sich in der schilderung der realen welt ein absehen von der wirklichkeit zeige (s. 14). Der realismus des märchens geht oft ausserordentlich weit (auch die nicht selten mundartliche form muss man dazu rechnen), nur verträgt er sich ganz gut mit vollkommener phantastik. Die schilderung der personen entweder als vortrefflich oder als ganz schlecht eignet aller volksdichtung, nicht bloss dem märchen; ebenso lässt alle volksdichtung das streben erkennen, die sittlichkeit der weltordnung zu erweisen, das märchen noch am wenigsten. Hat Panzer recht, wenn er sagt, dass die handlung des märchens nicht erotisch sei (s. 12)? Adolf Thimme, Das märchen (Leipzig 1909) s. 135 urteilt zutreffender, wenn er nur für die sammlung der brüder Grimm eine vermeidung des grob sinnlichen zugibt. Selbst deutsche märchenveröffentlichungen, von ausländischen ganz zu schweigen, bieten beispiele vom gegenteil. So ist 'Aschenpüster' mit dem motiv der liebe des vaters zur tochter (Bartsch, Sagen, märchen und gebräuche aus Meklenburg 1. bd., 479 ff.) zu erwähnen, oder man denke an rätselmärchen wie die von Bartsch a. a. o. 579 f. mitgeteilten! Schon Petsch in seiner gründlichen besprechung hat betont, dass die landläufige ansicht, im märchen sei beziehung auf ort und zeit vermieden, nicht gehalten werden kann. Da haben wir etwa die geschichte des Hans von der Wall (A. Haas, Rügensche sagen und märchen[3], Stettin 1903, 202 ff.), unzweifelhaft ein märchen, aber aufs bestimmteste lokalisiert. Hans ist ein hirte in der stadt Bergen; er hütet die schweine nicht auf der 'Schwienweid' südlich vom Nonnensee, sondern in der Rugardheide. Einem riesen folgt er auf die insel Pulitz usw. Aber Petsch macht auf einen wesentlichen unterschied aufmerksam. Das örtliche ist für die sage häufig der ausgangspunkt, während es im märchen nur die glaubhaftigkeit der erzählung erhöhen soll. Übrigens ist das wieder ein zeichen dafür, dass realistische darstellung sehr wohl auch dem märchen eignet. Auf die namenlosigkeit der personen oder die benennung mit sprechenden namen im märchen dürfte ebensowenig ein besonderes gewicht zu legen sein. Namen, auch ohne eine für den zweck des berichtes wesentliche bedeutung, kommen häufig genug vor; man beachte

etwa die negermärchen, die T. von Held (Märchen und sagen der afrikanischen neger, Jena 1904) mitteilt! Soll in allen diesen fällen bereits umformung zur sage angenommen werden, so lässt sich die grenze zwischen diesen zwei gattungen viel weniger sicher ziehen, als es Panzer versucht. Bedenken erheben sich weiter gegen die these: 'Ernsthaft ist des dichters antlitz. Er verlangt hingebenden glauben für das, was er vorträgt.' Der mittelalterliche spielmann, der fabliaudichter kümmert sich doch herzlich wenig darum, ob man ihm glaubt, ja er behandelt mit vorliebe den stoff mit einer geradezu romantischen ironie. Endlich sei noch ein wort zu den ausführungen über die drei arten von geschichtsbetrachtung hinzugefügt. Ist uns wirklich die monumentalische betrachtungsweise der vergangenheit ganz abhandengekommen? Man könnte sie auch als die pathetische bezeichnen; und trifft nicht dieser ausdruck das wesen Treitschkischer darstellungskunst? Dabei übersehe ich natürlich nicht, dass Treitschke der geschichtlichen wahrheit keinen zwang antut. Die freude übrigens am realen ist seit jahrhunderten in der deutschen literatur neben der vorliebe für poetische behandlung phantastischer überlieferungen und der heldensage hergegangen; das aufklärungszeitalter verwirft die phantastik sogar recht gründlich, freilich ohne den uns menschen innewohnenden trieb, uns über die platte wirklichkeit zu erheben, dauernd hemmen zu können.

So regt Panzers arbeit auf schritt und tritt zum nachdenken an. Sie wird — mögen auch einzelfragen künftig anders gelöst werden — immer einen ehrenplatz in unserer wissenschaftlichen literatur über die märchen und sagen behaupten.

DRESDEN. KARL REUSCHEL.

**Albert Waag,** Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, ein blick in das seelenleben der wörter. 2. vermehrte auflage. Lahr i. B., Moritz Schauenburg 1908. XVI, 183 s. Geb. 3,50 m.

Auf grund des Deutschen wörterbuches von Hermann Paul unternimmt es der verfasser, das wechselnde leben der 'wortseele', d. h. den bedeutungswandel der wörter, nach den kategorien von Pauls Prinzipien der sprachgeschichte darzustellen. Er will nur die bedeutsameren erscheinungen hervorheben, wendet sich an alle gebildeten, 'die ein bedürfnis empfinden, über ihre muttersprache nachzudenken', und berücksichtigt besonders die interessen des deutschen sprachunterrichts an den höheren lehranstalten. In der neuen auflage hat er unter beihilfe von S. Singer in Bern und anderen auch auf fremdsprachliche entsprechungen bezug genommen, um durch eine möglichst reiche materialsammlung die sprachgeschichtlichen vorgänge aufzuhellen. Er behandelt in einem 1. kapitel: verengung des bedeutungsumfangs; im 2. kapitel: erweiterung des bedeutungsumfangs; im 3. kapitel: metapher; im 4. kapitel: metonymie; im 5. kapitel: hyperbel, litotes, euphemismus, ironie; im 6. kapitel: aufeinanderfolge verschiedener arten des bedeutungswandels; im 7. kapitel: bedeutungswandel von wortgruppen; im 8. kapitel: anpassung an die kulturverhältnisse und beschliesst sein buch mit einem 'wörterverzeichnis' (s. 175 bis 183). Wir können Waags darstellung im allgemeinen als sachgemäss bezeichnen und für eine rasche orientierung empfehlen, soweit es sich um den lebendigen sprachgebrauch handelt; wo der verfasser sich auf das vorgeschichtliche gebiet

begibt und über die 'ursprüngliche' bedeutung eines wortes sich äussert, macht sich nicht bloss die unselbständigkeit seiner erörterung, sondern auch deren mangelhafte begründung bemerkbar; dies hat zur notwendigen folge, dass jene doch eigentlich grundlegenden partien nicht befriedigen. In diesem stück empfehlen wir für eine neue auflage eine sorgsame revision (z. b. 'bann' s. 14 bedeutet ursprünglich nicht 'jede strafe für übertretung', sondern, wie Paul im Deutschen wörterbuch richtig angibt, 'gebot' usw.); dann wird auch das verhältnismässig sehr dürftige 8. kapitel zu der ihm gebührenden bedeutung gelangen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

## NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

**Codex germ. Monac. 714.** – Wickede, Walther v., Die geistlichen gedichte des cgm 714. [Rostocker dissert.] Hamburg 1909. 120 s.

**Eberhart, Wilhelm,** Beiträge zur lösung der sprachrätsel. Strassburg i. E. und Leipzig, Josef Singer 1909. 169 s.

**Goeckingk.** – Kasch, Fritz, Leopold F. G. von Goeckingk. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft, herausg. von E. Elster. V.] Marburg, Elwert 1909. VIII, 139 s. 3,20 m.

**Goethe.** – Geiger, Ludwig, Goethe. Sein leben und schaffen dem deutschen volke erzählt. Berlin und Wien, Ullstein & Co. 1910. (VIII), 493 s. Geb. 6 m.

– Haupt, Walter C., Die poetische form von Goethes Faust. Eine metrische untersuchung. Leipzig, Rudolf Haupt 1909. 81 s. 2,80 m.

– Warnecke, Friedr., Goethe und Schiller. Weimar, Böhlau 1909. 15 s. 0,60 m.

– Zimmermann, Ernst, Goethes Egmont. [Bausteine zur gesch. der neueren deutschen lit., hsg. von J. Saran. I.] Halle, Niemeyer 1909. XII, 161 s. 3 m.

**Hoffmann, E. T. A.** – Schaeffer, Carl, Die bedeutung des musikalischen und akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem schaffen. [Beiträge . . ., hsg. von E. Elster. XIV.] Marburg, Elwert 1909. VIII, 239 s.

**Hölty.** - Michael, Wilh., Überlieferung und reihenfolge der gedichte Höltys. [Bausteine . . ., hsg. von F. Saran. II.] Halle, Niemeyer 1909. VIII, 170 s. und 1 faks. 3 m.

**Houwald.** – Schmidtborn, Otto, Christ. Ernst Frhr. von Houwald als dramatiker. [Beiträge . . ., herausg. von E. Elster. VIII.] Marburg, Elwert 1909. (VIII), 117 s. 3 m.

**Jakobsen, Jakob,** Etymologisk ordbog over det norrøne sprog på Shetland. 2. hæfte: gopn–liver. Kbhvn, Prior 1909. S. 241–480.

**Kauffmann, Friedr.,** Deutsche grammatik. Kurzgefasste laut- und formenlehre

des gotischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen. 5. aufl. Marburg, N. G. Elwert 1909. VIII, 119 s.

**Kluge, Friedr.,** Unser deutsch. Einführung in die muttersprache. Vorträge und aufsätze. 2. aufl. Leipzig, Quelle & Meyer 1910. VI, 152 s. Geb. 1,25 m.

**Laȝamon.** Hoffmann, Paul, Das grammatische genus in Laȝamons Brut. [Studien zur engl. philologie, herausg. von L. Morsbach. XXXVI.]. Halle, Niemeyer 1909. (IV), 71 s. 2 m.

**Liederhandschrift, Haager.** — Kalla, Anton, Über die Haager liederhandschrift nr. 721. [Prager deutsche studien, herausg. von C. v. Kraus. XIV.] Prag, Carl Bellmann 1909. (X), 143 s.

**Marlowe.** — de Vries, Harm R. O., Die überlieferung von Marlowes Doctor Faustus. [Studien zur engl. philologie, herausg. von L. Morsbach. XXXV.] Halle, Niemeyer 1909. XII, 89 s. 3 m.

**Nibelungenlied.** Abeling, Theodor, Das Nibelungenlied und seine literatur. 2. teil. Mit einem faksimile. [Teutonia . . ., herausg. von W. Uhl. VII. suppl.] Leipzig, E. Avenarius 1909. XX, 76 s. 3 m.

**Ordbok** öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 39. Dekoratris — demokrat. Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1909. Sp. 545—704. 1,50 kr.

**Reimgedichte.** Habermann, Paul, Die metrik der kleineren althochdeutschen reimgedichte. Halle, Niemeyer 1909. VIII, 194 s. 7 m.

**Weise, O.,** Unsere muttersprache, ihr werden und ihr wesen. 7. verbesserte aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1909. VIII, 278 s. Geb. 2,80 m.

## NACHRICHTEN.

D. dr. Max Rieger, in dem auch unsere zeitschrift einen mitarbeiter betrauert, verschied am 10. november 1909 zu Alsbach (geboren zu Darmstadt 8. april 1828).

Geh. hofrat professor dr. Friedrich Kluge in Freiburg i. B. wurde zum korrespondierenden mitglied der königl. bayrischen akademie der wissenschaften erwählt.

# I. SACHREGISTER.

## II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.



## III. WORTREGISTER.

### Neuhochdeutsch.



### Altnordisch.



Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.

